This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

Basler Mission - Deutscher Zweig e.V.
Stuttgart
Stuttgart-S, Hausteigstr. 34

Basler Missions-Agentur
in Stuttgart, Heusteigstr. 34, I

Evangelisches

Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft in Basel

von

Missionar P. Steiner.

1892. -- Sechsunddreißigster Jahrgang. - 1892.

Basel.
Verlag der Missionsbuchhandlung.
1892.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
FEB 5 1969

Inhalt.

Seite

Blantyre, eine evangelische Musterstation. Von P. J. Richter . 1. 71
Der Bildungswert der Mission. Aus einem Vortrag von Prof. Holtzmann 16
Eindrücke von der Insel Ceylon. Von Miss. W. Schmolck . 25
Missionspredigt über Phil. 4,5. Von Pfr. K. Walz . . . 49
Ein buddhistisches Kloster in China 57
Die Londoner Mission in Neu-Guinea . . 78. 97. 149. 186
Benares, die heilige Stätte des Hinduismus 112
Ueberfall der Mission in Itschang (China) 122
William Carey als Bahnbrecher der evang. Mission 129. 177. 240
Unter den Indianern 141
Eine officielle Anerkennung der Mission 159
Die Religion der afrikanischen Naturvölker 203
Ein Besuch bei der Universitäten-Mission. Von P. J. Richter 225
Chinesische Urteile über die Mission 257
Auch eine Missionsfrucht 268. 332. 368. 408
Leben und Wirken des Negerbischofs S. Crowther. Von Miss. Mann 283. 305. 353. 400
Gemeinsame Aufgaben der Mission und der Kolonialregierung im Togoland. Von Miss. M. Seeger 319
Die Missionsarbeit in Indien, ein Geduldswerk. Von Miss. W. Schmolck 353
Das Auftreten des Christentums im Römischen Weltreich und im Indischen Kaiserreich. Eine missionsgeschichtliche Parallele von Miss. Limbach 385. 457
Altes und Neues aus China 433. 481
Ein merkwürdiges Eingeständnis 464
Eine neue Form des Buddhismus in Japan 495
Erläuterungen zu den Bildern:
Gottesacker in Abetifi 37
Missionskirche in Kannanur 161
Kapelle und Missionshaus in Hongkong 209
Missionskirche in Guledgudd 250
Missionshaus in Viktoria 342
Reisender Mandarin 378
Das Basler Missionsspital in Kalikut (Indien) 416
Der Missionar auf der Predigtreise 466
Missionshaus in Bonaberi (Kamerun) 504

Missions-Zeitung.

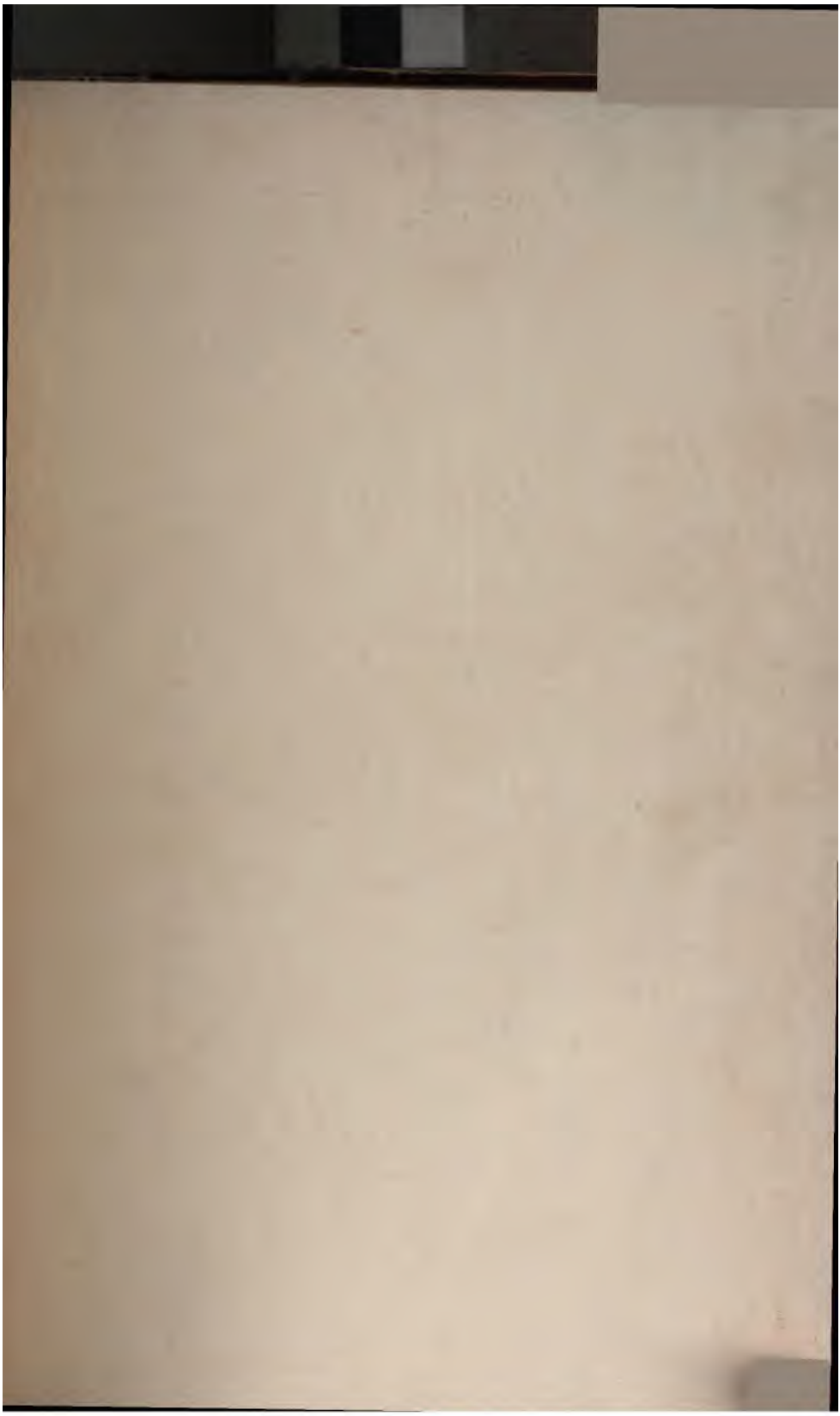
a) Rundschau: Seite

Nordamerika 39
Mittel- und Süd-Amerika 82
Westafrika: Senegambien, Sierra Leone, Yoruba und das Nigergebiet 163
Liberia 212
Die Basler Mission auf der Goldküste und in Kamerun . . . 292
Sklavenküste: 1) die Norddeutsche Mission. — 2) die schottischen Presbyterianer in Alt-Kalabar 343
Das Kongogebiet 421
Die deutschen Missionen in Südafrika 469

b) Neuestes und Vermischtes: Siehe das Register.

Bücheranzeigen:

Göler, v. An einem geschichtlichen Wendepunkt 256
Grundemann, D. Dornen und Aehren vom Missionsfelde X. . 96
— — Nacht und Morgen in fernen Ländern III. David Arendse . 96
— — Vater Christliebs Abendunterhaltungen 96
Heilmann, Dr. Missionskarte mit Begleitwort 96
Kruger et *Borel*. Carte murale des missions de l'Afrique. . 128
Missions-Weltkarte mit Beilage: Ein Ruf an das Christenvolk . 96
Myers, J. B. William Carey 384
Paul, Pfr. Das Evangelium in Deutsch-Ostafrika 384
Pfotenhauer: Die Mission der Jesuiten in Paraguay. 2. Teil . 95
Plath, Prof. Lic. theol. Was bedeutet die Entdeckung Amerikas für die christliche Kirche? 512
Rey, C. Mad. Une femme missionnaire. Souvenirs de la vie et de la mort de Mad. Coillard 256
Richter, P. Die evangelische Mission im Nyasa-Lande . . . 176
Schmiedel, O. Kultur- und Missionsbilder aus Japan . . . 256
Schneider, J. G. Die gute Botschaft. Nr. 3. Ein Besuch in Paramaribo 95
— — — Nr. 4. Eine Weihnachtsfeier in Labrador . . . 95
Thomas, J. W. Von Nias nach Kaiser-Wilhelmsland u. s. w. . 512
Traktate, Kleine, der Brüdergemeine 512
Wahl, J. Der Stand der evangelischen Heidenmission in den Jahren 1845 und 1890 383
Warneck, D. Welchen Gewinn bringt die Arbeit für die Mission, Pastoren und Gemeinden? 512
Zahn, Missionsinspektor. Die evangel. Kirche als welterobernde Macht 384



Gottesacker in Abetifi.

Blantyre, eine evangelische Musterstation.

Von Pastor Richter in Rheinsberg.

Als in den missionstheoretischen Erörterungen des vorigen Jahres uns Evangelischen so oft das Vorbild der katholischen Missionsstationen, besonders von Bagamoio mit seinen ausgedehnten Plantagen vorgehalten wurde, wiesen die Kenner der evangelischen Mission wiederholt auf Blantyre hin, als auf einen Ort, wo sich die evangelische Missionsarbeit in einer ihrer Natur angemessenen Weise entfaltet habe. So möchte ich auf Grund eines sehr reichlichen, mir von der schottischen Staatskirche zur Verfügung gestellten Materials den Leser im Geiste zu einem Besuch in Blantyre einladen.

I.

Wir haben eine weite Reise vor uns. Port Said, Aden, Sansibar und Kilimane sind die wichtigsten Stationen. Ein paar Meilen südlich von Kilimane fahren wir durch die Tschinde-Mündung in den Sambesi; oberhalb Schupanga verlassen wir den Sambesi, um in seinen großen Nebenfluß, den Schire, einzubiegen. Auf diesem trägt uns das Dampfschiff bis zu dem südlichen Ende der Murchison-Fälle. Hier sind wir nahe am Ziele; es wartet unser nur noch eine Landreise von 5 Meilen auf steilen, aber gut gebahnten Wegen hinauf in das Schirehochland. Wenn wir früh am Morgen von der Dampferstation aufbrechen, können wir vor Sonnenuntergang Blantyre erreichen.

Wir kommen die letzte Meile auf einer sauberen, gut gehaltenen Straße, im Schatten hoher Bäume zu beiden Seiten, dann an einer sehr europäisch aussehenden Niederlassung von Farm-

häusern, Schulhäusern, Werkstätten und ziegelgedeckten Läden vorbei, zum Pfarrhaus, einem hübschen Farmhaus, wie es aussieht; aber es hat viele Verandas, die durchaus nicht englisch sind, und lange französische Fenster mit blitzenden Glastafeln. Rings um das Haus sehen wir Geranium, Rosen, Dahlia und andere englische Gartenblumen, daneben große Gebüsche, Aloe, Dracänen und einheimische Schlinggewächse mit leuchtenden Blüten. Wir treten in das Haus. Ein schwarzer Diener weist uns in das Wohnzimmer, einen sehr hübsch ausgestatteten Wohnraum, obgleich viel von der Ausstattung an Ort und Stelle gefertigt ist; mit Bildern, Piano, Harmonium, hundert geschmackvollen kleinen Nippsachen und überall Blumen in Töpfen und Vasen. Auf den Tischen liegen neue Bücher und Zeitschriften. Nach unserer langen Reise hierher durch die tropisch-heißen Niederungen des Sambesi und Schire und über die heiße Straße, die sich vom Fluß nach dem Hochland von Blantyre hinaufwindet, sind wir überrascht, einen regelrechten englischen Kamin in Missionar Scotts Wohnzimmer zu finden, und wenn wir unsern Besuch bis Abend ausdehnen, werden wir ein hübsches Feuer knistern und glühen sehen auf dem breiten Steinherd. Denn fast zu allen Jahreszeiten sind die Nächte in Blantyre kühl, und auch abgesehen davon, ist es für Engländer immer besonders anheimelnd, vor einem Holzfeuer zu sitzen. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden dich, lieber Leser, Herr und Frau Scott zur Tafel laden, und du wirst höchlichst überrascht sein, im Herzen von Afrika in einem ganz regelrechten Eßzimmer mit durchaus korrekter Einrichtung zu speisen, an einem hübschen Tisch zu sitzen, der von Blumendekorationen und blankem Geschirr strahlt, und auf welchem ein Mahl serviert wird, so sauber und schmackhaft, wie in irgend einem englischen Pfarrhause. Fast alle Gerichte sind aus einheimischen Produkten hergestellt und sind sehr wenig abhängig von den unschmackhaften Zinnbüchsen, die aus England gesandt werden. Auch ist jeder so sauber gekleidet, schaut so glücklich drein und ist so wohl unterrichtet, vielleicht viel besser belesen als du selbst, daß du nach einer schmackhaften Tasse Kaffee zum Schluß im Wohnzimmer — aus Kaffee und versüßt mit

Zucker, die kaum eine Viertelmeile vom Pfarrhaus gewachsen sind — in die duftende violette afrikanische Nacht nach deinem Logis zurückgehst, mit einem Missionsknaben, der dir mit der Laterne leuchtet, und ganz aufgelegt bist, in fast überschwänglichen Ausdrücken von den glänzenden, gut eingerichteten Wohnungen zu reden, die sich schottische Missionare selbst im Nyassalande gebaut haben — gebaut noch dazu fast gänzlich mit ihren eigenen Händen.*)

Aber du bist doch mit deinem Eindruck nicht ganz zufrieden; es scheint dir, als hätten sich die Missionare doch wohl einfacher einrichten können. Wenn sie auch die Gebäude mit ihren eigenen Händen und im Schweiß ihres Angesichts erbaut haben, warum sollen sie so viel hübscher wohnen als du selbst? Das stimmt nicht ganz mit deinen landläufigen Anschauungen von missionarischer Sparsamkeit. Höre das Urteil eines Mannes, der eine achtjährige Erfahrung in dieser Angelegenheit hinter sich hat. „Alle Versuche, hier Missionen wohlfeil einzurichten, sind schrecklich fehlgeschlagen. Ein Missionar braucht in Afrika mehr als eine Grashütte, einen Sonnenschirm und eine Bibel. Er mag damit in den Kontinent eindringen, aber er wird dann nie wiederkehren. Das Hungerprinzip kann nur auf Kosten ernsten, wertvollen Lebens durchgeführt werden.

„Wohnhäuser in Afrika sollen groß und luftig sein, um recht viel frische Luft zu sichern. Der Unterschied zwischen dem Schlafen in einem kleinen Grashause, wo die Lehmwände eine Brutstätte aller Art schädlicher Keime und Insekten sind, und in einem luftigen, gut ventilierten Zimmer, sind in die Augen fallend. In dem ersten erwacht man mit belegter Zunge, bleichem Aussehen und müde, als hätte man nicht geschlafen. In dem andern ist die Luft am Morgen so frisch, wie in der Nacht, und man springt vom Lager, erfrischt durch tiefen Schlaf und voll Leben und Kraft zum Tagewerk." **) Wir müssen uns also viel mehr freuen, daß

*) Vorstehende Schilderung ist von dem Generalkonsul des Nyassa-Landes Johnston; erschienen im Graphic, Oktober 1890; abgedruckt Mission Record 1891, Febr. S. 26 u. 27.

**) Missionar Hetherwick in Domasi, Mission Record, 1891, April S. 91.

die Missionare bei ihrer harten Arbeit unter einem aufreibenden Klima im stande gewesen sind, sich so gemütlich einzurichten. Das erhält sie frisch zur Arbeit.

Wir setzen unsere Umschau auf der Station fort. Wir haben das Schönste noch nicht gesehen. Wir gehen wenige Schritte durch den Blumengarten vor dem Missionshause und stehen vor der herrlichen Kirche von Blantyre. Dieselbe ist eine der schönsten christlichen Kirchen auf dem Festlande Afrikas, unstreitig die schönste in Central-Afrika. Wer ist der Erbauer dieses Meisterwerks? Die Pläne und Zeichnungen hat kein anderer als der leitende Missionar von Blantyre, Rev. Scott, entworfen. Bei der Ausführung hatte die ersten anderthalb Jahr ein Baukundiger, David Buchanan, die Oberaufsicht. Der konnte aber nicht länger in Blantyre bleiben; so blieb dem Missionar Scott nichts anderes übrig, als auch die Ausführung des Baues und zwar gerade die schwierigsten Teile desselben, Dach, Türme und Kuppel, selbst in die Hand zu nehmen. Und die Arbeiter? Die Zimmerleute, Maurer, Poliere u. s. w., alles was Geschick und Uebung erforderte, waren die eingeborenen Christen und Katechumenen, die ihre Kunstfertigkeiten von den Handwerker-Missionaren gelernt hatten. Und die Ziegelmacher, Holzsäger, Wasserträger und Zulanger waren wilde, kriegshungrige Angoni, die hier in Blantyre gezähmt und in das Joch heilsamer Arbeit gespannt wurden. So ist diese Kirche fast ausschließlich von der Mission aufgeführt, ein Ehrendenkmal evangelischer Missionsarbeit mitten im finstern Erdteil.

Sehen wir uns den schönen Kirchenbau etwas näher an. Er ist in Form eines lateinischen Kreuzes mit kurzen Querarmen und halbkreisförmiger Apsis aufgeführt. 106 Fuß lang bei 30 Fuß breit und 37 Fuß Firsthöhe, ist es nicht gerade ein gewaltiges, aber weites, hohes und luftiges Gotteshaus. Mit welcher Freude versammelten sich am 10. Mai vorigen Jahres Europäer und Eingeborne in der schönen Kirche zur feierlichen Einweihung! Daß sie den Wert derselben vollauf zu schätzen wußten, bewies die beim Ausgang gesammelte Kollekte von 700 Mark.

Und doch will sich vielleicht auch angesichts dieser schönen Kirche wieder der Gedanke bei uns einschleichen: hätte nicht eine einfachere, mit weniger Kosten aufgeführte dem Bedürfnis auch genügt? Ich will dagegen drei Gründe ins Feld führen: 1) Das Gotteshaus wird sehr gründlich ausgenutzt. Hier ist der Kirchenzettel: Sonntags: 8 Uhr Mangandja-Gottesdienst; 9 Uhr Englischer Gottesdienst; ½11 Uhr Hauptversammlung der Eingeborenen; ½3 Uhr Sonntagsschule; ½7 Uhr Englischer Abendgottesdienst. Wochentags: 8 Uhr Mangandja-Morgensegen; ½2 Uhr Gottesdienst der Arbeiter; ½7 Uhr Englischer Abendsegen. Außerdem Dienstag und Freitag 7 Uhr Vorm. Bibelklasse.*) Alle diese gottesdienstlichen Feiern finden in der Kirche statt. Welches von den glänzenden und stilvollen Gotteshäusern unserer deutschen Heimat wird in gleichem Maße benutzt, eine Stätte des Gebets und der Predigt zu sein für viel Volk? 2) Ferner sind die Kosten dieser Kirche für die heimische Missionsgemeinde gar keine erheblichen gewesen; sie kostete nur 20,000 Mk. Alles übrige ist teils durch Extragaben und Geschenke von Pflanzern, Reisenden, Missionaren und Beamten der Seengesellschaft aufgebracht, teils durch Arbeitsleistungen der kleinen Blantyre-Gemeinde erstattet. Wenn aber in einem Gemeindlein von Heidenchristen Opfersinn genug herrscht, Arbeit und Schweiß nicht zu scheuen, um „ihre" Kirche schön zu bauen, wer sollte sich darüber nicht freuen? 3) Und dann hat doch Missionar Hetherwick unstreitig Recht, wenn er sagt: „Die Kirche soll das sichtbare Centrum des Missionslebens und der Arbeit sein. Laß den Missionar keine Mühe sparen, seine Kirche inwendig und auswendig schön zu machen. Sie sei das Symbol seines und seiner Gehilfen Glaubens. Der Eingeborne kann durch das Auge ebenso gut erreicht werden, als durch das Ohr; und ein Gebäude, das größte und beste der Mission, welches der Gottesverehrung geweiht ist, unterstützt den Eindruck der Worte des Missionars und erreicht des Eingebornen Herz." **)

*) Life and Work. Blantyre Supplement. Jan. 1891.
**) Mission Record 1891. April 92.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
FEB 5 1969

BL2000
A8
1892

Inhalt.

Seite

Blantyre, eine evangelische Musterstation. Von P. J. Richter . 1. 71
Der Bildungswert der Mission. Aus einem Vortrag von Prof. Holtzmann 16
Eindrücke von der Insel Ceylon. Von Miss. W. Schmolck . 25
Missionspredigt über Phil. 4,5. Von Pfr. K. Walz . . . 49
Ein buddhistisches Kloster in China 57
Die Londoner Mission in Neu-Guinea . . 78. 97. 149. 186
Benares, die heilige Stätte des Hinduismus . . . 112
Ueberfall der Mission in Itschang (China) 122
William Carey als Bahnbrecher der evang. Mission 129. 177. 240
Unter den Indianern 141
Eine officielle Anerkennung der Mission 159
Die Religion der afrikanischen Naturvölker 203
Ein Besuch bei der Universitäten-Mission. Von P. J. Richter 225
Chinesische Urteile über die Mission 257
Auch eine Missionsfrucht 268. 332. 368. 408
Leben und Wirken des Negerbischofs S. Crowther. Von Miss. Mann 283. 305. 353. 400
Gemeinsame Aufgaben der Mission und der Kolonialregierung im Togoland. Von Miss. M. Seeger . . . 319
Die Missionsarbeit in Indien, ein Geduldswerk. Von Miss. W. Schmolck 353
Das Auftreten des Christentums im Römischen Weltreich und im Indischen Kaiserreich. Eine missionsgeschichtliche Parallele von Miss. Limbach 385. 457
Altes und Neues aus China 433. 481
Ein merkwürdiges Eingeständnis 464
Eine neue Form des Buddhismus in Japan . . . 495
Erläuterungen zu den Bildern:
Gottesacker in Abetifi 37
Missionskirche in Kannanur 161
Kapelle und Missionshaus in Hongkong 209
Missionskirche in Guledgudd 250
Missionshaus in Viktoria 342
Reisender Mandarin 378
Das Basler Missionsspital in Kalikut (Indien) 416
Der Missionar auf der Predigtreise 466
Missionshaus in Bonaberi (Kamerun) 504

Missions-Zeitung.

a) Rundschau: Seite

Nordamerika 39
Mittel- und Süd-Amerika 82
Westafrika: Senegambien, Sierra Leone, Yoruba und das Nigergebiet 163
Liberia 212
Die Basler Mission auf der Goldküste und in Kamerun . . . 292
Sklavenküste: 1) die Norddeutsche Mission. — 2) die schottischen Presbyterianer in Alt-Kalabar 343
Das Kongogebiet 421
Die deutschen Missionen in Südafrika 469

b) Neuestes und Vermischtes: Siehe das Register.

Bücheranzeigen:

Göler, v. An einem geschichtlichen Wendepunkt 256
Grundemann, D. Dornen und Aehren vom Missionsfelde X. . 96
— — Nacht und Morgen in fernen Ländern III. David Arendse . 96
— — Vater Christliebs Abendunterhaltungen 96
Heilmann, Dr. Missionskarte mit Begleitwort 96
Kruger et *Borel*. Carte murale des missions de l'Afrique. . 128
Missions-Weltkarte mit Beilage: Ein Ruf an das Christenvolk . . 96
Myers, J. B. William Carey 384
Paul, Pfr. Das Evangelium in Deutsch-Ostafrika 384
Pfotenhauer: Die Mission der Jesuiten in Paraguay. 2. Teil . 95
Plath, Prof. Lic. theol. Was bedeutet die Entdeckung Amerikas für die christliche Kirche? 512
Rey, C. Mad. Une femme missionnaire. Souvenirs de la vie et de la mort de Mad. Coillard 256
Richter, P. Die evangelische Mission im Nyasa-Lande . . . 176
Schmiedel, O. Kultur- und Missionsbilder aus Japan . . . 256
Schneider, J. G. Die gute Botschaft. Nr. 3. Ein Besuch in Paramaribo 95
— — — Nr. 4. Eine Weihnachtsfeier in Labrador 95
Thomas, J. W. Von Nias nach Kaiser-Wilhelmsland u. s. w. . . 512
Traktate, Kleine, der Brüdergemeine 512
Wahl, J. Der Stand der evangelischen Heidenmission in den Jahren 1845 und 1890 383
Warneck, D. Welchen Gewinn bringt die Arbeit für die Mission, Pastoren und Gemeinden? 512
Zahn, Missionsinspektor. Die evangel. Kirche als welterobernde Macht 384

Gottesacker in Abetifi.

Blantyre, eine evangelische Musterstation.

Von Pastor Richter in Rheinsberg.

Als in den missionstheoretischen Erörterungen des vorigen Jahres uns Evangelischen so oft das Vorbild der katholischen Missionsstationen, besonders von Bagamoio mit seinen ausgedehnten Plantagen vorgehalten wurde, wiesen die Kenner der evangelischen Mission wiederholt auf Blantyre hin, als auf einen Ort, wo sich die evangelische Missionsarbeit in einer ihrer Natur angemessenen Weise entfaltet habe. So möchte ich auf Grund eines sehr reichlichen, mir von der schottischen Staatskirche zur Verfügung gestellten Materials den Leser im Geiste zu einem Besuch in Blantyre einladen.

I.

Wir haben eine weite Reise vor uns. Port Said, Aden, Sansibar und Kilimane sind die wichtigsten Stationen. Ein paar Meilen südlich von Kilimane fahren wir durch die Tschinde-Mündung in den Sambesi; oberhalb Schupanga verlassen wir den Sambesi, um in seinen großen Nebenfluß, den Schire, einzubiegen. Auf diesem trägt uns das Dampfschiff bis zu dem südlichen Ende der Murchison-Fälle. Hier sind wir nahe am Ziele; es wartet unser nur noch eine Landreise von 5 Meilen auf steilen, aber gut gebahnten Wegen hinauf in das Schirehochland. Wenn wir früh am Morgen von der Dampferstation aufbrechen, können wir vor Sonnenuntergang Blantyre erreichen.

Wir kommen die letzte Meile auf einer sauberen, gut gehaltenen Straße, im Schatten hoher Bäume zu beiden Seiten, dann an einer sehr europäisch aussehenden Niederlassung von Farm-

die Missionare bei ihrer harten Arbeit unter einem aufreibenden Klima im stande gewesen sind, sich so gemütlich einzurichten. Das erhält sie frisch zur Arbeit.

Wir setzen unsere Umschau auf der Station fort. Wir haben das Schönste noch nicht gesehen. Wir gehen wenige Schritte durch den Blumengarten vor dem Missionshause und stehen vor der herrlichen Kirche von Blantyre. Dieselbe ist eine der schönsten christlichen Kirchen auf dem Festlande Afrikas, unstreitig die schönste in Central-Afrika. Wer ist der Erbauer dieses Meisterwerks? Die Pläne und Zeichnungen hat kein anderer als der leitende Missionar von Blantyre, Rev. Scott, entworfen. Bei der Ausführung hatte die ersten anderthalb Jahr ein Baukundiger, David Buchanan, die Oberaufsicht. Der konnte aber nicht länger in Blantyre bleiben; so blieb dem Missionar Scott nichts anderes übrig, als auch die Ausführung des Baues und zwar gerade die schwierigsten Teile desselben, Dach, Türme und Kuppel, selbst in die Hand zu nehmen. Und die Arbeiter? Die Zimmerleute, Maurer, Poliere u. s. w., alles was Geschick und Uebung erforderte, waren die eingeborenen Christen und Katechumenen, die ihre Kunstfertigkeiten von den Handwerker-Missionaren gelernt hatten. Und die Ziegelmacher, Holzsäger, Wasserträger und Zulanger waren wilde, kriegshungrige Angoni, die hier in Blantyre gezähmt und in das Joch heilsamer Arbeit gespannt wurden. So ist diese Kirche fast ausschließlich von der Mission aufgeführt, ein Ehrendenkmal evangelischer Missionsarbeit mitten im finstern Erdteil.

Sehen wir uns den schönen Kirchenbau etwas näher an. Er ist in Form eines lateinischen Kreuzes mit kurzen Querarmen und halbkreisförmiger Apsis aufgeführt. 106 Fuß lang bei 30 Fuß breit und 37 Fuß Firsthöhe, ist es nicht gerade ein gewaltiges, aber weites, hohes und luftiges Gotteshaus. Mit welcher Freude versammelten sich am 10. Mai vorigen Jahres Europäer und Eingeborne in der schönen Kirche zur feierlichen Einweihung! Daß sie den Wert derselben vollauf zu schätzen wußten, bewies die beim Ausgang gesammelte Kollekte von 700 Mark.

Und doch will sich vielleicht auch angesichts dieser schönen Kirche wieder der Gedanke bei uns einschleichen: hätte nicht eine einfachere, mit weniger Kosten aufgeführte dem Bedürfnis auch genügt? Ich will dagegen drei Gründe ins Feld führen: 1) Das Gotteshaus wird sehr gründlich ausgenutzt. Hier ist der Kirchenzettel: Sonntags: 8 Uhr Mangandja-Gottesdienst; 9 Uhr Englischer Gottesdienst; ½11 Uhr Hauptversammlung der Eingeborenen; ½3 Uhr Sonntagsschule; ½7 Uhr Englischer Abendgottesdienst. Wochentags: 8 Uhr Mangandja-Morgensegen; ½2 Uhr Gottesdienst der Arbeiter; ½7 Uhr Englischer Abendsegen. Außerdem Dienstag und Freitag 7 Uhr Vorm. Bibelklasse.*) Alle diese gottesdienstlichen Feiern finden in der Kirche statt. Welches von den glänzenden und stilvollen Gotteshäusern unserer deutschen Heimat wird in gleichem Maße benutzt, eine Stätte des Gebets und der Predigt zu sein für viel Volk? 2) Ferner sind die Kosten dieser Kirche für die heimische Missionsgemeinde gar keine erheblichen gewesen; sie kostete nur 20,000 Mk. Alles übrige ist teils durch Extragaben und Geschenke von Pflanzern, Reisenden, Missionaren und Beamten der Seengesellschaft aufgebracht, teils durch Arbeitsleistungen der kleinen Blantyre-Gemeinde erstattet. Wenn aber in einem Gemeindlein von Heidenchristen Opfersinn genug herrscht, Arbeit und Schweiß nicht zu scheuen, um „ihre" Kirche schön zu bauen, wer sollte sich darüber nicht freuen? 3) Und dann hat doch Missionar Hetherwick unstreitig Recht, wenn er sagt: „Die Kirche soll das sichtbare Centrum des Missionslebens und der Arbeit sein. Laß den Missionar keine Mühe sparen, seine Kirche inwendig und auswendig schön zu machen. Sie sei das Symbol seines und seiner Gehilfen Glaubens. Der Eingeborne kann durch das Auge ebenso gut erreicht werden, als durch das Ohr; und ein Gebäude, das größte und beste der Mission, welches der Gottesverehrung geweiht ist, unterstützt den Eindruck der Worte des Missionars und erreicht des Eingebornen Herz." **)

*) Life and Work. Blantyre Supplement. Jan. 1891.
**) Mission Record 1891. April 92.

Wir setzen unsere Wanderung fort und kommen zu einer ganzen Gruppe von Gebäuden, welche in hohem Maße unser Interesse zu erwecken im stande sind. Da liegen nahe bei einander, zum Teil in einander gebaut, die Schulhäuser für die Knaben- und Mädchenschule und die Kosthäuser für die Knaben und Mädchen. Ueber 100 Knaben und ca. 70 Mädchen erhalten hier täglich Unterricht, und fast die Hälfte von ihnen wohnt auf der Station, die Knaben unter Aufsicht des weißen Lehrers, die Mädchen unter der Obhut einer weißen Lehrerin. Interessant ist besonders der „Lehrsaal" für die Knaben. Es ist ein halbkreisförmiger Schuppen, dessen Mitte oben offen ist und der Luft und dem Licht freien Zutritt gewährt. Rings in der Gallerie sitzen die einzelnen Gruppen oder „Klassen", jede mit einem schwarzen Lehrer; und der weiße Lehrer Smith, welcher die oberste Klasse unterrichtet, beaufsichtigt zugleich alle die einzelnen Gruppen und behält die ganze Schule unter Augen. Diese zuerst seltsam scheinende Einrichtung war notwendig, weil jeder eingeborne Lehrer nur etwa 10 Kinder unterrichten kann, auch sind die Kinder auf so verschiedenem Wissensstandpunkt, daß es unmöglich wäre, alle zugleich zu fördern; und vor allem ist es dem Afrikaner, auch dem kleinen, ganz undenkbar, irgend etwas zu arbeiten, ohne den entsprechenden Lärm zu machen. Wenn die Afrikaner gehen, so singen sie; laufen sie, so schreien sie; soll die Reise schnell gehen oder kostet sie besondere Anstrengung, so brüllen sie aus Leibeskräften. So haben in einer Afrikaner-Schule die Lungen ebenso angestrengte Arbeit, als die Köpfe, und es gehören ziemliche Nerven dazu für einen Lehrer, in diesem Lärm auszuhalten. — Im Vorübergehen werfen wir auch einen Blick in das Knabenkosthaus. Die große Anzahl von Kindern, welche von weit entlegenen Dörfern die Blantyre-Schulen besuchen, finden hier neben dem freien Unterricht auch freie Verpflegung. Solche Kostschulen haben in der Mission ihre besonderen Gefahren; wie leicht werden Kinder darin ihren väterlichen Sitten entfremdet und an Ansprüche und Lebensweisen gewöhnt, die sie hernach nicht durchführen können! Da halten sich diese evangelischen Kostschulen am

Nyassa musterhaft. In dem Haus für die Knaben finden wir nur zwei Zimmer, Wohn- und Schlafzimmer. Das Wohnzimmer hat Tische und Bänke und ein paar Regale für die Schulbücher. Im Schlafzimmer ist nichts von einer Bettstelle zu sehen. Und wo schlafen die Kinder? Rings an den Wänden herum sehen wir eine Lehmestrade etwa 2 Fuß hoch aufgeführt; darauf breiten die Kinder ihre einfachen Matten; ein Stück Holz oder ein Bündel Gras dient als Kopfkissen, und das Lager ist fertig. Entsprechend einfach und angemessen ist der Tageslauf der Kinder; hier folge die Tagesordnung: „Morgens 6 Uhr wird die ganze Station mit dem Horn geweckt. Die Knaben und Mädchen knieen in stillem Gebet nieder, ehe sie die Schlafzimmer verlassen. Um 8 beginnt die Schule und dauert bis ½11 Uhr. Um 11 Uhr — kein Afrikaner ißt früher am Tag — giebt's im Schulzimmer Frühstück. Um 12 Uhr beginnt wieder die Schule und dauert bis ½2 Uhr; dann gehen alle Kinder zu kurzem Gottesdienst in die Kirche. Der Nachmittag wird geteilt zwischen Schularbeiten, allerhand nützlichen Beschäftigungen und Spielen. Die Kinder schwimmen und rudern leidenschaftlich gern in dem Bade hinter dem Schulhaus. Bei Sonnenuntergang müssen Knaben und Mädchen in ihren Schlafzimmern sein, wo sie um große Feuer sitzen, ihr Abendbrot kochen, sich Geschichten erzählen und singen. Diese Gruppen von Knaben und Mädchen sind ein charakteristisch-afrikanischer Zug. Weit in die Nacht hinein sitzt das Volk voll Entzücken um einen glühenden Haufen von Holzscheiten, schwatzend und singend, zum nicht geringen Verdruß des englischen Reisenden in der Nähe, der gern schlafen möchte. Im allgemeinen hat ihre Musik eine klagende Weise, und ihr Singen wird gewöhnlich begleitet von rythmischem Zusammenklappen der Handflächen mit halbgeschlossenen Fingern, und der so hervorgebrachte Ton gleicht dem der Castagnetten. Die Gesänge werden oft improvisiert und beziehen sich auf ein kleines häusliches Ereignis, oder sind Nachahmungen von Naturlauten, wie das Stöhnen des Windes, der Sang des Vogels, das Summen des Insekts, oder das Rauschen des Stromes in seinem Bett. Ihre Scherze, ihre Geschichten, ihre

treffenden Spitznamen — die ohne Bitterkeit beigelegt werden — alles beweist, daß diese Afrikaner nicht auf den Kopf gefallen sind." *)

Nun könnten wir unsere Wanderung noch sehr viel weiter fortsetzen: nach dem Hospital mit seiner gut ausgestatteten Apotheke, nach der Schmiede, der Zimmerwerkstatt, nach der Oekonomie mit ihren Kuh-, Ziegen- und Schafställen, nach dem Gemüsegarten mit seinen sauber geharkten Wegen, seinen Theesträuchern und Kaffeebäumen, seinen Beeten mit europäischen und tropischen Gemüsen u. s. w. Eine Missionsstation im Innern des dunklen Erdteils ist ein mannigfaltig und vielgestaltig Ding. Aber alle diese Nebenarbeiten sind doch nur Außenwerk; das eigentliche Leben der Station pulsiert in den Häusern, die wir uns vorher genauer angesehen haben. Anstatt uns deshalb bei den übrigen Gebäuden aufzuhalten, unternehmen wir einen Spaziergang durch eine Allee hoher, schattiger Bäume und erreichen in etwa 20 Minuten Mandala, eine andere europäische Niederlassung, gleichsam die Zwillingsschwester von Blantyre. Zur Unterstützung der evangelischen Missionen im Nyassa-Lande bildete sich nämlich im Jahre 1878 in Glasgow unter dem Vorsitz des christlichen Kaufmanns James Stevenson, die „Afrikanische Seengesellschaft." Sie suchte ihre Hauptaufgabe darin, im Nyassa-Land einen christlichen Handel einzuführen. Ihre ersten Geschäftsträger waren die Brüder John und Frederic Moir. Diese, Kinder eines frommen, schottischen Pfarrhauses, und von Hause aus so begütert, daß sie behaglich von ihrem Gelde hätten leben können, waren durch das Lesen der Schriften Livingstones so mit Liebe zu Afrika erfüllt, daß sie Dienste bei der Seengesellschaft nahmen und die Seele dieses Unternehmens wurden. Sie ließen sich Schulter an Schulter mit Blantyre nieder und gründeten dort eine englische Kolonie, ein in seiner Art ebenso bedeutsames Kulturcentrum, wie Blantyre, aber doch völlig unabhängig von der Mission. Wenn Mission und Kolonisation sich gegenseitig unterstützen und von demselben christlichen

*) Blantyre as it is. 1888. S. 17.

Nyassa musterhaft. In dem Haus für die Knaben finden wir nur zwei Zimmer, Wohn- und Schlafzimmer. Das Wohnzimmer hat Tische und Bänke und ein paar Regale für die Schulbücher. Im Schlafzimmer ist nichts von einer Bettstelle zu sehen. Und wo schlafen die Kinder? Rings an den Wänden herum sehen wir eine Lehmestrade etwa 2 Fuß hoch aufgeführt; darauf breiten die Kinder ihre einfachen Matten; ein Stück Holz oder ein Bündel Gras dient als Kopfkissen, und das Lager ist fertig. Entsprechend einfach und angemessen ist der Tageslauf der Kinder; hier folge die Tagesordnung: „Morgens 6 Uhr wird die ganze Station mit dem Horn geweckt. Die Knaben und Mädchen knieen in stillem Gebet nieder, ehe sie die Schlafzimmer verlassen. Um 8 beginnt die Schule und dauert bis ½11 Uhr. Um 11 Uhr — kein Afrikaner ißt früher am Tag — giebt's im Schulzimmer Frühstück. Um 12 Uhr beginnt wieder die Schule und dauert bis ½2 Uhr; dann gehen alle Kinder zu kurzem Gottesdienst in die Kirche. Der Nachmittag wird geteilt zwischen Schularbeiten, allerhand nützlichen Beschäftigungen und Spielen. Die Kinder schwimmen und rudern leidenschaftlich gern in dem Bade hinter dem Schulhaus. Bei Sonnenuntergang müssen Knaben und Mädchen in ihren Schlafzimmern sein, wo sie um große Feuer sitzen, ihr Abendbrot kochen, sich Geschichten erzählen und singen. Diese Gruppen von Knaben und Mädchen sind ein charakteristisch-afrikanischer Zug. Weit in die Nacht hinein sitzt das Volk voll Entzücken um einen glühenden Haufen von Holzscheiten, schwatzend und singend, zum nicht geringen Verdruß des englischen Reisenden in der Nähe, der gern schlafen möchte. Im allgemeinen hat ihre Musik eine klagende Weise, und ihr Singen wird gewöhnlich begleitet von rythmischem Zusammenklappen der Handflächen mit halbgeschlossenen Fingern, und der so hervorgebrachte Ton gleicht dem der Castagnetten. Die Gesänge werden oft improvisiert und beziehen sich auf ein kleines häusliches Ereignis, oder sind Nachahmungen von Naturlauten, wie das Stöhnen des Windes, der Sang des Vogels, das Summen des Insekts, oder das Rauschen des Stromes in seinem Bett. Ihre Scherze, ihre Geschichten, ihre

Handels der Nyassa-Länder in ihrer Gewalt. Sie haben in den Jahren 1887/89 die Feuerprobe bestanden, indem sie am Nordende des Nyassa dem Eindringen der Araber bewaffneten Widerstand entgegensetzten. Und besonders ihnen ist es zu verdanken, daß dieses ganze Gebiet, von der Mündung des Ruo in den Schire bis zum Nordende des Nyassa, im Jahre 1889 unter englisches Protektorat gekommen ist.

II.

Wir haben noch eine sehr ungenügende Vorstellung von einer evangelischen Missionsstation, wenn wir nur von dem äußern Bestand der Häuser und wirtschaftlichen Arbeiten oder von dem regelmäßigen Verlauf der Tagesordnung wissen. Die evangelische Mission pflanzt sich mitten hinein in das heidnische Volksleben, um durch die Kraft des Wortes Gottes neues, christliches Leben zu erzeugen. Einen Maßstab für die Bedeutung einer evangelischen Mission gewinnen wir deshalb erst, wenn wir einen Blick gethan haben in das geistige und geistliche Leben, welches in ihr pulsiert. Das ist nun freilich außerordentlich schwer. Es ist unmöglich, das stille, geheimnisvolle Wachsen eines Baumes, den Lebensprozeß der zirkulierenden Säfte und die Bildung neuer Zellengewebe zu beobachten; man kann nur einen einigermaßen richtigen Rückschluß auf das stattgehabte Wachstum machen aus den neuen Trieben, Blättern und Blüten, welche hervortreten. Noch viel mehr ist es unmöglich, die allmähliche Durchdringung heidnischer Menschenherzen mit den Lebenskräften des Evangeliums zu verfolgen und den Umfang und Grad des Einflusses, den die Mission bei Einzelnen oder im Volksganzen gewonnen hat, statistisch festzustellen. Wir können auch da nur die einzelnen, hervorragenden Momente wahrnehmen, Bekehrungen, bei denen es zum offenen Bruch mit dem Heidentum gekommen ist; glücklich bestandene Examina u. dgl. mehr; und es gehört ein geübtes und erfahrenes Auge dazu, um aus solchen fröhlichen oder ernsten Ereignissen einen richtigen Schluß zu machen, in welchem Grade

das Christentum um die Missionare her selbstbewußtes und selbstkräftiges Leben geworden ist. Ich habe vor mir einen Jahrgang von Life and Work, Blantyre Mission Supplement. Das ist eine kleine Missions-Zeitschrift, welche auf der Missionsstation Blantyre unter der Oberleitung Scott's von schwarzen Christen geschrieben, gesetzt, gedruckt und herausgegeben wird. Von den sehr mannigfaltigen Schilderungen über das Leben und Treiben in und um Blantyre wähle ich nur den Abschnitt aus, welcher die Weihnachtswoche des Jahres 1890 umfaßt. Er genügt, um uns einen Einblick in das frische und fröhliche Leben von Blantyre zu gewähren. Die Bemerkung ist aber noch erforderlich, daß die Schotten, welche wie die meisten reformierten Länder, auf die Ordnung des Kirchenjahrs nicht den Wert legen, wie wir gewohnt sind, auch Weihnachten nicht als das hohe und heilige Kirchenfest wie wir Deutschen, sondern als gemütvolles, christliches Volksfest feiern.

Am Sonntag, dem 21. Dezember, war am Schluß des Gottesdienstes Taufe. 5 Männer, 4 Frauen und ein Kind wurden in die christliche Kirche aufgenommen. Solche Tage sind allemal Höhepunkte im Missionsleben, sind sie doch gewöhnlich Zielpunkte monate- oder selbst jahrelanger Arbeit. Wie viel mehr in einer noch so kleinen christlichen Gemeinschaft, wie Blantyre, wo sich alle Christen untereinander auf das genaueste kennen. Man kann darüber verwundert sein, daß eine im Aeußern so glänzend entwickelte Mission, wie sich Blantyre uns dargestellt hat, erst ein so kleines Christengemeindlein von kaum 70 Seelen und ca. 30 Abendmahlsberechtigten aufzuweisen hat. Aber aller Anfang ist schwer. In einem so gänzlich wilden Lande, wie das Schirehochland bis zur Gründung von Blantyre war, müssen Jahre vergehen, ehe auch nur einiges Verständnis für das Wesen des Christentums dämmert, und weitere Jahre, bis die ersten sich zur Taufe melden. Gerade in so uncivilisierten Verhältnissen ist es aber auch seitens der Mission notwendig, anfänglich mit der Aufnahme in die christliche Kirche äußerst vorsichtig zu sein. Die erwachsenen Taufbewerber müssen erst aus der Vielweiberei und

dem Aberglauben des Zaubereiwesens losgelöst sein, und für die Kinder muß wenigstens einige Garantie späterer christlicher Freiheit gegeben werden. Kurz, eine Taufe in solcher Pionierarbeit, bei aller notwendigen Vorsicht erteilt, gilt einem ganzen Dutzend gleich, wo die Mission sich schon Heimatrecht im Lande erworben hat. In diesem Lichte betrachtet, sind die Taufe von 9 Erwachsenen am 21. Dezember 1890, von 8 Erwachsenen am 18. April 1891 und von 11 Erwachsenen am 25. Mai 1891 hocherfreuliche Ereignisse. Daß im Verlauf von 5 Monaten auf Blantyre 28 Erwachsene der Taufe würdig erachtet wurden, war mehr, als man von der jungen Mission erwarten durfte.

In den ersten Tagen der Weihnachtswoche war Schulexamen, ein wichtiges Ereignis für Lehrer und Kinder; für die Lehrer, weil diese Examina, die regelmäßig alle halbe Jahre wiederkehren, der einzige sichere Maßstab für das Fortschreiten der Schulen sind; für die Kinder, weil an die fortgeschrittensten Kinder und an diejenigen, welche am regelmäßigsten zur Schule kommen, Preise verteilt werden. Für die Beurteilung der Leistungen in den Missionsschulen ist es für die schottischen Missionare eine große Erleichterung, daß ihnen von ihrer Heimat her ein fester Maßstab geläufig ist. Alle englischen Volksschulen in England und Indien, in Süd-Afrika und Australien, werden mit demselben Maß gemessen. Von den ersten Anfängen bis zu dem wünschenswert höchsten Ziele ist der Volksschullehrstoff in 5 Stufen, Standards genannt, eingeteilt, und für jeden Standard das Pensum in allen Fächern, außer Religion, festgesetzt. Das ermöglicht den Lehrern der Eingeborenen am Nyassa, — es sind in der Regel ausgebildete Volksschullehrer — über die Leistungen der Schule ein objektives Urteil abzugeben, wird dasselbe auch in die für uns fremdartige Form gefaßt: Soviel Kinder sind auf Standard I, soviel auf Standard II u. s. w. Es hängt mit dieser Einteilung zusammen, daß die Blantyre-Schule in 2 Abteilungen zerfällt, in die Chinyanja- resp. Jao-Schule und die englische Schule. Die drei untersten Standards unterrichten nur in den Sprachen der Eingeborenen; die beiden obersten Stand-

ards nehmen Englisch als eins der wichtigsten Unterrichtsgegenstände hinzu. Es wird nicht Wunder nehmen, daß bei weitem die meisten Schulkinder über den dritten Standard nicht hinauskommen; bis zum fünften dringen in der Regel nur die durch, welche später Lehrer werden wollen und deshalb eine umfassendere Bildung brauchen.

Unter diesen Arbeiten in der Schule rückte das Weihnachtsfest heran. Der heilige Abend war den Europäern der Gegend, 32 an Zahl, gewidmet. Auch die Auswanderer in der Fremde bedürfen es gar sehr, daß ihnen Weihnachtsglanz in ihr weltvergessenes Dasein gebracht werde. Der leitende Missionar Scott hatte sie alle zu Tisch zu sich geladen; für den Abend war ein musikalisches Programm entworfen, zu dem Missionare und Beamte der Seengesellschaft ihr Bestes in Gesang und Klavierspiel beisteuerten. Solches heitere Beisammensein lieben die Engländer; ja, ohne dasselbe würde ihnen am heiligen Abend etwas fehlen. Man kann sich freuen, daß die schottischen Missionare, trotz der anstrengenden Arbeit, die sie unter den Eingeborenen haben, auch ihrer Aufgabe eingedenk sind, für ihre weißen Brüder ein Salz zu sein, welches sie vor dem „dummwerden" bewahrt.

Der erste Weihnachtstag aber war ganz den Eingeborenen gewidmet, und es war ein selten reicher, schöner und bewegter Tag. Die Sonne ging so hell und leuchtend auf, als wolle sie die Freude wiederstrahlen, welche die kleine Christengemeinde dort in Blantyre bewegte. Schon an dem englischen Gottesdienst um 9 Uhr ließen es sich die Schulkinder nicht nehmen mitzuwirken. Sie hatten sich mit vieler Mühe ein paar Chorgesänge eingeübt und trugen dieselben während der Feier in englischer Sprache vor. Am Schluß des Gottesdienstes machten die Christen ihren Missionaren eine besondere Freude. Sie überreichten ihnen eine Summe von 144 Mk., die sie durch fleißige Sammlungen aus ihrer Mitte zusammengebracht hatten; welche Leistung für ein Häuflein von kaum mehr als 30 Kommunikanten! Und sie waren zartfühlend genug, den Missionaren anheimzustellen, zu welchem Zweck das Geld verwandt werden solle.

Um ¼11 Uhr begann die allgemeine Lehrerkonferenz, die im Hause des Hauptlehrers in Blantyre abgehalten wurde. Zu derselben waren nicht nur die Lehrer aus Blantyre und seinen Außenschulen, sondern auch die von dem 11 Meilen entfernten Domasi und seinen Außenschulen erschienen. Wohl um diesen entfernt wohnenden Gelegenheit zur Teilnahme zu geben, war die Konferenz auf diesen Tag verlegt worden. Welch ein Fortschritt! Alle diese 18 schwarzen Lehrer waren vor anderthalb Jahrzehnten noch wilde, rohe Heiden gewesen, ohne jede Spur höheren Interesses und wissenschaftlicher Kenntnisse. Und nun berieten sie mit großem Ernst und lebendiger Teilnahme Fragen wie diese, daß zur Beschaffung von mehr Schulbüchern notwendig eine eigene Schulpresse zu kaufen sei; oder wie man verhindern könne, daß Kinder nicht vor der Zeit und über ihre Kräfte zur Plantagenarbeit herangezogen würden; oder welche Spiele und Unterhaltungen die geeignetsten und empfehlenswertesten für die freie Zeit der Schulkinder seien. Die Konferenz mußte nach 2 Stunden geschlossen werden, weil das große Kinderfest, der Glanzpunkt des Tages, seinen Anfang nehmen sollte.

Dazu waren Scharen des Volkes von nah und fern zusammengeströmt, sogar von dem fernen Domasi waren einige 30 Schulkinder mit ihren Lehrern herübergekommen, eine für Afrikaner unerhört weite Vergnügungsreise. An 2000 wohlgekleidete und ordentliche Zuschauer waren zugegen. Die Festspiele fanden auf einem der Missionsfelder an der Straße nach Mandala statt. Die Laufbahn war durch kleine Bambusstöcke, die in den Boden gesteckt waren, markiert; an dieselben waren kleine Fähnchen geheftet, und in Zwischenräumen von 20 oder 30 Meter standen größere Bambus mit größeren Fahnen. Alles in allem bot es einen fröhlichen und fesselnden Anblick, nicht unwürdig eines ähnlichen Tages in civilisierten Landen. Lehrer Hynde aus Domasi und Dr. Scott waren unermüdlich, den Tag erfolgreich zu machen, und verwandten große Sorgfalt darauf, immer neue Hindernisse für das Wettrennen mit Hindernissen, die Krone der Spiele, zu schaffen. Alles war voll Lust und Freude, und der Festplatz hallte wieder vom fröhlichen, harmlosen Jauchzen der Alten und Jungen.

Als die Spiele ihrem Ende zuneigten, riefen ernste Glockentöne wieder eine zahlreiche Versammlung in die Kirche. Der Schulmeister Andreas Ketano sollte mit der noch heidnischen Chentengo getraut werden. Auf solche Hochzeitsfeiern ihrer Pflegebefohlenen legen die Missionare besonderes Gewicht; nicht nur in der Erwartung, daß der noch heidnische Teil durch den christlichen bald zur Taufe gefördert werde, sondern vor allen Dingen, weil sie hoffen, daß durch diese Eheschließungen junger Heidenchristen sich um sie herum christliche Familien bilden. So gewinnt das Evangelium nicht mehr nur in einzelnen Herzen, sondern in ganzen Häusern Gestalt. Deshalb macht die Mission auch gar kein Hehl daraus, daß sie ihre Mädchenschulen und Pflegehäuser hauptsächlich auch mit deshalb unterhält, damit für die unter christlichem Einfluß heranwachsenden jungen Leute auch christliche junge Mädchen vorhanden seien. Knaben- und Mädchenschulen ergänzen sich um so mehr, als dort, wie überall in tropischen Ländern, die Ehen viel früher als bei uns, und von den Mädchen sehr häufig vor vollendetem 16. Lebensjahr geschlossen werden. Nur machen die Missionare das zur Bedingung, ehe sie die Genehmigung zur Eheschließung geben, daß der Bräutigam vorher für seine Familie ein anständiges Haus baue. Die Ausrüstung der Hochzeit übernehmen die Missionare mit Freuden. So war auch zu dieser Hochzeit des Andreas Ketano die stattliche Schar von 200 Gästen, Schulkinder und Erwachsene, geladen. Da saßen nun Braut und Bräutigam an der Spitze der langen Tafel mit allen Verheirateten und unverheirateten Knaben und Mädchen, und delektierten sich an Nyama, Hirsebrei, und Nsima, Ziegenbraten, an Plumpudding und Kuchen.

Und am Schluß des bewegten Tages gab der Lehrer Hynde aus Domasi mit einer laterna magica Vorstellung. Da saßen im Dunkel der schnell hereingebrochenen Tropennacht Hunderte von Schwarzen, dicht neben einander gekauert, und schauten unverwandt nach den leuchtenden, bunten Bildern, in welchen die Laterne die heilige Geschichte auf die Leinwand zauberte, und hörten mit doppelter Aufmerksamkeit, weil Auge und Ohr zugleich beteiligt war,

Um ¼11 Uhr begann die allgemeine Lehrerkonferenz, die im Hause des Hauptlehrers in Blantyre abgehalten wurde. Zu derselben waren nicht nur die Lehrer aus Blantyre und seinen Außenschulen, sondern auch die von dem 11 Meilen entfernten Domasi und seinen Außenschulen erschienen. Wohl um diesen entfernt wohnenden Gelegenheit zur Teilnahme zu geben, war die Konferenz auf diesen Tag verlegt worden. Welch ein Fortschritt! Alle diese 18 schwarzen Lehrer waren vor anderthalb Jahrzehnten noch wilde, rohe Heiden gewesen, ohne jede Spur höheren Interesses und wissenschaftlicher Kenntnisse. Und nun berieten sie mit großem Ernst und lebendiger Teilnahme Fragen wie diese, daß zur Beschaffung von mehr Schulbüchern notwendig eine eigene Schulpresse zu kaufen sei; oder wie man verhindern könne, daß Kinder nicht vor der Zeit und über ihre Kräfte zur Plantagenarbeit herangezogen würden; oder welche Spiele und Unterhaltungen die geeignetsten und empfehlenswertesten für die freie Zeit der Schulkinder seien. Die Konferenz mußte nach 2 Stunden geschlossen werden, weil das große Kinderfest, der Glanzpunkt des Tages, seinen Anfang nehmen sollte.

Dazu waren Scharen des Volkes von nah und fern zusammengeströmt, sogar von dem fernen Domasi waren einige 30 Schulkinder mit ihren Lehrern herübergekommen, eine für Afrikaner unerhört weite Vergnügungsreise. An 2000 wohlgekleidete und ordentliche Zuschauer waren zugegen. Die Festspiele fanden auf einem der Missionsfelder an der Straße nach Mandala statt. Die Laufbahn war durch kleine Bambusstöcke, die in den Boden gesteckt waren, markiert; an dieselben waren kleine Fähnchen geheftet, und in Zwischenräumen von 20 oder 30 Meter standen größere Bambus mit größeren Fahnen. Alles in allem bot es einen fröhlichen und fesselnden Anblick, nicht unwürdig eines ähnlichen Tages in civilisierten Landen. Lehrer Hynde aus Domasi und Dr. Scott waren unermüdlich, den Tag erfolgreich zu machen, und verwandten große Sorgfalt darauf, immer neue Hindernisse für das Wettrennen mit Hindernissen, die Krone der Spiele, zu schaffen. Alles war voll Lust und Freude, und der Festplatz hallte wieder vom fröhlichen, harmlosen Jauchzen der Alten und Jungen.

lichen Grund habe, würde, wer die Sache sehr äußerlich nimmt, etwa dahin beantworten, daß die Massen immer zusammenströmen und auch eine gewisse Opferwilligkeit an den Tag legen, wo die Phantasie eine mächtige Anregung findet. Das ist aber stets der Fall, wo die Rede ist von schwarzen, gelben und roten Menschen, von fernen und fremden Weltteilen und von gefahrvollen, aufregenden Situationen, in welchen die Sendboten uns da begegnen. Das ist immerhin ein Motiv. Sofort aber kommt ein tieferes hinzu. Auch das einfache Gemeindemitglied interessiert sich wohl für die Frage, wie jene naiven Naturkinder Dinge, die uns von Jugend auf geläufig sind, aufnehmen und betrachten, wie sie die Gegenstände des Glaubens betasten und befühlen, wie sie oft mit glücklicher Ahnung die Hauptsache treffen und unter mancherlei Irrungen im Ausdruck darzustellen wissen. Aber auch damit haben wir nur sehr nebensächliche und zufällige Motive des Missionsinteresses berührt. Die Hauptsache ist doch gewiß immer die, daß man hier das Reich Gottes in einer Weise kennen lernt, die weiter langt als der Ausblick, den der einzelne von seinem Kirchturm aus auf die nächste Umgebung gewinnt. Man sieht, wie das Leben dieses Reiches sich abspielt nicht bloß in dem herkömmlichen Kreislauf des Kirchenjahrs mit seinen Kirchgängen, Taufen, Konfirmationen, Hochzeiten und Begräbnissen, wie es vielmehr eine allgemeine Angelegenheit der Menschheit ist, die überall im Schwange geht; wie im heimatlichen Dorf, so in den fernsten Zonen, vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang. Dies ist das echt und richtig katholische an der Sache. Und dazu kommt, daß auf dem Missionsgebiet sicherer als anderswo ein, wenn auch geringes und sehr allmähliches, so doch ein sicher nachweisbares Wachstum beobachtet werden kann. Die mit dem Namen Christi verbundene Sache Gottes schreitet nicht bloß selbst voran, sondern mit ihrem wachsenden Siege verbunden ist auch die richtig verstandene Sache des Menschen, die wirkliche Vermenschlichung der Gesellschaft. Eine erst neuerdings bekannt gewordene Anekdote erzählt, wie der Marquis v. Rochefort in seinem neukaledonischen Exil einen

Eingebornen traf, welcher in der Bibel las. Als der Marquis spöttisch ausrief: Sind denn diese Dummheiten bis hieher gedrungen? antwortete der Kanake: Diesen Dummheiten haben Sie es zu danken, daß wir Sie nicht schon längst aufgefressen haben! .....

„So weckt die Mission eine Ahnung von allgemein menschlichen Zielen, von einer Vollendung der Menschheit als Ganzem, von einem Zwecke des gesamten menschlichen Daseins, von Gedanken Gottes, die sich verwirklichen auf Erden. Darum greift eben der Gedanke des Reiches Gottes weiter als derjenige der Kirche. Auch positivistisch gerichtete Gelehrte, welche im übrigen der Ansicht sind, daß die ursprünglichen Gedanken des Christentums sich ausgelebt hätten und wenig Zugkraft mehr bewiesen, geben hie und da doch zu, daß die Idee eines Gottesreiches fähig sein dürfte, auch künftige Geschlechter und Bildungsstufen immer wieder religiös zu interessieren und zu beleben. Vollends der Kirche darf dieser Gedanke des Reiches Gottes nie verloren gehen, denn sie entspricht ihrer Aufgabe nur in dem Maß, als sie über wirksame Mittel zur Erziehung für's Reich Gottes verfügt. Es versteht sich somit lediglich von selbst, wenn auch die künftigen Diener der Kirche ein Interesse für diese Dinge mitbringen. Denn was für die Gemeinde da ist, das ist auch für ihre künftigen Vorsteher da. Interesse für die Mission müßte daher in einer theologischen Bildungsanstalt den künftigen Dienern der Kirche eingeflößt und beigebracht werden, wofern sie etwa ein solches nicht schon mitbrächten."

Dabei ist wohl die äußere Mission ein naturgemäßerer Gegenstand des Interesses für die studierende Jugend, als die sog. innere. „Dieselbe hat mehr Bildungswert. Ein verfrühtes Eingreifen in die Sache selbst ist hier ausgeschlossen. Dagegen liegt es doch dem künftigen Pfarrer in irgend welchem Maße ob, seine Gemeinde zu unterrichten über den Fortgang, welchen die christliche Sache auf Erden nimmt. Schon darum kann sich auch der Student nicht gleichgiltig dagegen verhalten, und es hat seinen guten Sinn, wenn Vorlesungen über äußere Mission an mehr als einer Universität gehalten werden."

„Doch ist von einem Bildungswert der äußern Mission für die werdenden Theologen in noch viel umfassenderer Weise zu reden. Ein richtig geleitetes Interesse für die äußere Mission eignet sich nämlich besonders darum für die Jahre des Studiums, weil es, weit entfernt davon, zur Zersplitterung und zerstreuenden Vielthätigkeit Anlaß zu geben, vielmehr zur Konzentration des Studierenden auf seine unmittelbare Aufgabe beitragen wird. ..... Er sieht hier, daß die Sache, in deren Dienst er sich stellen will, **lebt**. ..... Im Betrieb unseres theologischen Studiums liegt für denjenigen, der die Sache nur äußerlich anfaßt, soviel Versuchung zur entmutigenden Meinung, als ob man sich hier nur mit toten Gegenständen beschäftige. Schon das biblische Studium giebt manchen Anlaß dazu. Die hebräische Sprache, das Griechische des N. T., die Technik der Auslegung — das alles ist eigentlich ein Stück Philologie. Auch was wir in unserer Exegese treiben, beschäftigt sich mit Gedanken, welche für uns Gegenstände einer künstlichen Reproduktion sind. Wer daher die Ewigkeitsgedanken nicht zu unterscheiden vermag vom Geräusch der irdischen Saiten des Instruments, der wird leicht des Urteils werden, daß wir uns hier mit toten Gegenständen befassen. Dazu kommt die Kirchen- und Dogmengeschichte. Wer sie nicht beständig zu verbinden weiß mit dem religiösen Leben der Gegenwart, der wird leicht ratlos stehen vor dem endlosen Gewirr von Vorkommnissen und Erlebnissen, Meinungen und Ansichten. Da giebt es allerlei „Antediluvianisches, Fossiles, Paläontologisches," und wer nicht tiefer sieht, möchte wohl den größten Teil der Dogmatik selbst zu diesem toten Kram rechnen. Nun, „derartigen Eindrücken entgegenzuwirken dient eben die Beteiligung an den Werken der Mission." Da zeigt sich einem fortwährend, daß es sich um etwas Lebendiges handelt und „daß der Herr der Kirche ihr Semper Augustus ist, der die Grenzen seines Reiches erweitert."

„Aber noch mehr! Zumal an der äußeren Mission haftet noch ein wissenschaftliches Interesse im engeren Sinn des Worts. Die ihr gewidmete Aufmerksamkeit schärft den Blick sowohl

des geschichtlich, als auch des systematisch forschenden Theologen. Wenn wir die heutige Mission kennen lernen, so lernen wir damit in gewissem Sinne alle Mission kennen, also ein wesentliches Stück Kirchengeschichte. Jedes Missionsunternehmen von heute hat etwas gemein mit den ersten Missionsfahrten, jeder uns begegnende Missionar ist irgendwie ein Schatten des Apostels Paulus, sei der Schatten auch noch so schwach und dünn." Und die Bekanntschaft mit diesem Gegenwärtigen wird unser Verständnis der Vergangenheit wesentlich erleichtern, befruchten und vertiefen. Und was ist nun das greifbare Ergebnis unseres Wissens um die Mission der Gegenwart, das uns hilft die Rätsel der Vergangenheit aufschließen? Antwort: daß auch für die Mission die Zeit muß erfüllet sein, daß die großen kirchlichen Missionsperioden aufs innigste zusammenhängen mit der allgemeinen Weltentwicklung. „Warum nennen wir unser Jahrhundert ein Missionsjahrhundert im Gegensatz zum 18. und noch mehr zum 17. und vollends zum 16. und zum Mittelalter? Weil die Stunde geschlagen hat, die eine Krisis über das religiöse Leben der Völker bringen sollte, infolge deren sie dem an sie herangebrachten fremden Glauben zugänglicher werden. Es ist Thatsache, daß die Völker Europas aus ihrer früheren Isolierung herausgetreten sind, daß sie die Welt unter sich geteilt haben. Die vier Weltteile sind zu einer europäischen Kolonie geworden und ein Welthandel ist aufgekommen, der nicht nur die europäische Kultur in fremde Weltteile trägt, sondern auch dem Christentum überall die Wege bahnt."

„Hiefür darf ich mich einfach auf die belehrende Schrift meines Kollegen Lucius „Ueber die Zukunft der Heidenmission" berufen. Er hat dort ausgeführt, wie die Nationalitäten der heidnischen Völker aufs engste verflochten sind mit ihren Religionen, wie diese Religionen allenthalben in das ganze nationale Sonderleben jener Völker hereinragen, daher sie zäh widerstehen konnten den stärksten Stößen, die gegen sie geführt worden, aber nur solange, bis endlich im Gefolge eben des Weltverkehrs

die europäische Kultur hereinsickert, wie das Eiswasser in alle Fugen des Hauses, und unwiderstehlich das nationale wie das religiöse Leben zersetzt, so daß die Nationen endlich die Waffen strecken müssen und offen stehen — nun nicht bloß der europäischen Kultur, sondern glücklicherweise auch der christlichen Religion. Denn, in der That, der Einfluß der Kultur allein war nur verderblich für diese Völker. In dieser Richtung hat die europäische Christenheit ein Schuldenregister aufzuweisen, so entsetzlich, daß man gern die Augen davor schließen möchte. In gleichsam typischer Weise stellt die Geschichte der Entdeckung Amerikas, insonderheit die Eroberung Mexikos und Perus, einen wahren Triumphzug des Teufels dar, um so empörender, als ihm in der Regel das Kreuz vorangetragen wurde. Aber die den Portugiesen und Spaniern nachrückenden Holländer und Engländer haben es nicht viel besser gemacht, und bis auf den heutigen Tag spielen Treulosigkeit und Brutalität die Hauptrolle in den Verhandlungen der civilisierten mit den wilden Völkern. Schleiermacher hat einst die herkömmliche Art Mission zu treiben insofern für abnorm gehalten, als vielmehr der Weltverkehr von sich aus missionierend wirken, die Christenheit an den Stellen, wo sie sich mit der Heidenwelt berührt, also in ihren Grenzvölkern, diese Aufgabe übernehmen müsse. Bisher hat sich diese Christenheit zu solcher Leistung wenig geeignet erwiesen. In denjenigen ihrer Elemente, in welchen sie sich geschäfts- und verkehrsmäßig mit der Heidenwelt berührte, hat sie dieser gegenüber nur ihre Ueberlegenheit an Verstand und List, an Macht und Genußmitteln dargethan. Nach unseren schlechten Seiten haben die Heidenvölker uns kennen gelernt zu ihrem eigenen Verderben. Sollten sie nicht ein Recht darauf haben, uns auch in dem Besten kennen zu lernen, darüber wir verfügen. Sollten wir nichts besitzen, was ihre Wunden heilen, was ihren Seelen Genesung bringen, was sie befähigen könnte, ein menschenwürdiges und lohnendes Dasein zu führen? Aus diesen Fragen ergeben sich Pflichten, und wer letztere anerkennt und auf dem Herzen lasten fühlt, der kann sich nimmermehr grundsatzmäßig gegen das Missionswerk gleichgültig verhalten.

des geschichtlich, als auch des systematisch forschenden Theologen. Wenn wir die heutige Mission kennen lernen, so lernen wir damit in gewissem Sinne alle Mission kennen, also ein wesentliches Stück Kirchengeschichte. Jedes Missionsunternehmen von heute hat etwas gemein mit den ersten Missionsfahrten, jeder uns begegnende Missionar ist irgendwie ein Schatten des Apostels Paulus, sei der Schatten auch noch so schwach und dünn." Und die Bekanntschaft mit diesem Gegenwärtigen wird unser Verständnis der Vergangenheit wesentlich erleichtern, befruchten und vertiefen. Und was ist nun das greifbare Ergebnis unseres Wissens um die Mission der Gegenwart, das uns hilft die Rätsel der Vergangenheit aufschließen? Antwort: daß auch für die Mission die Zeit muß erfüllet sein, daß die großen kirchlichen Missionsperioden aufs innigste zusammenhängen mit der allgemeinen Weltentwicklung. „Warum nennen wir unser Jahrhundert ein Missionsjahrhundert im Gegensatz zum 18. und noch mehr zum 17. und vollends zum 16. und zum Mittelalter? Weil die Stunde geschlagen hat, die eine Krisis über das religiöse Leben der Völker bringen sollte, infolge deren sie dem an sie herangebrachten fremden Glauben zugänglicher werden. Es ist Thatsache, daß die Völker Europas aus ihrer früheren Isolierung herausgetreten sind, daß sie die Welt unter sich geteilt haben. Die vier Weltteile sind zu einer europäischen Kolonie geworden und ein Welthandel ist aufgekommen, der nicht nur die europäische Kultur in fremde Weltteile trägt, sondern auch dem Christentum überall die Wege bahnt."

„Hiefür darf ich mich einfach auf die belehrende Schrift meines Kollegen Lucius „Ueber die Zukunft der Heidenmission" berufen. Er hat dort ausgeführt, wie die Nationalitäten der heidnischen Völker aufs engste verflochten sind mit ihren Religionen, wie diese Religionen allenthalben in das ganze nationale Sonderleben jener Völker hereinragen, daher sie zäh widerstehen konnten den stärksten Stößen, die gegen sie geführt worden, aber nur solange, bis endlich im Gefolge eben des Weltverkehrs

die europäische Kultur hereinsickert, wie das Eiswasser in alle Fugen des Hauses, und unwiderstehlich das nationale wie das religiöse Leben zersetzt, so daß die Nationen endlich die Waffen strecken müssen und offen stehen — nun nicht bloß der europäischen Kultur, sondern glücklicherweise auch der christlichen Religion. Denn, in der That, der Einfluß der Kultur allein war nur verderblich für diese Völker. In dieser Richtung hat die europäische Christenheit ein Schuldenregister aufzuweisen, so entsetzlich, daß man gern die Augen davor schließen möchte. In gleichsam typischer Weise stellt die Geschichte der Entdeckung Amerikas, insonderheit die Eroberung Mexikos und Perus, einen wahren Triumphzug des Teufels dar, um so empörender, als ihm in der Regel das Kreuz vorangetragen wurde. Aber die den Portugiesen und Spaniern nachrückenden Holländer und Engländer haben es nicht viel besser gemacht, und bis auf den heutigen Tag spielen Treulosigkeit und Brutalität die Hauptrolle in den Verhandlungen der civilisierten mit den wilden Völkern. Schleiermacher hat einst die herkömmliche Art Mission zu treiben insofern für abnorm gehalten, als vielmehr der Weltverkehr von sich aus missionierend wirken, die Christenheit an den Stellen, wo sie sich mit der Heidenwelt berührt, also in ihren Grenzvölkern, diese Aufgabe übernehmen müsse. Bisher hat sich diese Christenheit zu solcher Leistung wenig geeignet erwiesen. In denjenigen ihrer Elemente, in welchen sie sich geschäfts- und verkehrsmäßig mit der Heidenwelt berührte, hat sie dieser gegenüber nur ihre Ueberlegenheit an Verstand und List, an Macht und Genußmitteln dargethan. Nach unseren schlechten Seiten haben die Heidenvölker uns kennen gelernt zu ihrem eigenen Verderben. Sollten sie nicht ein Recht darauf haben, uns auch in dem Besten kennen zu lernen, darüber wir verfügen. Sollten wir nichts besitzen, was ihre Wunden heilen, was ihren Seelen Genesung bringen, was sie befähigen könnte, ein menschenwürdiges und lohnendes Dasein zu führen? Aus diesen Fragen ergeben sich Pflichten, und wer letztere anerkennt und auf dem Herzen lasten fühlt, der kann sich nimmermehr grundsatzmäßig gegen das Missionswerk gleichgültig verhalten.

Gefällt es ihm so nicht, wie es betrieben wird, so muß er sich wenigstens für die Versuche interessieren, es besser zu machen. Und diese Pflicht wächst in dem Maße, als die Zeit sich erfüllt, da das so lange in sich festgeschlossene Volkstum sich aufweicht und keinen dauernden Widerstand mehr leistet, wo auch die religiöse Frage an die Volksseele herantritt. Eine solche Zeit ist aber angebrochen und die Losung der Mission heißt: Siehe, jetzt ist die angenehme Zeit und der Tag des Heils!

„Dieses Ergebnis, welches wir aus der Beurteilung der gegenwärtigen Lage gewonnen haben, verträgt Anwendung auf jegliche Vergangenheit der Mission, d. h. es hilft die Frage beantworten: Warum war auch diese und jene Zeit Missionszeit? Die germanischen Völker sind christlich geworden im großen Sturm der Völkerwanderung: herausgerissen aus ihrem heimischen Boden, abgeschnitten von den Wurzeln ihrer Naturkraft, durcheinandergeworfen und mit fremder Kultur in Berührung gebracht; so allein sind diese Völker missionierbar geworden. Und ähnlich in der alten Welt in jener Anfangszeit, da das Christentum die Welt im Sturmschritt eroberte: die alten Nationalitäten waren ausgelebt, aufgebraucht, in der römischen Reichseinheit verschmolzen. Keine Religion genügte mehr dem ursprünglichen Besitzer, jeder griff nach der des anderen, um damit zu experimentieren. Das Zeitalter der Göttermischung war im Anzug. Und so war die Welt, die alternde Welt, reif für die Mission des Christentums. Es bot was man brauchte und wurde die neue Schale für den alten Körper.

„Die eben gestreiften Beobachtungen fassen sich zusammen im Gedanken der Fülle der Zeiten. Denn der religiöse Genius allein thut es nicht. Er muß auch zur rechten Stunde kommen, er muß sein Haus, so gut wie der Dämon, gekehrt und geschmückt finden. Sonst wird er nicht verstanden. Es kann eine glühende Fackel vom Himmel fallen, sie erlischt spurlos nicht bloß im weiten, öden Meer, sondern auch auf der breiten, festgetretenen Heerstraße der Civilisation, wogegen selbst der kleinste Funke eine Welt in Brand setzt, sobald er in aufgehäufte Massen

von Holz, Heu und Stoppeln fällt. Auch das ist ein Gesetz der Geschichte, welchem wir auf die Spur geraten, wo wir die Wege der Mission verfolgen, ihre unfruchtbaren Perioden an einem, ihre plötzlichen Erfolge am anderen Orte in Betracht ziehen.

„Es ist der Bildungswert der Missionsstudien, den solche Betrachtungen ins Licht setzen wollten. Wir können denselben aber auch noch in einer anderen Richtung verfolgen, die uns dem Gebiet der systematischen Theologie näher führen wird. Wir sagten uns soeben, daß zwei Faktoren zusammenwirken müssen, wo ein weltgeschichtlicher Erfolg in durchschlagender Weise erzielt werden soll. Aber nicht bloß vom Ursprung einer Bewegung gilt dies, sondern auch von ihrem Fortgang. Auch die gesamte christliche Kirchen- und Dogmengeschichte ist keineswegs nur die geradlinige Fortsetzung des Werkes Christi. Oder wer wollte behaupten, daß die alte katholische Kirche, wie sie dem römischen Weltreich seine Religion gegeben hat, die direkte Stiftung Christi sei? Welch eine Veränderung in Weltanschauung und in Lebensbehandlung ist eingetreten. ..... Der ganze Gang der europäischen Völker- und Kulturgeschichte ist beteiligt am Werden des kirchlichen Dogmas. Und dieses Produkt will man den Heiden darbieten, welchen für sein Verständnis alle Voraussetzungen mangeln? Kulturlose Völker können ein so kompliziertes Produkt, wie das dogmatische Lehrgebäude der Kirche, einfach nicht assimilieren. Kulturvölker, wie die Ostasiens (z. B. in Japan), werden es wohl zu verstehen vermögen; in demselben Maß werden sie aber auch Erwägungen darüber anstellen, weshalb sie nur auf dem langen Umweg der abendländischen Kulturentwicklung zu der christlichen Quelle gelangen sollen, weshalb ihnen dieser mühsame Repetitionskursus auferlegt wird, der obendrein in wenig Jahren durchgemacht werden soll, während wir zwei Jahrtausende dazu gebraucht haben! Gleichwohl hat nicht bloß die katholische Mission lange mit dem Katechismus Bellarmins operiert, sondern wird auch von Dänemark, Leipzig und Berlin aus missioniert, als ob das Konkordienbuch, — von Nordamerika aus, als ob die Westminsterkonfession, — von England aus, als ob die 39 Artikel für die Heiden geschrieben

wären! Man war doch in der That der Wahrheit näher, als 1780 in Basel die Deutsche Christentumsgesellschaft zusammentrat oder als 1795 die große Londoner Missionsgesellschaft sich bildete mit dem ausdrücklichen Bekenntnis: Wir sind als Missionsfreunde keine Calviniſten oder Arminianer, wir wollen weder die Hochkirche, noch das Dissentertum, sondern die Kirche Christi bauen und heben."

Soweit der Herr Professor. Manche seiner Worte haben im Zusammenhang seiner Gesamtanschauung einen etwas anderen Sinn, als sie im Munde etwa eines Spittler oder Steinkopf oder eines der Gründer der Londoner Missionsgesellschaft haben würden. Aber so wie sie in den von uns herausgehobenen Stellen lauten, können auch wir sie uns aneignen. Und wir thun das mit aufrichtigem Dank gegen den Herrn der Kirche, der es so hat kommen lassen, daß Wahrheiten, die vor 100, ja noch vor 50 und 20 Jahren nur in gewissen engen Kreisen geläufig waren, von den meisten Vertretern der Wissenschaft aber so gut wie völlig außer acht gelassen oder gar bekämpft wurden, jetzt gewissermaßen von den Dächern gepredigt werden. Eine dieser Wahrheiten ist die vom „Bildungswert" der Beschäftigung mit dem Missionswerk. Wir unsernteils haben diesen Bildungswert an allerlei ungebildeten oder doch ungelehrten Leuten, ja an Bauern und Handwerkern, beobachtet, längst ehe die akademischen Missionsvereine Mode geworden. Nun bleibt uns nur noch der Wunsch, daß die Mitglieder solcher Vereine und andere Jünger der Wissenschaft die vielgepriesene Mission doch nicht nur von außen, sondern auch von innen, d. h. durch persönliches Eintreten in den Dienst derselben, kennen lernen möchten. Denn wahrlich, „es giebt noch Realitäten neben und über der Wissenschaft," wie auch Herr Professor Holtzmann am Schluß seines Vortrags selbst sagt. Wir wissen nun nachgerade viel, aber wir können immer noch wenig. Gott helfe uns!

J. H.

Eindrücke von der Insel Ceylon.

Von Miss. W. Schmolck.

Unser Missionsarzt in Kalikut hatte mir zur Wiederherstellung meiner sehr geschwächten Gesundheit in erster Linie eine Seereise empfohlen, und da ich den Aufenthalt auf der freien offenen See dem plumpen Ochsenkarren, der ermüdenden Fahrt im engen Boot und der drückenden Hitze im Eisenbahnwagen weit vorzog, so entschloß ich mich zu einer solchen, deren Ziel die Insel Ceylon im Süden Indiens sein sollte.

In Kalikut, der Basler Missionsstation im südwestlichen Indien, schiffte ich mich auf dem Dampfer Asia ein. Außer mir befand sich noch ein katholischer Priester aus Kurachy als Passagier an Bord. Fast noch elender als ich und an ähnlichen Beschwerden leidend, war er von den Aerzten ebenfalls zur See geschickt worden und er sollte diese Kur mit einem längeren Aufenthalt in dem herrlichen Klima von Kandi abschließen. Mit dem katholischen Priester, einem bescheidenen Manne in den mittleren Jahren, kam ich natürlich bald ins Gespräch über Religion und Kirche. Noch nie trat mir so lebhaft vor Augen, wie tief im Herzen des frommen Katholiken die Lehre von der unfehlbaren und alleinseligmachenden Kirche eingewurzelt ist, der einzigen Kirche, der alleinigen Gemeinschaft, in welcher der hl. Geist immer fortwirkt und in der er stets „neue Wahrheiten“ offenbart, sodaß, wie der Priester mit dürren Worten, aber mit sichtlicher Ueberzeugung behauptete, die Bibel in der katholischen Kirche als ein überwundener Standpunkt angesehen werden müsse. Die heutige Kirche habe den Gläubigen weit mehr zu bieten, als es die Bibel imstande sei, die ja auf dem Standpunkt der Anfänge des christlichen Lebens zur Zeit der Apostel stehe. Diese mit aller Schärfe jesuitischer Dialektik aus-

geführten Gedanken gaben mir etwas Licht über den schwierigen Charakter der meisten unserer Konvertiten aus der katholischen Kirche. Der steife und eingefleischte Glaube an die Unfehlbarkeit und Herrlichkeit der römischen Kirche geht diesen Konvertiten beinahe immer nach und deshalb fallen auch fast alle, bei denen es nicht wirklich zu einer gründlichen Bekehrung kommt, wieder in den Romanismus zurück.

Nach einer recht langsamen Fahrt gingen wir endlich im Hafen von Kolombo vor Anker. Aber o weh! Statt der erwarteten Landungsboote, die uns ans gastliche Ufer bringen sollten, legte der kleine Dampfer der Hafenpolizei neben uns an. Man hißte an unserem Mast die leidige gelbe Flagge auf und verbrachte unser Schiff, weil choleraverdächtig, in den abgelegensten Winkel des Hafens. Eine fatale Lage! Die Quarantäne, welche man damit über uns verhängte, traf auch 600 Tamulen, welche wir als Deckpassagiere an Bord hatten; jene ist aber besonders für Reisende erster Klasse recht empfindlich, da letztere täglich acht Rupien Verpflegungskosten zu entrichten haben. Da man uns 1—9 Tage Schiffsarrest angekündigt hatte, so rechneten der Priester und ich schon im Geist die Kosten heraus und fanden, daß in diesem Fall die Quarantäneunkosten für jeden von uns mehr betragen würden, als wir zusammen an Geld besaßen. Doch es kam besser, als wir anfangs gefürchtet hatten; denn schon am Mittag des folgenden Tages fiel die gelbe Flagge, und nachdem jeder seinen Obolus von 8 Rupien entrichtet hatte, öffneten sich uns die Pforten des Inselparadieses. Wir waren herzlich froh, so leichten Kaufes loszukommen, zumal die 600 Tamulen auf dem Deck Tag und Nacht so lebhaft schnatterten, daß man in den letzten Nächten kaum schlafen konnte. Meine deutschen Gastfreunde in Kolombo hatten mir ein behagliches Heim bereitet und die freundliche Hausfrau bot allem auf, um mir den Aufenthalt während der vierzehn Tage, die ich unter ihrem gastlichen Dache zubrachte, recht angenehm zu machen.

Während dieser Zeit suchte ich mich mit der Stadt und namentlich auch mit den dortigen Missionen bekannt zu machen.

lichen Grund habe, würde, wer die Sache sehr äußerlich nimmt, etwa dahin beantworten, daß die Massen immer zusammenströmen und auch eine gewisse Opferwilligkeit an den Tag legen, wo die Phantasie eine mächtige Anregung findet. Das ist aber stets der Fall, wo die Rede ist von schwarzen, gelben und roten Menschen, von fernen und fremden Weltteilen und von gefahrvollen, aufregenden Situationen, in welchen die Sendboten uns da begegnen. Das ist immerhin ein Motiv. Sofort aber kommt ein tieferes hinzu. Auch das einfache Gemeindemitglied interessiert sich wohl für die Frage, wie jene naiven Naturkinder Dinge, die uns von Jugend auf geläufig sind, aufnehmen und betrachten, wie sie die Gegenstände des Glaubens betasten und befühlen, wie sie oft mit glücklicher Ahnung die Hauptsache treffen und unter mancherlei Irrungen im Ausdruck darzustellen wissen. Aber auch damit haben wir nur sehr nebensächliche und zufällige Motive des Missionsinteresses berührt. Die Hauptsache ist doch gewiß immer die, daß man hier das Reich Gottes in einer Weise kennen lernt, die weiter langt als der Ausblick, den der einzelne von seinem Kirchturm aus auf die nächste Umgebung gewinnt. Man sieht, wie das Leben dieses Reiches sich abspielt nicht bloß in dem herkömmlichen Kreislauf des Kirchenjahrs mit seinen Kirchgängen, Taufen, Konfirmationen, Hochzeiten und Begräbnissen, wie es vielmehr eine allgemeine Angelegenheit der Menschheit ist, die überall im Schwange geht; wie im heimatlichen Dorf, so in den fernsten Zonen, vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang. Dies ist das echt und richtig katholische an der Sache. Und dazu kommt, daß auf dem Missionsgebiet sicherer als anderswo ein, wenn auch geringes und sehr allmähliches, so doch ein sicher nachweisbares Wachstum beobachtet werden kann. Die mit dem Namen Christi verbundene Sache Gottes schreitet nicht bloß selbst voran, sondern mit ihrem wachsenden Siege verbunden ist auch die richtig verstandene Sache des Menschen, die wirkliche Vermenschlichung der Gesellschaft. Eine erst neuerdings bekannt gewordene Anekdote erzählt, wie der Marquis v. Rochefort in seinem neukaledonischen Exil einen

das kann ich nicht sagen." Ich: „Nun, dann könnte man ja ebenso Ihre Versammlungen für unnütz erklären, da ja der große Hause der Besucher doch nichts davon profitiert." Mir fiel auf, daß im allgemeinen die Salvationisten für Gründe ziemlich unzugänglich sind. Auf meine Frage, ob es auch ehrlich sei, daß sie in Indien die Kastenzeichen getragen hätten, war er sichtlich verlegen, sagte aber dann: „Wir haben sie abgelegt." Ich: „Warum?" Er: „Aus praktischen, jedenfalls aber nicht aus religiösen Gründen. Eine Unehrlichkeit lasse sich aus der Sache nicht folgern." Die Gründe selbst aber gab er nicht an.

Man mag nun aber über die Heilsarmee denken wie man wolle — ihre Thätigkeit unter den entlassenen Sträflingen in Kolombo ist eine Art größter Selbstverleugnung. Manche Deutsche und Engländer halten die Salvationisten für Phantasten; allein für das, was dieselben auf diesem Gebiet leisten, haben sie alle ohne Ausnahme nur Achtung und Bewunderung. Die Regierung giebt monatlich einen ansehnlichen Beitrag zu diesem Liebeswerk und hat auch der Heilsarmee einige Ländereien in der Nähe der Stadt zugewiesen, auf welchen sie die entlassenen Sträflinge ansiedelt. Hier kultivieren sie mit denselben das Land, leben mit ihnen zusammen in den gleichen ärmlichen Hütten und teilen deren frugales Mahl. Zu solcher Lebensweise und derartigen Entbehrungen, zumal in einem tropischen Himmelsstrich, bedarf es seitens der Europäer wahrlich einer apostolischen Selbstverleugnung. Auf der anderen Seite darf ich aber auch nicht verschweigen, daß die Selbstverläugnung des Heilsoffiziers und das wegwerfende Urteil über jede andere Missionsarbeit mich sehr verletzt hat. Ein Urteil über diese ganze Bewegung abzugeben, getraue ich mir je länger je weniger. Ueber viele ihrer Eigentümlichkeiten geben die Salvationisten selbst keinen Aufschluß, wohl weil sie, mit Ausnahme ihrer Führer in England und Indien, selbst die Gründe nicht kennen.

Auch mit der eingeborenen singalesischen Bevölkerung kam ich einigermaßen in Berührung und mein Eindruck von derselben ist ein im ganzen recht ungünstiger. An den Singalesen

ist seiner Zeit von seiten der Portugiesen und Holländer sehr viel gesündigt worden und nun versündigt sich dieses Volk wieder an den höchsten Gütern, indem es dieselben verachtet, wiewohl sie ihm jetzt so reichlich angeboten werden. Mehr als irgendwo in Indien überwuchert hier in Ceylon die Jagd nach Gut und Geld alle anderen Bestrebungen der eingeborenen Bevölkerung. Wohl ist äußerlich viel europäischer Anstrich vorhanden, aber im Herzen sind die Eingeborenen doch dickhäutige Buddhisten. Auffallend war mir, daß viele derselben christliche Namen tragen, während sie doch ausgesprochene Buddhisten sind. Sodann führen viele Singalesen den hochklingenden Titel „Don", und es scheint, daß die Portugiesen, wie seiner Zeit im Königreich Kongo, auch hier mit Adelspatenten nicht gegeizt haben, als sie noch Herren der Insel waren. So hatte ich z. B. mit einem Raritätenhändler „Don Abraham" und seinem Bruder „Don Simon" zu thun. Ja, in dem größten Buddhatempel in Kalutara steht mit großen Buchstaben an den Wänden: „Dieser Tempel ist erbaut A.D. 1824 zu Ehren des großen Buddha von Don Fernando". Als ich meine Verwunderung darüber ausdrückte, erfuhr ich, daß viele ehemalige Christenfamilien, deren Häupter unter den Portugiesen und Holländern als christliche Beamte und Würdenträger (Dons) in hohen Ehren standen, nun wieder in den Buddhismus zurückgesunken seien. — Neu war mir auch, daß unter den buddhistischen Singalesen Standesunterschiede herrschen, die der Hindukaste so ähnlich sehen wie ein Ei dem andern. Diese Rangstufen äußern sich in der Größe und Form des Schildpattkammes, den jeder Singalese trägt wie der Hindu seine Haarlocke. Auch hier ist, wie in ganz Indien, die Fischerkaste außerordentlich verachtet, und wie dort die Urstämme von den Ariern als Auswürflinge betrachtet werden, so sieht der Singalese die Urbewohner Ceylons, die in den Bergen hausenden Weddas, als halbe Tiere an.

In recht wehmütiger Weise erinnerten mich die vielen Hunderte von Strafgefangenen, die ich in den Straßen von Kolombo, Kalutara und Kandi in Ketten arbeiten sah, an die Basler Mission, indem dieselben in den bekannten gelbblauen Stoff gekleidet

waren, den unsere Webereien für die Regierung von Ceylon anfertigen. Nach den imposanten Zuchthäusern und den vielen Sträflingen zu urteilen, muß die Zahl der Verbrechen in Ceylon erschrecklich groß sein, was wohl meinen im allgemeinen recht ungünstigen Eindruck über den Charakter der Bevölkerung als richtig bestätigen dürfte.

Den Buddhistenmönchen in ihrem gelben Gewand, mit dem glattrasierten Schädel und dem unvermeidlichen Fächer und Schirm, begegnet man auf Schritt und Tritt. Dieselben scheinen aber, nach ihrem Aeußeren zu urteilen, in ihren Klöstern das Fasten nicht sonderlich zu beobachten. Selbst ganz junge Knaben treiben sich im Mönchsgewand und mit rasiertem Haupt herum. Von Weltflucht und Heiligkeit ist wenig oder nichts an den Mönchen wahrzunehmen, es sei denn, daß gerade einer sich auf der Bettelfahrt befindet; da freilich ist ein solcher Heiliger das personificierte Nirwana. Barhäuptig steht er stundenlang im glühenden Sonnenbrand vor irgendeiner Hausthür, die aus einer Baumfrucht verfertigte Bettelbüchse hinhaltend, unbeweglich mit geschlossenen Augen, ohne mit einem Muskel zu zucken, bis ihm eine fromme Hand ein Almosen darreicht. An der nächsten Hausthüre wiederholt sich dann dasselbe Schauspiel.

Selbst dem, der sich mit dem Buddhismus noch nicht näher beschäftigt hat, springt beim Anblick der buddhistischen Heiligenbilder und der bildlichen Darstellungen aus der Religionslehre sofort ins Auge, daß der Buddhismus eine Ausgeburt der Hinduphilosophie ist. Als ich die Schatzkammer des Kalutara-Tempels besuchen wollte, mußte ich meine Schuhe ausziehen, während ich im Tempel selbst beschuht einhergehen durfte. In jenem Schatzhause sah ich außer einer Anzahl von Edelsteinen und massivgoldenen und silbernen Nachbildungen von Buddha-Pagoden einen Schrank voll heiliger Schriften, die auf Palmblätter geschrieben und von hohem Alter waren. Allem nach war es die diesen Schriften zukommende tiefe Ehrfurcht, welche uns nötigte, die Schuhe abzuziehen und wohl auch im Einklang mit dem Brahmanismus, welcher die Vorschrift enthält, daß jedem Nichtbrah-

manen, der die Vedas liest oder lesen hört, zur Strafe für diesen Frevel geschmolzenes Blei in die Ohren gegossen werden solle.

Mein Aufenthalt in Kandi, der alten Hauptstadt im Innern der Insel, wohin von der Hafenstadt Kolombo aus eine Eisenbahn führt, wird mir in unvergeßlicher Erinnerung bleiben. Wie sonderbar mutet es doch da den Europäer in dieser Buddhistenstadt an, neben dem Schellengeläut und dem klanglosen Geklirr indischer Schlaginstrumente, neben dem Piepen und Quieken der Klarinetten, das aus dem großen Tempel tönt, wo Buddhas heiliger Zahn ruht, den rauschenden Musiktönen zu lauschen, die von einem Bataillon schottischer Hochländer herrühren. In ihrer kleidsamen Nationaltracht marschieren dieselben mit europäischer Präcision auf und begeben sich in die neben dem Buddhatempel befindliche christliche Kirche. Ja, wer wird hier auf dieser volkreichen Insel schließlich die Oberhand gewinnen? Das Christentum mit seiner segensreichen Kultur oder die kahlköpfigen Buddhisten mit ihrem tonlosen Gebimmel vor dem Zahn Buddhas, oder aber der Mohammedanismus, dessen Anhänger sich in Ceylon auf fast 200,000 Seelen belaufen?

An jenem Tag trug sich ein überaus trauriges Ereignis zu, welches die ganze Stadt Kandi in Aufregung, besonders aber die Missionskreise in tiefe Trauer versetzte. Ein junger englischer Missionar war mit einem seiner Schüler, einem jungen Singalesen, auf die Jagd gegangen und letzterer hatte im Urwald seinen Lehrer erschossen.*) Wohl behauptete derselbe, es sei aus Unvorsichtigkeit geschehen; allein die öffentliche Meinung erblickte darin einen Akt heimtückischer Rache, weil der junge Singalese in einem Examen durchgefallen war und hiefür seinen Lehrer verantwortlich machte.

*) Nach dem Bericht des Church Miss. Intelligencer verhält sich der richtige Sachverhalt, wie sich derselbe hinterher herausstellte, etwas anders. Nach ihm wollte Missionar Perry, welcher in der Stadt Kandi dem Trinity College vorstand, eine Ferienwoche bei dem Bergstamm der Weddas zubringen. Am 24. März (1890) machte sich derselbe in Begleitung von einem eingeborenen Hilfslehrer und einem seiner älteren Schüler auf die Reise. Auf dem Heimweg, am 2. April, geschah das obenerwähnte Unglück. Die drei Reisenden waren auf der Wanderung durch den Urwald, die beiden Eingeborenen je mit

Welch ein trauriger Anblick und welcher Schmerz für die alternde Mutter, als man am Abend den blutigen Leichnam ihres Sohnes in die Stadt brachte! Ihm zu Liebe war sie trotz ihres Alters dem Sohne aufs Missionsfeld nach Ceylon gefolgt, um ihm hier eine Stütze und Hilfe in seinen schweren Anfangsjahren zu sein, und nun lag ihr Sohn, von dessen eigenem Schüler erschossen, als Opfer singalesischer Rachgier vor ihr. Deutsche Kaufleute in Kolombo, die viel mit singalesischen Angestellten zu thun haben, schilderten mir dieselben als ein heimtückisches und rachsüchtiges Geschlecht, das noch nach Jahren unter der freundlichsten Maske tödlichen Haß im Herzen tragen könne. Jener von mir selbst miterlebte Fall scheint dies scharfe Urteil zu bestätigen, vorausgesetzt, daß das Unglück wirklich nicht aus Unvorsichtigkeit herbeigeführt worden sein sollte.

In Kandis herrlicher Umgebung, wo 1800 Fuß über dem Meere alle Arten von Palmen in üppigster Fülle gedeihen und wo doch so angenehme kühle Nächte der tropischen Hitze des Tages folgen, wo morgens und abends ein Spaziergang im Freien eine wahre Erquickung ist — hier scheint mir der Platz zu sein für solche Europäer, deren geschwächte Konstitution dem rauhen Bergklima der Nilagiri oder blauen Berge nicht mehr gewachsen ist, zumal durch die Eisenbahnverbindung mit der Küste und den Gesundheitsstationen in allen Höhenlagen bis zu 6000 Fuß reichlich allen Stadien des Erholungsbedürfnisses Rechnung getragen ist. Mir scheint auch die Insellage Ceylons viel zur Milderung und Annehmlichkeit des Höhenklimas beizutragen. Man hatte mir zwar Kolombo als einen heißen Platz geschildert; aber ich fand es in den Privathäusern durchaus nicht heiß, ja in der Nacht,

einer Schußwaffe versehen zum Schutz gegen Räuber und wilde Tiere. Missionar Perry war vorausgegangen. Da liefen auf einmal ein paar Büffel über den Weg, wie es scheint, etwa in der Mitte zwischen dem Missionar und seinen zwei hinter ihm dreinschreitenden Begleitern. Einer der letzteren, der Schüler, schoß unnötigerweise seinen Revolver nach den Büffeln ab, traf aber statt diese den Missionar, der tödlich verwundet zusammenbrach und nach einem kurzen Ausruf sein Leben aushauchte. D. H.

trotz der heißen Jahreszeit, sogar kühl. So begegnete ich denn auch in Kolombo und Kandi manchen Engländern, die zur Erholung von Indien herübergekommen waren.

Wohlthuend war mir, daß in Ceylon, im grellen Gegensatz zu Indien, am Sonntag alle Geschäfte geschlossen werden und daß sämtliche deutsche Kaufleute an dieser löblichen Sitte der Engländer teilnehmen.

Ich hatte die Freude, das zweite Kind meines Gastgebers, wie früher in Talatscheri sein erstes, taufen zu dürfen. Bei der heiligen Handlung waren außer dem deutschen Konsul auch eine Anzahl deutscher und schweizerischer Kaufleute zugegen, sowie ein deutscher Graf mit seiner Gemahlin, die im Inneren der Insel auf einer Pflanzung leben. Es war mir überhaupt auffallend, überall deutschen Reisenden zu begegnen. Das eine Mal wars ein Gelehrter mit seiner jungen Frau, dann ein reicher Fabrikantensohn, der seit acht Jahren, wie er sagte, in der Welt umherstreife und als künftiger Schokoladenfabrikant alle Länder, wo Kakao kultiviert wird, durchstöbert hat. So waren in Kandi von den ungefähr 20 Gästen im Gasthof allein 9 Deutsche, und als ein alter Schotte mich in seinem Hotel zu Gaste lud, bestand die Hälfte der anwesenden Gäste wiederum aus Deutschen.

Auf meiner Rückreise nach Malabar besuchte ich den Hafenplatz Aleppy, welcher durch seine ausgedehnten Coirfabriken*) bekannt ist. Das Hinterland nimmt sich vom Leuchtturm aus gesehen wie ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht" aus. Solch eine üppige und wunderbar schöne Landschaft, voller Seen und Inseln, hatte ich selbst in dem herrlichen Ceylon nicht gesehen. Sein schönster Schmuck aber sind die vielen christlichen Kirchen, die sich hier im heidnischen Indien allenthalben erheben.

Als wir auf der Reede von Kotschin anlangten, bat mich der Kapitän, ihn als Malayalim-Dolmetscher nach dieser Stadt zu begleiten. Hier besuchten wir das berühmte Judenviertel dieser alten, ehemals holländischen Handelsstadt. Wir kamen ge-

*) Coir = Faser der Kokosnuß.

rade am letzten Tage des Passahfestes, „der am herrlichsten ist," an. Indem wir in die Judenstadt einbogen, öffneten sich allenthalben in den oberen Stockwerken der alten holländischen Häuser die Fenster und eine Menge hellfarbiger, aber rothaariger Mädchenköpfe kam zum Vorschein, die uns unter lautem Kichern kritisch musterten. Vor dem stattlichsten der Häuser blieben wir ratlos stehen, bis ein junger Ben Israel daherkam und uns in sein Haus einlud. In dem weiten Hausflur saß auf einer Bank ein ganzer Jungfernkranz und hinter diesem stand die korpulente Hausmutter und etliche alte Juden. Sie alle hatten eine auffallend weiße Gesichtsfarbe, rote Haare und Sommersprossen über das ganze Gesicht. Man reichte uns freundlich die Hand und die Unterhaltung drehte sich bald um die Geschichte ihrer Kolonie. Mit sichtlicher Wehmut teilte uns ein alter Mann mit, wie von der ehemaligen hohen Blüte ihrer Kolonie nur noch ein Schatten übrig und ihre Zahl nun auf 500 Seelen zusammengeschmolzen sei. Dennoch hält diese dem Untergang entgegengehende Judenkolonie unverbrüchlich fest an den väterlichen Ueberlieferungen. Mit einem gewissen Stolz öffneten sie uns ihre ehrwürdige Synagoge und selbst ihren Glockenturm mit dem alten Uhrwerk aus dem vorigen Jahrhundert mußten wir besteigen. Ein recht naseweises Bürschchen, Namens Isaak, wollte uns nun auch zeigen, wie die Uhr schlage, und drehte trotz unsrer Warnung wacker an einer Kurbel. Aber o weh! Plötzlich ging es los und ohne Aufhören ertönte es: bim, bim, bim! Der erschrockene Isaak drehte, zog und hielt fest wie ein Verzweifelter; aber nichtsdestoweniger tönte es weiter: bim, bim, bim! Endlich schrie der arme Isaak in seiner Angst um Hilfe; aber der Kapitän rief ihm belustigt zu: "Isaac, keep fast! Isaak don't give way! Keep fast!" (Isaak, halt fest; laß nicht los, halt fest!) Es war eine urkomische Scene, die erst dann ihren Abschluß fand, als ein Alter die Turmtreppe heraufgekeucht kam und den armen Jungen aus seiner Not befreite. Als wir durch die Gasse zurückgingen, erschienen die Köpfe von vorhin wieder in den Fenstern und belohnten unseren Isaak mit Gelächter und spöttischen Bemerkungen.

Von hier ging es weiter zu den schwarzen Juden, deren Quartier unmittelbar an das der weißen stößt, die aber trotzdem keinerlei Gemeinschaft miteinander haben. Dieselben erzählten uns, daß sie von den zehn Stämmen Israels abstammten und zur Zeit der assyrischen Gefangenschaft nach Indien gekommen seien. Sie sehen aber den mohammedanischen Maplas viel ähnlicher als ihren weißen Brüdern im benachbarten Stadtteil.

Gewiß hat der Leser in Bezug auf diese jüdischen Kolonien in Kotschin verschiedene Fragen auf dem Herzen, welche ich hier, wenn auch nicht ihrem ganzen Umfange nach, zu beantworten versuchen will.

Was den Ursprung, die Entwicklung und die Geschichte dieser beiden Judenkolonien, die weit entfernt von ihren Glaubensgenossen in der übrigen Welt ein abgeschlossenes Dasein führen, anbetrifft, so ist aus dem Munde der Kolonisten selbst nichts Gewisses und Zuverlässiges zu erfahren. So viel scheint mir aber fest zu stehen, daß weiße und schwarze Juden in Kotschin unmöglich einem und demselben Stamm angehören können. Was die schwarzen Juden behaupten, daß sie zur Zeit der assyrischen Gefangenschaft nach Indien versprengt wurden, klingt nicht sehr wahrscheinlich und es liegt dieser Behauptung wohl nur der Stolz auf einen angeblich alten Stammbaum zu Grunde. Die andere Behauptung, daß sie ein Rest der zur Zeit Nebukadnezars versprengten Samariter seien, die in jener Zeit schon nach Indien kamen, hat zu ihren Gunsten den Umstand, daß die schwarzen Juden nur den Pentateuch anerkennen. In diesem Fall müßte man annehmen, daß sie sich mit den Eingebornen frühe vermischt haben. Auch heute noch finden Verbindungen dieser Art statt. Der ganze Typus und die tiefbraune Hautfarbe dieses Völkleins scheint aber vielleicht auch auf nähere Stammesverwandtschaft mit den malabarischen Mapillas (Mohammedaner) hinzuweisen, und vielleicht sind sie ursprünglich nichts anderes gewesen als Stammesgenossen der Mapillas, die bekanntlich von eingewanderten arabischen Kolonisten abstammen. Als Hintersaßen und Lehensleute der reichen Juden mögen sie dann nach und nach als Proselyten (Judengenossen,

Act. 2, 11) die Beschneidung angenommen haben, während ihre heidnischen Stammesgenossen später (642?) dem Islam zufielen. Auch die gesellschaftliche Stellung der weißen und schwarzen Juden zueinander spricht entschieden dafür, daß wir es in Bezug auf Abstammung mit zwei ganz verschiedenen Stämmen zu thun haben. Die weißen Juden, obwohl ihr Stadtteil seit Jahrhunderten hart an den der schwarzen Juden grenzt, haben bis heute keinerlei legale Verwandtschaften geknüpft. Ehen kommen zwischen beiden Teilen nie vor und Kinder aus Konkubinaten zwischen weißen Juden und schwarzen Jüdinnen sinken immer herab in die Verwandtschaft der Mutter. Weiße Juden sprechen von den schwarzen mit einer Art mitleidiger Geringschätzung. Auch hat jeder Teil seine Synagoge für sich und sie besuchen die der andern Partei nicht.

Die ersten (weißen) Juden mögen nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus, oder aber, was wahrscheinlicher ist, zur Zeit des Kaisers Hadrian, als ein zersprengter Rest nach Malabar gekommen sein und zwar auf dem Seeweg über Arabien. Schon im dritten Jahrhundert bestand geschichtlich nachweisbar eine Kolonie weißer Juden in Kodungalur in Malabar, da der „Perumal" (Malabarkönig) Bhaskara Ravi Varma dem jüdischen Kaufherrn Josef Rabban die Herrschaft über den Bezirk Andschuvannam verlieh. Zu jener Zeit scheinen die Juden eine Art Handelsmonopol in Malabar besessen zu haben, denn die dem Joseph ausgestellte kupferne Privilegientafel trägt die Unterschriften der damals namhaftesten Malabarfürsten als Zeugen. In diese Zeit mögen nun auch die Anfänge der Bildung der Kolonie schwarzer Juden fallen und zwar auf oben angedeutete Weise.

Die jüdische Kolonie in Kodungalur gedieh unter dem Schutze der Perumals zu großer Blüte und mehrte sich durch Zuzug. Als aber durch eine Katastrophe im Jahr 1341 der Hafen von Kodungalur versandete, begann die Zeit des Niedergangs. Dazu kamen noch verschiedene Bedrängnisse durch die Portugiesen, die 1498 festen Fuß in Malabar faßten, sodaß sich die Juden genötigt sahen, 1565 unter dem Schutz des Kotschin-Königs ihre Kolonie in die Stadt Kotschin zu verlegen. Unter der holländ-

dischen Herrschaft erlebte die Judenkolonie noch einmal eine Zeit der Blüte. Als aber im Jahr 1795 Kotschin unter englische Botmäßigkeit kam, ging auch der jüdische Handel seinem Verfall entgegen.

In Kalikut ging meine Reise zu Ende und der gute Kapitän verabschiedete sich nicht ohne Rührung. Er gab mir zugleich das Versprechen, daß er nun seine Bibel, die ihm seine fromme Mutter mit auf den Weg gab, als er zur See ging, wieder lesen wolle. Er habe, so erzählte er, sehr gottesfürchtige Eltern gehabt, und es sei die glücklichste Zeit seines Lebens gewesen, als er mit ihnen in die Versammlungen gegangen sei. Gott habe auch vor einiger Zeit besonders an seinem Herzen angeklopft, als er mit seinem Schiff an die ostafrikanische Küste kommandiert worden sei. Dort hätten die Aufständischen in Deutsch-Ostafrika auch sein Boot beschossen und nur mit genauer Not seien damals er und seine Begleiter entkommen. In der That trug sein Boot am Rand noch die Schußlöcher, die er zum Andenken an jenes Ereignis belassen hatte.

Erläuterung zu dem Bild:

Gottesacker in Abetifi.

Wo immer Missionsstationen sich im tropischen Afrika erheben, da finden sich auch die Stätten, wo die Gebeine derer ruhen, die dem Klima oft schon nach kurzem Tagewerk zum Opfer gefallen sind. Da reiht sich nicht selten Grabhügel an Grabhügel, die als Denkmäler christlicher Liebe im finstern Heidenlande davon Zeugnis ablegen, daß der Weg der Mission und ihrer Glaubensboten ein Kreuzes- und Todesweg ist. Von einer solchen Stätte, wo des Todes gewaltiger Ernst vom Leiden und Sterben der Zeugen Jesu Christi predigt, weiß uns der bekannte Schotte H. Drummond in seinem Buch „Inner-Afrika“ ein rührendes Beispiel zu erzählen.

„Es war, so schreibt derselbe, ein herrlicher Sommermorgen, als das Dampfboot ‚Ilala‘ in den Njassa einfuhr, noch einige Stunden, und wir lagen in dem kleinen Hafen von Livingstonia vor Anker. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den diese berühmte Missionsstation auf mich machte. Herrliche, bis zum Gipfel bewaldete Granitberge bilden den Hintergrund, und auf dem silbernen Ufersand einer kleinen Bucht stand eine Reihe niedlicher weißer Häuschen. Ein durch einen Garten sich windender Fußpfad führte hinan; ich betrat das ansehnlichste der Häuschen — es war das Livingstonia-Pfarrhaus — die Wohnung des leitenden Missionars. Alles war aufs schönste erhalten; englisches Zimmergerät stand da, ein Arzneikästchen, Teller und Tassen in den Schränken, Bücher lagen umher. Den Missionar aber fand ich nicht. Ich betrat das nächste Haus; es war die Schule; die Bänke waren da und die Wandtafel, aber keine Kinder und kein Lehrer. Ich ging weiter ins nächste — es war die Schmiede; Ambos und Handwerkzeug fand sich vor, aber kein Schmied. Und so weiter — alles in schönster Ordnung, alles leer. Da erblickte ich einen Eingebornen; er führte mich etwas abseits in den Wald; hier unter den Mimosen, am Fuße eines mächtigen Granitfelsens, waren vier oder fünf Grabhügel. Da waren die Missionare! — Ich verbrachte eine ernststimmende Raststeit im Schatten der verlassenen Station. Es ist ein wunderlieblicher Ort, und unter den Tamarinden am friedlichen Ufer kann mans kaum fassen, daß die Seuche, die am Mittag verderbet, an diesem schönen Fleckchen Erde ihr Wesen habe.“

Unser Bild führt uns nun freilich an keine Gräberstation. Abetifi, die Basler Missionsstation in der ehemaligen Asantesprovinz Okwawu, im Hinterland der Goldküste, besteht und blüht noch zur Zeit; aber auch sie hat gleich allen Schwesterstationen auf der Goldküste ihre Opfer gefordert. Friedlich und weihevoll liegt ihr kleiner Gottesacker, von Wald umgeben und von Schlingpflanzen umhegt, unfern der Missionsniederlassung am grünen Bergabhang. Hehre Oelpalmen beschatten ihn und wiegen ihre ernsten Häupter über den Grabhügeln der hier ruhenden Missio-

nare E. Werner und G. Lodholz († 22. Mai; 28. Sept. 1879). Blumen sprossen auf den Gräbern und grünende Ranken winden sich um das einfache Holzkreuz, von welchem es als dem Symbol der Ueberwinder heißt:

„Das Kreuz, das unsre Gräber ziert,
Bezeugt: man habe triumphiert!"

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Nordamerika.

Alaska, jene große Halbinsel im äußersten Nordwesten Amerikas, zwischen dem stillen Ozean und dem nördlichen Eismeer, ist während des letzten Jahrzehnts zu einem der wichtigsten Missionsgebiete geworden, auf dem sich verschiedene Missionsgesellschaften um die Christianisierung der dortigen Aleuten, Eskimo und Indianer mit anerkennenswertem Eifer bemühen. Trotz seiner Lage im hohen Norden ist Alaska doch kein durchweg vereistes und unwirtliches Gebiet; denn die vom Süden kommenden warmen Meeresströmungen mildern das nordische Klima merklich. Doch finden sich in den höchsten Breiten, wie im Innern der Halbinsel auch Striche, wo selbst im Sommer die Erde in ewiger Erstarrung des Frostes verharrt und großartige Gletscher sich über die Gefilde lagern, neben denen wertvolle Mineralquellen dem Boden entsprudeln. Das Land wird von ansehnlichen, zum Teil vulkanischen Gebirgen durchzogen und einzelne Gipfel, wie z. B. der an der Küste bis zu 4875 Meter aufsteigende Eliasberg, gehören zu den höchsten Erhebungen Nordamerikas. Die Küstenentwicklung ist eine äußerst günstige mit zahllosen Buchten und Meereseinschnitten. Dabei ist der Zugang ins Innere durch große schiffbare Flüsse erleichtert, von denen der Yukon einer der größten der Welt ist. Die annähernde Bevölkerungsziffer beträgt nach den letzten Angaben ca. 50,000 Seelen, darunter 6500 Weiße, 1900 Mischlinge, 2900 Aleuten, 3500 civilisierte und 35,000 von der Kultur noch unberührte Eingeborene (Indianer und Eskimo).

Diese Ländermasse, die einen bedeutend größeren Flächenraum einnimmt als Deutschland und die ganze österreichische Monarchie zusammen, ist trotz ihres unerschöpflichen Reichtums an Fischen und Pelztieren, wertvollen Nutzhölzern und Mineralien, der civilisierten

Welt eigentlich erst seit 1867 bekannt geworden, nachdem die Vereinigten Staaten das ganze Gebiet von Rußland für 30 Mill. Mark erworben haben. Für die Hebung und Christianisierung seiner Bewohner war von Rußland aus nur wenig geschehen. Wohl hatte es seit Ende des vorigen Jahrhunderts angefangen, Priester nach Alaska zu senden, die an verschiedenen Punkten Kapellen bauten und das griechisch-katholische Kirchentum mit seinem toten Formenwesen einzuführen suchten. Aber eine evangelische Mission gab es nicht und selbst nach der Besitzergreifung von seiten Amerikas verstrichen zehn Jahre, ehe eine protestantische Kirche dieses Landes es als ihre Pflicht erkannte, den neugewonnenen Landsleuten im hohen Norden das Licht des Evangeliums zu bringen. Erst im Jahre 1877 legten die Presbyterianer, besonders auf Anregung und Bitten des unermüdlichen Missionssekretärs Dr. Jackson, Hand ans Werk, und gründeten eine Mission unter den Indianern in Süd-Alaska, die bald in hoffnungsvoller Blüte stand und heute 7 Stationen mit 20 Lehrern, 437 eingeborenen Kirchengliedern, 450 Zöglingen in den Anstalten und Tagschulen, sowie 537 Kinder in den Sonntagsschulen zählt. Der Vorsteher dieser Mission, der obengenannte Dr. Jackson, welcher zugleich Regierungsschulinspektor für ganz Alaska ist, bemüht sich seitdem unausgesetzt, die evangelische Kirche Nordamerikas für dieses weite Missionsgebiet zu interessieren und frische Missionskräfte für dasselbe herbeizuziehen. Seinen Bemühungen ist es auch zuzuschreiben, daß im Sommer 1890 die evangelische Mission bis in die höchsten arktischen Breiten vorgedrungen ist und sich daselbst an drei Punkten niedergelassen hat. Auf die hier wohnenden Eskimostämme aufmerksam geworden, wußte derselbe nicht allein das Unterrichtsdepartement in Washington zur Bewilligung der nötigen Mittel für die Gründung und den Betrieb dreier Missionsschulen an der arktischen Küste Alaskas zu bewegen, sondern auch die persönlichen Kräfte unter den Missionsfreunden der Union für jene drei entlegenen christlichen Vorposten zu gewinnen. Als solche stellten die Presbyterianer, die Kongregationalisten und die Bischöflichen je einen Arbeiter für die drei Stationen Prinz Wales, Point Hope und Point Barrow. Letzteres, von dem Presbyterianer Stevenson besetzt, ist nächst Upernivik an der Nordwestküste Grönlands, die am nördlichsten gelegene Mission der Welt, ein Küstenpunkt, der mit Ausnahme zweier Monate im Jahr durch das Eis vollständig blockiert und vom Verkehr mit der Außenwelt abgesperrt ist. Vom Kap Prince of Wales, wo die Kongregationalisten zwei Lehrer stehen haben, lauten die ersten Berichte ermutigend. Zwar ließ der wilde und habgierige Charakter der dortigen Bevölkerung, welcher die Missionare in ihrer

einsamen Lage preisgegeben waren, anfangs für Leben und Besitztum fürchten, aber das Verhältnis hat sich später, nachdem man einander besser kennen gelernt hatte, günstiger gestaltet. Die Kinder zeigen sich intelligent und lernbegierig. Leider ist das Volk der Trunksucht stark ergeben und das Gesetz, welches den Schnapshandel beschränken soll, ist in Wirklichkeit ein toter Buchstabe. Der dort eingeführte Branntwein ist ein Fusel von der billigsten und schädlichsten Sorte und die Eingeborenen gleichen eher Rasenden oder wilden Tieren als vernünftigen Menschen, sobald sie von demselben berauscht sind. Und dabei tauschen die Eingeborenen allen ihren Erwerb gegen dieses Feuerwasser ein und bleiben infolge dessen arm, oft ohne die nötige Kleidung, Nahrung und Bedachung.

Die seit 1885 im mittleren Alaska unternommene Mission der Brüdergemeine beschränkt sich zwar zur Zeit noch auf die beiden Stationen Bethel am Kuskokwim und Carmel am Nushagak, hat aber ihr Arbeiterpersonal soweit verstärkt, daß 10 Missionsgeschwister derselben dienen. Wohl ist die Bitte von denselben wiederholt gestellt worden, das Werk weiter auszudehnen und namentlich an der Mündung des Kuskokwim eine weitere Station anzulegen; aber dieser, wie auch der andere Wunsch, einen kleinen Küstendampfer zur Erleichterung des Verkehrs zu beschaffen, konnte aus Mangel an den nötigen Geldmitteln bis jetzt nicht gewährt werden. Doch behält man den Ort Togiak an der Mündung des gleichnamigen Flusses als künftige dritte Station im Auge, wozu sich derselbe schon darum besonders eignen würde, weil er in der Mitte zwischen Bethel und Carmel liegt und die Verbindung zwischen diesen beiden Stationen herstellen würde. Auch finden sich dort mehrere hundert Eskimo, die dem Fischotterfang nachgehen und mit denen der unermüdliche Missionar Killbuck auf seinen ausgedehnten Missionsreisen in Beziehung getreten ist.

Was die Arbeit betrifft, so ist dieselbe keine vergebliche; besonders weist dieselbe um die Station Bethel schon schöne Früchte auf. Die sonntäglichen Gottesdienste und die Schulen werden verhältnismäßig gut besucht und es beläuft sich die Zahl der Pflegebefohlenen im ganzen auf 168 Personen. Aber sie ist auch andererseits eine recht schwierige und mit vieler Mühe verbunden. Die rauhen klimatischen Verhältnisse, die schwierige Gewinnung des Lebensunterhaltes, die mangelhafte Verbindung mit der Heimat, der fortgesetzte Widerstand der griechischen Priester, das gefahrvolle und beschwerliche Reisen zu Wasser und zu Land — alles das stellt die Ausdauer und den Glaubensmut der Brüdermissionare auf harte Proben. Dazu kommen jene unheimlichen Erscheinungen eines plötzlich hereinbrechen-

den Wahnsinns unter den Eingeborenen, dessen Ursachen nur zu leicht von dem abergläubischen Volk dem Missionar zugeschrieben werden und dem Missionswerk die Thüren verschließen. Ein trauriges Beispiel dieser Art bot einer der drei Nationalhelfer, die sich Killbuck herangebildet hatte. Jener, Namens Hooker, der tüchtigste und eifrigste derselben, verfiel infolge einer Hautkrankheit dem Wahnsinn und endete durch die abergläubische Behandlung seines ebenfalls wahnsinnigen Halbbruders und der durch ihn irregeleiteten Dorfgenossen unter den Bissen halbwilder Hunde. Trotz alledem arbeiten die Brüder mutig und unverdrossen weiter und denken nur daran, wie sie das Werk innerlich festigen und äußerlich ausbreiten können. Inzwischen hat Bischof Bachmann, dessen Frau bereits ein Jahr lang die alleinstehende Schw. Killbuck in der Arbeit unterstützt hatte, der Brüdermission in Alaska einen amtlichen Besuch abgestattet, um die Verhältnisse an Ort und Stelle kennen zu lernen. Zugleich mit der zurückkehrenden Schw. Bachmann sind zwei Eskimoknaben nach den Vereinigten Staaten zur weiteren Ausbildung gesandt worden.

Außer der Brüdergemeine und den Presbyterianern arbeiten in Alaska noch 7 weitere evangelische Missionskörperschaften, sowie die katholische und die griechisch-orthodoxe Kirche. Von jenen bemerken wir hier nur die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft mit drei, und die Quäker mit fünf Missionsarbeitern. Die römischen Katholiken arbeiten an zwei Punkten und die russisch-griechische Kirche unterhält 17 Schulen. — Daß außer dem schlechten Einfluß der ungebildeten und nicht eben sittlich hochstehenden griechischen Geistlichkeit auch noch das böse Beispiel der weißen Händler nicht dazu dient, dem Evangelium unter den Eingeborenen die Herzen zu erschließen, ist hier wie überall eine traurige Wahrnehmung.

Das ungeheure Gebiet von Britisch-Nordamerika, welches sich im Norden der Vereinigten Staaten, vom Stillen- bis zum Atlantischen Ozean, über 70 Längengrade hin erstreckt und der Regierung von Kanada unterstellt ist, weist infolge der vielen unwirtlichen Striche nur eine dünne Bevölkerung auf. Außer den über vier Millionen zählenden Kolonisten, die durch verschiedene Interessen in diese Länder geführt worden sind und sich in denselben angesiedelt haben, mögen noch etwa 150,000 Indianer in denselben leben, die teils mit der Kolonialbevölkerung vermischt, teils als zerstreute Reste ein kümmerliches Dasein führen. Manche derselben sind längst zum Christentum übergetreten und gehören teils dem evangelischen, teils dem römisch-katholischen Bekenntnis an. Unter der heidnischen Indianerbevölkerung, die bis in den öden Norden hinauf zerstreut lebt und nach väterlicher Weise dem Fischfang und der Jagd nachgeht,

widmet sich hauptsächlich die englisch-kirchliche Mission, welche das weite Gebiet in 5 Diöcesen eingeteilt hat. Von den Bischöfen und Missionaren werden die entlegenen Niederlassungen und Missionsposten unter vielen persönlichen Gefahren und Entbehrungen Jahr für Jahr besucht. Die Berichte betonen die Wichtigkeit und den günstigen Einfluß, den die Schulen mit ihrem sittigenden und erzieherischen Einfluß auf die Indianer ausüben. Ueberhaupt scheinen dieselben dem Evangelium und der Mission im allgemeinen zugänglich zu sein, und es werden Beispiele davon berichtet, wie begierig mancherorten dieselben nach der Predigt des Wortes Gottes sind. So haben auch die Indianerstämme am Trout- und Wapiskowsee um das Kommen evangelischer Missionare gebeten. Unter den Blutindianern macht sich der wohlthätige Einfluß der Mission soweit geltend, daß die Polygamie unter denselben auszusterben anfängt und der übliche „Sonnentanz" keine Zugkraft mehr ausübt. Das heidnische Fest, bei welchem man die Kinder der Sonne zu weihen pflegte, ist in den letzten Jahren ganz ausgefallen. Durch ärztliche Missionsthätigkeit sucht man da und dort dem mächtigen Einfluß der heidnischen Medizinmänner mit Erfolg entgegenzuwirken. Unter den Christen sind Züge von Glaubens- und Bekenntnistreue, besonders gegenüber den Verführungskünsten katholischer Priester, sowie solcher von Opferwilligkeit bei aller Armut, keine Seltenheit. Leider ist Verarmung und Hungersnot infolge der Abnahme des Wildes und bei den strengen Witterungsverhältnissen mancher Striche, eine fast ständige Heimsuchung für die auf den Fischfang und die Jagd angewiesene Indianerbevölkerung.

Außer der englischen Ausbreitungsgesellschaft, die sich zugleich der Kolonialbevölkerung zuwendet, und einigen andern Kirchengemeinschaften, entfalten auch die kanadischen Presbyterianer auf 13 Indianerreserven eine rege und gesegnete Thätigkeit, die dabei besonders auf die Errichtung von Industrieschulen Gewicht legen. In diesem Punkt werden sie von der Regierung reichlich unterstützt und ihr Werk befindet sich in sichtlichem Gedeihen.

Traurige Erfahrungen hat die Brüdergemeine auf ihrem alten Missionsfeld Labrador machen müssen. Die in ihrem Handelsverkehr auf die Missionare angewiesenen Eskimochristen hatten sich bereits früher auf der Station Zoar gegen die Missionare aufgelehnt, weil dieselben, gemäß den Anordnungen des Handelsgeschäftes (der Society for the Furtherance of the Gospel in London), jungen, rüstigen Eingeborenen keine Waren auf Borg verabreichen und dem leichtsinnigen Schuldenmachen vorbeugen wollten. Diese Revolte führte zur Schließung des von den Missionaren verwalteten Geschäftes, zog

aber auch den wirtschaftlichen Rückgang der Station nach sich. Späterhin, im Herbst 1889, fanden dann noch größere Ausschreitungen auf der Station Hebron statt. Auch hier glaubten sich die urteilslosen Eskimochristen, unter denen sozialistische und kommunistische Ideen durch Mannschaften fremder Handelsfahrzeuge verbreitet worden waren, von seiten der Missionare übervorteilt und stellten anmaßende Forderungen an dieselben. Letzteren gelang es zwar, durch Ruhe und Takt der Auflehnung die Stirn zu bieten und die äußere Ordnung aufrecht zu erhalten; aber Unzufriedenheit und Mißtrauen sind damit nicht geschwunden. Wenn auch die irregeleiteten Christen die Missionare immerhin als ihre geistlichen Leiter in den kirchlichen und religiösen Angelegenheiten betrachtet wissen wollen, so muß doch das unberechtigte Mißtrauen, das sie ihnen in Sachen des Handels entgegenbringen, die geistliche Stellung der Missionare notwendig erschüttern. Leider scheint sich kein Ausweg zu zeigen, wie man das Handelsgeschäft, auf das nun einmal die Eskimo angewiesen sind, von der Mission lösen könne, ohne zugleich die Eingeborenen der Willkür und Ausbeutelung fremder Händler preiszugeben. Bei den stammverwandten Grönländern führt die dänische Regierung den Handel als Monopol, wogegen in Labrador sich bis jetzt die englische Regierung noch nicht dazu verstanden hat, eine bürgerliche Obrigkeit einzuführen. Nominell steht zwar die Labradorküste unter der Regierung von Neufundland, aber dieselbe hat nicht einmal einen Vertreter im Lande.

Als sprachliche Leistung ist die von Missionar Bourquin im letzten Jahr herausgegebene Eskimo-Grammatik zu erwähnen.

Die Missionsthätigkeit in den Vereinigten Staaten erstreckt sich auf die unter dem Sternenbanner der Union lebenden drei farbigen Elemente: auf die Indianer, die Neger und Ostasiaten (Chinesen und Japaner).

Durch einen Aufstand der ersteren, welcher im Dezember 1890 und Januar 1891 unter den Sioux im Dakotagebiet ausbrach, ist die Indianerfrage wieder aufs neue in Fluß gekommen. Dadurch, daß der Aufstand zu einem allgemeinen Indianerkrieg zu entbrennen drohte, ist jene nicht allein Missionsfreunden und Philantropen nahe getreten, sondern hat auch der Regierung in Washington wieder zur Aufforderung gedient, das Wohl und Wehe der Rothäute ins Auge zu fassen. Daß an denselben bis in die neueste Zeit herein viel gesündigt worden ist, geben die Amerikaner selbst zu. Mißernten in den Indianerreserven, Epidemien, unfähige und wohl auch unehrliche Beamte, welche mit der Leitung der Agenturen betraut waren, Herabminderung der zu liefernden Rationen von seiten der Regierung, versäumte Gegenleistungen derselben für abgetretenes Gebiet, unzeitige

Flucht eines ängstlichen Agenten und voreilige Herbeiziehung von militärischer Hilfe — alles das ließ den Aufstand zum Ausbruch kommen und die von einem falschen Messiaswahn erfaßten Indianer den Kampf der Verzweiflung beginnen. Der Aufstand ist mit Waffengewalt niedergeschlagen worden, aber er hat manchem Indianer das Leben gekostet. Doch ist ein allgemeiner Indianerkrieg noch glücklich abgewendet worden, was nach dem Urteil von Sachkundigen vor allem der Mission zu verdanken sei. „Denn die wirklich christlichen, in regelmäßiger geistlicher Pflege stehenden Indianer sind der ganzen Bewegung, auch jener schwärmerischen Messiashoffnung, völlig fern geblieben." Im ganzen leben etwa 265,000 Indianer in den Vereinigten Staaten, von denen ungefähr die Hälfte civilisiert sind, sich wie die Weißen kleiden, ansässig sind und Ackerbau treiben. Zu diesen gehören die sogenannten 5 civilisierten Stämme, etwa 70,000 an der Zahl, von denen die Hälfte derselben lesen kann und unter denen gegen 200 Schulen bestehen. Dagegen giebt es noch 120,000 uncivilisierte Indianer. Immerhin wäre es ungerecht zu denken, die Regierung wüßte den Indianern gegenüber nichts zu thun, als sie zu unterdrücken. „Nein, seit der Präsidentschaft Grants hat die Indianerpolitik eine entschieden friedliche und wohlwollende Richtung eingeschlagen. Jedes Jahr giebt das Ministerium des Innern die große Summe von ca. 20—30 Millionen Mark aus, um die Indianer mit Nahrungsmitteln, Kleidungsstücken, Haushaltungsgegenständen, Ackergerätschaften, Arzneien, Aerzten und Schulen zu versorgen. Gerade für den letztgenannten Zweck geschieht außerordentlich viel, teils durch Unterstützung von Missionsschulen, teils dadurch, daß die Regierung selbst Schulen errichtet und Lehrer besoldet." Freilich sind dabei auch große Fehler begangen worden, indem bereits geschulte Missionskinder für die Regierungsschulen gepreßt wurden. Bei der Verteilung der Unterstützungsgelder kam es vor, daß z. B. die Katholiken vor den Evangelischen bevorzugt wurden und daß jene sich den Löwenanteil zu sichern wußten. Auch wurde ein übermäßiger Nachdruck auf das Englische gelegt. Alles das scheint nun unter der Leitung geeigneter Beamten besser geworden zu sein. Zudem hat sich ein „Verein zur Erhaltung der Indianer-Rechte" und ein „Indianer-Schutz-Verein" gebildet, welch' letzterer dahin zu wirken sucht, daß den Rothäuten ihre alte Stammeseinteilung, ihr gemeinsamer Landbesitz und ihre alten Sprachen erhalten bleiben.

An christlichen Gemeindegliedern mag es im ganzen etwa 60,000 geben und es lassen sichs verschiedene Kirchenkörper, wie z. B. die protestantisch-bischöfliche Kirche, die Kongregationalisten und die Presbyterianer angelegen sein, diese zu pflegen und dem Evan-

gelium weiteren Eingang unter den Indianerresten zu verschaffen. Erstere zählt allein unter den Sioux 1700 Kommunikanten und die letzteren haben 1100 solcher aufzuweisen. „Die Gemeinden der beiden letztgenannten Kirchengemeinschaften haben sogar eine einheimische Dakota-Missionsgesellschaft gegründet, die vor einigen Jahren 913 Glieder zählte und 3632 Mk. aufbrachte."

Die Negerbevölkerung kommt nicht mehr als eigentliches Missionsobjekt in Betracht, insofern man dieselbe wenigstens dem Namen nach eine christliche nennen darf, weshalb auch die Thätigkeit der verschiedensten Denominationen als eine Art innerer Mission unter derselben zu betrachten ist.

Dagegen ist durch das Hereinströmen von zahlreichen Chinesen und Japanern in das Unionsgebiet der christlichen Mission eine wichtige Aufgabe erwachsen. Dieselbe sucht hiedurch an jenen gutzumachen, was der nationale Widerwille und die Gesetzgebung an den Ostasiaten, besonders an den Chinesen, gesündigt hat. Die numerischen Erfolge sind freilich noch verhältnismäßig gering; aber das bis jetzt Erreichte ermutigt immerhin, in der Arbeit fortzufahren, die zugleich eine Zurüstung der Bausteine für die Reichsgottesarbeit in China und Japan selbst ist; denn es ist eine erfreuliche Thatsache, daß unter den neubekehrten Fremdlingen sich viel Eifer kundgiebt, ihren Landsleuten im fernen Osten das Evangelium zu bringen. Ebenso wird ihre Freigebigkeit zu kirchlichen und Missionszwecken gerühmt. Und was von den Chinesen in dieser Beziehung gesagt werden darf, das gilt auch von den Japanern.

Ihre Zahl ist nicht so beträchtlich, wie die der Chinesen und man nimmt ungefähr 3000 an, die sich in Kalifornien aufhalten. Die meisten sind zum Zweck des Studiums herübergekommen und stehen deshalb noch in jugendlichem Alter. Unter ihnen arbeiten vornehmlich die Presbyterianer und bischöflichen Methodisten mit großem Erfolg. Die wenn auch kleinen Gemeinden sind sehr lebenskräftig und erhalten sich selbst. Die von ihnen aufgebrachten Summen sind im Verhältnis zur Seelenzahl recht bedeutende. Viele der jungen Leute kehren in ihre Heimat als Lehrer und Prediger zurück. Der erste der in San Francisko bekehrten Japaner, K. Miyama, bediente eine zeitlang als Geistlicher eine japanische Gemeinde auf den Sandwichinseln und wirkte in großem Segen an derselben. Seinen Bemühungen gelang es, nicht nur einen Enthaltsamkeitsverein mit 3000 Mitgliedern, sondern auch eine Wohlthätigkeitsgesellschaft ins Leben zu rufen, unter deren Leitung ein japanisches Krankenhaus gegründet wurde. Jetzt ist Miyama als Verkündiger des Evangeliums in sein Vaterland Japan zurückgekehrt. — So werden die Samenkörner des

göttlichen Wortes, die auf dem amerikanischen Boden unter den ostasiatischen Fremdlingen ausgestreut werden, als heranreifende Frucht von denselben hinüber nach Japan und China ans heimische Gestade getragen.

b) Neuestes und Vermischtes.

Kaum ist die Mission der Brüdergemeine auf dem Himalaya durch den Heimgang zweier Arbeiter aufs schwerste heimgesucht worden, so meldet der Telegraph einen weiteren Verlust von der Moskitoküste. Dort sind nach einem in New Orleans am 26. November aufgegebenen Telegramm Miss. Erdmann, der Präses der Moskitomission, und seine Frau, geb. Roy, ganz plötzlich abgerufen worden. Nähere Nachrichten fehlen noch, aber es liegt die Vermutung nahe, daß die Geschwister beide dem Fieber erlegen sind. (Herrnhut 1891, S. 257.)

Für die ärztliche Mission in Leh (vergl. Miss. Mag. 1891, S. 480 f.) hat sich ein englischer Arzt, Dr. Jones aus Birmingham, der Brüdergemeine für sechs Jahre zur Verfügung gestellt. Bis dahin hofft die Brüdergemeine einen jungen Arzt aus ihrer Mitte, der sich inzwischen für den ärztlichen Beruf ausbilden soll, dahin abzusenden. (Missionsbl. der Brüdergem. Dez. 1891.)

Nachdem die für das nördliche Njassagebiet bestimmten vier Brüdermissionare am 24. Juni Karonga am nordwestlichen Ende des Njassa erreicht hatten (vergl. Miss. Mag. 1891, S. 480), langten dieselben nach einem sehr beschwerlichen Marsche am 7. Juli auf der schottischen (jetzt verlassenen) Missionsstation Kararamuka an. Von hier aus unternahmen zwei der Brüder eine siebentägige Untersuchungsreise in das östliche Gebiet, während die beiden anderen wegen Fieber zurückbleiben mußten. Da die Feindseligkeit eines Häuptlings einem weiteren Vordringen nach Osten ein Ziel setzte und sich ein solches in nordwestlicher Richtung als unthunlich erwies, so wandten sie sich schließlich nach Norden, um die etwa drei bis vier Stunden von Kararamuka entfernte Gegend von Rungwe, die ihnen von dem schottischen Missionar Croß als besonders geeignet zur Anlegung einer Station bezeichnet worden war, zu besichtigen. Sie kamen in das Gebiet des Häuptlings Makapalile, eines erst dreizehnjährigen Knaben. Die Verhandlungen mit diesem und dessen Hauptleuten ergaben, daß dieselben den Weißen freundlich gesinnt seien und sich freuen würden, wenn die Missionare der Brüdergemeine sich bei ihnen niederlassen wollten. Auf den am Rungwe gelegenen Hügeln

trafen sie denn auch ein großes schönes Dorf, in welchem offenbar Ackerbau und Viehzucht blühen und in dessen Nähe sich ein, wie es scheint, sehr geeigneter Platz fand mit zwei Wasserquellen, während in der Tiefe der nahen Schlucht der Rungwe fließt. Auch Lehm und Thon für den Hausbau fanden sie in genügender Menge, wie denn überhaupt die übrigen Verhältnisse für eine Niederlassung günstig zu sein schienen. Auf Grund dieser Beobachtungen gewannen die Brüder nach ernstlichem Gebet die Freudigkeit, in Gottes Namen hier ihre Arbeit zu beginnen. Während Br. Meyer gleich dort blieb, kehrte Br. Richard sofort nach Kararamuka zurück, um die zum Bau der Häuser und Hütten nötigen Werkzeuge und Arbeiter zu holen. Die von der Brüdergemeine geplante neue Mission in Deutsch-Ostafrika hätte somit ihren ersten Schritt gethan, und sie darf dessen versichert sein, daß ihrem neuen Unternehmen die herzliche Teilnahme der deutschen Missionsfreunde nicht fehlen wird. (Herrnhut 1891, S. 256.)

Von der auf dasselbe Ziel lossteuernden Expedition der evang. Missionsgesellschaft Berlin I ist die Ankunft derselben im Nkondegebiet noch nicht gemeldet. Leider mußte ein Mitglied der Reisegesellschaft, Miss. Franke, gesundheitshalber unterwegs umkehren.

Die Basler Mission in Indien hat die Freude, von zahlreichen Uebertritten im Bezirk Kodakal auf der Malabarküste berichten zu dürfen. Ganze Familien melden sich zur Taufe und es sind zur Zeit nicht weniger als nahezu 300 Taufbewerber, welche sich auf der Missionsstation befinden. Eine große Anzahl derselben sollte am 1. Advent die hl. Taufe erhalten.

Auf der Goldküste, wo seit einigen Jahren die Basler Mission ihr bisheriges Arbeitsfeld in der Richtung nach Nordosten längs dem östlichen Ufer des Voltaflusses auszudehnen bestrebt ist und bereits über die englischen Grenzen hinaus ihre Missionsposten auf dieser Linie bis in das deutsche Gebiet von Nkonya und Boem vorgeschoben hat, sind neuerdings die Erstlinge in dem umnachteten Nkonyalande getauft worden. — Zugleich ist im äußersten Nordwesten, im Hinterland von Fante, die Errichtung einer Missionsstation demnächst in Aussicht genommen und zwar als Ausgangspunkt für die Missionsarbeit im Grenzgebiet von Asante.

In Kamerun ist die Basler Mission daran, im Gebiet des Sannagaflusses unter dem Stamm der Bakoko die längstgeplante Missionsstation zu errichten. Dieselbe soll auf Wunsch eines Missionsfreundes, der zum Bau derselben eine größere Gabe darreichte, den Namen Lobethal erhalten.

Kirche in Blantyre.

Missionspredigt über Phil. 4, 5:

„Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen. Der Herr ist nahe."

(Gehalten in Frankfurt a. M. von K. Walz, Pfr. zu Bad Nauheim.)

Im Herrn gel. Missionsfreunde! Den Brief an die Philipper mag man wohl den „Missionsbrief" unter den Briefen des N. Testamentes nennen. Er ist vielleicht nicht als solcher geschrieben; aber es weht Missionsluft durch ihn hindurch. Da ist der Apostel selbst, der schon mit Sterbensgedanken erfüllt und sich sehnend „abzuscheiden und bei Christo zu sein," dennoch dem Gedanken Raum giebt, daß „im Fleische leben dienet mehr Frucht zu schaffen" und demgemäß nicht nur selbst in der großen Weltstadt trotz seiner Bande in treuer Arbeit steht, sondern auch die Verkündigung des Evangeliums mit der wärmsten Herzensteilnahme begleitet und noch am Schlusse des Briefes mit hoher Freude auf die Siegesbeute Jesu Christi in Rom hinweist: „Es grüßen euch die Brüder, sonderlich die aus des Kaisers Hause." Aber da sind auch die Leser in Philippi, die er — und dies ist hochbedeutsam — in seine Missionsfreuden und -leiden mithereinzieht, denen er Bericht giebt, wie es um ihn und das Evangelium steht, denen er danket für die „Handreichung," womit sie ihn erfreut und das Werk des Herrn gefördert haben, und die er alle ohne Ausnahme zu Mitarbeitern haben möchte: „Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen." Es geht eine Ungeduld durch den Brief, wie die Ungeduld des Landmannes, der seine Leute antreibt, damit die Ernte hereingebracht werde, ehe es Abend wird. „Der Herr ist nahe!"

Wir wissen, die Apostel haben an das nahe Wiederkommen des Herrn geglaubt. Dürfen wir sie darum berufen, weil sie in der Zeit sich geirrt hätten? Nein, beschämt sollten wir uns fühlen im Vergleich mit ihnen. O wie müssen sie Ihn geliebt haben! Daß Jesus Jahrhunderte oder gar Jahrtausende verziehen könnte,

dieser Gedanke war ihnen unfaßbar. Sie waren eben nicht so kalt wie wir; ihre Liebe war leidenschaftlicher im guten Sinne. Sie zitterten bei dem Gedanken: „Er kommt!“ und Paulus ruft den Philippern gerade deshalb zu: „Schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern!“ eben damit sie sich einst auch ja freuen könnten mit herrlicher und unaussprechlicher Freude, wenn sie Ihn sähen von Angesicht zu Angesicht.

Wir werden nun leicht ermessen, warum die Mission der ersten Zeiten eine so reich gesegnete war. Es war das Zeitalter, in welchem Paulus nicht nur schrieb: „Betet, daß das Wort Gottes laufe!“ sondern wo die Gemeinde im ganzen ihr Haus schmückte, um den Bräutigam zu empfangen und ihm als Morgengabe die Fülle der Heiden darzubringen.

Ist es nicht wunderlich, daß dieser Eifer von Jahrhundert zu Jahrhundert nachgelassen hat, während doch unser Heil mit jedem Augenblicke näher herankommt? Die Christenheit hat vergessen, daß sie der Wandersmann ist, der seiner Heimat zustrebt; ihre Sehnsucht ist erkaltet, die Schritte erlahmen, der Blick haftet mehr an den Wegstationen, als daß er sich sehnend in die Zukunft richtet. Und doch, wie wäre es möglich, Mission zu treiben, wenn nicht mit dem Blicke auf das Kommen des Herrn? Sollen nicht alle Reiche der Welt ihm unterthan sein und alle Zungen bekennen, daß Er es ist, der da kommen soll? — O so helfet mit, daß sein Weg bereitet und das Thor seines Einzugs weit und hoch gemacht werde! „Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen. Der Herr ist nahe!“ Das erste, das ist unsere Missionsaufgabe in Bezug auf die Menschen. Aber das zweite gehört dazu: Die Nähe des Herrn. Heute ist Er näher als damals. Darum sollte auch die Aufgabe immer ernstlicher erfaßt und durchgeführt werden.

Wir sollen daran festhalten: 1. Je näher der Herr, desto größer sieht sich das Arbeitsfeld an; 2. desto dringender wird die Aufgabe, und 3. desto seliger die Arbeit.

1) „Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen.“ Wir sehen hier das Ziel so weit gesteckt, als es nur denkbar ist. Die Apostel kannten für ihre Arbeit weder Ende noch Schranken; sie fühlten sich als „Schuldner der Juden und Griechen;“ und niemand darf ihnen den Vorwurf der Engherzigkeit machen. Das Christentum hat auch in dieser Beziehung die Decke Mosis und die vielen

Decken des Heidentums von den Augen der Gläubigen hinweggezogen; mit einemmal stand jeder Mensch als unser Nächster da, für dessen Seelenheil wir mitverantwortlich sind. In diesem Punkte giebt es keinen Fortschritt mehr, der über die Apostel hinausführte. Wenn die Menschheit auf anderen Gebieten Fortschritte gemacht haben mag, in Bezug auf die Erkenntnis unserer Verpflichtung gegen alle Menschen wird es bei dem Worte Pauli bleiben, das er den Philippern zuruft: „Werdet meine Nachfolger!" Allein wenn der Apostel auch das Missionsziel richtig absteckt und die Missionsaufgabe in ihrem vollen Umfange bezeichnet, das dürfen wir, ohne ihm zu nahe zu treten, doch behaupten: die ganze Größe und Fülle der Arbeit hat er damals noch nicht übersehen können. Von Jerusalem nach Rom, das war des Apostels Missionsweg gewesen, und für die damalige Welt welch weiter Weg! Jetzt ist er zu einer Spazierfahrt von wenigen Tagen zusammengeschrumpft. Dann wollte Paulus noch Spanien aufsuchen, das „Ende der Welt" in jenen Zeiten. Daß aber aus der dämmernden Ferne des Westens einstens ein neuer Weltteil mit Millionen von Bewohnern auftauchen werde, das hat er wohl nicht geahnt. Erst vor anderthalb Jahrhunderten lüftete sich der Schleier des fünften Weltteils, und wieder lernte man Menschenrassen kennen, von denen man keine Ahnung gehabt. Die Juden redeten von 70 Völkern; jetzt sind es mehr denn tausend Völker, Zungen und Sprachen geworden.

Aber nun, meine Zuhörer, haben die Entdeckungen ein Ende. Kein neuer Weltteil wird mehr auftauchen, kaum noch ein unbekanntes Volk, nachdem selbst die Verborgensten von allen, die sagenhaften Zwerge Afrikas, zur Wirklichkeit geworden sind. In scharfen Umrissen liegt jetzt das ganze große Arbeitsfeld vor uns, — ein Beweis, daß der Herr wirklich nahe ist! Endlich hat Er „alle Menschen" zu uns und uns zu „allen Menschen" hingeführt und spricht zu uns: Sehet da, Fleisch von eurem Fleisch! Entziehet euch nicht von eurem Fleische! Ja, die allgemeine Redensart von „allen Menschen" ist jetzt greifbar geworden, da die Neger auf unseren Straßen wandeln, die Papuas unsere Mitunterthanen sind und wir mit Indien, China und Japan Waren und Ideen tauschen.

Ein Diener des Herrn hat einst gesagt: „Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen;" aber der Herr giebt diesem Worte Seines Knechtes erst den vollen Inhalt, indem Er eilet, alle Menschen

untereinander bekannt zu machen. Drei Jahrzehnte nur in unserem Jahrhundert genügten, um die schrecklichen Geheimnisse des „dunklen Weltteils," Afrikas Leiden, vor unsern Augen zu enthüllen. Siehst du den zuckenden Körper Hams, des Verfluchten unter seinen Brüdern? Siehst du die Wunden, welche Aberglaube, Habgier und Sinnenlust ihm geschlagen? Jammert es dich nicht, daß er noch immer seinen Brüdern dienen muß ohne Lohn? Das ist die seufzende Kreatur, die sich sehnet und ängstet immerdar um ihres Leibes Erlösung und wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes. Und was aus den sogenannten Kulturvölkern der Heiden zu uns dringt, das sind recht-verstanden, auch Seufzer der Ohnmacht und Geständnisse eines hilflosen Jammers. Japan tastet und sucht eine Religion, die dem entsittlichten Volkskörper zu neuem Leben verhelfe; Indien schwankt zwischen Götterdienst, Aber- und Unglauben haltlos hin und her, und das ungeheure „Reich der Mitte" gärt wie ein faulender Leichnam in Zersetzung. Wahrlich, wer gedächte hier nicht jener Erschütterungen, die der Prophet als die Vorläufer der Endzeit geweissagt: „Es ist noch ein Kleines dahin, daß Ich Himmel und Erde, das Meer und Trockene bewegen werde. Ja, alle Heiden will ich bewegen. Da soll dann kommen aller Heiden Trost!" —

Es hat begonnen die Zersetzung der Völker auf Erden, jene innere Bewegung, die die alten Bande der menschlichen Gesellschaft zerreißt und das natürliche Leben der Menschheit in seine Elemente auflöst. Auch bei uns in der Christenheit scheint nichts mehr fest zu sein. Alles steht in Frage, die Geister tasten unstet hin und her, und niemand kann sagen, was aus alledem werden wird. So ist denn auf dem ganzen Erdball jene Bewegung eingeleitet, die der Herr Jesus vorausgesagt hat: „Ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter und die Schnur wider ihre Schwieger und des Menschen Feinde werden seine Hausgenossen sein." Sehet, eben darum ist's jetzt Missionszeit wie nie zuvor. Jetzt heißt es: „eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen. Der Herr ist nahe." Während die Menschen im allgemeinen härter und trotz des Geredes von Humanität die Gesinnungen schroffer und grausamer werden und Haß, Rache, wilde Gier, Empörung ihre Häupter aus dem Abgrunde hervorrecken, müssen wir Christen wieder wie einst die Philipper als „Lichter in der Welt" scheinen „mitten unter dem unschlachtigen

und verkehrten Geschlecht." Diese Aufgabe wird immer dringender, je näher der Tag des Herrn erscheint.

2) „Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen," d. h. das Beste, was ihr habt; der schöne Schmuck des herzlichen Erbarmens, der Freundlichkeit, Demut, Sanftmut, Geduld, den Er, euer Herr und Heiland, euch gegeben hat, den traget auch und lasset ihn zur Ehre und zum Lobe Gottes herrlich prangen vor allen Menschen. Das schiebet ja nicht auf, denn Aufschub ist zu allen Zeiten vom Uebel gewesen, am meisten aber in unserer Zeit, deren Kennzeichen so recht eigentlich die Eile ist! Alles eilt: der Verkehr, die Wissenschaft, die Ideen; es ist, als ob sie auf Windesfittigen dahinführen. Das Buch, welches ein Apostel des Unglaubens mitten in der sogenannten Christenheit als feurigen Pfeil wider das Christentum richtet, kannst du in ein paar Wochen vielleicht schon bei den Hindu und Japanern wiederfinden. Denn leider sind es die sogenannten „Christen", die jetzt den Heiden die schärfsten Waffen gegen Christum liefern. Und laßt den Kaufmann mit seinem Pulver und Branntwein erst einmal zehn Jahre lang allein unter den Negern hantieren, so kommt der Missionar zu spät. O daß wir eilten, dem Fürsten dieser Welt zuvorzukommen, ehe es zu spät ist! Es war für die Menschenfresser der Fidschiinseln ein Glück, daß der Missionar der erste Weiße war, der seinen Fuß auf dieses blutgetränkte Land setzte. Jetzt, wo das Volk zwischen gut und böse zu scheiden weiß, wo Hunderte von Kirchen und Kapellen eine andächtige Gemeinde um das Kreuz Christi versammeln, kann der Händler nicht mehr so viel verderben, und aus dem Munde der bekehrten Heiden hört der lasterhafte Europäer wohl das Wort: „Weiche von uns, Satan!"

O lasset uns eilen mit dem Worte des Herrn, damit in dem Wettstreit zwischen Licht und Finsternis nicht dereinst zu unserer Beschämung gesagt werde: „Die Kinder der Welt sind klüger, denn die Kinder des Lichts in ihrem Geschlechte!"

Die Eile, die, wie wir sahen, das eigentliche Kennzeichen unsrer Zeit ist, ergiebt sich bei den Kindern der Welt aus dem dunkeln Gefühle, daß es für die Menschen immer schwieriger wird, sich im sogenannten Kampfe um das Dasein zu behaupten. Da greift denn die wilde Gier zu und fragt nicht, ob sie in des fremden Volkes Rechte eingreife; da beutet sie die Heidenvölker

rücksichtslos aus und enthüllt sich immer mehr als rohe Selbstsucht. O wenn sie auf dem weiten Felde der Heidenwelt allein zu schalten hätte, wie könnte nur ein einziger Heide an den Gott der Liebe und des Erbarmens glauben? Darum ist es dringend not, daß unsere Lindigkeit ihnen kund wird und in der Lindigkeit der milde Heiland selber, der, wie sein Apostel zu ihnen spricht: „Ich suche nicht das Eure, sondern euch."

Es ist gewiß nicht unser aller Aufgabe, selbst zu den Heiden zu gehen, wie denn auch Paulus den Philippern nicht das Missionieren in diesem Sinne zur Pflicht macht. Aber das ist unsere Aufgabe, daß wir es die Heiden empfinden lassen, daß wir im Geiste und auch mit Herzen, Mund und Hand zu unseren Brüdern stehen, die draußen Jesum Christum verkündigen. Das werden die Heiden spüren, ob der Missionar von der Kirche daheim getragen und gestützt ist, oder ob die Christen lau und läßig ihn mehr oder weniger sich selbst überlassen. Es hat je und je einen tiefen Eindruck auf sie gemacht, wenn sie sahen, daß eine geheimnisvolle Verbindung — wir nennen sie die Gemeinschaft der Heiligen — besteht, die alle Entfernungen überwindet und mit Gebet und Handreichung über Land und Meer ein Band der Liebe schlingt um die, die Jesum bekennen.

Darum sollte auch von dieser Stadt ein Strom von „Lindigkeit" sich bis in die Heidenwelt hinein ergießen. Warum giebt es, wenn der Herr fragt: „Wen soll ich senden? Wer soll mein Bote sein?" unter unseren Jünglingen so gar wenige, die, von dieser Frage bis ins Herz getroffen, nicht zaudern mit der Antwort: „Hier bin ich, sende mich!"? Und was sollte für Frauen und Jungfrauen, diese geborenen Vertreterinnen der Lindigkeit und Menschenfreundlichkeit, lockender sein, als Handreichung zu thun zu dem Werke, das das allermenschenfreundlichste, das das Werk der Rettung von Menschenseelen ist? Ach, daß unsre Männerwelt, die doch sonst für die Weltgeschicke ein so reges Interesse hat, gerade dieser für das Geschick der Welt ausschlaggebenden Arbeit, die das Ziel aller Dinge ins Auge faßt, so wenig herzliche Teilnahme schenkt! O wüßten die Menschen, welche herrliche und köstliche Arbeit es ist, die wir treiben, sie würden ihr vielleicht näher treten! Nun aber ist es vor ihren Augen verborgen. Denn: je näher der Herr, desto seliger die Arbeit für ihn.

3) „Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen. Der Herr ist nahe.“ Dies letztere ist ja das Entscheidende. Es muß uns eine Freude sein, für ihn zu arbeiten, eben weil er uns nahe ist. Denn in der Nähe eines geliebten Wesens sind wir linder, freundlicher, hilfsbereiter. Die Arbeit, wenn sie uns befriedigen, ja beglücken soll, muß im Sonnenschein der Liebe geschehen. Schaut doch schon das Kindlein, wenn es unter den Augen der Mutter die Hände rührt, mit einem gewissen seligen Stolz zu ihr auf, als wollte es sagen: das eben ist meine Freude, daß du siehst, wie ich fleißig bin. Und wir Christen sollten bei unserer Arbeit für den Herrn nicht mit Freuden gedenken an seine Verheißung: Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen? Ja, Missionsarbeit ist eine selige Arbeit; denn hier ist der Herr nahe. Du merkst es an allen wahren Missionsarbeitern von Paulus an, der die Summe seiner Erfahrungen in das Wort Jesu zusammenfaßt: „Geben ist seliger denn Nehmen“, bis zu jenem Missionar, der auf die Anstrengungen seines Berufes aufmerksam gemacht, nur die Antwort hatte: „Und wenn ich zehn Leben hätte, ich wollte sie für Afrika geben.“ Unter den neueren ist mir keiner rührender erschienen, als der Seemann Allen Gardiner, der, nachdem er so manche Meerfahrt im Weltdienst gemacht, seine letzte Seereise im Dienste des Herrn unternahm und dann auf den öden Klippen des Feuerlandes den Hungertod starb. Man fand noch sein Tagebuch neben ihm liegend, und was hatte er zuletzt mit sterbender Hand eingeschrieben? „Gott ist barmherzig!“ — Ja, es geht Kraft und Freudigkeit aus vom Herrn auf die, welche in seinem Dienste stehen, und ich selbst darf sagen, daß ich selten in fröhlichere Angesichter geblickt habe, als wenn ein Kind Gottes, sei es sein oft mühsam erspartes Scherflein für die Mission darbrachte, sei es irgend eine Handreichung und Dienstleistung für ihn thun durfte, der uns geliebt hat und sich selbst für uns dargegeben. Die Freude im Herrn ist unsre Stärke!

Die heutigen Christen, welche oft innerlich viel gedrückter, ja zerrissener sind, als sie es eingestehen, suchen oft auf verkehrtem Wege wieder zur vollen Glaubensfreudigkeit zu gelangen. Sie meinen, wenn sie nur recht viel Erbauliches hörten und in sich aufnähmen, dann würde es immer besser werden. Doch giebt es bekanntlich Krankheiten des Leibes, die eine Folge sind nicht des

Mangels, sondern des Ueberflusses, wenn nämlich der Körper die zugeführte Nahrung nicht zu verarbeiten vermag. So wirkt auch im Geistlichen die Uebersättigung schädlich, wenn du die Kraft aus der Höhe nicht in dir zu einer Kraft, einer Arbeitskraft werden lässest. Viel Zweifel, Verdrießlichkeit und üble Laune könnten wir uns ersparen, wenn wir thäten wie der Psalmist sagt: „Wie die Augen der Knechte auf die Hände ihrer Herrn sehen, wie die Augen der Magd auf die Hände ihrer Frauen, also sehen unsre Augen auf den Herrn, unseren Gott, bis er uns gnädig werde."

Nun, die Hände unsres Gottes sind am Werke. „Mein Vater wirket bisher, und ich wirke auch," sagt Christus. Sollten wir hier nicht einfach Nachahmer sein und unseren Glauben umsetzen in Arbeit? Dann, wenn wir selbst mithelfen, daß alle Welt dem Herrn unterthänig wird, dann werden wir auch etwas spüren von Trost und Freude.

Als vor mehr denn 200 Jahren Philipp Jakob Spener, dem wir als dem auserwählten Rüstzeuge des Herrn die Erneuerung des geistlichen Lebens und auch das Aufleben der Mission zumeist verdanken, erst 33jährig als Senior dieser Stadt hier seine Antrittspredigt hielt, da lag ihm der traurige Zustand der Christenheit schwer auf der Seele. Er wählte den Text aus dem 119. Psalm: „Herr, wenn ich gedenke, wie du von der Welt her gerichtet hast, so werde ich getröstet." Heute, wo der Herr sein Wort wahr macht, daß „das Evangelium soll gepredigt werden in aller Welt zum Zeugnis über alle Völker," sind die Gerichte Gottes noch augenscheinlicher geworden. Aber auch näher gerückt ist das Wort: „Und dann wird das Ende kommen!"

„Freuet euch im Herrn," — so heißt es unmittelbar vor unserem Texte, — „sorget nichts," so heißt es unmittelbar darnach. Zwischen heiliger Freude und heiliger Unbesorgtheit steht der Christ in der Arbeit. Er weiß, es muß alles erfüllt werden, was geweissagt ist. — Darum: „Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen. Der Herr ist nahe!" Amen.

Ein buddhistisches Kloster in China.

Das Kloster vom sprudelnden Quell auf dem Kuschan oder Trommelberg, sechs Meilen südöstlich von Futschau, liegt 1700 Fuß hoch an einer Berghalde und der felsige Gipfel ragt noch 1000 Fuß höher in die Luft. Der Aufstieg beginnt ganz nahe am Landungsplatz und besteht fast ganz aus gut erhaltenen, acht Fuß breiten Steinstufen, die sich oft um einen steilen Vorsprung hinziehen. Vier gewölbte Thore teilen den Weg, zu dem man eine Stunde braucht, in Stationen ein und bieten dem müden Steiger einen Ruheplatz. Jedes Thor bildet zugleich einen Tempel einfachster Art, denn es ist mit Götzen ausgestattet, die sich nicht im besten Stand befinden. Diese Gottheiten leiden sehr unter den Unbilden der Witterung und ihre Nasen, Zehen und sonstigen Auswüchse zeigen deutliche Spuren des Verfalls. Frivole Amerikaner und Engländer haben die Nischen mit Namen und Zeichnungen bekritzelt; aber da die Chinesen dergleichen auch in ausgedehntem Maße üben, nimmt man es den Fremden nicht gerade übel.

Während wir vor dem letzten Teil des Aufstiegs ein wenig ausruhen, will ich ein paar Worte über diese buddhistischen Mönche sagen. Viele derselben sind — wie mir der Führer sagt — ins Kloster gegangen, um ihre Pflichten gegen ihre Familie nicht er-

---

Wir empfehlen bei dieser Gelegenheit das in deutscher Uebersetzung erschienene Schriftchen: Alltagsleben in China, dem obiger Artikel entnommen ist. — Verlag der Missionsbuchhandlung in Basel. 230 S.
Preis broch. Fr. 3 = Mk. 2.40. | eleg. geb. Fr. 4 = Mk. 3.20.

füllen zu müssen; einer hat die heiligen Gelübde auf sich genommen, weil er dadurch der Todesstrafe entging. Aber die meisten wurden schon als Kinder entweder durch ihre Eltern fürs Kloster-leben bestimmt, oder von der Bruderschaft gekauft, um entstandene Lücken auszufüllen. Priester, die in solchen Anstalten erzogen sind, können in allen Buddhistenklöstern des Reiches das Gastrecht fordern, wenn sie ein von dem Abt ihres Klosters unterzeichnetes Zeugnis der Zugehörigkeit vorweisen. Meistens haben die Klöster einigen Grundbesitz — dieses hier ist besonders reich — aber wenn das Vermögen nicht groß ist, wissen sich die Mönche auf andere Art zu helfen; sie bitten die Besucher, die sich bei schönem Wetter oft zahlreich einfinden, um eine Gabe, oder sie gehen in den Straßen bettelnd von Haus zu Haus. Man nennt dies zwar „Einsammeln von freiwilligen Beiträgen"; aber beobachte einmal, wie solch ein unwillkommener Bruder sich einem Kaufmann oder Handwerker aufdrängt; wie er sich weigert, eine zarte Andeutung, daß seine Gesellschaft unerwünscht sei, zu verstehen; wie er dabei immer mit einem Stäbchen auf eine kleine Messingkugel schlägt — und du wirst einsehen, daß die Freiwilligkeit doch nicht so ganz freiwillig ist. Manchmal thun sich zwanzig oder mehr Mönche zusammen, überfallen ein Stadtviertel und suchen es einen Tag lang gründlich ab. Einer der ernsten, frommen Brüder schlägt bei jedem Schritt auf das Gong, um die Aufmerksamkeit der Leute auf den Zug zu lenken. Einige Diener gehen hintendrein und nehmen die Geschenke an Reis, Oel und kleiner Münze in Empfang, die von freigebigen Händen gespendet werden.

Die Mönche entsagen allen gesellschaftlichen Beziehungen. Daß sie unverheiratet sind, würden ihnen die Chinesen am Ende verzeihen; aber daß sie infolge ihres Gelübdes nicht mehr für ihre Eltern sorgen können, das erfüllt die Anhänger des Confucius mit Abscheu. „Familienlose" nennt man die Mönche hinter ihrem Rücken, oder auch — gar nicht selten — „kahlköpfige Esel". Obgleich diese Mönche so verachtet sind, werden sie doch von den Abergläubischen zu religiösen Feierlichkeiten ins Haus gerufen. Im Kloster verbringen sie einen großen Teil ihrer Zeit mit dem Vorlesen ihrer heiligen Bücher, deren Inhalt sie aber nicht verstehen. Als der Buddhismus, aus Indien vertrieben, im fernsten Osten eine Heimat fand, im Jahr, da der Apostel Paulus als

Gefangener nach Rom reiste, wurden diese Bücher von Indien nach China gebracht. Ihre Sprache ist Sanskrit mit chinesischen Zeichen geschrieben und wird schon längst nicht mehr verstanden.

Den unmittelbaren Zugang zu dem Kloster bildet ein breiter, gutgehaltener und von großen Bäumen dichtbeschatteter Weg. Dem Europäer machen die Gebäude von außen keinen angenehmen Eindruck. Sie haben mit nichts so sehr Aehnlichkeit, als mit den Speichern, Ställen und Schuppen eines Bauernhauses. Aber die Lage in der tiefen Schlucht mit ihren steilen Felswänden, mit dem Gebirgsstock im Hintergrund und nach vorn dem Blick in das fast 2000 Fuß tiefer liegende Thal sucht ihresgleichen an Schönheit. Diese Einsiedler wußten das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden. Die verschiedenen Kapellen und Hallen sind an den vier Seiten dicht nebeneinander gebaut, während die größeren Tempel und das Refektorium den Mittelraum einnehmen.

Den Eingang bildet ein großes, hölzernes Thor; zu beiden Seiten desselben stehen zwei scheußliche Gestalten, Buddhas Thürhüter genannt. Dem Thor gegenüber, in der Mitte des großen, viereckigen Hofs, sind zwei Tempel, die zu den schönsten und vollkommensten Buddhistentempeln in ganz China gehören (soweit nämlich beim chinesischen Stil überhaupt von Schönheit die Rede sein kann). Die zahreicheren kleineren Tempelchen und Kapellchen, die sich nach dem Kreuzgang öffnen, sind den bedeutenderen Geistern des buddhistischen Pantheons geweiht. Den höchsten Rang unter denselben nehmen die örtlichen Gottheiten ein, die der Stadt Futschau Segen und Gedeihen schenken.

Beiläufig gesagt: entweder sind die betreffenden Götter altersschwach, oder sie müssen augenblicklich sehr schlechter Laune sein. In der Zeit, da wir den Göttern unsern Besuch machten, hatte Futschau eine Zeit schwerer Unglücksfälle hinter sich. Innerhalb fünfzehn Monaten wurde es zweimal durch Ueberschwemmungen heimgesucht, wobei der Verlust an Menschenleben und Vermögen unberechenbar war. Auch die große, merkwürdige Brücke über den Min, bekannt unter dem Namen „Brücke der zehntausend Zeiten," wurde damals teilweise zerstört. Zweimal brachen Feuersbrünste aus, welchen mehrere tausend Häuser zum Opfer fielen. Zu allem hin kamen noch die Verheerungen durch einen Taifun und durch die Cholera. Offenbar bedarf die Staatsverfassung der

besagten Ortsgottheiten einer Reformation an Haupt und Gliedern. Aber da sitzen die armen Kerls in unzerstörbarer Selbstzufriedenheit; die Priesterschaft samt dem Volk aber betrachtet diese nichtigen Bilder von Menschenhand als die Schutzgötter, welche die Millionenstadt vor Unglück beschirmen. Außer den vielen gottesdienstlichen Gebäuden sind auch die Küchen und Vorratskammern sehenswert, denn es ist merkwürdig, mit welcher Sorgfalt man den Reis und das Gemüse zum Unterhalt für mehr als zweihundert Vegetarianer zubereiten muß. Unter den Gebäuden befindet sich ferner: eine Druckerei zur Herstellung buddhistischer Bücher, in der mit rohgeschnittenen Lettern sehr mühsam täglich hundert Seiten gedruckt werden; eine Empfangshalle für vornehme Gäste; die Privatgemächer und das Empfangszimmer des Abtes — sämtlich sehr düster und schmutzig; höchst unreinliche und beinahe ganz dunkle Badezimmer, in denen jeder Mönch wenigstens alle fünf Tage einmal ein Bad nehmen muß (manche der Brüder sahen aus, als hätten sie das Baden recht nötig); die Halle des Gesetzes, wo man die Novizen Buddhas Gebote lehrt; die Halle der Betrachtung, in welche diese Biedermänner sich zurückziehen, um sich durch die Verneinung des Gedankens in den ewigen Verstand hineinzudenken; endlich die Bibliothek und die Halle der fünfhundert Ehrenwerten.

In der Halle der Betrachtung suchte unser Führer, der den Titel Besuchdiener hatte, durch allerlei Geberden unsere Aufmerksamkeit rege zu machen; dann zog er einen Vorhang beiseite, der früher einmal blau gewesen war, und zeigte uns einen Mönch, welcher auf einem Schemel in knieender Stellung auf seinen Fersen saß. „Das ist ein ganz besonders heiliger Mann," sagte der Besuchdiener; doch glaubte ich, dabei einen schalkhaften Ausdruck in seinem Gesicht zu sehen. Schon seit drei Wochen befand sich der Mönch in dieser Stellung und war ganz in andächtige Betrachtung versunken. Von Zeit zu Zeit brachte man ihm etwas zu essen.

Noch ein Tempel verdient der Erwähnung. Es war einer von den am buntesten aufgeputzten im Kloster. Wir sahen da unter einer Glasglocke einen Gegenstand, der wie ein großes Stück von einem Elefantenzahn aussah; man versicherte uns aber allen Ernstes, es sei ein Zahn von Buddha. Ich bemerkte, wenn

Buddha einen solchen Zahn gehabt habe, müsse er ja riesengroß gewesen sein. „Groß, groß, ungeheuer groß," antwortete mein Führer. Die entarteten Buddhisten glauben wirklich, daß der Gründer ihrer Sekte übermenschlich groß gewesen sei. In Kanton zeigte man mir in einem Granitfelsen eine Fußstapfe Buddhas. Dieselbe war ungefähr zwölf Fuß lang und verhältnismäßig breit. Man kann sich schwer einen Begriff davon machen, wie der Buddhismus heruntergekommen sein muß, wenn er solchen Wert auf die körperliche Größe seines Hauptpropheten legt. In vielen Teilen Chinas sind Tempel und Kapellen über Reliquien von Buddha gebaut; oft besitzen solche Tempel nichts von ihm als ein einziges Haar.

Den seltsamsten Anblick in dem Kloster bietet wohl eine Sammlung lebender Tiere. In einer Ecke befinden sich Ställe, in denen eine Menge von Tieren — hauptsächlich Schweine, Ziegen und Hühner — untergebracht sind, bis der Tod sie von der Last des Lebens erlöst.

Es thut der Seele Buddhas weh, wenn unheilige Menschen das tierische Leben vernichten. Gläubige hoffen deshalb, sich die ewige Seligkeit zu erwerben oder wenigstens der ewigen Verdammnis zu entfliehen, wenn sie Tiere, die dem Tod geweiht sind, loskaufen und dem Kloster schenken. Es sage keiner, er habe das älteste Huhn gesehen, dessen bloßer Anblick die Eßlust vergehen macht, ehe er hier in Kuschan gewesen ist und die zerzausten Vögel mit zolllangen Federn an den Füßen gesehen hat, — Vögel, die im Dunkeln leben, weil ihnen die Augenlider zusammengewachsen sind. In dieser unheimlichen Menagerie kann man Ziegen sehen, die ihr Haar auf dem Boden schleppen, auch Schweine, die ihre vier Beine rechtwinklig ausstrecken, — nicht durch die Last des Fetts, sondern durch die Last der Jahre. Hier könnte ein Moralphilosoph verstehen lernen, wie man seine Mitgeschöpfe durch bloßes Mitleid quälen kann. Solch jammervolle, wortlose Anrufung unseres Mitgefühls von seiten der stummen Tiere wird uns gewiß nirgends sonst begegnen. Es wäre die größte Wohlthat, wenn ein Metzger in diese Ställe käme. Man fühlt sich versucht, seine Unsterblichkeit in dem buddhistischen Nirwana aufs Spiel zu setzen und dieser Anhäufung von Elend ein Ende zu machen. Der Tod erscheint nicht mehr als ein Fluch, sondern als ein Segen, wenn

man an diesen unglücklichen Vierfüßlern und Hühnern die Leiden des Alters gesehen hat.

Einen ähnlichen, doch nicht so abschreckenden Anblick hat man in dem Hof, gegenüber dem mittleren Tempel. Hier sind die Fischteiche mit vielen, zum Teil sehr großen Fischen. Sie streiten sich um die Krumen, die wir ihnen zuwerfen. Schnaubend und keuchend, schnappend wie eine Kuh, die wiederkäut, wälzen sie sich in dem Wasser dahin, eine schleimige, wurmartige Masse. Auch diese Fische werden zu Ehren Buddhas am Leben erhalten.

Doch ich muß eine hübsche Geschichte erzählen, die einer von unserer Gesellschaft bei einem früheren Besuch in dem Kloster erlebt hat. Er hatte einen Streit mit dem Besuchdiener, welcher sagte, es sei unrecht, tierisches Leben zu vernichten. „Aber Tai-kek," sagte mein Freund, „würdest du denn nicht einen Floh oder eine Moskito töten?" „Weder einen Floh noch eine Moskito, noch —" und er zählte die in China gewöhnlichsten Schmarotzer des menschlichen Körpers auf, — „denn damit würde ich Schaden an meiner Seele nehmen." Etwas später traf mein Freund den Tai-kek, wie er eben sein Bettzeug in den Fischteich that und mit Backsteinen beschwerte, um es unter Wasser zu halten. Seine Absicht dabei war in die Augen springend. „Aber Tai-kek," sagte unser Bruder, „was thust du da?" Du hast doch gesagt, du würdest nicht einmal einen Floh töten." „Das thue ich auch nicht," sagte Tai-kek; „die Flöhe können schwimmen. Wenn die Fische sie töten wollen, so geht mich das nichts an."

Ueber dem Dach einer Kapelle hängt eine ungeheure Bronze-Glocke, die in regelmäßigen Zwischenräumen angeschlagen wird. Man glaubt, daß ihr Ton auf geheimnisvolle Weise beruhigend und versöhnend wirke und den Einfluß der Geister auf das Haus und dessen Bewohner in bestimmten Schranken halte. Die Schwingungen sollen ihren Umlauf durch die Adern der umgebenden Natur machen und dem Kloster Friede, Gesundheit und Glück bringen. Der Segen des sanften Glockenklangs verbreitet sich bis nach Futschau. Die Mönche behaupten, der Schall höre nie ganz auf; wenn aber einmal für einen Augenblick Stille einträte, so würden die Fäden des Geistereinflusses abreißen und großes Unglück wäre die Folge. Deshalb muß Tag und Nacht, jahraus jahrein, ein Mönch da sein und die Glocke ungefähr alle vierzig Sekunden

anschlagen, dann vermischt sich der Schall eines Schlags mit dem Nachhall des vorhergehenden.

Aber das Mönchsvolk ist träg und will lieber schlafen oder träumen und tiefen Gedanken über die merkwürdige Werktagswelt da drunten nachhängen, als eine, wenn auch ganz leichte Arbeit thun. So ist es doch schon vorgekommen, daß selbst ein eifriger Mönch eine zu lange Pause zwischen den Glockenschlägen machte. Da kamen die Mönche auf den guten Gedanken, Wasserkraft zu Hilfe zu nehmen. An einem Bach, der am Berg hinabströmt, hat man eine sinnreiche Einrichtung getroffen, mittelst deren die Glocke regelmäßig angeschlagen wird, ohne daß die Mönche sich zu bemühen brauchen.

In der Umgebung des Klosters kann man wunderschöne Spaziergänge machen. Als ich einmal etwas entfernt von meinen Freunden im Gebüsch umherging, sah ich eine ungeheure Schlange zusammengeringelt im Gras liegen. Die Mönche sagten mir nachher, daß ein gläubiger Buddhist der Schlange das Leben gerettet habe. Er kaufte sie um 16 Dollar von den Leuten, die sie umbringen wollten, und sandte sie auf seine Kosten nach Kuschan. Das Tier ist der Schrecken der Mönche, welche ohne Zweifel bedauern, daß sie es um ihrer Seligkeit willen in ihren schönen Wäldern umherschweifen lassen müssen. Der Käufer der Schlange, der für seinen Glauben und seine Unkosten die Seligkeit zu erlangen hoffte, hätte doch bedenken sollen, daß die Bestie möglicherweise einen Menschen allzufrüh ins Jenseits befördern könnte.

Unser Hauptzweck beim Besuch des Klosters Kuschan war, einen regelrechten buddhistischen Gottesdienst zu sehen. Um halb vier Uhr nachmittags wurden die Mönche zum Gebet gerufen. Dies geschah, indem man mit einem Knüttel auf einen hohlen Baumstamm schlug, dem man die Gestalt eines Drachen gegeben hatte. Nicht ganz hundert Brüder erschienen bei dem Klang des zum Kirchgang rufenden Drachen, denn wer dem Gottesdienst vor Tagesanbruch beigewohnt hat, ist für den Nachmittag entschuldigt. Alle trugen die heilige, gelbe Kaputze über dem Talar. Der Abt erschien in rotem Talar und roten Schuhen.

Ehe die Mönche in den großen Tempel eintraten, verneigten sie sich schweigend vor dem Altar der Ortsgötter und verharrten eine Weile in gebückter Stellung.

Der Tempel ist nach unsern Begriffen zu bunt und überladen. Wenn man eintritt, so sieht man gegenüber am andern Ende des Tempels die drei kolossalen Bilder des vergangenen, des gegenwärtigen und des zukünftigen Buddha. Die vielen Altäre und Kapellen sind mit Schnitzwerk, mit zahllosen hängenden Laternen von verschiedener Form und Größe, sowie mit Lichtern und Blumen geschmückt. Es ist hier viel Reichtum zur Schau gestellt, aber nichts, was auf guten Geschmack oder andächtigen Sinn schließen läßt. Das Streben schien nur darauf gerichtet, etwas Glänzendes und Kostspieliges herzustellen. Es sind zwei größere Altäre da; der eine, der eigentliche Hochaltar, steht vor den Bildern Buddhas; vor demselben wird an hohen Festen das Hochamt gehalten. Der andere, bedeutend kleinere Altar steht in der Nähe des Eingangs zwischen letzterem und dem Hochaltar. An jenem kleineren Altar wurde während unserer Anwesenheit Gottesdienst gehalten. Bänke zum Sitzen enthält der Tempel nicht, nur Matten zum Stehen und Kniescheme.

Jetzt giebt unter tiefem Schweigen der Gemeinde eine Trommel das Zeichen zum Anfang des Gottesdienstes. Plötzlich ertönt eine sanfte, langsame Musik. Der Abt im priesterlichen Gewand schreitet herein, hinter ihm kleine Chorknaben, welche entweder Weihrauchkrüge tragen oder Glocken, mit denen sie in Zwischenräumen läuten.

Allmählich wird die Musik lauter und schneller. Von Zeit zu Zeit drehen sich die Mönche so um, daß immer zwei einander ins Gesicht sehen. Während sie dann wieder ihre ursprüngliche Stellung einnehmen, wird die Musik sanft und langsam wie anfangs.

Es ist unmöglich, eine genügende Schilderung der Feierlichkeit zu geben, die eine ganze Stunde dauerte. Ich muß es der Phantasie des Lesers überlassen, sich die Scene vorzustellen: Die hundert kahlköpfigen, gelbgekleideten Chinesen, zu beiden Seiten des Altars aufgestellt, mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen, ihre eintönigen Melodien bald langsam, bald schnell singend; den Abt in rotem Gewand vor dem Altar kniend; neben ihm auf beiden Seiten drei Chorknaben, der erste mit einer Trommel, der zweite mit einer großen, der dritte mit einer kleinen Glocke. Bei jedem Ton, der gesungen wird, schlagen sie in schneller oder langsamer Folge, je nach dem Tempo des Gesangs, ihre Instrumente an. Die Mönche knien und stehen abwechselnd, kehren ihre Gesichter

bald gegeneinander, bald gegen den Hochaltar. Das Ganze schließt mit einem Umzug zwischen den Kniescheneln durch und um den Tempel herum; dabei sprechen die Mönche in singendem Ton genau tausend mal das Wort O me-to (Gelobt sei Buddha) und lassen jedesmal eine Perle des Rosenkranzes fallen. Denke dir dazu die in bunten Farben strahlenden Dekorationen, die vergoldeten Götzenbilder, die brennenden Lichter auf dem Altar, den Weihrauchdampf, und du hast annähernd einen Begriff von den buddhistischen Ceremonien in ihrer vollkommensten Gestalt, wie sie gegenwärtig in China bräuchlich sind.

Was einem Besucher am meisten auffällt, ist die Aehnlichkeit jener Ceremonien mit der katholischen Messe. Der Hochaltar und die Nebenaltäre, die bunten Farben, die Lichter, der Weihrauch, die Chorknaben und die Sänger, der celebrierende Priester in gesticktem Ornat, die beständigen Kniebeugungen auf das mit einer Glocke gegebene Zeichen, die Besprengung mit Weihwasser, der heilige Reis, welcher emporgehoben und dann als Opfer dargebracht wird; die Prozession und die langgedehnten Rufe „Gepriesen sei Buddha" (entsprechend dem Ave Maria), der Gebrauch des Rosenkranzes — all das erinnert aufs lebhafteste an die Gottesdienste der katholischen Kirche und bestätigt die Ueberzeugung, daß der Romanismus nicht sowohl ein in heidnischer Richtung entstelltes Christentum, als vielmehr ein nur wenig christianisiertes Heidentum ist. Romanismus und Ritualismus sind nur die zu gottesdienstlichen Formen entwickelte Erscheinung des in jeder Menschenbrust verborgenen Heidentums.

Es giebt noch mehr in die Augen springende Berührungspunkte zwischen Katholizismus und Buddhismus: Gelübde der Ehelosigkeit bei beiden Geschlechtern, Nonnenklöster unter dem Schutz „unserer lieben Frau." (Die Buddhisten haben Statuen der Göttin der Barmherzigkeit Kwan-im, die ein Kind im Arm hat. Die Göttin hat die Beinamen: Erhörerin der Gebete, heilige Mutter, Königin des Himmels. In einer katholischen Kapelle in Futschau befindet sich eine große, weiße irdene Statue der Göttin Kwan-im, welche jetzt die Jungfrau mit dem Kinde darstellt. Der Priester war etwas verlegen, als ich mir die Fälschung betrachtete.) Die Buddhisten haben Mönche mit glattrasierten Köpfen (Tonsur) und bestimmter Tracht; sie haben Fastenzeiten, verbotene Speisen,

Totenmessen, die Lehre vom Fegfeuer; sie glauben, daß der Priester gegen Bezahlung Seelen aus dem Fegfeuer erlösen könne; sie haben Heiligsprechungen, vorgebliche Wunder, Reliquienverehrung und sie glauben an die Rechtfertigung durch Werke.

Ist es ein Wunder, daß der französische Missionar Prémare aus China an den Papst schrieb, der Teufel habe die heilige Mutter-Kirche nachgeahmt, um sie zu schänden, oder daß Abbé Huc vom Buddhismus sagt, derselbe habe eine Beimischung von Wahrheiten der heiligen Kirche. Prémare schrieb diese traurigen Irrtümer dem Teufel zu; das thun wir auch; aber er sagte, der Teufel ahme die römische Kirche nach, während sich die Sache doch etwas anders verhält.

Nach dem Gottesdienst begaben wir uns in den Speisesaal, um zu sehen, wie die Brüder große Haufen von Reis und Gemüse vertilgten. Dann eilten wir im Abenddunkel durch den melancholischen Wald den steilen Berg hinab. Wir sahen eine Strecke vor uns eine eigentümliche Prozession, und da wir hörten, daß dieselbe die Leiche eines Priesters zum Ort der Verbrennung geleite, beschlossen wir, uns in der Nähe zu halten, um die Ceremonie mitanzusehen. Die chinesischen Buddhisten haben seit vielen hundert Jahren den Brauch, die Leichen der Priester und Mönche, welche — wie man sich zart ausdrückt — dahingegangen sind, zu verbrennen. Der Sarg hatte nicht die bei uns übliche Form, sondern war kurz und hoch, weil der Leichnam in sitzender Gestalt darin war. Vier Männer trugen den Sarg wie einen Tragsessel auf den Schultern. Er war mit einem schönen Bahrtuch bedeckt; dasselbe war rot mit eingewirkten blauen, silbernen und goldenen Figuren. Voraus ging ein Mann, der von Zeit zu Zeit Papierschnitzel, welche Geld vorstellen sollten, auf den Boden streute. Dieselben waren rund, ungefähr zwei ein halb Zoll im Durchmesser, mit einem viereckigen Loch in der Mitte; die Farbe war weiß oder gelb — um für Silber oder Gold zu gelten. Diese Papierschnitzel heißen „Kauf-den-Weg-Papier" und der Abgeschiedene soll sich damit das Recht erkaufen, auf der Straße in der Geisterwelt zu wandern. Bei einer so eiteln und erlogenen Lehre ist es ganz natürlich und passend, daß man die Geister mit falschem Geld betrügt.

Ungefähr eine Viertelmeile unterhalb des Klosters hielt der

Zug auf einer ebenen Stelle; der Sarg wurde abgestellt und Träger und Priester schlenderten lachend und plaudernd umher. Einige unterhielten sich mit uns und erklärten uns Einzelheiten des Leichenbegängnisses, die wir nicht verstanden hatten. Ich machte mir Notizen und bediente mich dazu eines Bleistifts mit einem Metallknöpfchen. Ein junger Mann fand dieses Instrument sehr merkwürdig und freute sich wie ein Kind, als ich es ihm schenkte.

Jetzt machten sich die hundertundzehn Brüder gemächlichen Schrittes auf den Weg. Alle waren — mit Ausnahme von einem — glatt rasiert; ihr Traueranzug bestand in einem mattblauen Talar und einem gelben Shawl, der über den Rücken weg unter dem rechten Arm durchgeht und auf der linken Schulter mit einer Schnalle befestigt wird. Einige waren still und auffallend gleichgültig gegen die feierliche Handlung, der sie anwohnten, andere murmelten Gebete und schienen andächtig. Bei der Ankunft an dem noch etwa hundert Schritt entfernten Verbrennungsplatz grüßten die Mönche einander mit tiefer Verbeugung und dem Zuruf O-me-to! (Gelobt sei Buddha!) Der celebrierende Priester trug ein rötlich violettes Gewand, gleich dem des Abts.

Wir befanden uns an einem ziemlich romantischen Ort. Die ebene Stelle an dem steilen Abhang war durch Abgraben und Auffüllen gewonnen worden. An einer Stelle stieg der Berg noch 1000 Fuß steil hinan. Der Platz war ganz von Tannen umgeben, die den Blick auf die 1700 Fuß tiefer gelegene dunkle Thalschlucht und den Fluß Min verdeckten. Der Wind seufzte und heulte durch den Wald, was recht gut zu dem unheimlichen Schauspiel paßte.

Es war ein merkwürdiger unvergeßlicher Anblick: diese hundertundzehn Mönche, welche der Welt und allen menschlichen Beziehungen lebewohl gesagt und sich im Kloster, das wie ein Vogelnest hoch oben an dem Berg hängt, eingenistet haben — hier versammelt, um einem der Ihrigen das letzte Geleite zu geben. Sie sind eine gemischte Gesellschaft; man wird nicht leicht in einem Kloster so viele Charakterköpfe finden. Da steht ein sanfter, blauäugiger, hübscher Jüngling mit heiterem, gescheitem Gesicht, der hier gar nicht an seinem Platze scheint, denn neben ihm steht ein Kerl, mehr Bestie als Mensch, mit einem Stiernacken, dicken Lippen, niederer Stirn und finsterem Blick — man könnte ihn für einen

Räuber von Profession halten. Hier wieder ein Jüngling mit geistvollem, schwermütigem Gesicht, und zu seiner Seite ein Mann mit festgeschlossenen Lippen und tiefliegenden Augen, dem man Willenskraft und tiefes Denken ansieht. Er hat einen hohen akademischen Grad, aber er ist aus seinem Haus entflohen, um die Schande seiner untreuen Frau nicht mitansehen zu müssen und um hier, fern von dem Auge der Welt, seinem bittern Schmerz zu leben. Neben ihm sehen wir einen fast hundertjährigen Greis; von der Last der Jahre gebeugt, wankt er schwachen Schrittes daher. Als besondere Vergünstigung darf er sich Bart und Haare wachsen lassen, weil ihm das Rasieren lästig ist. Er sieht fast aus wie ein Zweifüßler aus der buddhistischen Menagerie. Die anderen Mönche haben, obwohl sie sehr verschieden sind, doch alle die harten, irreligiösen, gleichgültigen, gedankenlosen, ja selbst verzweifelten Gesichter von Leuten, die allen menschlichen Interessen für diese und für die zukünftige Welt entsagt haben. Solche Gesichter könnten einem leicht einmal im Traum kommen.

Der Verbrennungsofen besteht aus Backsteinen und ist in den Berg hineingemauert. Er sieht aus wie ein kleines Häuschen mit großer Thür. Der Sarg stand vor dem Ofen in ungefähr acht Fuß Entfernung. Die Mönche stellten sich in Reihen dem Sarg gegenüber auf, man verstreute Geldpapier, um mit der Geisterwelt alles in Ordnung zu bringen, und zündete Weihrauchstäbchen an. Dann begann die Feierlichkeit. Der Priester stellte sich mit seinen Chorknaben und Sängern vor dem Sarg auf. Glocken und Gongs ertönten als Begleitung zu einem eintönigen, aber lieblichen Gesang. Die ganze Gesellschaft warf sich dann mehrmals nieder, um den Geist des Abgeschiedenen anzubeten. Jetzt hörte die Musik auf und eine feierliche Stille entstand, während welcher die Decke von dem Sarg abgenommen wurde. Dann erhoben sich die Mönche von den Knien und Ellenbogen, schlossen die Augen, legten die Hände wie zum Gebet aneinander, sodaß die Fingerspitzen sich berührten, und stimmten wieder den Gesang an. Der Text ist Sanskrit und die Sänger haben keine Ahnung von dem Sinn; aber sie meinen, es sei sehr verdienstlich, die Worte auszusprechen. Der Gesang ist eintönig und sehr schnell; eine Note wird neunmal nacheinander in gleichem Tempo gesungen und dann folgt eine Verzierung.

Einen hohen Begriff von der musikalischen Begabung der Buddhistenmönche gab dieser Gesang nicht; aber im Freien, gedämpft durch das Rauschen des Windes in den Fichten, nahm er sich anfangs gar nicht übel aus. Zuletzt bekommt man jedoch am schönsten Gesang genug und so auch an diesem, nachdem er eine Viertelstunde von hundert Mönchen hergeleiert worden war.

Der Küster kam jetzt mit einem Beil und schlug den runden Sargdeckel weg, sodaß man den Leichnam in seiner engen Behausung sitzend sehen konnte. Dann brachte man eine fünfzehn Fuß lange Bambusstange, an deren eines Ende man lange Späne von Tannenholz band, bis das Ganze wie ein ungeheurer Besen aussah. Der Küster zündete die Riesenfackel an und reichte sie dem Priester, der sie einigemal vor dem Sarg schwenkte und dann dem Küster zurückgab. Dieser warf sie in den Sarg und häufte trockenes Tannenholz darauf. Durch ein Loch unten am Sarg kam ein starker Luftzug herein und fachte die Flamme an, die bald mit lautem Brausen hoch aufloderte. Der Sarg mußte von sehr starkem Stoff sein, denn obgleich die Hitze so groß war, daß wir nur näher treten und die Verbrennung der Leiche sehen konnten, wenn der Wind die Flamme und heiße Luft beiseite wehte, fiel er doch nicht in Stücke, als sein Inhalt schon verkohlt war.

Die ganze Ceremonie hatte durchaus nichts Widerliches. Wir sahen allerdings den Leichnam in den Flammen, aber nur weil wir absichtlich so nahe hingingen; auch die Mönche konnten der Neugierde nicht widerstehen und stiegen etwas höher am Berg hinauf, um in die Flamme sehen zu können. Ich glaube, die Sache hätte selbst für ein sehr zartes Gemüt nichts Anstößiges gehabt.

Der Gottesdienst dauerte eine halbe Stunde, das Verbrennen zehn Minuten. Die Flammen erloschen allmählich und die Mönche schlenderten, so gemütlich wie sie gekommen waren, wieder fort, um am Kreuzweg mit den übrigen Brüdern zusammenzutreffen. Die Teilnehmer an dem Fest wurden hier für ihre Mühe jeder mit 40 Käsch (16 Pfennig) belohnt. Die Kosten einer Verbrennung belaufen sich oft auf 100,000 Käsch (400 Mark).

Wir kehrten etwas später noch einmal an den Ort zurück, um zu sehen, was aus dem verbrannten Mönch geworden war. Man hatte die Asche in einen irdenen Krug gesammelt und diesen

in einem Schuppen in ein Fach gestellt, wo sich schon viele andre in derselben Art aufbewahrte Mönche befanden. Dieser Aufbewahrungsort für die Asche der frommen Buddhisten war eine ganz verfallene, verlotterte, fünf bis sechs Fuß hohe Hütte. Die Thüre hing nur notdürftig in den Angeln, das Innere des Raumes war so schmutzig und unordentlich, als es sich ein Chinese nur wünschen konnte. Ich war früher eigentlich für die Leichenverbrennung; aber wenn ich dachte, ich sei ein Mönch von Kuschan, meine Asche werde in einem Zwanzig-Pfennig-Topf gesammelt, in einem Schuppen, der für einen ordinären Stall zu schlecht ist, aufgehoben und der Krug habe nicht einmal eine Nummer, an der man sehen könnte, welcher Krug meine Asche enthält, so ist das so greulich, daß ich gar nicht daran denken mag.

Es giebt in China, erzählt Frl. Adele Fielde, auch sehr viele buddhistische Frauenklöster. Die Nonnen leben in Tempeln, die oft von reichen Familien, welche damit ein verdienstliches Werk zu thun glauben, gebaut und prächtig ausgestattet sind. Man sieht diese Nonnen im grauen Kattunkleid, einen kegelförmigen Spanhut auf dem glattrasierten Kopf, oft mit einem Sack und Korb von Haus zu Haus gehen und um Gaben an Reis, Gemüse und Obst bitten. Die Füße der Nonnen sind nicht verkrüppelt, wie sonst bei den Chinesinnen. Abergläubische Leute suchen sich durch Geschenke die Fürbitte der heiligen Frauen bei Buddha zu sichern. Die Beschäftigung der Nonnen besteht im Absingen der Liturgie (dreimal täglich) vor den Heiligenbildern, im Lesen der heiligen, ins Chinesische übersetzten Schriften und in Handarbeiten. Sie sorgen für Nachwuchs, indem sie kleine Mädchen (nicht solche, die ausgesetzt werden, sondern hübsche Kinder im Alter von zwei bis vier Jahren) kaufen und fürs Klosterleben erziehen.

Die Mädchen lernen weben, sticken und sogar lesen, erlangen also eine höhere Bildung als die meisten Chinesinnen. Mit fünfzehn Jahren müssen sie sich den Kopf rasieren lassen, die Tracht anlegen und aufhören Fleisch zu essen. Man sagt, daß sie niemals mit Gewalt im Kloster zurückgehalten werden, daß sie aber selbst keine Lust haben, das bequeme Leben in demselben mit der Armut des Elternhauses zu vertauschen. Eine Nonne hat oft bis

zu zwanzig solcher kleinen Pflegekinder. Man ruft die Nonnen oft an Sterbebetten, damit sie (natürlich gegen gute Bezahlung) durch ihren Gesang die bösen Geister verjagen. Das unwissende Volk hat großen Respekt vor den Nonnen, die Einsichtigen aber wissen recht gut, daß es in den Klöstern nicht immer gottselig zugeht. Es kommt zuweilen vor, daß eins wegen der Lasterhaftigkeit seiner Bewohnerinnen auf obrigkeitlichen Befehl geschlossen wird.

Die Klöster sind so zahlreich, daß man auf einer Tagereise an einem Dutzend vorbeikommen kann. Adele Fielde erzählt von ihrem Besuch in einem derselben: „In dem Kloster waren ungefähr hundert Nonnen, welche sich alle seit ihrer Kindheit in demselben befanden. Die freundliche, 75jährige Aebtissin, welche seit zweiundsiebzig Jahren im Kloster war, sorgte, daß ich zu den Nonnen von der „Lehre Gottes", wie sie sich ausdrückte, reden konnte. Auf meine Bitte, für einige Tage eine eingeborene Katechistin ins Kloster aufzunehmen, konnte sie nicht eingehen, da niemand, der Fleisch ißt, da wohnen darf. Die Aebtissin sagte, sie sei alt und könne von ihrem Ersparten leben, so könne sie meinen Worten glauben; aber bei den andern Nonnen gehe das nicht, die hätten dann nichts mehr zu leben. Sie wolle zu mir kommen und sich unterrichten lassen. Ich dürfe auch den andern Nonnen predigen, dann könnten diese selbst urteilen, ob meine Lehre es wert sei, daß man ihr zulieb Hunger leide."

Blantyre, eine evangelische Musterstation.

Von Pastor Richter in Rheinsberg.

(Schluß)

III.

Blantyre ist eine evangelische Musterstation in der Organisation der Missionsarbeit; musterhaft erscheint uns auch das zugleich lebendig christliche und natürlich harmlose Leben und Treiben der Station. Leider müssen wir auch hinzufügen, daß Blantyre auch in einem dritten Punkt vorbildlich ist für alle evangelischen Missionen in Central-Afrika. Krankheit und Tod

sind auch auf dieser Station nur zu wohlbekannte Gäste. In dem Halbjahr von Oktober 1890 bis März 1891 hat die kleine Schar evangelischer Missionare fast mehr durchgemacht, als das Menschenherz zu tragen im stande ist. Und wenn drüben in Schottland und England viele mitgetrauert haben über die schweren Wunden, die Krankheit und Tod geschlagen, so wird es auch unter den deutschen Missionsfreunden an herzlichem Mitleid und warmer Fürbitte nicht fehlen.

Jedermann ist noch die Influenza-Epidemie in Erinnerung, welche im vorvorigen Jahr ganz Europa heimsuchte; wie sie in unserm Vaterlande viele kostbare Leben zerstört hat, so hat sie auch weiter auf ihrem Zuge durch die Welt viel Unheil angerichtet. Im Oktober 1890 hielt sie auch in Blantyre ihren Einzug; alle Missionsgeschwister und die große Mehrzal der Schulkinder erkrankten; einige lagen auf den Tod. Unter den Eingeborenen des Schirehochlandes war ein großes Sterben. Von den Missionaren starb zwar keiner, aber der General-Agent Heinrich Henderson wurde so hart von der Krankheit mitgenommen, daß der Arzt sagen mußte, er werde eine zweite solche Krankheit nicht überstehen. Auch die Gesundheit aller andern Missionsgeschwister war mehr oder weniger erschüttert.

Während dieser Zeit waren die beiden Missionare Robert Cleland und Wilhelm Scott (kein Bruder des Leiters von Blantyre) in den Milandjibergen, um dort bei dem Häuptling Chikumbo eine seit langen Jahren geplante Stationsanlage auszuführen. Sie mußten mehrere Monate in einem Zelt wohnen, weil der widerspenstige Häuptling unter allerlei nichtigen Vorwänden die Erlaubnis zum Bau eines Hauses verzögerte. Wahrscheinlich hat dieses Zeltleben, verbunden mit den Aufregungen und Ueberanstrengungen der Pionier-Arbeit, die Gesundheit Clelands untergraben. Er wurde am Nachmittag des 5. November ernstlich krank und verlor in wenigen Stunden die Besinnung. Dr. W. Scott schickte sogleich einen Eilboten nach Blantyre, und in der umgehend gesandten Machila, einer Art Hängematte, wurde Cleland nach Blantyre getragen. Die beiden Missionsärzte, Dr. Bowie und Dr. Scott, thaten für ihn, was in ihren Kräften stand. Vergeblich, am Tag nach seiner Ankunft in Blantyre, am 10. November, verschied er, vormittags 11 Uhr. Das war ein großer Verlust für

die Blantyre-Mission. Cleland war erst 33 Jahr alt, und es war ihm nur 3 Jahre vergönnt, in Afrika Missionar zu sein. Und Missionar war er mit Leib und Seele. Von Haus aus Ingenieur, hatte er in seinem 21. Lebensjahr den Entschluß gefaßt, Missionar zu werden, und hatte 6 Jahre lang erst die alten Sprachen und dann Theologie studiert, um sich zu dem erwählten Berufe tüchtig zu machen.

Jedoch wurde die Lücke zunächst in Blantyre weniger lebhaft empfunden, weil sich dort in einer auf dem Missions-Gebiete außerordentlich seltenen Weise ein traulicher Familienkreis zusammengefunden hatte. David Scott's, des leitenden Missionars junge Frau, hatte einen Bruder und eine Schwester. Der Bruder, Dr. Bowie, war ein hervorragend tüchtiger Arzt, der sich schon auf der Universität ausgezeichnet und dann in London sich eine glänzende Praxis geschaffen hatte. Aber er verließ Reichtum und Ansehen in der Heimat, um in den Einöden Centralafrikas an seines Schwagers Seite Missionsdienste zu leisten; ja, er begnügte sich, um schneller ausgesandt werden zu können, mit dem halben Gehalt eines ärztlichen Missionars. Als sich so Bruder und Schwester wiedergefunden, fügte sich's, daß 1888 der General-Agent Heinrich Henderson auch die andere, jüngere Schwester Dr. Bowie's als sein liebes Weib in sein Heim nach Blantyre führte. Das war ein seltenes Glück, welches so die wichtigsten Missionare von Blantyre durch die nächsten verwandtschaftlichen Bande zusammenknüpfte. Das entschädigte sie für alle Entbehrungen und Entsagungen, die ihnen ihr Missionsberuf auferlegte. Und das Glück ward vollkommen, als Frau Scott und Frau Henderson durch die Geburt lieber Kinder erfreut wurden. Ueber den frohen Feiern der Weihnachtszeit, von denen wir oben erzählten, liegt noch ganz der Schimmer dieses ungetrübten häuslichen Glückes.

Da erkrankte am 6. Januar 1891 das kleine Söhnchen Henderson's, Johannes, an der Diphtheritis. Die Krankheit nahm einen so bösartigen Verlauf, daß Dr. Bowie nach 12 Stunden den Luftröhrenschnitt machen mußte. Doch auch das war vergeblich; nach weiteren 12 Stunden starb das Kind. Bevor das Begräbnis, welches an demselben Tage stattfand, vorüber war, mußte sich Frau Henderson mit ihrem Halse legen; und am nächsten Tage fühlte auch Dr. Bowie seine Kehle wund. Jetzt geriet die ganze

Mission in einen Zustand schrecklicher Aufregung. Dr. W. Scott war wieder nach Milandji abgereist; so sandten sie eine Anzahl Boten hinter ihm drein, um ihn zu schleuniger Rückkehr aufzufordern. Er reiste umher, und niemand wußte genau, wo er zu finden sei. Außerdem sandte man mehrere Eilboten nach Domasi, um den dritten ärztlichen Missionar herbeizuholen. Lassen wir diesen weiter erzählen. „Die Boten mußten den ganzen Weg — 11 Meilen — ohne auszuruhen zurücklegen. Es hatte die letzten Tage in Strömen geregnet, alle Pfade waren sumpfig und an vielen Orten durch nasses Gras verdeckt, welches bisweilen bis an unsern Leib oder Nacken reichte. Auch waren die Flüsse angeschwollen und manche gänzlich unpassierbar. Ich erhielt die Botschaft Sonntag Morgen 5 Uhr, ich sollte sobald als möglich aufbrechen. Eine Machila hatte Blantyre nach den Boten verlassen, die sollte ich unterwegs treffen. Ich verließ Domasi in strömendem Regen und traf nach kurzer Zeit die Machila, die mich nach Mlungusi brachte. Die Leute waren nun über 12 Meilen im Regen marschiert, waren hungrig und froren. So hielten wir ½ Stunde und aßen Frühstück. Als wir zwei Meilen weiter waren, brachen die Leute vor Uebermüdung zusammen; die Wege waren schlüpfrig und kotig. So blieb nichts übrig, als den Rest — 7 Meilen — zu Fuß zurückzulegen. Nach 3½ Meilen erreichten wir Tschirazulo mit nur der Hälfte unserer Leute; die übrigen waren zurückgeblieben. Die letzten anderthalb Stunden war es ganz finster; aber ich hatte eine Laterne mitgenommen, die that uns gute Dienste.

„In Tschirazulo war ich so naß, daß ich mich fürchtete niederzusitzen; so trank ich eine Tasse Thee und brach wieder auf. Wir hatten noch etwas über 3 Meilen zu gehen und hofften Blantyre um Mitternacht zu erreichen. Das Wandern ging manchmal sehr langsam, besonders wo das Gras hoch war. Wir verloren beinahe den Weg und mußten uns sehr in acht nehmen, daß wir uns nicht verirrten. Ungefähr ½12 Uhr kamen wir an den letzten Fluß; er war so geschwollen, daß wir nicht hindurchwaten konnten. Das Wasser war sehr tief und die Strömung reißend. Ich dachte daran, hindurchzuschwimmen; aber ich war zu müde, und die Strömung war so stark, daß es nicht einladend aussah; außerdem hätte ich meine Lampe nicht mit hinübernehmen können, und

ohne sie war es stark dunkel. Wir fanden nach einigem Suchen einen Pfad, der uns stromaufwärts führte, und hier glückte es uns, vermittelst eines Baumes hinüberzukommen. Aber nun waren wir weit weg von unserm Blantyre-Wege und hatten über einen sehr hohen Hügel, Ndirande, zu klettern. Der Pfad führte durch Schluchten auf und ab, über mächtige Felsblöcke und quer durch Gießbäche. Jedoch kamen wir endlich auf der andern Seite hinab, und nach drei weiteren Wegstunden kamen wir morgens ½5 Uhr in Blantyre an. Alle waren auf, erschöpft und ruhelos von der Angst der letzten Tage. Frau Henderson atmete schon sehr schwer und Dr. Bowie war sehr geschwächt. Es wurde bald klar, daß an Frau Henderson die Operation vollzogen werden mußte und Dr. Bowie machte sich stark und führte sie um 10 Uhr aus. Sie gelang gut; aber um Mitternacht versagte ihr der Atem, sie starb.

„Am andern Morgen ging es mit Dr. Bowie entschieden schlechter. Eine Zeit lang schien es, als müßte er auch operiert werden. Aber seine Kraft verfiel reißend schnell. Dr. W. Scott kam nach einer anstrengenden Reise am Mittwoch Mittag an. Große Anstrengungen wurden gemacht, um Dr. Bowie bei Kräften zu erhalten, aber er sank allmählich in Schlummer, bis er Freitag Morgen ½5 Uhr starb. Er wurde Freitag Vormittag begraben."

Heinrich Henderson und Frau Dr. Bowie waren durch die schweren Schicksalsschläge so gänzlich gebrochen, daß sie sobald als möglich Blantyre verlassen mußten, um ihr Leben zu retten. Vierzehn Tage nach den Todesfällen brachen sie am 27. Januar von Blantyre auf. Ihnen mußte sich die junge Lehrerin, Frl. Beck anschließen, welche das Klima hart angegriffen hatte. Die Reise ging sogar über Erwarten günstig und schnell von statten. Schon am 7. Februar trafen sie in Kilimane ein.

Henderson hatte nicht das mindeste Anzeichen von Fieber; im Gegenteil, er sah ganz stark und rüstig aus und das Essen schmeckte ihm so gut wie uns. Am 9. Februar abends beklagte er sich, er fühle sich unwohl, und von da bis zu seinem Tode wurde er von Stunde zu Stunde schwächer, trotzdem ihn der Arzt, Dr. Hynde, und das ganze Haus mit aufopfernder Sorgfalt pflegten. Er sprach wenig und traf keinerlei testamentarische Anordnungen. Am 12. Februar, vormittags ½11 Uhr, starb er in bewußtlosem Zustand. Das Klimafieber hatte ihn ergriffen,

gerade in dem Augenblick, als er dem Fieberlande den Rücken zu kehren im Begriffe stand.

In den ersten Tagen des März traf die telegraphische Depesche von Hendersons Tod in Blantyre ein. Dort hatten inzwischen neue, ernste Entscheidungen stattgefunden. Von Domasi her war der Lehrer Hynde in einem Zustand äußerster Erschöpfung eingetroffen. Er war furchtbar heftig am Sonnenstich erkrankt, 28 Stunden hatte er besinnungslos gelegen; lange hatte man an seinem Aufkommen gezweifelt. Jetzt war er, Gott sei Dank, außer Gefahr. Aber um sich zu erholen, mußte er längere Zeit nach Schottland zurückkehren. Und kann es uns Wunder nehmen, daß auch die andern überlebenden Missionsgeschwister in Blantyre auf das äußerste erschüttert und erschöpft waren? Mit Hynde zugleich mußte auch Frau David Scott, Dr. Bowies und Frau Hendersons einzig übergebliebene Schwester, und Frau Smith, die Frau des Lehrers in Blantyre, nach Schottland abreisen. Am 12. März brach diese zweite Reisegesellschaft nach Kilimane auf.

Welche furchtbaren Heimsuchungen innerhalb eines Vierteljahrs! Dr. Bowie und der General-Agent Henderson hatten zu den tüchtigsten Mitgliedern der Mission gehört. Frau Henderson hatte ihr dreißigstes Jahr zurückgelegt. Zu Weihnachten war es eine reich gesegnete, zahlreiche und einmütige Missionsfamilie gewesen; jetzt ist von ihnen allen nur noch einer, der leitende Missionar David Scott, auf seinem Posten. Auch das übrige Missionspersonal ist auf die empfindlichste Weise decimiert. Man macht es bisweilen unserer evangelischen Mission zum Vorwurf, daß viele Missionare in die Heimat zurückkehren, man lobt die Katholiken, daß ihre ausgesandten Missionare bis zum Tode auf ihrem Posten verharren müssen. Nun wahrlich, Todesfälle von Missionaren hat unsere evangelische Mission mehr als genug zu beklagen, ihr Arbeitsfeld in Central- und Westafrika ist ein großer, weiter Gottesacker. Aber wenn durch zeitige Rückkehr in die Heimat diese oder jene erschütterte Konstitution gestärkt und zu neuer Arbeit tüchtig gemacht und das eine oder andere Menschenleben gerettet werden kann, so sollen wir auch um solche Gnade Gott preisen.

Auf dem Schirehochland hat seit dem vorigen Jahr eine große Umwälzung begonnen, welche wahrscheinlich in wenigen Jahren das ganze Aussehen des Landes verändern wird. Das Land ist englisches Schutzland geworden. An der Mündung des Ruo in den Schire ist eine englische Haupt-Post- und Telegraphenstation errichtet, Mandale und Zomba sind Poststationen geworden. Der neue Generalkonsul Johnston hat mit einer Polizeimannschaft von 150 Mann seinen Einzug gehalten. Im Schutz des britischen Löwen drängen sich auch die Pflanzer und Goldsucher in das Land. Weite Landstriche sind bereits in englischen Privatbesitz übergegangen. Aller Orten werden sich neue Plantagen aufthun. In kurzer Zeit wird das Schire-Hochland ein „civilisiertes" Land sein. Ob diese Wandlung für die Entwickelung der Mission in Blantyre vorteilhaft oder hinderlich sein wird, müssen wir abwarten. Es wird in erster Linie davon abhängen, ob 1) die neue englische Verwaltung anerkennt, daß die Erschließung und die ganze bisherige Kulturarbeit in diesem schönen Lande von der Mission und in christlichem Geiste vollbracht ist; und 2) ob die afrikanische Seengesellschaft im stande ist, dem großen wirtschaftlichen Aufschwung des Landes zu folgen, ohne ihren christlichen und humanen Grundsätzen untreu zu werden; 3) endlich ob eine gesteigerte Gebefreudigkeit die schottische Staatskirche in stand setzt, entsprechend dem weiteren Gesichtskreis und den erhöhten Anforderungen dieser neuesten Zeit ihr Werk in der alten Weise mit verdoppelter Kraft fortzusetzen. Zur Zeit ist noch die Zwillingsstation Blantyre-Mandale unbestritten der Glanzpunkt des Schirehochlandes, und es wird immer ein Ruhm der evangelischen Mission bleiben, aus eigener Kraft solche Brennpunkte des Christentums und der Kultur inmitten heidnischer Wüsteneien geschaffen zu haben, ehe eine politische Macht ihren Einfluß im Lande geltend machte.*)

*) Wir verweisen in Bezug auf unser Titelbild, welches die Kirche von Blantyre darstellt, auf die im vorigen Hefte S. 45 gegebene Erläuterung und wiederholen hier, daß das großartige Bauwerk nach den Plänen und unter der Leitung von Missionar Scott fast ausschließlich von eingeborenen Handwerkern aufgeführt worden ist. D. H.

Die Londoner Mission in Neu-Guinea.

1. Das Heim der Kannibalen.

Es war an einem lieblichen Augustmorgen des Jahres 1859 — so erzählt der Londoner Missionar Mac Farlane in seinem lesenswerten Buch: "Among the Cannibals of New Guinea" — als wir zum ersten Male an einem jener herrlichen Gestade der Südseeinseln anlegten, von welchem uns statt wogender Aehrenfelder und heimischer Gärten die Gewächse eines südlichen Himmelsstriches grüßten. Als wir an jenem unvergeßlichen Morgen das Deck unseres Fahrzeuges betraten, strich eine sanfte laue Brise über dasselbe hin und begann die Luft zu klären, ohne indes die von der See aufsteigenden Nebel gänzlich zu zerstreuen. Aus einiger Entfernung herüber war schwach und unbestimmt das Rauschen der Brandung zu hören, wie die Wogen über das zackige Korallengestein rollten und am Ufer sich brachen. Nach und nach wurde der blaue Himmel über uns klarer und die grauen Dunstmassen des feuchten Nebels wichen der höher und höher steigenden Sonne; die Gipfel der vor uns liegenden Berge tauchten empor, dann traten die unteren Kuppen samt dem Inselbergland und schließlich auch der weißschimmernde sandige Strand in den Horizont. Das Eiland Lifu, eine der Loyaltyinseln, lag vor uns. Bewegungslos und glatt ruhte die See zu unseren Füßen. Bald war unser Schiff von zahlreichen Kanoes umringt, beladen mit Kokosnüssen, Bananen und Orangen, Korallen, Muscheln und Kuriositäten, welche die lärmenden Eingeborenen gegen europäische Artikel eintauschen wollten. Wir ließen unser Boot herab und ruderten nach dem Land hinüber, wo eine Menge Eingeborener unserer harrten. Ein fremdartiges Bild entfaltete sich vor unseren Augen. Hochragende Palmen mit ihren stolzen Kronen, der Banianenbaum mit seinen zahllosen Luftwurzeln, die Tamarinde mit ihr[illegible] dichten Blätterwerk und der Mangobaum mit seinen saftigen Früchten, üppige Orangen- und Bananenhaine, Zuckerrohr- und Jampflanzungen — alle diese Erzeugnisse einer südlichen Zone erhoben sich vor uns auf der neuen Inselheimat. Statt der dem Nordländer gewohnten Stein- und Ziegelbauten, gewahrte man niedrige Hütten

von Gras, die mit Pallisaden umgeben, inmitten einer üppigen Vegetation an den Ufern der stillen Gewässer standen.

Doch ich will mich nicht damit aufhalten, jene ersten Jahre der Missionsarbeit auf Lifu zu schildern. Es waren Jahre der Enttäuschung, der Gefahr, Arbeit und Einsamkeit und doch auch solcher des Segens, der Ermutigung und des Glücks. Und welch ein Umschwung erst hatte sich zu Gunsten der Insel vollzogen, als ich 12 Jahre später dieselbe verließ, um nach Neu-Guinea überzusiedeln! Götzendienst und Kannibalismus, die beständigen Fehden, wie sie vormals bestanden, waren der Verehrung des wahren Gottes, friedlichem Gewerbe und einer aufblühenden Bildung gewichen. Schulen und Kirchen waren allenthalben auf der Insel errichtet und das Neue Testament, sowie die Psalmen in die Landessprache übersetzt. Ein Lehrerseminar war ins Leben gerufen worden und diente der Ausbildung von eingeborenen Lehrern, Pastoren und Pionieren der Evangelisation. Infolge des zunehmenden Handels mit den Eingeborenen waren an verschiedenen Punkten der Insel Waarenmagazine angelegt worden und die Eingeborenen zahlten nicht nur für ihre Bücher und unterhielten ihre Pastoren, sondern brachten auch jährlich hübsche Summen zusammen, um die Londoner Missionsgesellschaft in der Ausbreitung des Christentums unter den Heiden in entfernteren Regionen zu unterstützen. War auch noch manches in Lifu zu thun, so war doch der Sieg des Evangeliums daselbst eine vollendete Thatsache.

So stand es, als ich im Jahr 1870 von unserer Londoner Missionsgesellschaft die Weisung erhielt, auf Neu-Guinea, jener dunkelsten und fast vergessenen Insel, eine neue Mission zu beginnen. Sogleich machte ich mich daran, Erkundigungen über dieselbe einzuziehen und Pläne zu entwerfen. Ueber Neu-Guinea war aber im ganzen damals wenig bekannt und was man von dort hörte, war nicht eben einladend. So beschloß ich denn, vorerst mit einigen unserer tüchtigsten Eingeborenen eine Untersuchungsfahrt dahin zu unternehmen. Ich legte die Sache unseren Seminaristen, Pastoren und Gemeinden von Lifu vor und rief Freiwillige auf, ohne den ernsten und gefährlichen Charakter des Unternehmens, wie ihn Klima und die wilden Bewohner mit sich brachten, zu verhehlen. Alle eingeborenen Pastoren auf der Insel, sowie die Seminaristen ohne Ausnahme meldeten sich hiefür. Wir erwählten

hierauf vier erfahrene Pastoren und vier unserer tüchtigsten Seminaristen. Dann mietete ich den John Knox, ein kleines Fahrzeug, das seit vielen Jahren der presbyterianischen Mission auf den Neu-Hebriden gute Dienste geleistet hatte. Dasselbe war zwar klein, aber seetüchtig und wenn auch nicht gerade für eine so lange und weite Reise eingerichtet, doch soweit sicher und ausreichend.

Schon war alles zur Abfahrt bereit, als der John Williams, das Schiff der Londoner Mission, auf Lifu einlief und Missionar Murray samt seiner Frau an Bord hatte. Diese hatten aus Gesundheitsrücksichten ihr Arbeitsfeld auf den Samoa-Inseln verlassen müssen und waren nun nach der Loyalty-Inselgruppe versetzt worden. Da Murray eine reiche Erfahrung in der Stationierung von Evangelisten auf den Südseeinseln hatte, so schlug ich ihm vor, seine Frau in Lifu zurückzulassen und mich auf der wichtigen Reise nach Neu-Guinea zu begleiten. Zu meiner Freude ging er darauf ein, lehnte es aber bestimmt ab, in einem so kleinen Schiff, wie in dem von mir gemieteten, die Reise anzutreten. Dies führte dazu, meine Pläne in etwas zu ändern und das beabsichtigte Missionsunternehmen in Neu-Guinea in einem etwas größeren Stil ins Werk zu setzen, als es anfangs in meinem Sinn lag. Das Komitee in Sidney wurde bevollmächtigt, ein geeignetes Schiff zu mieten und dasselbe nach Lifu laufen zu lassen. Dies geschah, indem man den Schoner Emma Paterson dafür ausrüstete. Aber er langte nie an. Auf dem Weg nach Lifu scheiterte derselbe an der Küste von Neu-Kaledonien. Die Mannschaft verließ das Schiff, ließ den Kapitän auf dem Wrack allein zurück und begab sich auf Böten nach den unlängst entdeckten Goldfeldern am Nordende von Neu-Kaledonien. Etwa zehn Tage später stieß man an der Küste auf ein Boot, das halb voll Wasser war und in welchem man eine menschliche Hand und einen Fuß fand. Es war, wie man vermutete, das einzige Ueberbleibsel jener Schiffsmannschaft. Nun traf ich ein Uebereinkommen mit einem in der Südsee handelnden Kapitän, der gerade Lifu anlief, mietete dessen Schiff und am 30. Mai 1871 traten wir unsere Reise nach Neu-Guinea an.

Dieses, die größte Insel der Erde, gehörte bis in die neueste Zeit herein zu den am wenigsten erforschten Gebieten, obgleich dieselbe schon vor etwa 370 Jahren von einem Portugiesen entdeckt wurde. Im ganzen betrachtet gehört die Insel zu den reichsten

Gebieten der Welt. Sie hat Berggipfel, die bis zu 17000 Fuß ansteigen und in die Schneelinie reichen, herrliche Gebirgsketten und fruchtbare Thäler, grünbewachsene Hügel und sonnige Abhänge; ihre üppigen Waldungen bergen kostbare Hölzer und farbenschillernde Vögel; mächtige Ströme, großartige Wasserfälle und schäumende Bergbäche bewässern das Land; ausgedehnte Palmenhaine, angebaute Fluren und zahllose Fruchtbäume, große, mit Zuckerrohr bepflanzte Flächen, weite Ebenen, die für die Viehzucht geeignet sind, und sein wahrscheinlich großer Reichtum an Mineralien — alles das vereinigt sich, um die Insel unschätzbar und interessant erscheinen zu lassen. An Größe übertrifft sie jedes europäische Land mit Ausnahme von Rußland und umfaßt eine Bodenfläche von über 300,000 engl. □Ml., hat also ungefähr die Ausdehnung von Großbritannien und Frankreich zusammen. Mit den Inselgruppen von Neu-Britannien, den Admiralitäts- und Salomonsinseln, der Neu-Hebriden und Loyaltiinseln, die alle in ihrem Osten und Südosten sich lagern, wird Neu-Guinea wegen der Farbe ihrer Bewohner von den Geographen Melanesien oder „die Inseln der Schwarzen" benannt. Nahe am Aequator gelegen, hat es ein heißes und gleichförmiges Klima mit starken Niederschlägen, welche überall die üppigste und reichste Vegetation hervorrufen und Berge wie Thäler mit ewigem Grün bekleiden. Nur an den Küstenstrichen, die dem australischen Kontinent am nächsten liegen und von den dorther herüberstreichenden trockenen Winden beeinflußt sind, finden sich offene und dünnbewaldete Strecken, und nur hier macht sich der Typus der australischen Vegetation in der häufigen Erscheinung von Eukalypten und Akazien bemerklich. Sonst trägt der Pflanzenwuchs überall, selbst auf der südöstlichen Halbinsel und den nächsten Inselgruppen, einen wesentlich malaiischen Charakter. Die Wälder Neu-Guineas sind allenthalben gleich großartig und halten in Bezug auf ihre Fülle und Pracht den Vergleich mit denen von Borneo und Brasilien aus. Auch das Tierleben ist reich vertreten, wenn auch nicht gerade an Säugetieren.

Bietet das Land viel Interessantes dar, so verdienten dessen Bewohner, auf die wir später zu reden kommen, noch mehr unsere Aufmerksamkeit; aber wir hatten es bei unserer beabsichtigten Ansiedelung auf der Insel Neu-Guinea nicht auf deren

Schätze abgesehen, noch verfolgten wir irgendwelchen kulturellen Zweck zu Gunsten nach uns kommender Geschlechter. Weder wollten wir das Land erschließen, noch dessen Reichtümer ausbeuten, sondern wir hatten einzig die verfinsterten Eingeborenen und deren Seelen im Auge, welche das Ebenbild Gottes verloren haben und zu dessen Wiederherstellung Jesus Christus in die Welt gekommen ist. Sein Evangelium, das aller Kreatur verkündigt werden soll bis an die Enden der Erde, wollten wir den Bewohnern der großen Insel bringen. Und dieses selbe Evangelium — dessen waren wir gewiß — ist es auch allein, das sich als der beste Civilisator, vor allem aber als der einzige Weg zum ewigen Leben erweist und auch die Eingeborenen vor dem Schicksal bewahrt, hinweggeschwemmt zu werden von der Oberfläche der Erde durch jene mächtige Flutwelle, die wir „menschlichen Fortschritt und Civilisation" zu nennen pflegen.

(Fortsetzung folgt.)

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Mittel- und Süd-Amerika.

Auf dem Festland von Mittel-Amerika, wo unter der gemischten Bevölkerung der dortigen Republiken vereinzelte schwache Missionsversuche gemacht worden sind, die zum Teil — wie z. B. im Gebiet von Honduras — noch bestehen, hat nur die Moskitoküste als Missionsfeld der Brüdergemeine eine eigentliche Bedeutung.

Die Moskitoküste ist ein schmaler Landstreifen auf der Ostseite der Republik Nicaragua, gegen 50 geographische Meilen lang und im Osten vom karaibischen Meer begrenzt, während die Ausdehnung des Gebiets nach Westen hin ziemlich unbestimmt ist. Der Flächeninhalt dieser unabhängigen Moskito-Reserve mag etwa dem des Königreichs Holland gleichkommen, weist aber trotz der günstigen und

fruchtbaren Bodenverhältnisse nur eine dünne Bevölkerung auf. Ihre Ureinwohner, Indianer verschiedener Stämme, darunter die Moskitos, leben meist an den Flüssen und in den Wäldern in kleinen Dorfschaften beisammen und nähren sich hauptsächlich von der Jagd und vom Fischfang, treiben indes auch einigen Ackerbau. Etwas entfernt von der Küste wohnen Buschneger und Mischlinge von Indianern und entlaufenen Negersklaven. Die wertvollen Hölzer des Urwaldes und der Gummihandel haben aber auch allerlei europäische, namentlich englische Händler an diesen für den Handel sehr günstig gelegenen Küstenstrich gezogen. Unter den angesiedelten Farbigen und Indianern treibt seit 1848 die Brüdergemeine eine erfolgreiche und sich mehr und mehr ausdehnende Mission.

Es ist schon in der vorjährigen Rundschau (Miss.Mag. 1890, S. 503ff.) darauf hingewiesen worden, wie die politische Selbständigkeit der kleinen Moskito-Reserve bereits seit Jahren von dem katholischen Nachbarstaat Nicaragua bedroht ist und wie eine Annexion derselben auch für die evangelische Brüdermission ihre Gefahren mit sich bringen dürfte. Besonders macht sich diese Befürchtung geltend, wenn — wie dies in den letzten Jahren zweimal der Fall war — durch den Tod des indianischen Oberhäuptlings eine Neuwahl des letzteren nötig wird; denn nach dem zwischen England und Nicaragua vereinbarten Vertrag tritt eine Einverleibung der Reserve ein, sobald die erbberechtigte Familie der Oberhäuptlinge ausstirbt. Es diente deshalb der Mission wie der Bevölkerung zur großen Beruhigung, daß nach dem unerwarteten Tode des letzten Königs die Neuwahl ohne Schwierigkeiten vor sich ging. Jener hatte nur anderthalb Jahre regiert und starb, erst 25 Jahre alt, am 11. Nov. 1890 infolge eines unglücklichen Sturzes vom Pferde. An seine Stelle trat als Oberhäuptling der erst 19jährige Robert Clarence, dem Einheimische und Fremde mit Vertrauen entgegenkommen und der dasselbe hoffentlich rechtfertigen wird.

Noch einschneidender als diese politische Unsicherheit waren für die Mission die letztjährigen Verluste innerhalb des Arbeiterkreises, indem Ende 1890 die Gattin von Miss. Colditz und im Nov. 1891 der Präses der Moskitomission, Miss. Erdmann samt seiner Gattin, einer Schwester der ersteren, an ein und demselben Tage dem Klimafieber erlagen. Diese Lücken werden um so schmerzlicher empfunden, als ohnedies die Arbeiterzahl eine ziemlich beschränkte und den vorhandenen Bedürfnissen nicht entsprechende ist. — Eine Ausdehnung des Werkes bis in das Gebiet von Nicaragua hinein hat sich leider bis jetzt trotz aller Aussichten, die man in dieser Hinsicht im letzten Jahre hegte, noch nicht verwirklichen lassen; denn die Regierung von

Nicaragua hat sich noch immer nicht endgültig entschließen können, die Erlaubnis zu Missionsniederlassungen zu erteilen. Wohl duldet dieselbe gelegentliche Besuche in ihrem Gebiet, aber diese ersetzen doch keineswegs die regelrechte geistliche Pflege, welcher die dortigen angesiedelten Christen bedürfen. Leben doch bereits mehr als 900 von den Brüdermissionaren getaufte Indianer außerhalb der Grenzen von Moskito, die wegen der beträchtlichen Entfernung der Missionsstationen von deren Wohnsitzen und bei dem Mangel an Missionaren nicht die Berücksichtigung finden können, welche ihnen als jungen und unbefestigten Christen not thut.

Merkwürdig sind Vorgänge, welche von den am Krutafluß im Staate Honduras ansäßigen heidnischen Moskito-Indianern berichtet werden (Br. Miss.Bl. Mai 1891). Es scheinen hier noch Spuren jener Erweckung, welche vor 10 Jahren wie eine große Woge das Moskitoland überflutete, unter diesen benachbarten Indianerstämmen nachzuwirken, angebahnt durch Traumgesichte, wie sie bei solchen Naturvölkern je und je vorkommen. Hier am Krutafluß, welcher sich nördlich von Cap Gracias a Dios ins karaibische Meer ergießt, „wurden nämlich die Leute aufgeschreckt durch eine Reihe von solchen Erscheinungen, welche einem ihrer Stammesgenossen, Namens Kaila, in Träumen zu teil wurden und welche diesen Mann nötigten, nach der Missionsstation Twappi zu reisen, um Unterweisung zu suchen." In mehrmaligen Träumen wurde nämlich besagter Kaila aufgefordert, das heimtückische Thun und Treiben seiner Landsleute zu strafen, die sich viel mit der Bereitung tödlicher Gifte abgeben und sich häufiger Giftmorde schuldig machen. Gleicherweise wurde derselbe angeregt, gegen den übermäßigen Genuß berauschender Getränke aufzutreten. Zugleich wurde er im Traumgesicht angewiesen, zu einem Diener Gottes zu gehen, der ihm von Jesu sagen würde. Zur selben Zeit erschienen in seinem Dorf zwei junge Mitglieder der Christengemeinde in Dakura im Moskitolande. Nur äußere Umstände hatten dieselben nach Honduras geführt, wurden aber sofort von Kaila mit dessen Träumen bekannt gemacht, während sie ihm von der Bibel, der christlichen Lehre und dem Erlöser Jesu berichteten. Im Einverständnis seiner Volksgenossen begleitete dann Kaila und der Dorfvorsteher die zurückkehrenden Christen nach der Station Twappi, wo sie bei Missionar Bieck Unterweisung erbaten. Ein Nationalgehilfe begleitete sie dann in ihr Dorf am Kruta zurück. Hier wollten nun aber Kailas Landsleute nichts von der Verkündigung des gekreuzigten Heilandes hören, sondern gingen vielmehr einem ausschweifenden heidnischen Gelage nach. Kaila protestierte dagegen; aber umsonst. Gelächter, Spott und Hohn war die Antwort. Nun trat dieser mit einer An-

kündigung von Gottes Zorn auf, sonderte sich von seinen Stammesgenossen ab und zog sich mit dem Nationalgehilfen auf ein benachbartes Dorf zurück. Bald darauf trat ein Vorbote des angekündigten Gerichts auf. Der Blitz schlug in das Haus, in welchem jenes Trinkgelage abgehalten wurde, und äscherte dasselbe ein. „Sehr bald darauf erfolgte aber ein noch weit schrecklicheres Gericht. Ein Orkan brach plötzlich los und verursachte eine Sturmflut, so ausgedehnt und verheerend, wie sie seit Menschengedenken nicht in diesen Breitengraden gehaust hat. Die See stieg plötzlich ellenhoch, flutete über das Ufer landeinwärts und spülte ganze Landstrecken hinweg. Der ganze Küstendistrikt (eine Strecke von 30—35 geographischen Meilen) wurde von der Verheerung heimgesucht, welche alle Anpflanzungen vernichtete, Bäume entwurzelte, Häuser zerstörte und Menschenleben dahinraffte. Auch das Heimatdorf Kailas am Krutaflusse wurde von der Ueberschwemmung erreicht und vernichtet, alle Häuser stürzten ein, das Vieh ertrank, Einzelne kamen um, kurz das Dorf existiert nicht mehr; nur Kailas Eigentum blieb wunderbarer Weise unversehrt." Die Eingeborenen wurden von der Flut so überrascht, daß sie nicht einmal Zeit hatten, ihre Böte zu besteigen, sondern sich schwimmend retten mußten. Seit dieser Heimsuchung haben sich jene Indianer am Kruta nach allen Richtungen hin zerstreut, da ihre Anpflanzungen zerstört sind. Dem Vorschlag Kailas, nach Twappi überzusiedeln, haben sie wegen Mangel an Proviant für die Reise nicht Folge geleistet, die Unterstützung der nicaraguanischen Regierungsbehörde aber verschmähen sie, weil sie von ihren Nationalfeinden keine Hilfe annehmen mögen. Leider verhindern die politischen Verhältnisse und die Befürchtung, daß man bei einer voraussichtlichen Vermehrung von Pflegebefohlenen denselben aus der Ferne doch nicht die nötige Aufmerksamkeit schenken könne, den Besuch der Missionare in jenem Gebiet, wo auf so eigentümliche Weise der Boden für die Aussaat des Evangeliums zubereitet zu sein scheint.

Die bereits gesammelten Gemeinden in der Moskitoreserve scheinen sich in gesunder und erfreulicher Weise zu entwickeln, wie überhaupt das ganze Missionswerk daselbst einen gesegneten Fortgang nimmt. Die Gemeindeglieder halten sich treulich zur Kirche und opfern willig Zeit, Arbeit und Geld für die nötigen Kirchen- und Schulbauten. Besuche der nördlich gelegenen Plätze Auastara, Dakura und Para, die im Grenzgebiet von Nicaragua liegen und von Nationalgehilfen bedient werden, zeigen, wie bei solchen Gelegenheiten die Christen nicht nur dem Missionar gegenüber die weitgehendste Gastfreundschaft üben, sondern auch bemüht sind, sich Klarheit in Bezug auf die Anwendung der einzelnen „christlichen Gesetze", wie sie das Wort Gottes

nennen, zu verschaffen. Ein hervorragender Zug des christlichen Charakters jener Indianer ist die strenge Ansicht derselben über die Sonntagsheiligung, die freilich in manchen Fällen bis zu einer gesetzlichen und kleinlichen Auffassung auszuarten droht. Immerhin ist eine solche nur die Aeußerung der treuen und redlichen Gesinnung, welche jene jungen Christen damit an den Tag legen, und ein Beweis für das ernste Streben, in Wahrheit dem Herrn zu dienen, welchem sie sich ergeben haben.

Auf der anderen Seite droht dagegen dem inneren Wachstum der Christengemeinden das Umsichgreifen der Branntweinpest. „Selbst an solchen Orten, wie auf der Inselgemeinde Rama, wo strenge Lokalgesetze gegen die Trunksucht existieren, versuchen es spanische Händler, Rum einzuschmuggeln." Auch lassen plötzlich eintretende Todesfälle bei manchen Christen den alten Aberglauben wieder aufleben, als ob jene Todesfälle ihre Ursache in vergrabenem Gifte hätten. Bei solchen Gelegenheiten finden sich nur allzuleicht Zauberpriester ein, die gegen gute Bezahlung unter allerlei heidnischem Gaukelspiel jenes Gift unschädlich zu machen vorgeben. Es ist deshalb nur zu billigen, wenn die Missionare mit aller Vorsicht die Taufbewerber nach längerer Prüfung und sorgfältiger Vorbereitung zu Taufe und Abendmahl zulassen.

Nach dem löblichen Brauch der Brüdergemeine, von Zeit zu Zeit alle ihre Missionsfelder durch eins ihrer Unitätsmitglieder visitieren zu lassen, ist auch das Missionsgebiet der Moskitoküste im verflossenen Jahr durch Bischof B. Romig amtlich besucht und die dortige Missionsarbeit einer genauen Prüfung unterworfen worden.

Dem Census vom Juli 1891 zufolge befanden sich 25 Missionsgeschwister auf 10 Stationen. Die Seelenzahl ihrer Pflegebefohlenen betrug 4243 (darunter 1115 getaufte Erwachsene mit 614 Kommunikanten).

Auf dem südamerikanischen Missionsgebiet der Brüdergemeine, in Surinam, haben es die wirthschaftlichen Verhältnisse der letzten Jahrzehnte mit sich gebracht, daß die farbige Bevölkerung der holländischen Kolonie sich mehr und mehr in das Weichbild der Stadt Paramaribo hineingedrängt hat, sodaß zur Zeit etwa die Hälfte aller Einheimischen sich innerhalb derselben befindet. Dieser Umstand hat teils in dem Charakter der Neger, teils in den geschichtlich gewordenen Verhältnissen seinen Grund. Durch die Aufhebung der Sklaverei ist die ehemalige Sklavenbevölkerung eine freizügige herrenlose Masse geworden, die sich nirgends an die Scholle gebunden weiß, während zugleich die Feldarbeit durch die vormalige Sklaverei in Mißkredit gekommen ist und von den Freigewordenen unter diesem Gesichtspunkt

verabscheut wird. So wendet sich nun alles dem geachteteren Handwerk und anderen Beschäftigungen zu, wie sie sich eben nur in der Stadt, der einzigen in Holländisch-Guiana, finden. Beides aber hat einen wesentlichen Einfluß auf die Verhältnisse der Kolonie wie der Mission ausgeübt. Für jene hat es eine Entvölkerung und Entwertung der ehemaligen Pflanzungen und damit den wirtschaftlichen Niedergang derselben herbeigeführt — für diese, die Mission, hat der Zug nach der Stadt das Hauptgewicht der Arbeit in dieselbe verlegt, während die Plantagenstationen, deren es bisher 10 (mit 4 Filialen) waren, im Laufe der Jahre an Bedeutung verloren haben. Viele der vormals blühenden Pflanzungen, soweit dieselben nicht durch indische und chinesische Kuli bebaut werden, sind infolge von Arbeitermangel verödet und eingegangen. Wohl sind da und dort neue Negerniederlassungen entstanden, aber die bisherigen Stationen mit ihren Missions- und Schulhäusern liegen nun je nach Umständen nicht mehr im Mittelpunkt derselben, wodurch die kirchliche Bedienung der entfernt wohnenden Gemeindeglieder wesentlich erschwert wird.

Anders steht es mit der christlichen Bevölkerung in der Stadt Paramaribo, wo der Zusammenfluß aller Elemente der Mission die schwere Aufgabe stellt, die große, fast unübersehbare Masse seelsorgerisch zu bedienen und an ihr Kirchenzucht zu üben. „Einen Weg dazu, wenn auch noch keineswegs einen ausreichenden, sieht man deshalb in der Errichtung der Stadtmission.“ Es ist damit ein kleiner Anfang gemacht worden, indem man einen treuen und eifrigen Chinesen als Evangelisten in der Stadt angestellt hat. Drei weitere Negerchristen stehen zu dem gleichen Beruf noch in Vorbereitung.

Wie schwer lenksam und dabei leicht erregbar die heißblütige Negerbevölkerung ist, haben bedenkliche Unruhen gezeigt, welche in den Tagen vom 12. bis 14. Mai des letzten Jahres in Paramaribo ausbrachen und die Missionare mit banger Sorge erfüllten. Denn wenn auch dieselben zunächst gegen das aus vorwiegend jüdischen Elementen zusammengesetzte Parlament von Suriname gerichtet waren, so trat doch zugleich von seiten eines Teils der Bevölkerung der Mission und dem Evangelium ein solcher Haß entgegen, der in seiner Verblendung in den Missionaren die Anstifter der Unruhen und Zusammenrottungen zu sehen meinte, während dieselben stets ihren Einfluß dahin geltend gemacht haben, daß sich die farbige Bevölkerung der ihr verordneten Obrigkeit willig unterstelle. Leider führten die mit jenen Unruhen zusammenhängenden Kolonial- und Verwaltungsverhältnisse dazu, daß der edle Gouverneur, welcher als entschieden gläubiger und wohlgesinnter Mann nicht nur der Negerbevölkerung, sondern auch der Brüdermission ein warmes Interesse entgegenbrachte,

dem blinden Haß der von semitischem Blut durchsetzten „gebildeten" Kreisen Paramaribos weichen mußte.*)

Was die Missionsarbeit in den Plantagenbezirken betrifft, so ist schon oben darauf hingewiesen worden, daß durch die Verschiebung der Bevölkerungsverhältnisse manche Posten auf dem Land ihre frühere Bedeutung als kirchliche Mittelpunkte eingebüßt haben. Aus diesem Grunde ist auch die Station Beekhuizen aufgegeben worden und die wenigen dort wohnenden Kirchenglieder sind mit Predigt und Sakrament an eine der Vorstadtkirchen gewiesen. Das gleiche Schicksal drohte dem Missionsplatz Rust en Werk. Der allmählichen Auflösung dieser Gemeinde konnte aber noch rechtzeitig durch das Entgegenkommen des Plantagenbesitzers vorgebeugt werden, indem derselbe die Hand dazu bot, die Ansässigkeit der dortigen Arbeiterbevölkerung zu ermöglichen. Dagegen erstand in Domburg ein neuer Missionsposten mit Kirche und Wohnhaus. Damit ist dem Surinamer Reisedistrikt und seiner weithin zerstreuten Bevölkerung ein fester Mittelpunkt gegeben. In Bezug auf den geistlichen Zustand der Plantagengemeinden kann der Jahresbericht trotz mancher herrschenden Gleichgiltigkeit, Verwilderung und Abfall doch auch von Beispielen erzählen, welche Zeugnis davon ablegen, daß der Herr die Arbeit seiner Knechte segnet und durch seinen Geist und sein Wort in den Herzen der Neger wirkt. „Wohl geht mancher junge Bursche und manches junge Mädchen in der Meinung, nun selbständig geworden zu sein, auf und davon, wohl auch unter im Strudel der Welt und Sünde, und es ist kein Haltens weder von seiten der Eltern, noch von seiten des Missionars. Dennoch aber erfahren auch nicht wenige von ihnen, was der verlorene Sohn im Evangelium erfuhr, und kehren, oft nach langen Irrfahrten, innerlich geweckt und gerufen, voll Reue zurück und beginnen ein anderes Leben."

Auch von der ernstlichen Bekehrung einzelner ostindischer Kuli, die sich bisher so unzugänglich erwiesen, kann neuerdings berichtet werden.

---

*) Nach einer Darstellung des „Daheim" (XXVIII, Nr. 11, S. 176) scheint Holländisch-Guiana nach und nach eine jüdische Kolonie zu werden. Zwar muß der Gouverneur ein Holländer sein, die gesamte Verwaltung aber liegt (nach den Angaben eines Professors Joest) so ausschließlich in jüdischen Händen, daß man wohl von einem kleinen „Reich Juda" sprechen kann. Im Parlament, welches 15 Mitglieder zählt, sitzen 13 Israeliten; sogar die Kolonialtruppe hat vom Fähnrich bis zum Kommandanten nur jüdische Offiziere. Fast alle Plantagen, der ganze Handel liegen in den Händen jüdischer Großkaufleute. Uebrigens stammen die Suriname „beherrschenden" Juden zum größten Teil von ehemaligen portugiesischen Juden ab, welche 1644 aus Brasilien ausgewiesen wurden.

Einen Denktag lieblicher Art durfte die Mission in dem bevölkerten und fruchtbaren Landstrich der Coronie festlich begehen, indem sie am 5. April 1891 das 50jährige Jubiläum der Kirche auf der Station Salem feierte.

Dem eigentlichen Missionsgebiet in Suriname, dem sogenannten Buschlande, wo eine zahlreiche unabhängige Negerbevölkerung sitzt und weiter im Inneren einige scheue Indianerreste in den Bergen und Thälern versteckt leben, hat leider bisher nicht so viel Aufmerksamkeit geschenkt werden können, als man wünschte; denn die feuchte ungesunde Waldregion mit ihren zahllosen Wasserläufen und Stromschnellen stellt als Gebiet des Fiebers dem längeren Aufenthalt europäischer Arbeiter unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Von den Missionsplätzen Koffikamp, Ganfee und Berg en dal ist nur noch der letztere mit einem Geschwisterpaar besetzt. Aber auch hier wird das fernere Verbleiben europäischer Missionsarbeiter mehr und mehr fraglich; denn es war bis jetzt keinem Geschwisterpaar möglich, länger als durchschnittlich ein Jahr auf diesem ungesunden Posten auszuhalten. Dagegen ist im letzten Jahr mit der Anlage einer neuen Station Wanhatti, als der ersten unter den heidnischen Aukanegern an der oberen Cottica, begonnen worden.

Die Zahl der Pflegebefohlenen der Brüdergemeine in Suriname hat während des Jahres 1890 um mehr als 500 Seelen zugenommen, wovon 200 auf die große Stadtgemeine in Paramaribo kommen, sodaß die dortige Brüderkirche eine Gesamtzahl von über 27000 Gliedern zählt.*)

Ueber die Missionsarbeit in Britisch-Guiana, wo sich bei der großen Völkermischung Kolonial- und Heidenmission die Hand reichen, stehen uns nur wenige Angaben zu Gebote. Neuerdings nimmt die zunehmende asiatische Kulibevölkerung, die von Indien und

*) Nach der neuerdings erschienenen interessanten und eingehenden Darstellung der Verhältnisse Surinames, welche der Missionstraktat „Die gute Botschaft" Nr. 3, Ein Besuch in Paramaribo von H. G. Schneider (Verlag von R. Roth in Stuttgart) enthält, stellen sich die Bevölkerungsverhältnisse folgendermaßen: „Dem religiösen Bekenntnis nach giebt es im Lande ungefähr 38—40,000 Protestanten, unter denen (mit Einschluß der getauften Buschneger) etwa 28,000 Mitglieder der Brüderkirche, 6—7000 Reformierte, 3—4000 Lutheraner und gegen 500—1000 Mitglieder der englisch-bischöflichen Kirche und anderer freikirchlicher, englischer Gemeinschaften (meist Eingewanderte der Insel Barbados) sich befinden. Die Katholiken geben ihre Zahl auf 14,000 Mitglieder an, während die amtlichen Angaben der Regierung nur von 9—10,000 wissen wollen. Juden sind gegen 1200 vorhanden, Mohammedaner etwa 800, Anhänger des Brahmanismus etwa 4500, heidnische oder richtiger ungetaufte Neger und Indianer in der „Kolonie" (ohne das Buschland) vielleicht 500."

China in die Kolonie hereinströmt, das Interesse fast mehr in Anspruch, als die Indianerreste des Inlandes. Unter den letzteren arbeitet besonders die englische Ausbreitungsgesellschaft, doch ohne daß dieselbe die Leitung dieser Mission in den Händen hätte. Dieselbe übt vielmehr der rüstige Bischof D. Austin, der trotz seiner 84 Jahre (geb. 7. Nov. 1807) in unermüdlicher Weise noch immer jahraus jahrein die beschwerlichsten Visitationsreisen zu den vom Christentum so mächtig beeinflußten Indianerstämmen in den Urwäldern Guianas bis an die brasilianischen Grenzen hin unternimmt. Derselbe feiert im Laufe dieses Jahres sein 50jähriges Bischofsjubiläum, bei dessen Feier eine große Kathedrale in Demarara, zu der er den Grundstein gelegt hat, als bleibendes Denkmal eingeweiht werden soll. Während dieser langen Reihe von arbeitsreichen Jahren hat der Bischof nach verschiedenen Richtungen hin Hervorragendes gewirkt. So richtete er in der ersten Zeit seines Episkopats seine besondere Aufmerksamkeit auf die kurz zuvor freigewordene Negerbevölkerung, sowie auf die übrigen englisch-redenden Klassen der Kolonie und sorgte für deren regelrechte kirchliche Bedienung. Späterhin bestand seine Hauptaufgabe darin, eine Kette von Missionsplätzen unter den indianischen Ureinwohnern anzulegen, bis dieselbe im Nordwesten der Kolonie, an der Grenze von Venezuela, ihren Abschluß fand. Mit Hilfe tüchtiger Missionsarbeiter wurde diese Mission unter den Rothäuten an nicht weniger als neun Stromläufen ins Werk gesetzt und Tausenden von Indianern ist damit das Evangelium gebracht worden. Ihr hat auch der Bischof bis in sein hohes Alter hinein seine besondere Teilnahme geschenkt. Bereits 82 Jahre alt, unternahm derselbe noch eine 81tägige Reise durch die ungesunden Urwälder Guianas, über die gefahrvollen Stromschnellen und Strudel hinweg bis oberhalb der entfernten Potarofälle.

Seit 1873 hat nun auch der Bischof sein Augenmerk der Kulibevölkerung zugewandt, die zur Zeit den dritten Teil aller Bewohner von Britisch-Guiana ausmacht. Die Verschiedenheit der von den Indiern gesprochenen Sprachen macht aber diese Missionsarbeit zu einer außerordentlich schwierigen. Durch die Errichtung eines Seminars zum Behuf der Gewinnung eingeborener Hilfsarbeiter sucht man dieser Schwierigkeit mit Erfolg zu begegnen. Auch unter den chinesischen Kuli, deren Zahl nicht so bedeutend ist, wird mit großem Segen gearbeitet, und man nimmt an, daß die Zahl der christlichen Chinesen in der Kolonie diejenige der heidnischen weitaus übersteigt. Diese Kulimission der anglikanischen Kirche hatte Anfang 1890 auf 10 Stationen 794 indische und 674 chinesische Christen in Pflege. Letztere legen auch hier wie überall in den Kolonien, wo sie für das

Christentum gewonnen werden, durch ihren ernsten christlichen Charakter und durch die Opferwilligkeit, mit der sie für Missionszwecke und kirchliche Bedürfnisse aufkommen, einen regen Eifer an den Tag.

Während in dem großen Brasilien nach einigen fehlgeschlagenen Versuchen keine evangelische Mission unter den zahlreichen Indianerstämmen besteht, sucht die englische südamerikanische Missionsgesellschaft mit dem Evangelium den Indianern in Paraguay nahe zu kommen. Das Missionsunternehmen im Chakogebiet hatte durch den plötzlichen Tod des Dänen Henrikson einen empfindlichen Stoß erlitten. Mittlerweile hat aber ein englischer Geistlicher und Mitglied des Missionskomitees, Namens Shimield, der Gesellschaft seine Dienste angeboten. Er ist bereits auf jenem entlegenen Missionsposten eingetroffen, will die Mission daselbst neu organisieren und gedenkt im Fall der Zuträglichkeit des Klimas auch für die Zukunft dort zu bleiben und die Leitung des Werkes zu übernehmen. Als Unterstützung dient dem Betrieb dieser Mission eine Dampfschaluppe, die zum Andenken an den verstorbenen Henrikson dessen Namen führt. Etwa 400 Indianer halten sich zu den Missionaren und betrachten dieselben als ihre Freunde, während die Händler auf dem Paraguay nur mit verbissenem Grimm den Einfluß der Mission auf die schutzlosen Eingeborenen beobachten und auf alle Weise die guten Absichten jener in ein falsches Licht zu stellen suchen. Zur größeren Entfaltung des hoffnungsvollen Werkes thun demselben weitere Kräfte not, besonders auch ein Missionar mit einiger medizinischen Kenntnis, und das umsomehr, als die heidnischen Indianer ihre Krankheiten und Todesfälle wie gewöhnlich dem Einfluß von Zauberei zuschreiben.

Auch noch weitere Thüren thun sich da und dort unter den Indianerstämmen auf, und es bedürfte nur der nötigen Mittel und Kräfte, um in die Arbeit unter denselben einzutreten. So würde z. B. ein Missionsposten am Rio Apa einen Mittel- und Ausgangspunkt für die Indianermission abgeben, von wo aus sich selbst der Zugang zu den Stämmen im südlichen Brasilien gewinnen ließe.

Im äußersten Süden des Weltteils, in Feuerland, geht das Werk seinen stillen Gang weiter. Das Leben der Missionare ist in dieser weltvergessenen Einöde und bei den denkbar rauhesten Witterungsverhältnissen reich an allerlei Entbehrungen. Verspätetes Eintreffen des Missionsschiffes „Allen Gardiner", welches die südlichsten Plätze am stürmischen Kap Horn mit den nötigsten Lebensmitteln und Bedürfnissen versorgt, kann die europäischen Missionsarbeiter und ihre Pfleglinge in große Bedrängnis versetzen. Dies geschah z. B. im

November 1890, als das auf den unwirtlichen Wollaston-Inseln stationierte Missionspaar vergeblich nach der Ankunft des Missionsschiffes ausschaute. Etwa 100 Eingeborene waren damit zugleich ohne jegliche Lebensmittel. Fischfang und Jagd war bei dem fürchterlichen Wetter eine Unmöglichkeit oder vergebliche Mühe. Solche, die auf den Erwerb ausgingen, kehrten nimmer heim, weil sie unterwegs dem Hunger und der rauhen Witterung erlagen. Dazu erkrankten viele der Armen. Andere, die sich auf den Fang hinausgewagt hatten, wurden nur durch das Missionsboot dem Hungertode entrissen, indem dasselbe sie von den Inseln am Kap Horn abholte, nachdem sie ihre Böte durch das stürmische Wetter verloren hatten. Als wankende Skelette langten die Unglücklichen auf der Missionsstation an.

Angesichts solcher nur zu häufigen Vorkommnisse ist die Mission bemüht, die von Natur leider allzu sorglosen Eingeborenen zu größerem Fleiß und weiser Oekonomie anzuhalten; aber abgesehen von häufigen Erkrankungen, denen dieselben in diesen Breiten im Zusammenhang mit ihrer Lebensweise unterworfen sind, hält es schwer, die alte Trägheit und Sorglosigkeit dem Völklein abzugewöhnen. Mit großer Geduld sucht die Mission die wenigen Bewohner dieser rauhen Region um sich zu sammeln und sie zum christlichen Glauben und Wandel zu führen. Trotz der Pflege, die ihnen hier die christliche Liebe in leiblicher und geistlicher Hinsicht angedeihen läßt, zieht es doch manchen Feuerländer wieder hinaus auf die stürmischen und gefahrvollen Fahrten zwischen den zerklüfteten und von Stürmen umtosten Inseln der Südspitze, wogegen in den heidnischen Wigwams kalte Lieblosigkeit, Grausamkeit und Roheit herrscht, mit der sich die Eingeborenen selbst innerhalb der eigenen Familie begegnen. Um die dahinsiechenden und sich stetig vermindernden Feuerländer an eine seßhafte Lebensweise zu gewöhnen und um ihnen zugleich die Mittel zum Erwerb an die Hand zu geben, wird immer und immer wieder von seiten der Missionare die Wichtigkeit und Notwendigkeit einer einzuführenden Industrie betont.

Auf der Hauptstation Uschuia haben die letzten Jahre viel Krankheit und Sterben über die Eingeborenen gebracht. Bei solchen Gelegenheiten dürfen die Missionare immer wieder die tröstliche Erfahrung machen, daß sie diesen Armen das Evangelium nicht vergeblich gepredigt haben.

b) Neueſtes und Vermiſchtes.

Nachdem endlich von allen Seiten die Unterdrückung des Sklavenhandels in Afrika als notwendig erkannt und in energiſcher Weiſe ins Werk geſetzt worden iſt, ſcheint derſelbe in einer etwas anderen Art, in der Form einer ſcheinbar rechtlichen Anwerbung von Arbeitern, da und dort an den afrikaniſchen Küſtenſtrichen wieder aufzuleben. So iſt, nach dem Church Miss. Int. (1892, S. 46), die Aufmerkſamkeit der Britiſchen und Auswärtigen Anti-Sklavereigeſellſchaft neuerdings auf die Thatſache hingelenkt worden, daß in Sanſibar eine große Anzahl von Sklaven als Laſtenträger für die Expedition in die Njaſſaländer durch den engliſchen Kommiſſar H. H. Johnſton angeworben worden ſeien. Ebenſo ſoll der im Dienſt der engliſch-belgiſchen Kompagnie ſtehende Kapitän Stairs vorgeſchlagen haben, ſolche Leute für die von ihm geleitete Unternehmung nach Katanga zu engagieren. Mit Recht betrachtet das Komitee die Anwerbung ſolcher Leute als einen Umſtand, der den Sklavenhandel notwendig begünſtigen muß; denn die Handgelder, welche bei dieſem Handel im voraus ausbezahlt werden, fließen natürlich — ob nun die Träger direkt oder indirekt von ihren Meiſtern geſtellt werden — in die Taſchen der letzteren und ſetzen dieſelben inſtand, noch weitere Sklaven auf irgendeinem Wege zu beſchaffen. Auch folgert die Geſellſchaft mit Recht, daß es die großen Sklavenhändler am Njaſſa verblüffen müſſe, wenn ſie die von ihnen früher gelieferte menſchliche Ware nun im langen Karawanenzug von Herrn Johnſton wiedererkennen dürften. Glücklicherweiſe hat bereits die Regierung von Sanſibar dieſem Handel einen Riegel vorgeſchoben und dem Kapitän Stairs die Anwerbung von Sklaven unterſagt; aber es zeigt dieſe Erſcheinung, wie die Ausbeutung von rechtsloſen Afrikanern ſelbſt unter dem Scheine der Ordnung und des Rechtes vor ſich gehen kann. Unter dieſem Geſichtspunkt verurteilt obige Geſellſchaft auch den ſyſtematiſchen Ankauf von Sklavenkindern und Sklavenfrauen, wie ſolcher auf gewiſſen Miſſionsſtationen vorkomme, und wodurch die Sklavenhändler leicht dazu verleitet werden können, letztere als ein günſtiges Abſatzgebiet zu betrachten, wiewohl der Kauf in dieſem Fall nur aus humanen Gründen und zu erzieheriſchen Zwecken vor ſich geht.

In wie grauſiger Weiſe noch immer der Kannibalismus am oberen Kongo herrſcht, davon wiſſen die dort arbeitenden Miſſionare je und je zu erzählen. So berichtet ein engliſcher Baptiſtenmiſſionar, welcher unter dem wilden Stamm der Bangala arbeitet, von einem Treffen, das ſich zwei Dörfer gegenſeitig lieferten und an welchem ſelbſt die Weiber thätigen Anteil nahmen. Nach demſelben führten

die Sieger ihre wilden Tänze auf und ſchleppten die erſchlagenen Feinde herbei, wobei ſich ein Anblick darbot, der den Miſſionaren das Herz tief bewegte und ſie weder eſſen noch ſchlafen ließ. Die entmenſchten Bangala zerſchnitten und kochten die Leichname ihrer erlegten Feinde, um ſie dann zu verzehren. Ein junger Burſche, der zwei Tage ſpäter die Miſſionsſtation betrat, trug auf einem Piſangblatt ein Stück geröſtetes Menſchenfleiſch. — Obſchon die Bangala im ganzen umgängliche Leute ſind, ſo kennt doch ihr Blutdurſt keine Grenzen und es reißt ſie derſelbe bei den geringfügigſten Anläſſen zu Greuelthaten hin, welchen die Miſſionare bis jetzt machtlos gegenüber ſtehen.

Miſſionar Greiner, welcher im Dienſt der in Deutſch-Oſtafrika arbeitenden ev. Miſſionsgeſellſchaft von Berlin III ſteht und während des letzten Sommers in Europa weilte, iſt am 7. Oktober wieder für Oſtafrika verabſchiedet worden. Mit ihm zugleich wurden zwei Diakonen (aus dem Brüderhaus Nazaret bei Bielefeld) für Dar es Salaam abgeordnet. — Die neue Station Hohenfriedeberg, welche die Miſſionare Wohlrab, Johanſſen und Holſt auf einem Hügel bei Mlalo im Bergländchen von Schele (im Gebiet von Uſambara) angelegt haben, iſt nun nahezu vollendet. Am 30. Auguſt konnte die kleine Kapelle eingeweiht werden.

Am 2. Juli ſind die für das Ovamboland beſtimmten rheiniſchen Miſſionare Wulfhorſt und Meiſenholl unter dem Geleit des älteren Miſſionars Bernsmann vom Hererolande aus aufgebrochen und haben am 27. Juli die Stationen der finniſchen Miſſion in Ondonga wohlbehalten erreicht. Die Aufnahme derſelben von ſeiten der Ovambo-Häuptlinge war eine außerordentlich freundliche. Ihre Abſicht aber, ſich unter dem weſtlich von Ondonga wohnenden Ongandjéra-Stamm niederzulaſſen, wurde wegen drohenden Krieges vereitelt. Sie haben nun aber am 3. September unter dem Stamm der Ovakuanjama einen paſſenden Platz, Ondjiva, gefunden, wo ſie ihre Arbeit demnächſt aufnehmen wollen. Die Wohnſitze dieſes Stammes liegen weit nordöſtlich von Ondonga und es haben bereits die Miſſionare Hahn und Brincker auf dieſes Gebiet als ein hoffnungsvolles hingewieſen. Es iſt vielleicht der größte und kräftigſte aller Ovambo-ſtämme, deſſen junger Häuptling dringend um Miſſionare gebeten hat. — Zur Unterſtützung dieſes neuen Unternehmens der rheiniſchen Miſſion unter den Ovambo haben die rheiniſchen Gemeinden in der Kapkolonie angefangen, Sammlungen zu veranſtalten.

Bücheranzeige.

Pfotenhauer. „Die Mission der Jesuiten in Paraguay. Ein Bild aus der römischen Missionsthätigkeit. 2. Teil: Die Reduktionen und das Leben in denselben." Mit Karte. Gütersloh 1891. Verlag von C. Bertelsmann. Mk. 3.60.

Dieser zweite Teil des auf umfassendem Quellenstudium beruhenden Werkes über die jesuitische Paraguaymission ist in seiner Art noch weit interessanter als der erste geschichtliche (vergl. Miss. Mag. 1891, S. 304), insofern der vorliegende den künstlichen und dabei den Ruin in sich tragenden Aufbau des kommunistischen „Gottesstaates" vorführt. Fünf interessante Abschnitte zeichnen bis ins einzelnste: 1) die Anlage der Reduktionen, in welchem sich das schablonenmäßige Leben und Treiben der jesuitischen Pfleglinge unter der Hut und Direktion der Väter bewegte; 2) das Leben der leitenden Väter und den äußeren Lebenszuschnitt der Christen; 3) und 4) das gottesdienstliche und wirtschaftliche Leben der Gemeinde, und 5) die staatliche Ordnung. — Das Bild dieser römischen Missionsthätigkeit, welche die Geschichte längst thatsächlich gerichtet hat, läßt in plastischer Weise die jesuitische Priesterherrschaft und die von ihr geübte Dressur an den ihr unterstellten Indianern erkennen. — Den Zusammenbruch des Jesuitenstaates samt der Kritik über diese Bauarbeit soll später der 3. Teil bringen, dem wir mit Spannung entgegensehen. Die beigefügte Karte erleichtert wesentlich die Orientierung auf dem Schauplatz.

Die gute Botschaft. Missionstraktate der Brüdergemeine. Nr. 3. Ein Besuch in Paramaribo. Von J. G. Schneider, Prediger und Redaktor des M.-Bl. der Brüdergem. 260 S. Stuttgart, Verl. von R. Roth. Mk. 1.

Diese größere interessante Schrift ist ein wertvoller Beitrag zu unserer neueren Missionslitteratur und verdient nicht nur unsere vollste Anerkennung, sondern auch den weitesten Leserkreis. Die Aufgabe, die sich der Verfasser in derselben gestellt hat: „einen größeren Missionsorganismus sowohl nach seiner äußeren Einrichtung als auch nach seinen kirchlichen Ordnungen zu schildern, wie sie in ihren wesentlichen Grundzügen für alle Arbeitsfelder der Brüdermission maßgebend sind", ist ihm trefflich gelungen. Zur Vermeidung einer „toten verblaßten Allgemeinheit wird uns aber ein bestimmtes Arbeitsgebiet unter Berücksichtigung der wesentlichsten örtlichen Eigentümlichkeiten — und zwar die große Stadtgemeine Paramaribo in Suriname, vorgeführt, wo 14,000 Seelen, fast die Hälfte der gesamten Einwohnerschaft, der Brüderkirche angehören. Die anmutige Schilderung der Seereise dahin, von Land und Leuten Surinames, seiner Sprachen und Eigentümlichkeiten, wie sie Stadt und Land darbieten, bilden die Basis, auf der wir nicht nur die durch die früher bestehende Sklaverei geschichtlich gewordenen und dadurch beeinflußten Verhältnisse bis ins Einzelne kennen lernen, sondern auch einen Einblick in das Leben und Wirken der Missionare, sowie in den kirchlichen Stand der Gemeinde mit allen ihren Licht- und Schattenseiten gewinnen. Es geschieht dies aber nicht durch trockene Vorführung von Thatsachen und Verhältnissen, sondern in lebensvollen Einzelbildern, die uns das Erzählte in anschaulicher Weise in den Horizont rücken. Ein schönes Lichtdruckbild der Missionshäuser und der Kirche in Paramaribo, sowie ein orientierender Plan des Missionsplatzes sind eine willkommene Beigabe des außerordentlich billigen Büchleins.

Eine Weihnachtsfeier in Labrador. Die gute Botschaft. Missionstraktate der Brüdergemeinde. Nr. 4. 72 S. Von demselben Verfasser.

In rascher Folge ist dieser Traktat, welcher für den Weihnachtstisch für jung und alt bestimmt ist, dem vorigen gefolgt. Derselbe führt uns in den

eisigen Norden und die winterliche Einöde Labradors, wo die auf dem Fang befindlichen Eskimochristen beim herannahenden Weihnachtsfeste, dem Glanzpunkte ihres kirchlichen und geschäftlichen Lebens, zu der Missionsstation eilen und sich um die traute Stätte ihres geistlichen Heimes scharen. Zwei durch die Unbilden der rauhen Witterung abgeschnittene Partien setzen alles daran, um von Norden und Süden her trotz tobenden Schneesturmes und unsicherer Eisdecken, selbst mit Lebensgefahr, das unferne Hebron zu erreichen, damit sie im Gotteshaus und in der Familie das strahlende und herzerwärmende Weihnachtsfest mit den Brüdern feiern mögen. Es liegt ein eigener Weihnachtsglanz, und mehr als das, auf der Schilderung dieses Stückes Eskimoleben in dem weltvergessenen und eisumgürteten Labrador, von dem sich jeder Leser wohlthuend berührt fühlt.

Grundemann, D. „Vater Christliebs Abendunterhaltungen über die Heidenmission." I. Das Missionswesen in der Heimat. Berlin, Müller 1891.

Der bekannte Missionsschriftsteller läßt in ansprechender Weise einen alten, biedern, mit der Missionssache vertrauten Schulmeister, in volkstümlichem Gesprächston beim abendlichen Zusammensein dem Freundeskreis allerlei Aufschluß über die Mission erteilen, und zwar über: Das Wesen der Mission, die Verpflichtung der Christen zu derselben, die Vorbedingung, die Vorbereitung der Missionare, das Berliner Missionshaus, die Missionsstunde, Missionsblätter, -feste und -gaben.

Nacht und Morgen in fernen Ländern. III. David Arendse. Ein Lebensbild aus Südafrika. Und: **Dornen und Aehren vom Missionsfelde.** X. Bilder aus Sumatra. Von demf. Verfasser. Berlin, Müller 1891.

Ebenfalls zwei anschaulich geschriebene Schriftchen, die in volkstümlichem Tone gehalten, die Mission auch Fernerstehenden näherrücken und lieb zu machen geeignet sind.

Heilmann, Dr. K. Missionskarte der Erde. (In vier Farben; Bildfläche 35 × 73 Cm.) Nebst Begleitwort mit 7 Abbildungen. Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh. Mk. 1.

Die Karte, welche mit großer Genauigkeit und Sauberkeit ausgeführt ist, bildet eine Ergänzung zu D. Warnecks Handbuch: „Die Mission in der Schule." Das Begleitwort enthält außer einer Statistik über die Bevölkerungs- und Missionsverhältnisse einen Rundgang durch die Missionsgebiete, der besonders durch seine Uebersichtlichkeit und die kurzen geographischen, ethnologischen und missionsgeschichtlichen Bemerkungen wertvoll ist.

Billiger und etwas anders angelegt ist die im Verlag der Missionsbuchhandlung zu Basel in 8. Auflage erschienene colorierte

Missions-Weltkarte. 20 Pfg.

Die Beilage: „Ein Ruf an das Christenvolk" (22 Seiten) giebt in Kürze die geschichtlichen Missionsperioden, sowie die Statistik der Religionsverhältnisse an und führt schließlich den Leser auf allen Missionsgebieten der Welt herum, um ihm den neuesten Stand und Erfolg der evang. Mission vor die Augen zu stellen.

Wir möchten beide sich ergänzenden Missionsweltkarten angelegentlichst für Schule und Haus empfehlen.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Dorf in Neu-Guinea.

Die Londoner Mission in Neu-Guinea.

(Fortsetzung)

2. Wie wir uns den Eingeborenen zu nähern suchten.

Die Botschaft vom Kreuz den Kannibalen Neu-Guineas zu bringen und mit denselben in nähere Berührung zu treten, war damals mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft. Zunächst weigerte sich unser Kapitän, sein Schiff näher als bis auf 20 (engl.) Meilen an die Küste heranlaufen zu lassen; denn die letztere war nicht vermessen und das Fahrwasser deshalb höchst unsicher. Verlor er aber das Schiff, so ging er auch der Versicherungssumme verlustig. Die Riffe, Klippen, Sandbänke und Untiefen waren wegen der trüben Strömung im Golf von Papua und besonders im Mündungsgebiet der Flüsse nur schwer oder gar nicht wahrzunehmen. Aus diesem Grund ankerte der Kapitän in der Torresstraße, etwa 20 Meilen vom Festland entfernt, in der Nähe einer kleinen Insel, und wir sahen uns genötigt, die offenen Böte zu besteigen, um in denselben das Festland zu erreichen. Noch steht mir jene erste Fahrt, entlang der niedrigen sumpfigen Küste, an welcher wir unsere erste Missionsstation anlegen wollten, in lebhafter Erinnerung. Dunkle Wolken hingen über dem finstern Lande und die Regenschauer, welche nur mit einzelnen Sonnenblicken abwechselten, sowie die schwüle Temperatur erinnerten uns nur zu sehr an die tödliche Fieberluft, welche auf der großen Insel heimisch ist. Auch waren uns die außerordentlichen Schwierigkeiten und Gefahren, denen wir entgegengingen, nicht ganz unbekannt; aber der Name des Herrn der Heerscharen war unsere Stärke. Wir waren uns bewußt, daß wir vor einer großen Aufgabe standen und daß es galt, die wilden Bewohner des Landes, wie ihre ganze Umgebung umzugestalten. Doch was würde sich alles erst noch begeben, ehe das Licht durch die Finsternis brechen würde? Welche Mühen und Gebete, Thränen und Not, Verfolgung und Blutvergießen, Leiden und Sterben

würde es kosten, ehe die wilden Volksstämme für Christum gewonnen sein würden? Und das alles ist in der Folge bis zu einem erschrecklichen Grad eingetroffen. Am endlichen Erfolg zweifelten wir nicht. Wir waren dessen überzeugt, daß das Christentum schließlich triumphieren würde über den Aberglauben und die Grausamkeit jenes umnachteten Volkes. Aber wie viele und wer von jenen, die sich jetzt im Boot dem heidnischen Lande näherten, würden diese Zeit erleben? Wie mancher — diese schmerzliche Frage drängte sich uns auf — würde vielleicht in kurzem dem Fieber oder den Speeren der Wilden zum Opfer fallen? Und in der That, nicht lange darauf und nicht weit von dem Dorfe, welches wir an jenem Tage besuchten, fielen die ersten Märtyrer der Neu-Guineamission, zwei Lifu-Lehrer mit ihren beiden Frauen, welche von den unwissenden Wilden ermordet wurden, die, wie sie später bekannten, bald merkten, daß sie ihre besten Freunde, in der Meinung, es seien ihre Feinde, niedergemacht hatten. Jene Kannibalen haben seitdem Lehrer aus dem Papua-Seminar aufgenommen, sind Christen geworden und leben nun im Frieden unter sich und mit ihren Nachbarn.

Eine weitere große Schwierigkeit, an die Eingeborenen heranzukommen, bot die Sprache. In den meisten unserer Südsee-Missionen hatten wir es auf jeder Inselgruppe nur mit einer Sprache zu thun, ja man kann sagen, bis auf einige dialektische Unterschiede herrscht ein und dieselbe Sprache in dem ganzen östlichen Polynesien vor, während im westlichen Polynesien die Mundarten sich nicht nur wesentlich von denen des östlichen unterscheiden, sondern auch untereinander abweichen. In Neu-Guinea geht dies aber so weit, daß man durchschnittlich alle 50 Meilen eine verschiedene Mundart antrifft, wodurch die Missionsarbeit bedeutend erschwert wird.

Nicht wenig hinderlich wurde unserem Unternehmen auch der Umstand, daß Neu-Guinea keine einflußreichen mächtigen Häuptlinge besitzt. Auf den Südseeinseln war das anders. Hier fanden wir die despotische Form der Häuptlingsschaft vor. Das Wort eines solchen Häuptlings galt als Gesetz, sodaß, wenn ein Missionar durch Geschenke, Güte und taktvolles Auftreten das Vertrauen und die Freundschaft eines solchen Königs gewonnen hatte, er im ganzen Gebiet desselben vollkommen sicher war und von

den Eingeborenen zuvorkommend behandelt wurde. In Neu-Guinea dagegen giebt es keine eigentlichen Häuptlinge, sondern nur Vornehme, welche die Anführer im Kriege sind, sonst aber in Friedenszeiten wenig Einfluß besitzen, der über die eigene Familie hinausreichte. Man ist somit, wenn man unter diesen Leuten landet, ganz der Willkür, Eifersucht und Habsucht des Einzelnen preisgegeben. Und das ist nicht eben das angenehmste Gefühl, wenn man sich unter einer Bevölkerung von Kannibalen weiß, wo das Leben beständig in Gefahr ist und von der Laune der Einzelnen abhängt.

Dazu kommt, um die Schwierigkeiten einer Mission in Neu-Guinea zu erhöhen, das ungesunde Klima, das sich in der Folgezeit für so manches Glied der Mission daselbst unheilvoll genug erwiesen hat.

In Anbetracht aller mir bekannten und unbekannten, sowie möglichen Schwierigkeiten beschloß ich, die Darnley-Insel*) als unser nächstes Ziel anzulaufen und auf ihr, die mir als der sicherste und centralste Punkt erschien, einen Anfang mit der Mission zu machen. Wir erreichten dieselbe am 1. Juli 1871 und warfen in der Verratsbucht (Treachery Bay) Anker. Der Name besagte genug und eine Einsicht in die Schiffspapiere belehrte uns, daß die Eingeborenen der Darnley-Insel eine wilde und verräterische Bande sei, die vor Jahren die ganze Bemannung eines Bootes niedergemacht habe, wobei allerdings nichts über die Ursache dieser Niedermetzelung bemerkt war. Ohne dieselbe zu kennen, genügte uns schon der Name des Ortes, uns auf alles gefaßt zu machen. Da weder wir noch die Eingeborenen uns durch Worte verständigen konnten, so beschlossen wir, denselben die Thatsache begreiflich zu machen, daß ein Unterschied zwischen uns und denen, die vormals hier gelandet und von ihnen ermordet worden waren, bestünde. Freundliches Auftreten und Beweise der Güte sind eine Sprache, welche jedermann auf der ganzen Welt versteht, und das war auch hier wie allenthalben auf den verschiedenen Missionsplätzen unser Verständigungsmittel, dessen wir uns bei unserer ersten Berührung mit den Kannibalen bedienten. Der erste Eingeborene, bei dem wir diese Sprache anwandten, war der Kriegs-

*) Dieselbe liegt im Golf von Papua, südlich von der Mündung des Fly-Flusses und nordöstlich von der Torresstraße.

hauptmann der Insel.*) Derselbe war auch der erste, der nachdem wir Anker geworfen hatten, seine Erscheinung auf einer Erhöhung des Strandes machte. Wir winkten ihm, sprangen dann in unser Boot und ruderten ans Ufer. Unsere Landung rief, wie wir bald merkten, große Aufregung und Unruhe im nahen Dorf hervor. Wohl wissend, daß wir in unserer Lage nichts besseres thun konnten, als ruhig und unbekümmert zu scheinen, stimmten wir zur großen Freude des umstehenden Volkes miteinander einen Gesang an. Aber wir waren uns kaum dessen bewußt, was wir sangen; denn unsere Gedanken und Augen waren beständig auf das Boot gerichtet, welches infolge der Ebbe hoch oben trocken auf dem morastigen Strande festsaß. Aengstlich beobachteten wir die steigende Flut und unsere Ohren lauschten bang auf die heftigen Worte und den Tumult, der aus dem Dorf zu uns herüberdrang und ohne Zweifel uns galt. Dem war auch so, wie wir später erfuhren. Die aus der Nachbarschaft herbeigeeilten Eingeborenen hatten den Vorschlag gemacht, uns zu ermorden und das Boot samt allem darin Befindlichen an sich zu nehmen, worauf aber die Leute, an deren Strand wir gelandet hatten und die uns als ihre Gäste betrachteten, nicht eingehen wollten. Es gelang ihnen schließlich, jene aus ihrem Dorf hinauszujagen. Und nun male sich der Leser jene Scene aus, wie wir, auf einem Block sitzend, ein Lied anstimmen und singen. Es mag, aus der Entfernung angesehen, recht poetisch erscheinen; aber mir kam damals unsere Lage keineswegs so vor, sondern als eine recht unbehagliche Wirklichkeit.

Alles aber, was wir sonst thaten, als wir den Wilden am Strande trafen, bestand darin, daß wir ihn zu bewegen suchten, in unser Boot hereinzukommen und uns nach unserem Schiff zu begleiten. Obschon augenscheinlich ängstlich, folgte er schließlich unserer Einladung. An Bord desselben gewannen wir bald sein Vertrauen, indem wir ihm etwas Tüchtiges zu essen gaben und ihn beschenkten. Dann ließen wir ihn ans Ufer zurückkehren, indem wir ihm noch zu verstehen gaben, daß er mit Sonnenaufgang wiederkommen und seine Freunde mitbringen dürfe. Es wäre interessant gewesen, mit anzuhören, welche Betrachtungen die Ein-

*) Er ist heute der älteste Diakon der dortigen Gemeinde.

geborenen, in ihren Palmenhainen und um ihre Lagerfeuer geschart, in jener Nacht angestellt haben mögen. Gewiß gingen unsere Geschenke von Hand zu Hand und wurden mit verlangenden Augen betrachtet. Es mochte ihnen auch zum Bewußtsein kommen, daß es solcher Artikel dort, von wo sie hergekommen waren, noch weit mehr gebe, und es mag sich gewiß die Frage erhoben haben, wie man derselben habhaft werden könne, ob durch Diebstahl oder durch Mord und Plünderung. Diese mögen jenes, andere das letztere vorgeschlagen haben. Wieder andere — und gewiß die weisesten unter ihnen — mögen, gewitzigt durch die üblen Folgen solcher Vergewaltigung, dazu geraten haben, lieber den Weg des Tauschhandels und Bettels einzuschlagen.

Am nächsten Morgen, einem Sonntag, hörten wir schon vor Sonnenaufgang lautes Stimmengewirr und sahen eine Menge Volks am Strande versammelt, das wie Kakadus durcheinander schrie. Sogleich schickten wir unsere Böte hinüber, um die Leute herüberzuholen. Dazu bedurfte es einiger Zeit, denn es waren zu viele, die alle an Bord wollten, um, wie ihr Freund am vorigen Abend, beschenkt zu werden. Bei dieser Gelegenheit beobachteten wir die Vorsicht, ein Tau quer über das Hinterteil des Schiffes zu spannen, über das hinaus die Eingeborenen nicht kommen durften. Zugleich wurden zwei oder drei Matrosen am Bug des Schiffes und zwei weitere hinter dem Tau postiert, von wo aus sie ein wachsames Auge auf die Eingeborenen haben sollten. Alle beweglichen Dinge, welche die Habgier derselben reizen konnten, wurden nach unten geschafft und die Luken geschlossen. Auch wurde der Gang zur Kabine im hintersten Teile des Fahrzeuges abgesperrt. Denn ein Außerachtlassen dieser Vorsichtsmaßregeln hat schon oft die traurigsten Folgen nach sich gezogen. Für gewöhnlich darf man Eingeborene, wenn es Barbaren und Kannibalen sind, nicht im Rücken haben; denn die Versuchung für einen Wilden, der hinter einem mit einer Keule oder Streitaxt auf der Schulter einhergeht, ist oft zu groß; er kennt kein Tribunal über sich weder im Himmel, noch hier auf Erden, das ihn dafür belangen würde, und er fühlt sich nur zu oft dazu verleitet, jene Mordwaffen zu gebrauchen, nicht aus Mordlust, sondern bloß um durch diese Mannesthat ein gewisses Ansehen unter seinen Volksgenossen zu erlangen.

Das Deck unseres Schiffes bot bald ein eigenartiges Bild dar. Es wimmelte von nackten und bemalten Wilden, die mit Vogelfedern und Muscheln phantastisch geschmückt waren. Alles sprach und schrie durcheinander, jeder Gegenstand wurde neugierig betastet und untersucht, jeder Winkel wurde besehen und alles drängte gegen das Seil, um dasselbe zu beseitigen oder zu übersteigen; andere kletterten in das Takelwerk, um einen besseren Ueberblick zu gewinnen. Manche von ihnen wurden über Bord gedrängt und fielen unter dem Jubel ihrer Genossen ins Wasser. Was sollten wir mit einer solchen Versammlung an jenem denkwürdigen Sonntagmorgen anfangen? Wie gern hätte ich in ihrer Sprache zu ihnen gesprochen! Alles was wir unter diesen Umständen erhoffen durften, war, ihnen einen günstigen Eindruck von uns beizubringen. Zu dem Ende veranstaltete ich unseren Morgengottesdienst in der Lifusprache. Wir versammelten uns im Sonntagsstaat mit den acht Lifufamilien und der Mannschaft auf dem Hinterdeck. Sieben Nationalitäten waren vertreten, vom gebildeten Europäer bis zum verkommenen Wilden herab. Jede Farbenschattierung in Haut und Kleidung war hier zu sehen. Nie zuvor hatte ich vor einem solchen Auditorium gepredigt. Wir sangen zur Verwunderung und Freude der Wilden das Lied: „Jesus soll herrschen!“ u. s. w. und von den nahen Hügeln tönte das hehre Echo zurück: Jesus soll herrschen! Dann beteten wir zusammen und riefen Gott an, seiner Knechte Beistand und Schutz zu sein in dem Werk, das vor uns lag. Schließlich predigte ich in der Lifusprache. Schweigend und staunend sahen und hörten die Wilden alle dem zu. Nach dem Gottesdienst bewegten wir uns ohne Scheu unter denselben und nahmen einige der Vornehmeren mit in unsere Kabine. Dann beschenkten wir sie und ließen sie gehen, wobei wir den Eindruck hatten, daß wir, wer wir auch sein mochten, doch für andere Leute von ihnen gehalten wurden als die, welche sonst an ihre Küste zu kommen pflegten.

Am Nachmittag besuchten wir ihr Dorf, wo wir freundlich aufgenommen und mit Gegengeschenken empfangen wurden. So wurden drei oder vier Tage lang die gegenseitigen Besuche von hüben und drüben fortgesetzt, bis das Vertrauen gefestigt war. Bei diesen Gelegenheiten benahmen wir uns höchst vorsichtig, um in keiner Weise Anstoß zu geben. Nirgends betraten wir gegen

ihren Wunsch die heiligen Plätze, noch lachten wir über ihre abergläubischen Ceremonien und bezahlten jede Kokosnuß und Banane. Ferner bewiesen wir ihren Kranken alle Aufmerksamkeit und beschenkten die Kinder mit Korallen. Besonders vorsichtig aber verhielten wir uns im Auftreten gegenüber den Frauen und Mädchen, damit unsere Landung nicht mißdeutet werden könnte.

Auf diese Weise war in wenigen Tagen das gegenseitige Vertrauen gewonnen und die Eingeborenen bereit, Lehrer bei sich aufzunehmen. Durch Tauschwaren erhielten wir eine Grashütte für dieselben, bis sie sich ein eigenes Haus erbaut hätten. Die zwei Nationalgehilfen, welche ich für diesen ersten Missionsposten erwählte, waren beide von Lifu. Nie werde ich jenen Morgen des fünften Tages vergessen, als die Kisten und Bündel der Lehrer gelandet und in ihrer Hütte aufgestapelt lagen. Alles war zur Abreise fertig, um nach einem anderen Punkte der Küste von Neu-Guinea zu segeln und dort wenn möglich unsere nächste Station anzulegen. Ich stand in der Nähe der Thür, ohne daß die Lehrer meine Anwesenheit ahnten. Diese saßen auf ihren, in einer Ecke der Hütte aufgeschichteten Habseligkeiten wie Auswanderer auf der Schiffsländе im fremden Lande. Als ich mich näherte, hörte ich eine der Frauen bitterlich weinen. Ich blieb einige Minuten außen stehen, ohne daß ich mich entschließen konnte, einzutreten; denn solcher Schmerz schien mir den Ort zu weihen. „Ach, mein Vaterland! Warum haben wir auch unser glückliches Heim verlassen? Wäre ich doch wieder daheim in Lifu! Ich sagte es dir ja, daß ich nicht nach Neu-Guinea wollte! Die Leute hier werden uns töten, sobald das Missionsschiff von dannen fährt, oder all unser Besitztum stehlen.“ Dann hörte ich ihren Mann mit bewegter Stimme sagen: „Wir dürfen nicht vergessen, um wessenwillen wir hiehergekommen sind; nicht um Perlmuscheln oder irgendwelche irdische Schätze zu sammeln, sondern um diesen Leuten den wahren Gott und unseren Heiland Jesum Christum zu verkündigen. Wir müssen dran denken, was er für uns gelitten hat. Mögen sie uns auch töten oder unser Eigentum stehlen; was wir auch zu leiden haben, so ist das alles doch nur ein Geringes gegen das, was er für uns ausgestanden hat.“ Weiter konnte ich nicht zuhören, sondern begab mich hinweg, bis ich mich gefaßt hatte. Dann trat ich in die Hütte ein und tröstete, betete und weinte

mit ihnen. Bald gesellten sich auch die übrigen zu uns, und als wir miteinander an den Strand gingen, um das Boot zu besteigen, waren wir alle traurig und mit Sorge erfüllt; als wir aber vollends vom Lande stießen und dem Schiff zusteuerten und die kleine Gruppe vom Strande aus uns weinend nachblicken sahen, umgeben von nackten und lärmenden Wilden — da konnte ich nicht anders als denken, wie wenig doch die Welt von ihren wahren Helden wisse.

Nachdem wir so unsere erste Station auf einem Eiland angelegt hatten, von der wir hofften, daß es sich zu einer Gesundheitsstation, einem Zufluchtsort und Mittelpunkt unseres künftigen Erziehungswesens eignen würde, galt es nun, an die Küste des Festlandes hinüberzufahren, um auch dort das Werk zu beginnen. Wie schon gesagt, war der Kapitän wegen der Untiefen und Sandbänke nicht dazu zu bewegen, sich der Küste allzusehr zu nähern, und so hatten wir die nicht sehr angenehme Aussicht, zwei bis drei Tage und Nächte im offenen Boot zuzubringen. Unser Schiff ging deshalb an der Warriorinsel (Kriegerinsel) vor Anker, wo die Perlmutterfischer der Torresstraße eine Niederlassung angelegt hatten; dort verließen wir dasselbe und ich schiffte mich mit Murray, den Lehrersfamilien und einigen eingeborenen Ruderern im Boot ein, um nach der kleinen Insel Tauan zu segeln, welche sich unweit der Küste erhebt und eine Erhebung von ungefähr 1500 Fuß hat.

Nachdem wir die erste Nacht im offenen Boot zugebracht hatten, erreichten wir am Nachmittag des zweiten Tages die Insel Tauan und verankerten das Boot in einiger Entfernung vom Ufer. Dann wateten einige von uns hinüber, wo die Eingeborenen uns neugierig erwarteten. Ihre Weiber und Kinder hatten sich bei der Ankunft des Bootes alle in die Waldung zurückgezogen, während uns die Männer mit Speer und Bogen bewaffnet empfingen. Die Art und Weise, wie wir hier auftraten und uns den Wilden zu nähern suchten, war dieselbe wie auf der Darnley-Insel, und auch hier gelang es uns, das Vertrauen derselben zu gewinnen.

Die erste Nacht, die wir hier zubrachten, wird uns unvergeßlich bleiben. Nachdem alles gelandet war und während unsere Lehrer die Abendmahlzeit bereiteten, spazierte ich mit Murray am Ufer entlang. Hier saßen wir an einem Flußlauf nieder, den Blick auf das große unbekannte Land gerichtet. Die Sonne war bereits untergegangen und die dunklen Abrisse der Küstenlinie

tauchten auf beiden Seiten auf. Wir waren ganz allein, da die Eingeborenen mit ihrer Abendmahlzeit beschäftigt waren. So sangen wir miteinander einige bekannte Missionslieder, beteten und sprachen von dem, was unsere Herzen erfüllte, nämlich von dem soeben begonnenen Werk, wobei wir sowohl Entmutigendes wie Ermutigendes in Betracht zogen; aber wir ahnten damals nicht, welche Opfer Neu-Guinea kosten würde, sei es infolge des tödlichen Klimafiebers, sei es durch die Keulen, Speere und das Gift der Eingeborenen.

Während des Abendsegens lauschten die Wilden in schweigendem Staunen und waren sichtlich erfreut, als wir einen Gesang anstimmten. Auch hier gelang es uns, ein Haus, das wie alle Hütten wegen der Moskitos auf Pfählen stand, für die zurückbleibenden Lehrer zu erhalten.

Von Tauan segelten wir weiter nach dem Katausluß, um an dessen Mündung unsere dritte Station anzulegen. Wir fanden hier bei unserer Ankunft die Eingeborenen in großer Aufregung. Ihre Weiber und Kinder hatten sie weggeschickt und hinter einem ihrer größten Häuser hatten sie ihre Bogen und ganze Bündel von Pfeilen zusammengetragen, um dieselben zur Hand zu haben. Dies war aber eine ganz natürliche Vorsicht, die wir wohl verstehen konnten; denn wir waren ja Fremde und als solche mußte man uns für Feinde ansehen; die Art und Weise aber, wie Kannibalen mit Feinden zu verfahren pflegen, besteht darin, daß man dieselben kocht und verspeist. Es bedarf deshalb einer längeren Zeit, bis die Wilden erkennen, daß der Missionar sich rein nur um ihrer eigenen Wohlfahrt willen unter ihnen niederläßt. Derlei uneigennützige Beweggründe können sie nicht verstehen und es kann vorkommen, daß sie jahrelang darauf lauern, irgend einen selbstischen Zweck seines Daseins herauszufinden. So konnte es vorkommen, daß Eingeborene von Lifu, nachdem ich bereits drei Jahre unter ihnen gelebt hatte, einen Kapitän heimlich fragten, was die Missionare eigentlich für Leute seien. Wir können wohl verstehen, sagten sie, daß Schiffskapitäne unsere Inseln aufsuchen, mit uns Handel treiben und mit den Gütern wieder in ihre Heimat zurückkehren; aber wer sind diese Missionare? Haben sie vielleicht etwas in ihrer Heimat verbrochen, daß sie nicht dahin zurückzukehren wagen?

Ein anderes heiteres Vorkommnis, welches mir einmal an

der Küste von Neu-Guinea begegnete, hatte gleichfalls seinen Grund in dem Mißtrauen der Eingeborenen gegen uns. Bei einem Besuch der südöstlichen Halbinsel, wo die Eingeborenen keine Menschenfresser sind, aber in beständiger Furcht vor solchen leben, war das Deck unseres Schiffes mit einer Menge von Wilden besetzt. Wie gewöhnlich gafften sie neugierig in jeden Winkel und ließen nichts ununtersucht. Einige derselben gerieten schließlich auch an ein offenes Faß mit Pökelfleisch, in welchem sich nur noch wenige Stücke befanden. Neugierig umstanden sie dasselbe und schienen sich über den Inhalt des Fasses zu unterhalten. Nach und nach hatten sich nahezu alle Wilden um dasselbe geschart und schienen sich über die Sache klar geworden zu sein; denn plötzlich gabs ein allgemeines Getrampel. Mit einem Satz sprangen die Eingeborenen über Bord und suchten das Weite. Wir versuchten alles, um sie zum Bleiben zu überreden, aber um so ängstlicher suchten sie zu entkommen. Auf unser Befragen erfuhren wir denn endlich, daß die Stücke Salzfleisch sie erschreckt und den Aufbruch hervorgerufen hätten. Die Entdeckung desselben ließ sie glauben, wir seien Menschenfresser, und da sie das Faß nahezu geleert sahen, waren sie der Meinung, wir würden dasselbe nun wieder mit Menschenfleisch auffüllen. Daher der Schrecken und die Eile, mit der sie das Schiff verließen.

Doch zurück nach Katau. Dieses war ein großes Dorf am Fluß gleichen Namens und der erste Punkt, den wir auf dem Festland besetzen wollten. Es gelang mit Hilfe der üblichen Geschenke, das Vertrauen der Leute zu gewinnen und zugleich die Erlaubnis vom Ortshäuptling zu erhalten, daß zwei Lehrer mit ihren Frauen sich unter seinem Schutz bei ihnen niederlassen durften. Indessen hielten wir es doch für geraten, daß die Lehrer vorderhand sich eine Zeitlang auf der Insel Tauan in Gemeinschaft mit den beiden dort stationierten aufhalten sollten, um mit den Eingeborenen und deren Sprache bekannt zu werden. Sie kehrten also vorerst mit uns nach Tauan zurück. Hier versahen wir die vier Nationalhelfer mit dem Nötigsten und ließen ihnen auch ein Boot zurück, damit sie die Dörfer besuchen und im Fall der Gefahr entfliehen konnten. Nachdem wir sie in gemeinsamem Gebet dem Schutze Gottes anbefohlen hatten, kehrten wir zu unserem Schiff an der Warrior-Insel zurück.

Wir hatten nun sechs Lehrer an drei verschiedenen Punkten stationiert und es blieben uns somit noch zwei weitere für denselben Zweck übrig. Ein unglücklicher Zwischenfall aber verhinderte uns an der Besetzung eines vierten Platzes, den wir an der Mündung des Fly-Flusses in Aussicht genommen hatten. Als wir nämlich auf dem Wege dahin waren, begegnete uns ein Boot, das von den auf Tauan zurückgelassenen Lehrern abgeschickt worden war und uns einen Brief überbrachte, worin wir benachrichtigt wurden, daß Unruhen auf der Insel ausgebrochen seien, infolge deren zwei der Lehrer mit ihren Frauen sich im Boot geflüchtet hätten; die beiden anderen Lehrersfamilien aber seien sehr wahrscheinlich ermordet.

Das waren betrübende und höchst niederschlagende Nachrichten. Wir ankerten des Abends in der Nähe eines kleinen und unbewohnten Eilandes, über dem die dunklen Nachtschatten ringsum lagerten. Auch unser Gemüt war bedrückt in jener Nacht, als wir miteinander auf dem Deck saßen und die Sachlage überdachten. Das Säuseln des Windes im Takelwerk, wie wenn er die Saiten einer Aeolsharfe berührte, hatte noch nie so wehklagend erklungen, und die sich kräuselnden Wellen, welche gegen die Schiffswände klatschten, das jeweilige Brechen der Wogen am Bug und deren eintöniges Daherrollen in der Stille der Nacht stimmte uns überaus traurig und verlassen. Als sich alle zurückgezogen hatten und ich allein an Deck auf- und niederschritt und zugleich die nun beginnenden Nöten der Neu-Guineamission im Gemüt bewegte, traten die beiden Lehrer, welche bis jetzt noch nicht ihre Bestimmung erhalten hatten, zu mir heran und sagten: „Wir möchten gern ein Wort mit Ihnen reden." „Nun, was ist es?" antwortete ich. „Wir wissen," fuhren sie fort, „daß es Ihnen sehr schwer ums Herz ist wegen der heute erhaltenen traurigen Nachrichten. Wir haben die Sache miteinander besprochen und darüber gebetet und möchten Ihnen nun unsere Gedanken mitteilen. Finden wir bei unserer Rückkehr nach Tauan, daß die Eingeborenen die beiden Lehrer ermordet haben, so möchten wir gern an deren Stelle treten; sind sie aber noch am Leben, so bitten wir, den Posten der beiden entflohenen Lehrer einnehmen zu dürfen." Das war ein edles und heroisches Anerbieten, das mich innerlich wieder aufrichtete.

Wir kehrten nun wieder zur Warrior-Insel zurück, verließen

hier das Schiff und begaben uns in einem Boot nach Tauan. Mit schwerem Herzen näherten wir uns demselben. Aber zu unserer großen Erleichterung erfuhren wir bald, daß die Lehrer nicht ermordet worden seien. Als wir vom Boot ans Ufer wateten, begrüßte uns hier einer derselben. Die Ursache der ausgebrochenen Unruhen, infolge deren das Leben unserer Lehrer in höchster Gefahr stand, war durch das brutale Auftreten eines Händlers hervorgerufen worden. Zwei Tage, nachdem wir Tauan verlassen hatten, hatte nämlich ein Handelsfahrzeug die Insel angelaufen. Der Kapitän sandte zwei Böte mit bewaffneten Südseeinsulanern, die das Schiffsvolk bildeten, ans Ufer und ließ die Pflanzungen der Eingeborenen plündern, während einige der Mannschaft mit geladenen Flinten Wache standen. Mit gefüllten Böten kehrten sie an ihr Schiff zurück, ohne die Eingeborenen für den mit Gewalt an sich genommenen Proviant zu entschädigen. Natürlich waren dieselben aufs höchste erbittert, wagten es aber nicht, die Bewaffneten anzugreifen. Ihre Rachsucht richtete sich nun aber gegen die Lehrer, welche erst seit zwei Tagen bei ihnen niedergelassen, jenem plündernden Schiffsvolk in ihrem Aeußeren vielfach ähnelten und deshalb zu ihnen gehörig betrachtet wurden.

Die Eingeborenen versammelten sich nun unter einem großen Baum unmittelbar vor der Hütte der Lehrer und begannen den Kriegstanz. Um aber ihre Mordlust an denselben auszuführen, bedurfte es der Einwilligung des alten Häuptlings, dessen Schutz wir die Lehrer übergeben hatten. Dieser aber verweigerte dieselbe. Während der ganzen Nacht drangen die erbitterten Wilden in denselben, nachzugeben. Doch der alte Krieger ließ seinen Kopf hängen und schwieg. Die Sonne war inzwischen untergegangen und wieder am Firmament emporgestiegen und noch tanzte die wilde Rotte, mit Federn geschmückt, bemalt und mit Muscheln behängt, in ihrem phantastischen Aufputz um das Lagerfeuer herum. Welch eine lange und angstvolle Nacht mochte dies für die Lehrer und ihre Frauen sein, die keinen Augenblick wußten, wann die Niedermetzelung stattfinden würde! Abwechselnd begaben sie sich zu zwei ins obere Stockwerk und flehten zu ihrem Gott, der sie allein aus den Händen ihrer blutdürstigen Feinde erretten konnte, während die zwei anderen bei den Frauen verblieben, um dieselben zu trösten und aufzurichten.

Endlich brach der Morgen nach dieser schrecklichen Nacht an. Die Sonne zerstreute die dunkeln Wolken und lüftete den Schleier, welcher des Nachts über dem sumpfigen Gestade von Neu-Guinea zu hängen pflegt. Aber die Wilden machten keine Miene, auseinanderzugehen und zu ihren Heimstätten zurückzukehren. Das Lagerfeuer glomm weiter, der Lärm und die Aufregung dauerten fort. Unter diesen Umständen darf es einen nicht Wunder nehmen, daß zwei der Lehrer den Vorschlag machten, auf dem Boot zu entfliehen. Sie merkten, daß die Eingeborenen dem Häuptling keine Ruhe lassen und schließlich mit oder ohne seine Einwilligung ihren Plan der Ermordung ausführen würden. Die beiden andern Lehrer erklärten indessen samt ihren Frauen, auf dem Posten verbleiben zu wollen. „Die Missionare," sagten sie, „haben uns hieher gestellt, um die Sprache der Leute zu erlernen und dieselben zu lehren, und so bleiben wir auch hier, bis sie uns selbst wieder abholen. Leben wir, so leben wir; sterben wir, so sterben wir; wir stehen in Gottes Hand!" Aber da es doch ratsam schien, uns ihre Lage wissen zu lassen, so bestiegen die zwei ersteren samt ihren Frauen das Boot, setzten Segel auf und verließen den Platz. Damit war aber auch für die beiden Zurückbleibenden der letzte Weg zur Rettung abgeschnitten. Ob nun die Wilden den Mut derer, die auf der Stätte der Gefahr verblieben und in ihr Schicksal ergeben waren, bewunderten oder aber die möglichen Folgen fürchteten, läßt sich nicht sagen. Thatsache war, daß sie nun von ihrem Vorhaben abstanden. Die Versammlung wurde aufgelöst und der alte Häuptling brachte den geängsteten Lehrern ein Geschenk an Nahrungsmitteln.

Unser Eintreffen hatte den besten Erfolg. Die Lehrer gewannen neuen Mut und die wilden Eingeborenen ersahen aus unserer Dazwischenkunft, daß man sich der zurückgelassenen Lehrer fürsorglich annehme. Wir hatten das Boot wieder mit zurückgebracht, aber nicht die beiden auf demselben entflohenen Lehrer, die wir auf dem Schiff belassen hatten. An ihre Stelle traten die beiden, welche sich freiwillig für den Posten angeboten hatten. Dagegen entschlossen wir uns, jene auf der Warriorinsel zu stationieren, um dem gewissenlosen Treiben der Perlfischer in der Torresstraße einen Damm entgegenzusetzen.

Nachdem wir diese Missionsstationen angelegt hatten, segelten

wir hinüber nach dem Kap York (Nordspitze von Australien) und besuchten von da aus noch einmal die Insel Darnley, wo wir unsere ersten Lehrer stationiert hatten. Hier fanden wir alles in Ordnung. Zwischen den Eingeborenen und den Lehrern herrschte das beste Einvernehmen. Jene waren den letzteren sogar behilflich gewesen, eine kleine Hütte aus Gras und Blättern aufzurichten und hatten damit dem Wunsch thatsächlich Ausdruck gegeben, daß dieselben bei ihnen verbleiben möchten. Wir blieben den Sonntag über da und feierten miteinander einen recht erhebenden Gottesdienst im Schatten eines Palmenhaines.

Von der Insel Darnley segelten wir quer über den Golf von Papua hinüber nach der südöstlichen Halbinsel von Neu-Guinea, um die dortigen Bewohner und Verhältnisse zu erkunden. Wir fanden die Eingeborenen anfangs sehr scheu und erst nach und nach waren sie dazu zu bewegen, an unser Schiff heranzukommen und dessen Deck zu betreten. Sie waren ihrer Hautfarbe nach viel heller als die Bewohner des Papuagolfs und ihre Sprache hatte einige Aehnlichkeit mit derjenigen der östlichen Polynesier. Wir hatten demnach allen Grund, anzunehmen, daß die ganze südöstliche Halbinsel von Stämmen der malayischen Polynesier bewohnt sei, und wir beschlossen daher, unserer Missionsgesellschaft den Vorschlag zu machen, einige Missionare von Ost-Polynesien samt mehreren Lehrern aus jenem Missionsgebiet für die Mission auf der südöstlichen Halbinsel von Neu-Guinea zu bestimmen, während unsere west-polynesischen Lehrer, mit denen wir bereits unter den dunkleren Stämmen des Papuagolfs die Arbeit begonnen hatten, die letztere fortführen sollten. Dies war um so leichter ausführbar, als die Londoner Missionsgesellschaft in der Lage war, Missionare und eingeborene Evangelisten von Ost- und Westpolynesien für die neue Mission in Guinea zu verwenden. In diesem Fall konnten die christlichen Eingeborenen der Loyaltyinseln für die dunklere Rasse, die tahitischen, sowie die der Hervey- und der Samoainseln für die helleren Stämme der Halbinsel eintreten. Auf diese Weise konnte die polynesische Mission zu einer Missionskirche für Neu-Guinea werden.

Unsere Rückreise nach Lifu war eine sehr langwierige und beschwerliche. Widrige Winde und Gegenströmungen hielten uns so lange auf, daß man in Lifu bereits zu fürchten anfing, es sei

uns ein Unglück zugestoßen, zumal man die Gefahren der damaligen Schifffahrt und den wilden Charakter der Eingeborenen von Neu-Guinea nur zu gut kannte. Groß war deshalb die Freude und zugleich unser Dank, als wir nach fünfmonatlicher Abwesenheit wieder bei den Unsrigen eintrafen.

Inzwischen hatten wir unseren Bericht über die Expedition an die Missionsgesellschaft eingesandt, und in ihrer Antwort darauf erhielt ich zugleich die Anweisung, in die Arbeit auf Neu-Guinea einzutreten. Dies sollte aber erst geschehen, nachdem ich zuvor England besucht hätte, wo ich seit 13 Jahren nicht mehr gewesen war und wohin ich mich eben begeben wollte, um das Neue Testament und die Psalmen in der Lifusprache durch den Druck zu führen. Um aber mit den Leitern der Missionsgesellschaft zu Hause mit der nötigen Sachkenntnis über den Betrieb der Neu-Guineamission sprechen zu können, hielt ich es für besser, vorerst noch einmal nach Neu-Guinea zu segeln und mein künftiges Arbeitsfeld näher kennen zu lernen. Ich mietete zu dem Zweck das Fahrzeug John Knox und fand nach genauer Kenntnisnahme der Verhältnisse, daß es nicht damit gethan sei, einfach Lehrer an den verschiedensten Punkten Neu-Guineas zu stationieren und sie von Polynesien aus nur gelegentlich zu besuchen. Es stellte sich vielmehr als Notwendigkeit heraus, Missionare an Ort und Stelle selbst zu haben und diese instand zu setzen, die Lehrer häufiger zu besuchen, um sie anzuleiten, zu schützen und wenn nötig zu entfernen. Demzufolge erhielt Missionar Murray die Weisung, nach Neu-Guinea überzusiedeln und während meiner Abwesenheit in England die junge Mission zu leiten. Zugleich sollte er mit einigen Lehrern der östlichen Südseeinseln die Mission unter den hellfarbigen Stämmen auf der südöstlichen Halbinsel an der Redscarbucht beginnen. Einige weitere Lehrer von Lifu und Maré sollten die Mission am Papuagolf verstärken. Erstere lieferte unsere Mission auf den Herveyinseln und es wurden dieselben von dem dortigen Missionar Wyatt Gill, der sich auf der Heimreise nach England befand, begleitet.

In der Folge wurde denn auch in der Redscarbucht eine Station angelegt, welche das Centrum unserer Neu-Guineamission bilden sollte. Doch der Platz erwies sich als so ungesund, daß die überlebenden Lehrer im folgenden Jahr nach Port Moresby,

welches kurz zuvor von Kapitän Moresby entdeckt worden war, versetzt wurden. Murray und Gill landeten auch einige Lehrer auf der Bampton-Insel im Mündungsgebiet des Flyflusses, die wir schon auf der ersten Reise ins Auge gefaßt hatten. Diese Lehrer waren die ersten, welche in unserer Neu-Guineamission den Märtyrertod starben. In ihrem Eifer waren sie so unvorsichtig, sich in die abergläubischen Gebräuche der Heiden zu mischen, welches zur Folge hatte, daß dieselben sie mit einer Keule erschlugen, während sie ihr Haupt zum Abendgebet beugten. Ihre Frauen wurden zwar verschont, kamen aber beide auch bald darauf um. Die Heiden gerieten nämlich über ihren Besitz in Streit und darüber wurde die eine von dem Krieger, welcher sich dieselbe zum Weibe angeeignet hatte, erschlagen; die andere wurde von einem Krokodil erfaßt und getötet, als sie durch ein Gewässer watete, um nach einem Boot oder Schiff auszuschauen, auf welchem sie entrinnen wollte.

Missionar Murray ließ sich, begleitet von seiner Frau, in Somerset, am Kap York, der nördlichsten Spitze Australiens, nieder und leitete von hier aus die Mission auf dem gegenüberliegenden Neu-Guinea. Die Gefahren und Strapazen der häufigen Bootfahrten, das ungesunde Klima, Krankheit und Todesfälle unter den Lehrern — alles das war keine geringe Aufgabe für einen Mann seines Alters und doch auch ein schöner Abschluß seiner langen und verdienstvollen Missionslaufbahn.

(Fortsetzung folgt.)

Benares, die heilige Stätte des Hinduismus.*)

Die sogenannten indischen Nordwestprovinzen, welche die große Ebene des Ganges und der Dschamna umfassen, sind wie kein anderer Teil des Landes mit einer Reihe großer und geschichtlich berühmter Städte besetzt, welche mit der gesamten religiösen und sozialen Vergangenheit Indiens aufs engste verknüpft

*) Mit Benützung des Miss. Intelligencer, Jan 1892, und Burkhardts Kleiner Miss. Bibl. von D. Grundemann.

sind. Da sind die Städte Delhi, Lakhnau, Kanhpur und Allahabad, von denen jede in ihrer Art ein Bruchstück indischer Spezialgeschichte ist und eine Phase indischer Vergangenheit widerspiegelt. Während Lakhnau und Kanhpur besonders an die Greuel des Militäraufstandes erinnern, ist Delhi, das jetzt zu der Pandschab-Provinz gehört, als ehemaliger Mittelpunkt der mongolischen Herrschaft der Großmogule, mit seinen großartigen Bauwerken und Trümmern von Palästen, Pagoden und Moscheen, verfallenen Grabmälern und verwilderten Gärten ein beredter Zeuge jener vergangenen Tage, der zugleich auf den Kampf des Christentums mit dem Mohammedanismus in Indien hinweist.*) Aus diesem Grunde spiegelt auch Delhi nicht wie andere indische Stätten den Glanz des alten Hinduismus wieder. Das ist vielmehr der Fall mit der Stadt Benares, das noch heute in allen seinen Teilen am ausgesprochensten das Wesen und Werden der Hindureligion erkennen läßt. Ueberhaupt repräsentiert kein Ort mehr als Benares den Schauplatz der frühesten Kulturperiode der Arier. Sie bildet auch noch heute das Ziel der Sehnsucht für alle, die in den Anschauungen des Brahmanismus leben, und gilt durch ganz Indien hin als die heilige Stätte des Hinduismus.

Schon aus weiter Ferne erblickt man ihre hochragenden Kuppeln und Minarets, ein Zeichen, wie auch der Islam an diesem heiligen Hinduorte seinen Einfluß entfaltet hat. Obschon ihre größte Glanzperiode hinter ihr liegt, so nimmt sie doch noch in unseren Tagen den ersten Platz unter den Städten der Nordwestprovinzen ein und hat für Handel, Gewerbe und Verkehr eine außerordentlich günstige Lage. Man erreicht dieselbe leicht zu Wasser und zu Lande, sei es auf dem schiffbaren Ganges, sei es auf der Eisenbahn. Für den Handel ist sie von großer Bedeutung und ihre Kaufleute finden hier einen belebten Markt für ihren Zucker, Indigo, Salpeter und sonstige Artikel, für die wiederum der umliegende Distrikt das Absatzgebiet bildet. Zugleich ist die Stadt das Handelscentrum für die Ausfuhr in die nordwestlichen Provinzen. Ihre Silberwaren und kostbaren Shawle, ihre mit Gold und Silber durchwirkten Stoffe, ihre kunstvollen

*) Bekanntlich machte die ostindische Kompagnie nach mancherlei Kämpfen und Praktiken dem zerrütteten Reich der Großmogule ein Ende.

Filigranarbeiten und feinen Musline, Schmucksachen und zierlichen Metallgefäße haben noch heute denselben Weltruf wie ehedem.

Aber Benares ist, wie gesagt, vor allem ein religiöser Mittelpunkt für Indien, dem jedes Hinduherz in unbegrenzter Liebe und Verehrung entgegenschlägt. Sie ist sozusagen das Jerusalem, das Rom und Mecca für den gesamten Hinduismus. Diesen Heiligenschein trägt dieselbe schon von altersher; denn seit mehr als 2500 Jahren ist die Geschichte von Benares mit der von ganz Indien verknüpft und während eines langen Zeitraums sogar eine gemeinsame gewesen. Und noch heute nimmt diese altindische Stadt einen solchen Platz in der Achtung und Verehrung der gesamten Hindubevölkerung ein, daß sie das lebendige Orakel der Nation bildet und dieselbe in ihrem ganzen religiösen Denken und Leben beherrscht. Für das Christentum und dessen Mission aber bildet sie die Summe aller Hindernisse, das Riesenbollwerk des indischen Heidentums gegen den andringenden christlichen Einfluß. Dazu kommt noch der Umstand, daß Benares das Heiligtum für mehr als die Hälfte des ganzen Menschengeschlechtes ist; denn sie ist die Geburtsstätte des Buddhismus, jener Religion, welche seinerzeit von Indien verdrängt, eine Heimat unter den Millionen Chinas, Japans, Barmas und Tibets gefunden hat. So ist Benares, von wo aus zuerst die Lehre vom Nirwana als Losungswort der geistlosesten aller Religionen ausgegeben wurde, auch deren Bekennern keine bloße historische Stätte der Erinnerung.

Dem stolzen selbstgefälligen Brahmanen aber ist sie nicht nur sein geistiges Heim, sondern sie bildet auch mit ihrer Universität, deren Schüler nach Tausenden zählen, mit ihrer Sternwarte und den zahlreichen höheren Schulen das indische Athen. Hier legen die gebildeten Hindu ihre philosophischen Systeme dar und suchen damit der Ausbreitung ihres Glaubens in Indien zu dienen. Sie gilt als die heilige Himmelspforte, zu der sich das sterbende Auge des Hindu richtet, als bildete sie den Eingang zu ewigem und seligem Dasein. Ja, diese altehrwürdige und malerische Stadt, die sich am steilen Ufer des Ganges erhebt, und deren breite Marmortreppen, türmereichen Paläste und Zinnen, wehrhaften Häuser und schlanken Minarets sich im ruhig dahinfließenden Strome spiegeln, an dessen Ufern sich Hunderte und Tausende von andächtigen Pilgern einfinden, um in den heiligen Fluten zu baden —

dieses Benares hat kaum seinesgleichen in Indien, das sich mit ihm messen könnte. „Mir fehlen die Worte," schreibt ein Besucher desselben, „den ersten Eindruck zu schildern, den dieses märchenhafte Gemisch von Plätzen und Gärten, Tempeln und Palästen, Moscheen und Minarets, Marmortreppen und Pavillons, die mit Dorfschaften besäete fruchtbare Umgegend und der mächtige Strom auf mich hervorbrachte. In Form einer Mondsichel liegt die heilige Stadt am Ufer des Ganges, und soweit das Auge reicht, wird sie von Villen und Gärten umgeben. Anziehend ist auch die Physiognomie der Straßen. Auf ein schöneres Pflaster habe ich nie meinen Fuß gesetzt, denn die Wege sind mit glatten, fliesenartigen Platten bedeckt. Da eine Ansiedlung in dieser heiligen Stadt ein Gott wohlgefälliges Werk ist und ein Sterbender von hier aus direkt in den Schoß Brahmas gelangt, pflegten die Reichen aus allen Gebieten Indiens in ihren späteren Lebensjahren nach Benares zu ziehen und einen Palast zu bauen, daher die Menge der Prachtbauten..... Jedes ansehnlichere Haus hat seinen Privattempel, der, ein Mittelding zwischen Pyramide und Obelisk, dicht daneben steht und nicht nur auf das bunteste bemalt, sondern auch über und über mit goldenen Verzierungen bedeckt ist. Ebensowenig sind die gediegenen Goldplatten an den Kuppeln der öffentlichen Tempel und Moscheen gespart. Nun denke man sich alle Dächer und Vorsprünge von buntgefiederten kreischenden Papageien besetzt; die häufigen Gold- und Silberbazars, die mit schmutzigen Büßern und Kranken besetzten Straßen, mitten darunter bettelnde Blinde, eine hoch auf einem Elefanten sitzende englische Familie, und man wird sich annähernd ein Bild des Inneren der Stadt entwerfen können."

Aber über all dieser äußeren Pracht von Benares liegt doch ein überaus dunkler Schatten, den das hier zu Tage tretende Heidentum dem Auge darbietet, ein Heidentum, welches gegen 190 Millionen Seelen in seinen eisernen Fesseln gefangen hält und bei dem wir uns fragen müssen, wie diese Macht zerstört werden könne.*) Da sind es, um mit einigen Strichen das nach

*) Die Gesamtbevölkerung Indiens wird jetzt auf ungefähr 260 Millionen geschätzt, wovon ca. 190 Millionen dem Hinduismus in irgend einer seiner Formen anhängen.

außen tretende Heidentum des Hindu zu zeichnen — große Scharen, die sich an dem heiligen Orte einfinden, um hier die Reinigung von ihren Sünden zu erlangen. Heilsbegierig stehen sie auf den breiten Marmorstufen, die vom hohen Uferrand zum Wasser des heiligen Stromes führen. Mit augenscheinlicher Andacht schüttet sich der Pilger das Wasser über das Haupt und wiederholt dabei seine eintönige Anrufung der Götter. Dort auf dem freien Platze, im Schatten der breitästigen Baniane, steht auf einem Beine, nur notdürftig bekleidet, aber über und über mit Kuhmist bestrichen, mit struppigen verworrenen Haaren ein Fakir oder Büßer. Durch die dürren schmutzigen Finger mit den zolllangen Nägeln gleiten die Perlen des Rosenkranzes, während er, ohne eine Miene zu verziehen, eintönig Râm, Râm, Râm ohne Aufhören murmelt. Andere Büßende verrenken ihre Glieder und peinigen sich um ihrer Seligkeit willen, während die meisten derselben diese Selbstpeinigung nur als einträgliches Gewerbe treiben, um durch Erregung des Mitleids möglichst viel Almosen einzusammeln. Solcher wunderlicher Heiligen, denen das Volk eine große Ehrfurcht entgegenbringt, giebt es in Benares allein gegen 7000. Mit besonderer Zuvorkommenheit werden hier auch die Affen als Nachkommen Hanumans behandelt. Ungestört treiben sie ihr Wesen auf den Häusern und in den Fruchtbäumen, dringen wohl auch in die Zimmer ein und werden von den abergläubischen Hindu, die darin ein verdienstliches Werk erblicken, gehegt und gepflegt. Noch größerer Achtung erfreuen sich die heiligen, feisten, mit Blumenguirlanden geschmückten Tempelstiere. Ungehindert streifen dieselben durch die ganze Stadt und bitten sich zuweilen selbst bei dem im Freien ausgestellten Kram der Obst- und Gemüsehändler zu Gaste.

So ist Benares bei all seiner Pracht des Marmors und Goldes, welches es in verschwenderischer Weise zur Schau trägt, durchsetzt vom Dienst der Eitelkeit und des Aberglaubens, welcher die Kreatur über den Schöpfer erhebt. Die heidnischen Volksfeste, die sich in seinen Mauern und in den Tempelhallen abspielen und welche nur zu oft die Schauplätze von Ausschweifungen und Verbrechen sind, sie legen ein offenes Zeugnis von der Versunkenheit des indischen Heidentums ab. An den Ufern des Ganges liegen halb im Wasser und vor aller Augen Leichname, die der Verbrennung harren und die Luft weithin verpesten; die Straßen der

Stadt sind allenthalben mit Unrat erfüllt, wie dies nicht anders sein kann, wenn das vernunftlose Getier ein Gegenstand heiliger Verehrung ist; die schamlosen Vorderseiten mancher Tempel verraten ohne Scheu die Sanktion des Lasters durch den Hinduismus, und das in einer Weise, wie dies selbst an den Ueberresten Pompejis im Museum von Neapel nicht in dem Umfang wahrzunehmen ist.

Still und ohne Gepränge hat aber auch die evangelische Mission in dieser Metropole des Hinduismus ihren Einzug gehalten. In ihrer westlichen Vorstadt liegen die Niederlassungen der englisch-kirchlichen, der baptistischen und Londoner Mission und außerdem noch die Kollegs, welche das Centrum für das Erziehungswerk der Regierung bilden, von denen das Queen's College mit etwa 700 Schülern und das Seminar für die Heranbildung von Dorfschullehrern die bedeutendsten sind.

Wir beschränken uns darauf, nur der Arbeit der englisch-kirchlichen Mission an dieser Stelle Erwähnung zu thun. Sie steht schon seit 1817 auf diesem Posten und streut in Geduld den guten Samen aus. Das Missionsanwesen erhebt sich an einer Stelle, wo vormals dichter Wald stand, welcher den Schlupfwinkel für die sogenannten Thags bildete, jene Mitglieder des Geheimbundes, die als professionierte Raubmörder im Dienst der Göttin Kali standen und nichtsahnende Reisende, sei es auf dem Wege, sei es im Nachtlager, erbarmungslos erdrosselten.

Die geschichtlichen Anfänge dieser Mission in Benares reichen noch zurück bis in jene Zeit, in welcher die evangelische Christenheit, zumal in England, sich endlich ihrer Missionspflicht gegenüber den heidnischen Völkern bewußt geworden war und sich Indien als Arbeitsstätte ihrer suchenden und rettenden Liebe erkoren hatte. Der Anbruch jener neuen Zeit, in welcher nach Gottes Ratschluß die „Weltmission" ihren Anfang genommen hatte, befand sich noch in seinem ersten Stadium und noch lebten die meisten derjenigen Männer, die als Werkzeug gedient hatten, dieser missionsgeschichtlichen Bewegung durch ihre Wirksamkeit in Indien Ausdruck zu geben, Männer wie Dr. Carey, Marshman, Henry Martyn, Claudius Buchanan, Thomason und D. Corrie. Vor allem war es, soweit hier Benares in Betracht kommt, der letztere, welcher wie Buchanan und Martyn, zu den wenigen Militärkaplanen gehörte,

die neben ihrem Regierungsamt die Christianisierung der Eingeborenen Indiens unausgesetzt im Auge hatten und in diesem Sinne unter denselben wirkten. Wie Buchanan in Kalkutta ein Kollegium für orientalische Sprachen gründete und dabei auf seinen vielen Reisen im Dekhan die Gelegenheit wahrnahm, dem Evangelium Eingang zu verschaffen, sowie durch eine Schrift über Indien das Missionsinteresse weckte, — wie Henry Martyn neben seiner Missionsthätigkeit das Neue Testament ins Persische übersetzte, so hat auch Corrie, der später Bischof von Madras wurde, an verschiedenen Punkten der Nordwestprovinzen, besonders in Benares, im Segen gearbeitet. Es ist interessant, heute nach 75 Jahren die Auszüge seines Tagebuches über seine erste Reise und Ankunft in Benares vom Jahr 1817 zu lesen. Einer der ersten Anblicke, der sich ihm bot, waren damals zwei Hindufrauen, die eben daran waren, am Ufer des Ganges einem Kinde den Mund mit heiligem Schlamme zu füllen und zwar mit der Absicht, dasselbe auf diesem Wege zu töten. Für seine Vorstellungen hatten sie nur ein Lächeln. Einige Schritte weiter sah er, wie ein junger Brahmine bemüht war, ein schweres Gewicht an dem Halse eines kranken Mannes zu befestigen, um denselben trotz dessen verzweifeltem Widerstand in den Fluß zu versenken. Das alles waren Dinge, die damals täglich vor aller Augen geschahen, ohne daß es jemand eingefallen wäre, dagegen einzuschreiten.

Hier in Benares arbeitete Corrie unverdrossen einige Zeit, gründete Schulen und beschäftigte sich mit der Revision der Bibelübersetzungen. Später, im Jahr 1822, schrieb er von den Ufern des Hugly aus: „Heute sind es 16 Jahre, daß ich in Indien anlangte und den Boden dieses Landes mit dem bestimmten Vorsatz betrat, der Ausbreitung des Evangeliums in Indien zu dienen; und diese Aufgabe, das glaube ich sagen zu dürfen, habe ich auch bis jetzt nicht aus den Augen verloren. Meine Zeit und mein Einkommen habe ich vor allem diesem Zwecke gewidmet, und die Missionen, die ich durch meine geringen Dienste in Tschunar, Agra und Benares gründen durfte, werden, so hoffe ich, unter Gottes Segen auch fernerhin gedeihen.“ Und wahrlich, sie sind gediehen, wenn auch nicht in rascher Weise.

Im Jahr 1832 landete dann Missionar Leupolt, ein Deutscher, aber in Diensten der englisch-kirchlichen Mission, und trat in die

Arbeit in Benares ein. Damals befanden sich in dieser großen Stadt nur zwei europäische und ein eingeborener Missionsarbeiter, und es waren überhaupt nur die Plätze Benares, Tschunar, Agra und Delhi von der kirchlichen Missionsgesellschaft, den Londonern und den Baptisten besetzt. In Benares waren es im ganzen nur fünf Christen und etwa 300 im großen Gebiet der Nordwestprovinzen. Während es im Jahr 1833 nur zwei Mädchenschulen, eine in Benares und eine in Agra gab, existieren heute Schulen und Kollegs in jeder größeren Stadt jener Provinzen, sowie im Gebiet von Audh und im Pandschab, welche damals überhaupt der Mission noch ganz verschlossen waren.

Zehn Jahre später, 1843, gehörten zur Station Benares sechs Missionskapellen, wovon vier in der Stadt selbst, eine im benachbarten Sigra und eine in den Militärkantonnements standen. Bald darauf, im Jahr 1845, wurde in der Nähe der Stadt ein Stück Land angekauft und auf demselben ein Christendorf angelegt, auf welchem sich in kurzer Zeit eine Reihe Häuser erhob. Zugleich wurde ein 92 Fuß tiefer Brunnen gegraben und mit Backsteinen ausgemauert, der für 100 Familien genügend Wasser spendete. Diese christliche Niederlassung vergrößerte sich mit der Zeit und man ging daran, eine Kirche zu errichten, die groß genug war, um 500 Personen hinreichend Platz zu gewähren. Dieser Bau, welcher ein Geläut von zwei Glocken, eine Kirchenuhr, einen schönen Taufstein und einen Turm in gotischem Stil besitzt, wurde im Oktober 1847 eingeweiht. Mit der Geschichte dieses Turmes, welcher im Verhältnis zur Größe der Kirche etwas zu hoch erscheint, ist ein komischer Vorfall verknüpft. Während des Baues befand sich nämlich Missionar Leupolt auf einer längeren Predigtreise. Um nun demselben eine angenehme Ueberraschung bei seiner Rückkehr zu bereiten, kamen die Werkleute, denen er das genaue Maß angegeben hatte, bis zu welcher Höhe der Turm hinangeführt werden sollte, gegenseitig überein, den Turm um acht Fuß höher zu bauen, ohne etwas für diese Extraleistung zu berechnen. Und so geschah es. Die Sache war gut gemeint, aber sie frommte weniger dem architektonischen Ebenmaß des Bauwerkes.

In den „Erinnerungen eines indischen Missionars", in welchen Leupolt seine langjährige Missionsthätigkeit in Benares erzählt, wird uns mancher charakteristische Zug aus derselben berichtet.

Nur zwei derselben mögen hier angeführt werden. Leupolt widmete einen wesentlichen Teil seiner Zeit der Verkündigung des Evangeliums auf den Straßen und öffentlichen Plätzen der belebten Stadt. Bei diesen Gelegenheiten fehlte es nicht an einer zahlreichen Zuhörerschaft, die sich teils aus Neugierde, teils aus Opposition um den Missionar und dessen eingeborenen Gehilfen scharte. So wurde jener das eine Mal von einem Hindu mit dem Ruf unterbrochen: „Zeige uns doch ein Wunder!“ während er zugleich einen Blinden vor sich her schob und denselben vor den Missionar hinstellte. Dieser ließ sich nicht aus der Fassung bringen, sondern erwiderte dem unberufenen Schreier und Wundersüchtigen: „Eben habe ich ja ein ganz erstaunliches Wunder vollbracht, und zwar indem ich so lange eurem Schmähen und schändlichen Betragen gegen mich und meine Predigt ruhig und ohne in Zorn zu geraten, zugehört habe.“ Durch diese schlagende Antwort gewann der Missionar die Masse für sich und der Gegner zog beschämt ab. Der Haß der Heiden und Mohammedaner wußte sich aber auch gelegentlich in scheinbar harmloser Weise an den Verkündigern des Evangeliums zu rächen. So geschah es eines Tages, daß zwei Mohammedaner, welche den Gottesdienst unliebsam störten, durch zwei eingeborene Soldaten aus der Kapelle entfernt wurden. Dafür rächten sich dieselben in einer recht unwilligen Weise. Es erschien nämlich bald darauf während des Gottesdienstes ein wohldressierter großer Affe in der Uniform eines englischen Soldaten und mit der schwarzen Sipoikappe auf dem Kopfe. Derselbe marschierte auf zwei Beinen gravitätisch in die Kapelle herein, machte den Anwesenden eine tiefe Verbeugung und verschwand hierauf wieder unter dem schallenden Gelächter der ganzen Versammlung.

Außer der öffentlichen Verkündigung des Evangeliums lagen die Missionare in Benares auch der Schulthätigkeit und dem Erziehungswesen mit allem Ernste ob. Die erste Tagschule, die zugleich den Charakter einer Anstalt hatte, wurde dadurch ins Leben gerufen, daß ein reicher Eingeborener zu diesem Zweck ein Anwesen im Wert von 60,000 Mk. schenkte. Später wurden der Mission noch zwei weitere Häuser geschenkt, durch deren Zins und die Regierungsbeiträge jene Schule seither unterhalten wird. Eine weitere Erziehungsanstalt ist das Waisenhaus mit seinen zwei Abteilungen für Knaben und Mädchen, in welchem seit ihrem Bestehen

eine große Anzahl verwaister Kinder Zuflucht und christliche Erziehung gefunden haben. An dieses schloß sich seit 1849 eine Kleinkinderschule an, die sich seither im Segen entwickelt hat. Noch wichtiger aber sind die seit 1861 ins Leben gerufenen Normalschulen zur Ausbildung von Katechisten, Lehrern und Lehrerinnen. Aus ihnen gingen während der ersten zehn Jahre allein über 80 junge Leute hervor.

Die in Indien, besonders in dessen nördlichen Gebieten, so wichtige Missionsarbeit unter der weiblichen Bevölkerung, die sogenannte Zenanamission, wurde in Benares zuerst im Jahr 1855 von Frau Leupolt und seit 1860 von eigens hiefür ausgesandten Missionarinnen in Angriff genommen. Letztere waren aber bald darauf genötigt, ihr Arbeitsfeld zu verlassen und nach Europa zurückzukehren. Erst im Jahr 1867 wurde dieser Zweig der Missionsarbeit wieder aufgenommen, indem ein englischer Frauenverein jemand für diesen Posten aussandte.

Infolge der wohlwollenden Bemühungen einiger englischen Damen in den Nordwestprovinzen ist auch seit 1865 in Benares eine Industrieschule für Frauen und Mädchen entstanden, die sich nicht nur bewährt, sondern auch eine recht gesegnete Wirksamkeit entfaltet hat. Durch das Institut, in welchem außer Unterricht im Nähen auch solcher in der Spitzenklöppelei erteilt wird und in welchem die Herstellung von baumwollenen Tricotleibchen mittelst Maschinen betrieben wird, hat man Witwen und Mädchenschülern eine sichere Verdienstquelle eröffnet.

Durch all diese religiösen und kulturellen Bestrebungen der evangelischen Mission sucht man seit Jahren dem Hinduismus in Benares auf den Leib zu rücken und das Reich unseres Gottes zu bauen. Aber noch ist Benares nicht für Christum gewonnen. Unerschütterlich scheint das Bollwerk des Hinduismus, der hier seinen Stützpunkt hat, zu stehen, wie große Anstrengungen auch die Mission macht, dasselbe zum Wanken zu bringen. Fällt aber einmal jener Stützpunkt durch das weltüberwindende Evangelium, so wird die dem Hindu seit Jahrtausenden „heilige Stadt" erst in Wahrheit diesen Namen verdienen, wenn das ewige Licht Gottes in ihr und den Herzen ihrer Bewohner aufgegangen sein wird.

Wie hart aber zur Zeit noch der Boden von Benares ist und der evangelischen Mission außerordentliche Schwierigkeiten

entgegenstellt, läßt der verhältnismäßig geringe Erfolg, den die langjährige Arbeit aufzuweisen hat, erkennen. Nach dem letzten Census beträgt die Zahl der Christen, welche der englisch-kirchlichen Mission angehören, nur 351 Seelen, wogegen ihre Schulen von 1177 Knaben, Mädchen und Seminaristen besucht werden. Wir dürfen aber auch hier nicht nach menschlicher Weise rechnen und bloß Zahlen sprechen lassen, sondern glauben und hoffen, daß die jahrzehntelange Arbeit eine Aussaat für die Zukunft gewesen ist.

Ueberfall der Mission in Itschang (China).

Bereits seit Wochen waren nach Itschang am oberen Jang tse kiang wiederholt Nachrichten von den Aufrührern und Unruhen am mittleren und unteren Strom gekommen. Da aber in Itschang alles ruhig blieb und die Arbeit in Schule, Kirche und Hospital ihren gewohnten, segensreichen Gang weiter ging, erwarteten die dort arbeitenden schottischen Missionare nichts Böses.

Frau Missionar Cockburn hatte Besuch, und am Mittwoch den 2. September 1891 beschlossen sie, über den Fluß zu setzen und nach der dort gelegenen Pyramide hinaufzusteigen, von wo man eine wunderschöne Aussicht über die volkreiche Stadt Itschang und das Thal des Jang tse kiang hat. Die Gesellschaft bestand aus Herrn und Frau Cockburn, Dr. Pirie, dem Missionar Nair von der China Inland Mission und Frau Roberts. Ich (so erzählt ein Augenzeuge, der junge schottische Missionar Deans) studierte mit meinem Lehrer und gieng deshalb nicht mit. Sie wollten zur rechten Zeit zurück sein, damit der Arzt um 11 Uhr im Hospital sein könnte. Da sie aber Schwierigkeit hatten, ein Boot zu finden, kamen sie erst später fort und konnten nicht vor 12 Uhr zurück sein.

Um halb 12 Uhr kam mein Diener und sagte: „Leute zerstören das römische Kloster und haben Herrn Sowerby von der

amerikanisch bischöflichen Mission erschlagen." Ich ging durch die Hinterthür auf die Straße, bis ich in Sicht des Klosters kam. Ich sah Männer und hörte sie schießen. Dann ging ich wieder an meine Arbeit und dachte nicht mehr daran, denn ich fürchtete keine Beunruhigung. Als der Doktor um 12 Uhr kam, wollte er gleich in das Hospital gehen. Ich sagte ihm, er thue besser, nicht zu gehen, da ein Aufruhr im Werk sei. Er ging darauf zu Cockburn und holte ihn, und ich erzählte ihnen, was ich gesehen und gehört hatte. Cockburn eilte darauf weg, um sein Weib und seine Familie an Bord des Schiffes Paohua zu bringen, das glücklicherweise im Hafen vor Anker lag. Unterdessen gingen Dr. Pirie, Nair und ich nach dem Konsulat, um zu sehen, was zu thun sei. Als wir durch die Straßen gingen, war alles ruhig. Die Leute umher schienen von nichts zu wissen. Bootsleute flickten ihre Segel auf der Straße. Im Konsulat fanden wir Sowerby auf einem Bett liegend mit verbundenem Kopf. Er erzählte, er habe um sein Leben laufen müssen; Leute seien in sein Haus gekommen und hätten mit Stöcken und Steinen auf ihn losgeschlagen. Er sei weggerannt und habe nur mit Mühe das Konsulat erreicht.

Der Konsul dachte, wir thäten besser, nicht in die Stadt zu gehen; aber da er meinte, es würde uns kein Leid geschehen, so kehrten wir nach unserm Hause zurück. Wir waren erst einige Minuten dort, als Nair vorzog, nach dem Konsulat zurückzukehren, um zu sehen, was eigentlich vorginge. Als wir wieder dort anlangten, war mehr Bewegung auf der Straße. Die Bootsleute packten in aller Eile ihre Segel zusammen und liefen nach ihren Booten. Wir blieben kurze Zeit im Konsulat; unterdessen kam der kommandierende General Lo dorthin und erklärte, er könne nichts thun. Er sagte, die Leute seien zu Tausenden, und er war über alle Maßen erschreckt. Die Soldaten hätten ihre Uniformen ausgezogen und mit dem Pöbel gemeinsame Sache gemacht.

Bald nach seinem Weggang meinte der Konsul, wir thäten besser, im Boote nach dem Dampfer zu fahren. Sowerby war dorthin schon vorausgegangen. Als wir aus der Thür des Konsulats traten, war das erste, was ich sah, unser Haus in hellen Flammen. Wir nahmen ein Boot und suchten den Dampfer zu erreichen. Da aber ein Ruder unbrauchbar war, riß uns die Strömung mit sich fort und trieb uns gerade auf die Volkshaufen

zu. Als das die Leute vom Dampfer sahen, sandten sie ein Boot ab, und kaum hatte uns dasselbe erreicht, als uns ein Hagel von Steinen vom Ufer her grüßte. Die Leute schienen ärgerlich, daß wir ihnen entronnen waren. Als wir den Dampfer erreichten, fanden wir dort Frau Cockborn mit Familie, Frau Roberts, sieben katholische Schwestern, einen Priester und Sowerby an Bord. Missionar Cockborn war nicht da. Als er seine Familie sicher an Bord gebracht hatte, ruderte er zurück, um zu versuchen, Gegenstände aus seinem Hause zu retten. Als er an das Ufer kam, wagte er nicht zu landen. Einige ermunterten ihn dazu, andere bedrohten ihn. Er konnte nicht am Ufer entlang zum Dampfer zurückrudern, da die Leute ihn mit Steinen würden geworfen haben; er mußte also nach der andern Seite hinüberfahren, um von dort aus zum Dampfer zurückzukommen. Am andern Ufer fingen die Leute auch an, mit Steinen nach ihm zu werfen; er setzte aber einen großen chinesischen Hut auf, den er im Boot fand, und entging so ihrer Aufmerksamkeit und kam unversehrt wieder bei dem Schiff an.

Was für ein Anblick bot sich uns vom Schiff aus dar! Sowerby's Haus, das eben fertig eingerichtet war, das Kloster, Dr. Pirie's und mein Haus, Kapitän Cain's Haus, Dr. Aldridge's Haus, des römischen Bischofs Haus und Schule, alles in Flammen!

Wir können nicht deutlich erkennen, was den Aufstand veranlaßt hat; aber einige Umstände deuten auf einen wohlüberlegten Plan hin. Dienstag Nacht wurde ein Kind nach dem Kloster gebracht, um der Obhut der Schwestern übergeben zu werden. Dazu wurde ein Schriftstück ausgehändigt, worin stand, das Kind sei ein Mädchen, gehöre den Leuten, die es brachten, und solle von den Schwestern erzogen werden.

In derselben Nacht wurde die Lärmtrommel in den Straßen geschlagen und ausgerufen, ein Kind sei verloren. Am nächsten Tag waren die Schwestern in großer Sorge, da sie fanden, das Kind sei ein Knabe und kein Mädchen. Zwischen 9 und 10 Uhr wurde das Kind von der Mutter beansprucht und eine Volksmenge sammelte sich bei dem Kloster, während eine andere Volksmenge nach dem Rathaus ging und Klage erhob, die Schwestern hätten das Kind gestohlen. Sie brauchten einen Vorwand, um das Volk in Aufregung zu bringen. Zuerst konnten die Anführer nicht nahe

an das Kloster herankommen, da der Bürgermeister an der Thür stand; so wandten sich die Rädelsführer und liefen nach Sowerby's Haus, welches ganz nahe war. Dies Haus war gerade vollendet, gesäubert und eingerichtet, um in ein paar Tagen sein Weib und seine Kinder aufzunehmen. An jenem Morgen arbeiteten Leute auf seinem Grundstück und schienen sich um das Getümmel auf der Straße nicht zu kümmern. Drei Leute kamen, klopften an das Thor und betraten das Grundstück, andere folgten. Einer, welcher der Anführer zu sein schien, sagte: Kommt, Brüder, laßt uns morden und verwüsten; wenn ich auch dafür sterben sollte; folgt mir! Dann zogen zwei Leute kleine Trompeten aus ihren Aermeln, bliesen sie und stürmten auf Sowerby los. Er mußte schleunigst fliehen und bei dem Versuch, über ein Geländer zu springen, fiel er in einen Graben. Als er wieder heraufzuklettern versuchte, traf ihn ein schwerer Stein am Kopfe. Sein Korkhelm rettete ihn. Er verlor seinen Hut und mußte den ganzen Weg zum Konsulat barhäuptig laufen. Nachdem sie sein Haus in Brand gesteckt hatten, kehrten die Anführer zum Kloster zurück. Diesmal erzwangen sie sich den Eingang. Die Oberin erzählte mir später, sie hätte nie Leute so frech gesehen. Sie wollten morden, wenn irgend möglich. Sie ergriffen Stühle und Tische, rissen Steine aus den Fensternischen, zertrümmerten die Glasscheiben und warfen alles, was ihnen in die Hände kam, auf die Schwestern. Pater Braun, der vorgeschickt war, als der Aufruhr begann, stellte sich dem Pöbel entgegen und schützte sie einigermaßen. Mit Mühe konnten sie entkommen. Sie hatten viele Schrammen und Beulen, aber kamen doch ohne Verlust des Lebens zum Dampfer. Als ich sie sah, waren ihre Kleider mit Blut befleckt. Dr. Pirie verband ihre Wunden.

Der Aufruhr begann um 10 Uhr; um 1 Uhr war alles vorüber. Es war den ganzen Tag über unruhig; aber das Werk der Zerstörung war, glaube ich, vollendet. In der Nacht patrouillierten Soldaten durch die Straßen, und vor dem Konsulat, dem Zollhaus und den niedergebrannten Häusern wurden Zelte aufgeschlagen. Wären die Beamten ebenso eifrig vor dem Aufstand gewesen, als sie hernach waren, so wäre solch großer Schaden nicht zu beklagen gewesen. Aber das ist so charakteristisch für chinesische Beamte. Wir wurden alle an Bord des Paohua auf-

genommen und von dem Kapitän mit äußerster Freundlichkeit behandelt.

Wir können nicht umhin, in dem ganzen Aufstand die gnädige Führung Gottes zu erkennen. Gott war nahe, uns zu schützen und zu befreien. Wäre unsere Gesellschaft nicht nach der Pyramide gegangen, so wäre Cockborn, der Arzt und ich in der Stadt gewesen; was wäre dann aus Frau Cockborn und den fünf Kindern geworden? Wäre der Doktor und ich nur wenige Minuten länger im Hause geblieben, so hätten wir kaum noch entkommen können. Leute kamen von vorn und hinten und steckten es in Brand. Wir sind wunderbar errettet und danken dem himmlischen Vater.

J. R. P.

(The Church of Scotland Mission Record 1891.)

Missions-Zeitung.

Neuestes und Vermischtes.

In Bonny, Westafrika, starb am 30. Dezember des verflossenen Jahres der Negerbischof Samuel Crowther. Er wurde ungefähr im Jahre 1812 im Yorubaland geboren und als etwa neunjähriger Knabe um den Preis eines Pferdes als Sklave verkauft. Noch mehrmals wurde er von Ort zu Ort verkauft, bis er schließlich portugiesischen Sklavenhändlern in die Hände fiel, die ihn mit 187 andern Afrikanern auf ein Sklavenschiff schleppten. Ein englisches Kriegsschiff befreite dieselben und setzte sie 1822 in Sierra Leone, der von den Engländern für befreite Negersklaven geschaffenen Niederlassung ab. Hier wurde der ehemalige Sklavenknabe von der englisch-kirchlichen Mission erzogen und 1825 getauft. Nach Vollendung seiner Ausbildung wirkte er mehrere Jahre als Lehrer an einer der Missionsschulen in Sierra Leone und begleitete dann 1841 die erste Nigerexpedition. Durch diese wurde er in weiteren Kreisen bekannt und die kirchliche Missionsgesellschaft sah sich veranlaßt, den jungen Mann nach England kommen zu lassen, wo derselbe im Missionshaus zu Islington sich für die kirchliche Ordination vorbereitete. Er erhielt dieselbe 1843 durch den Bischof von London und kehrte dann in sein Heimatland Yoruba zurück, um an der Seite mehrerer englischer Missionare das Evangelium seinem Volke zu bringen. Hier hatte er

die unverhoffte Freude, seine Mutter nach mehr als 20jähriger Trennung wiederzufinden. Im Jahr 1854 begleitete er die zweite Expedition den Niger hinauf und trat 1857 als Leiter an die Spitze der neuen Nigermission. Während dieser Zeit übersetzte er die Bibel ins Yoruba und beschäftigte sich mit verschiedenen anderen sprachlichen Arbeiten, die ihn weit und breit bekannt werden ließen. Am 29. Juni 1864 wurde er zum anglikanischen Bischof für die Nigermission geweiht und erhielt später auch die Doktorwürde. Seine ausgedehnte Diözese hat ihm in den letzten Jahren viel Sorge und Kummer bereitet. Den besonderen Schwierigkeiten derselben war er wegen seines hohen Alters augenscheinlich nicht mehr gewachsen. Sein Leben war ein inhaltsvolles und segensreiches; viele Ehren sind ihm, dem Afrikaner, zu teil geworden, aber stets hat er sich als ein demütiger Christ und hingebungsvoller Arbeiter im Weinberge des Herrn erwiesen.

Die Brüdermission in Deutsch-Ostafrika, deren vier Sendboten sich eben im Norden vom Nyassasee niedergelassen haben, muß bereits den Verlust des einen derselben melden, des Bruders G. Martin, welcher im September des vorigen Jahres dem Fieber erlegen ist. Inzwischen hat auch die von Superintendent Merensky geleitete Berliner Expedition das Nordende des Nyassasees erreicht und gedenkt, sich eine Tagereise östlich von Kararamuka niederzulassen.

Bischof Tucker, welcher mit einer Missionstruppe wieder nach Ostafrika ausgezogen ist, hat am 22. Dezember Mombas erreicht. — Nach den neuesten Nachrichten ist die Lage in Uganda noch immer eine schwankende. Dadurch, daß sich König Mwanga zu den Katholiken hält, hat auch die katholische Partei eine gewisse Popularität auf ihrer Seite und mehrere Häuptlinge, die ihre Stellung den Protestanten verdanken, sind infolge dessen zu jener übergegangen. Nach den gegenseitigen Verträgen aber hätten dieselben ihre Rechtssame aufzugeben. Um nun solchen Parteigängern durch Aufhebung jener Verträge den Uebertritt vom Protestantismus zum Katholizismus zu erleichtern, streben die Katholiken neuerdings „Religionsfreiheit“ an, die in diesem Falle ihren Praktiken passen würde. Die Protestanten sind derselben nicht abgeneigt, aber nur, wenn ihnen als evangelischen Christen auch dann volle Religionsfreiheit gewährleistet wird, nachdem sie ihren politischen Einfluß eingebüßt haben. Das ist aber die Frage und Kapitän Lugard scheint deshalb das Konkordat für den Augenblick nicht zugeben zu wollen. Glücklicherweise ist die ostafrikanische Kompagnie entschlossen, ihre Kräfte in Uganda zu belassen, da die von ihr geforderte Summe von 800,000 Mk. durch freiwillige

Beiträge aufgebracht worden ist. Zugleich thun sich allenthalben im Lande die Thüren für die evangelische Mission auf. 36 Häuptlinge haben um Missionare gebeten. Doch nur zwei Plätze konnten bis jetzt außer der Hauptstadt besetzt werden.

Nach den neuesten Nachrichten aus China hat man allen Grund, zu hoffen, daß die Unruhen nun ihr Ende erreicht haben. Ob die katholischen Missionare in Kintschau wirklich ermordet worden sind, läßt sich noch nicht bestimmt sagen; doch steht fest, daß einige Hundert eingeborener Christen niedergemetzelt worden sind.

Bei dem großen Erdbeben in Japan wurden in Gifu innerhalb von 30 Tagen (vom 28. Okt. bis 27. Nov.) nicht weniger als 1,757 Erdstöße verspürt. Die Verwüstungen, die dasselbe angerichtet hat, sind sehr bedeutend. Nach einer japanischen Zeitung stellt sich die Zerstörung von Häusern und der Verlust von Menschenleben folgendermaßen: gänzlich zerstört sind 81,439 Häuser; teilweise vernichtet oder beschädigt 94,646. Umgekommen sind 2,424 Menschen; verwundet 4,241. In dem Gifu-Bezirk wurden allein 9,860 Verwundete im dortigen Hospital behandelt. In Kioto organisierte der Missionsarzt Dr. Berry sofort eine Hilfstruppe, richtete ein Hospital ein und leistete ärztlichen Beistand. Unterstützungskomitees von seiten der verschiedenen Missionen bildeten sich und auch die Regierung traf die umfassendsten Hilfsmaßregeln. Die größte Not macht sich durch den Mangel an Obdach spürbar.

Bücheranzeige.

Krüger et Borel: Carte murale des missions de l'Afrique à l'échelle de 1:5,000,000 en quatre couleurs, avec un cartouche représentant le pays des *Ba Souto* à l'échelle de 1:500,000 et un répertoire alphabétique indiquant l'emplacement de tous les noms inscrits sur cette carte. Zu beziehen von der Société des Missions évang. de Paris, 102 Boulev. Arago. Fr. 12. | aufgezogen Fr. 20.

Die ziemlich groß angelegte Karte, die, wie ihr Titel besagt, in erster Linie über die afrikanischen Missionen orientieren will und dabei zugleich auf die afrikanischen Völker- und Sprachstämme, sowie auf die kolonialen Grenzen Rücksicht nimmt, ist durch ihren deutlichen, großen Druck, lebhaften Farben und plastischer Darstellung ein vorzügliches Werk. Ihre Benutzung dürfte besonders bei öffentlichen Vorträgen von großem Wert sein, zumal uns keine derartige deutsche Karte bekannt ist. Das Specialblatt über Ba-Souto umfaßt das südafrikanische Missionsgebiet der Pariser Missionsgesellschaft.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Inhalt.

Nr. 1. Gottes Wort in Tibet. — Segen der Hausandacht. — Ist dir auch die Bibel deine liebste Habe? — Eine Fülle von Namen. — Bücheranzeige. 1892.

Gottes Wort in Tibet.

1. Auf den Höhen des Himalaja.

Im Norden des Gangesstromes türmt sich als mächtiger Grenzwall zwischen Indien und dem Innern von Asien jenes Massengebirge auf, das als der Himalaja genugsam bekannt ist. Er bildet zugleich die klimatische Scheidewand, die auf ihrer Höhe und an ihrem Fuße die schärfsten Gegensätze bildet. Aus tropischer Hitze steigt man hinauf bis in polarische Kälte; und aus den tropischen Waldungen des Randgebirges, aus den Palmen- und Rosenhainen der indischen Ebene, die ihre üppige Fülle den Schneefeldern und Gletschern der Höhen verdankt, gelangt man aufsteigend zu den Forsten geselliger europäischer Bäume, von Cedern, Eichen, Fichten und Birken. Mächtige Ströme und schäumende Rinnsale, von den ewigen Eisfeldern und Schneemassen genährt, stürzen vom Himalaja in das indische Tiefland und wühlen sich ihren Weg durch die Klüfte und Thäler der Bergriesen.

Nur wenige und höchst beschwerliche Pässe führen in einer Höhe von 10—17,000 Fuß von Indien über den Himalaja nach Mittelasien hinüber und es ist die Karawanenstraße dahin gleichsam eine von Riesen aufgetürmte Reihenfolge ungeheurer Stufen oder Stockwerke. Das Erklimmen und Ueberschreiten dieser Paßhöhen ist mit unendlichen Strapazen und oft großen Gefahren verbunden; denn unzählige Lawinen lösen sich von den Berghäuptern und Abhängen und bringen die donnernden Grüße derselben hinab in die Thäler. Felsblöcke, Steingeröll und Erdmassen wandeln die gleiche Bahn und drohen Verderben und Vernichtung. Gefährliche Nebelheere lagern sich auf die öden und wildromantischen Höhen und vermehren das Grausige der Bergfahrt. Schneidende Kälte und häufige Schneestürme machen die schwindelnden Gebirgspfade unwegsam und drohen den Reisenden den Untergang. „Manch bleichendes Gerippe gefallener Lasttiere, auch da und dort ein Schädel oder andere Menschengebeine sind die stummen Berichterstatter über das Ende, welches nicht wenige lebende Wesen hier in den Regionen des eisigen Todes gefunden.“ Und wenn erst in diesen der Winter seinen Einzug gehalten hat, dann sind auch die Thäler durch eine unerbittliche Grenzwacht voneinander auf lange Zeit abgesperrt. Hoher Schnee bedeckt die Pässe, Unwetter toben und heben auf drei bis vier Monate lang alle Verbindung mit der Außenwelt auf. Dazu kommt außer der Unwegsamkeit dieser wilden und großartigen Gebirgsgegenden, wo auf Kulturstraßen und Reisebequemlichkeiten verzichtet werden muß, noch das Naturhindernis, welches die Flüsse dem Reisenden bereiten. Ihrer sind nicht nur viele, sie sind auch breit und meist sehr reißend. Auf Böten lassen sich dieselben nicht übersetzen, da sie meist zwischen tief eingeschnittenen, steilen und senkrechten Ufern dahinschießen und von Felsblöcken wild durchsetzt sind. Das Uebersetzen geschieht deshalb gewöhnlich auf einer dicht geschlossenen und mit Luft gefüllten Ochsenhaut, auf die sich der Fährmann legt, während er mit kurzen Stangen rudert und mit den Füßen steuert. Der Reisende setzt oder legt sich nun seinerseits auf den Schiffer und klammert sich an diesen fest. Oder aber werden von den hervorstehenden Felskanten der Uferwände aus einige starke Stricke über den Fluß gespannt und entweder eine bewegliche große Schlinge daran befestigt oder aber ein sackförmiges

Netz daran gehängt; in dieses setzt sich der Reisende und nun wird er vermöge anderer dünner Seile schwebend ans andere Ufer hinübergezogen. Dieser Beförderungsweise müssen sich bei den unzulänglichen Verkehrsmitteln auch die Missionare bedienen, welche auf den Hochthälern des schneeigen Himalaja den Bewohnern derselben das Wort des Lebens bringen wollen.

Jene Eingeborenen der Berghöhen und ihrer Thäler gehören der mongolischen Rasse an, sind von mittlerer Größe und braungelber Gesichtsfarbe. Ihrer Religion nach sind es lauter Buddhisten, welche durch eigenes Verdienst selig werden wollen, sich einer gewissen Tugend befleißen und glauben, daß alle Andersdenkenden sich auf verkehrtem Wege befinden. Wenn überhaupt der buddhistische Kultus eine auffallende Aehnlichkeit mit dem der römischen Kirche hat, so ist das in doppeltem Maße bei jener besonderen Gestaltung desselben der Fall, die unter dem Namen des Lamaismus in den weitgestreckten Gebieten Mittelasiens, und so auch in jenen Hochlanden des Himalaja, die zu Tibet gehören, herrschend geworden ist. Die katholischen Missionare Hüc und Gabet, die in den Jahren 1844—1846 die Tatarei, Tibet und China bereisten, geben das vollständig zu. Sie sagen: „Schon bei der oberflächlichsten Prüfung des Lamadienstes wird man durch dessen Verwandtschaft mit dem Katholizismus überrascht. Das Kreuz, die Bischofsmütze, das Priestergewand, der Chorrock, welche die Großlamas (Oberpriester) auf ihren Reisen tragen, der Gottesdienst mit doppelten Chören, der Psalmengesang, der Weihrauchkessel, der Segen, den die Lamas erteilen, der Rosenkranz, die Ehelosigkeit der Geistlichen, das Klosterleben, der Heiligendienst, die Fasten, die Prozessionen, die Litaneien, das Weihwasser — alle diese Dinge bilden eine Aehnlichkeit zwischen den Buddhisten und uns.“ — Doch haben die letzteren es im maschinenmäßigen Beten durch die sinnreiche Erfindung der Gebetsmühle noch weiter gebracht als die Katholiken. Diese Gebetsmühle ist ein Instrument, dessen oberer Teil, ein hohler Messingcylinder, mit einigen hundert geschriebenen Gebeten gefüllt ist und herumgedreht werden kann. Jeder Umschwung, der auch jeweilen durch Wasserkraft bewerkstelligt wird, hat dann dasselbe Verdienst, wie wenn sämtliche Gebete hergesagt würden.

An der Spitze des Lamaismus, dieses mongolischen Buddhismus,

steht der Dalai-Lama, welcher als eine Menschwerdung des höchsten Wesens gilt und als weltliches und geistliches Oberhaupt seiner Bekenner in der Stadt Hlassa residiert. Stirbt er, so nimmt nach der Lehre der Lamaisten der Weltgeist seinen Sitz in irgend einem Kinde. In großem Gepränge wird dasselbe nach Hlassa geführt und Tausende von Bekennern eilen herbei, um ihm zu huldigen und sich von ihm segnen zu lassen. Aber auch alle höheren Geistlichen oder Ober-Lamas werden als solche Menschwerdungen höherer oder geringerer Nebengötter angesehen.

Alle Lamas oder Priester leben in Klöstern, mit denen ein Tempel verbunden ist. Solcher Klöster giebt es eine Unzahl, die an landschaftlich schönen Stellen, meist auf hohen, schwer zugänglichen Felsen erbaut und von Mönchen stark bevölkert sind. Daß es deren so viele giebt, erhellt schon aus dem Umstand, daß alle jüngeren Brüder in einer Familie Lamas werden, während der ältere Bruder das väterliche Erbe antritt. Das Thun und Treiben dieser in den Klöstern lebenden Priester besteht zwar in allerlei Verrichtungen, wie z. B. in den gottesdienstlichen Handlungen, in der Herstellung von Götzen- und Heiligenbildern u. a., wird aber durchgängig durch eine gewisse geisttötende, gedankenlose Aeußerlichkeit charakterisiert. Durch ein dumpfes, gedankenloses Hinbrüten, das sie die „vollkommene Ruhe" nennen, und wodurch sie ihre Gedanken von allem abzuziehen und auf das große Eine, das doch nichts ist, zu konzentrieren suchen, glauben sie schließlich im „All" und im „Nichts" aufzugehen oder zu erlöschen. Dieses abstumpfende Hinbrüten verleiht nicht bloß ihren Gesichtern den Ausdruck einer gewissen flachen Dummheit, sondern macht auch diese in ihrer Aeußerlichkeit so satten und selbstzufriedenen Lamas zu jedem tieferen Nachdenken geradezu unfähig.

Diese mechanische Aeußerlichkeit und Stumpfheit ist auch ein kennzeichnendes Merkmal für das religiöse Bewußtsein des Volkes überhaupt, welches sich zugleich in der gröbsten Unwissenheit und im traurigsten Aberglauben befindet. Von Jugend auf zielt alle Erziehung dahin ab, sich auf die äußerlichste Weise durch religiöse Werke mechanisch mit ihrem Gewissen abzufinden. Diese anerzogene Gedankenlosigkeit in Bezug auf religiöse Dinge ist es auch, die der Arbeit der Mission unter den Tibetern große Hindernisse entgegen-

stellt. „Dazu kommt, daß der Grundgedanke des Buddhismus, die Selbsterlösung durch eigenes Thun, dem hochmütigen Herzen des alten Menschen in hohem Grade schmeichelt. Werkgerechtigkeit und Eigengerechtigkeit sind ja schon seit und vor der Pharisäer Zeiten bis auf unsere Tage ein Haupthindernis gegenüber der Botschaft von der freien, unverdienten Gnade im Blute Jesu Christi."

Als ein Hauptmittel aber, auf dem „Wege der Vollkommenheit" weiterzukommen, gilt bei der abergläubischen Menge das Wallfahrten und sich Kasteien. Da ziehen sie in Scharen und vereinzelt hinauf zu einer mächtigen und hochgelegenen Gletschergruppe, an deren Fuße ein schöner Bergsee liegt. Mehrere Flüsse entspringen teils in seiner Nähe, teils in ihm selbst. Diesen See und die Gletschergruppe zu umwandern, was eine Zeit von 7 Tagen erfordert, und in dem dort erbauten Kloster seine Opfer an Geld und Lebensmitteln darzubringen, das befreit ebenfalls von aller Sündenschuld. Oder sie machen, oft in großen Karawanen, Wallfahrtsreisen an besonders heilige Orte, wo das Grabmal irgend eines Heiligen sich befindet. Dort zu beten, Gaben darzubringen oder das Kloster und seinen Landbesitz auf Händen und Füßen zu umrutschen — eine Arbeit, die 3—4 Tage erfordert — ist ebenfalls verdienstlich. Dazu kommt allerlei grober Götzendienst, Beschwörungen und totes Ceremonienwesen, dem das Volk der Tibeter ergeben ist und wodurch es trotz alledem deutlich bekundet, daß auch ihm religiöser Sinn und religioses Bedürfnis, wie jedem Menschen, der von und zu Gott geschaffen ist, innewohnt.

2. Der erste Uebersetzer der tibetischen Bibel.

Es war an einem herrlichen Abend des 10. März 1856, daß zwei Reiter ihre Reisezelte in der Lichtung eines majestätischen Waldes, wie derselbe die oberen Bergterrassen des Himalaja bedeckt, aufschlugen. Sie befanden sich auf der Karawanenstraße, welche von dem tibetischen Flecken Kyelang nach der südlich gelegenen Stadt Simla führt. Schon mehrmals waren sie an diesem Tage in dieser Richtung ausgeritten und enttäuscht wieder zurückgekehrt; sie erwarteten jemand, der dieses Weges von Simla herkommen sollte; aber umsonst war ihre Ausschau und vergeblich ihr Ritt. Bereits

lagerten sich die düstern Nachtschatten auf das wildromantische Gefilde und ermüdet zogen sie sich zur Ruhe zurück. Doch kaum hatten sie ihre Augen zum Schlummer geschlossen, als sich durch die klare Abendstille eine volle männliche Stimme in der Ferne hören ließ, die den bekannten Zinzendorf'schen Liedervers in Deutsch sang:

„Wir woll'n uns gerne wagen, In unsern Tagen
Der Ruhe abzusagen, Die's Thun vergißt;
Wir woll'n nach Arbeit fragen, Wo welche ist;
Nicht an dem Amt verzagen, Uns fröhlich plagen
Und unsere Steine tragen Auf's Baugerüst."

Es war der Brüdermissionar Jäschke, der von den beiden obigen Reitern, den Missionaren Heyde und Pagell, längst erwartet, mit diesem Gesang hier zu seinen künftigen Mitarbeitern auf der einsamen Höhe der Bergstraße stieß. Schon am folgenden Tage brachen alle drei gemeinsam auf und gaben sich auf ihr entlegenes Arbeitsfeld, wo jene beiden Brüdermissionare erst kurz zuvor sich in Kyelang niedergelassen hatten, um dem buddhistischen Volke Tibets das Wort von der freien Gnade in Christo zu bringen.

Schon im Jahr 1850 hatte die Brüdergemeine auf Anregen des bekannten Chinesenmissionars Gützlaff den Beschluß gefaßt, irgendwie mit der Verkündigung des Evangeliums zu den Mongolen vorzudringen. Demzufolge sandte sie 1853 die beiden Brüder Pagell und Heyde über England und Indien hinauf auf den Himalaja, um von da aus über Tibet in die chinesische Mongolei vorzudringen. Ursprünglich hatten sie durch Rußland sich dahin begeben sollen; aber der dazu nötige russische Paß war verweigert worden. Sie ließen sich vorerst in der Nähe von Simla nieder, wo sie sich mit der hindostanischen Sprache vertraut zu machen suchten, und traten dann im Jahre 1855 ihre Reise nordwärts nach der Mongolei an; aber alle Versuche, über die chinesische Grenze und hinein in das eigentliche Tibet zu dringen, scheiterten an dem hartnäckigen Widerstand der chinesischen Beamten. So kam man zu dem Entschluß, den ursprünglichen Plan einstweilen aufzugeben und unter den Tibetern des britischen Gebietes, die ja demselben Buddhismus, wie die Mongolen, dienen, seine Hütten aufzuschlagen. Gab es doch dort Arbeit genug. Im Bergkanton Lahul, am obersten Lauf des Tschinab, 10,000 Fuß hoch über dem Meeresspiegel, inmitten

einer großartigen Bergwelt, zwischen prachtvollen Gletschern und dem herrlichen Grün der Wiesenabhänge mit ihren Feldern und Baumgärten — aber auch 4—5 Monate des Jahres durch den Schnee von aller Welt abgeschieden — ließen sich die Brüder in dem Dorf Kyelang nieder, um ihre Friedensarbeit zu treiben, während tief unten in der indischen Ebene die Rebellion tobte und den dortigen Missionaren den Untergang zu bereiten drohte. Jener Missionsplatz im britischen Tibet sollte aber auch zugleich als Vorposten dienen, um später auf diesem Wege in das eigentliche China vorzudringen. Als Missionar Jäschke im März 1856 als Mitarbeiter bei den beiden Brüdern eintraf, waren dieselben eben daran, ihre erste Wohnstätte in Kyelang aufzurichten.

Doch wir wollen hier nicht die Arbeit der drei Brüder im Einzelnen schildern, auch nicht die jahrelangen Geduldsproben, welche die Missionsthätigkeit unter den gleichgültigen materiellen Tibetern zu bestehen hatte, vorführen — unsere Absicht vielmehr ist, in diesen Blättern auf die Hauptarbeit Jäschkes hinzuweisen, die er durch seine sprachlichen Leistungen, und besonders durch die Uebersetzung des Neuen Testamentes, durch Gottes Gnade vollbringen durfte und wodurch er für die ganze Zukunft des Werkes eine außerordentliche Bedeutung erlangt hat.

Zu dieser sprachlichen Aufgabe des Werkes, die ihm die Anfangsarbeit auf dem tibetischen Missionsfelde stellte, war Jäschke mit außerordentlichen Gaben ausgerüstet. An sich Theologe, war er zugleich ein solches Sprachengenie, wie man es nicht so leicht wieder antrifft. Völlig vertraut mit den alten Sprachen und bekannt mit den meisten lebenden Europas, wie auch im Sanskrit zu Hause, war er dabei ein Mann, der in seinem Wesen die Ruhe und Anspruchslosigkeit eines alten Philosophen mit der Einfalt und Demut eines lebendigen Christen vereinigte. Sein ungewöhnliches Talent war es auch, welches die Direktion der Brüdergemeine veranlaßte, denselben als Missionar für die eben in Angriff genommene Missionsarbeit in Tibet auszusenden.

Heinrich August Jäschke entstammte einer alten mährischen Familie, die sich mit den ersten Emigranten in Herrnhut niederließ. Hier wurde derselbe am 17. Mai 1817 geboren und in der Zucht und Vermahnung zum Herrn erzogen. Seine bedeutenden Gaben,

die sich schon früh bei dem Knaben in der Schule zeigten, machten es ihm möglich, trotz der Mittellosigkeit seiner Eltern, das Pädagogium in Niesky zu besuchen und den in der Brüdergemeine üblichen Studiengang einzuschlagen. Hier zeichnete er sich auf allen Gebieten des Studiums, besonders aber in den Sprachen und in der Musik aus. Sein Gefühl und sein Ohr für die Töne und deren feinsten Unterschiede waren so scharf, daß er auch hiedurch ganz besonders für Sprachforschungen befähigt war. Nicht nur war er ein guter Sänger, sondern er brachte es auch auf den verschiedensten Instrumenten zu ziemlicher Fertigkeit. Er spielte vorzüglich Klavier, Orgel, Klarinette und etwas Violine.

Doch seine besondere Begabung wies ihn, wie gesagt, auf die Sprachenkunde hin, die er mit Vorliebe und Erfolg trieb. Als er später in das Predigerseminar zu Gnadenfeld, einem kleinen Brüderort in Ober-Schlesien, eintrat, um hier seinen theologischen Studien obzuliegen, ergriff er die Gelegenheit, um sich das in der Gegend von der Landbevölkerung gesprochene Polnisch anzueignen. Im Jahr 1837 wurde er nach Christiansfeld in Schleswig, das hart an der jütländischen Grenze liegt, als Lehrer versetzt. Auch hier eignete er sich in kurzer Zeit die dänische Sprache an, und eine Ferienreise, die er nach dem unfernen Schweden machte, mußte ihm dazu dienen, sich mit dem Schwedischen bekannt zu machen. Letztere Sprache wurde wegen ihres melodischen Tonfalles fortab seine Lieblingssprache, und er sang mit ebensoviel Vorliebe die ansprechenden schwedischen Lieder als die polnischen Nationalhymnen. Dabei war seine Kenntnis der verschiedenen Sprachen durchaus keine oberflächliche, wie dies schon die Abfassung seines treugeführten Tagebuches, das sich in seinen hinterlassenen Papieren fand, zeigte. Er hat dasselbe in nicht weniger als 7—8 verschiedenen Sprachen geführt. Einige Seiten sind in Deutsch oder Englisch, andere in Polnisch geschrieben; wieder andere sind in Lateinisch oder Griechisch abgefaßt, sowie in Schwedisch und Ungarisch. Letztere Sprache lernte er von einem ungarischen Zögling des Pädagogiums in Niesky, an welcher Anstalt er seit 1842 angestellt war. Hier war es auch, daß er in der Niederlausitz, wo noch ein alter Rest Wenden sitzt, sich mit der böhmischen Sprache beschäftigte. Doch er beschränkte sich nicht allein auf dieses slavische Idiom, sondern er warf sich auch mit

ganzem Eifer auf das Studium des Sanskrit, wie des Persischen und Arabischen; Sprachen, deren Kenntnis er später in den Dienst des Herrn stellen durfte. Daß er außer seiner philologischen Begabung auch ein tüchtiger Mathematiker war und bedeutende Kenntnisse in der Naturwissenschaft, besonders in der Botanik, besaß, sei hier nur nebenbei bemerkt.

Das war der Mann, den der Herr in besonderer Weise für die Arbeit in seinem Weinberg ausgerüstet hatte. Im Jahr 1856 erhielt derselbe den Ruf, als Missionsarbeiter nach Tibet auszuziehen, und mit Freuden folgte er demselben.

---

3. Wie dem tibetischen Volke die Bibel gegeben ward.

Wir haben oben gesehen, wie Jäschke an jenem Abend, auf dem Wege von Simla nach Kyelang, auf der einsamen Berghöhe mit seinen Mitarbeitern zusammentraf. Ungesäumt machte sich derselbe nun an seine Aufgabe. Mit Hilfe seiner Bekanntschaft des Sanskrits, des Arabischen, Persischen, Hindostan und Urdu, mit welch letzteren beiden indischen Sprachen er sich unterwegs beschäftigt hatte, bemächtigte er sich bald des tibetischen Sprachschatzes, so daß er schon nach Jahresfrist eine kleine Arbeit über das Vokalsystem jener Sprache schreiben konnte, die in Deutschland von einem Gelehrten herausgegeben wurde. Um sich in einer ausschließlich tibetischen Umgebung seinen sprachlichen Studien widmen zu können, war Jäschke schon wenige Monate nach seiner Ankunft nach dem nordwestlich gelegenen Ladak-Bezirk übergesiedelt, wo er sich über 3 Monate lang aufhielt. Der höchst beschwerlichen Reise dahin, die ihn über eine hochgelegene, von Bergriesen umstarrte Einöde führte und welche über einen vollen Monat in Anspruch nahm, war er hinsichtlich der Strapazen wie wenige gewachsen. Hier in der Provinz Ladak ließ er sich in der Nähe von Leh (wo später eine Station angelegt wurde) nieder und lebte in der denkbar einfachsten Weise. Sein tägliches Mahl bestand in Hafergrütze und Mehlbrei, wozu ein Ei kam, das die einzige Henne seiner Wirtin getreulich lieferte. Von seiner bescheidenen Bettstatt aus führte eine Art Treppe, die aus 5 ungleichen Steinblöcken zusammengesetzt war,

hinauf zu seinem Arbeitsraum, dessen Mobiliar aus einem wackligen Tisch und einem noch gebrechlicheren altersschwachen Stuhl bestand.

Nach seiner Rückkehr von Ladak ging er im Verein mit den beiden andern Brüdern bald daran, seine sprachlichen Kenntnisse zum Besten der Mission zu verwerten. Obschon sie mit allerlei äußeren Geschäften überhäuft waren, wie das bei Leuten, die in solcher Abgeschiedenheit ganz auf sich angewiesen sind, nicht anders sein kann, gelang es ihnen, hintereinander eine ganze Reihe von wertvollen Schriften abzufassen, durch welche die erste christliche Litteratur in der Sprache Tibets begründet wurde. Aus ihrer kleinen lithographischen Handpresse gingen nacheinander verschiedene Schulbücher hervor, sowie Katechismen, Liturgien und Lieder, christliche Traktate, biblische Geschichten, eine Kinderfibel und andere Erzeugnisse ihres Fleißes. Jäschke hatte zwar den Hauptanteil an diesen litterarischen Arbeiten, aber seine Mitarbeiter standen ihm auch hierin treulich zur Seite. So veröffentlichte Heyde u. a. eine Abhandlung über das „Weltall", ein Schriftchen, das gerade für Tibet, wo die absurdesten Ideen über die Erschaffung, Erhaltung und Einrichtung unseres Weltkörpers unter den Buddhisten bestehen, von besonderem Werte war. Auf ihren ausgedehnten Predigtausflügen, die sie während der Sommermonate unternahmen, hatten sie Gelegenheit, ihre Schriften unter dem Volke zu verbreiten, was mit umsomehr Erfolg geschehen konnte, als dasselbe zum größten Teil des Lesens kundig ist und den tibetischen Schriftzeichen die größte Ehrerbietung entgegen bringt.

Alle diese sprachlichen Arbeiten sollten dazu dienen, dem Evangelium in Tibet und Mittelasien den Eingang zu verschaffen. Jene umfaßten bald mehr als 2000 Seiten, welche alle erst sorgfältig in der eigentümlichen tibetischen Schrift abgefaßt und auf die lithographischen Steinplatten übertragen werden mußten, ehe sie auf der Handpresse in Kyelang hergestellt werden konnten. Eine der wichtigsten dieser Spracharbeiten war zuerst eine Grammatik und später ein tibetisches Wörterbuch, die beide in Europa im Druck erschienen und besonders für die Missionsarbeiter in Tibet von bedeutendem Werte sind. Selbst einige Missionare der China-Inland-Mission, welche an den Grenzen des östlichen Tibets arbeiten, bedienen sich derselben.

Der tibetische Wörterschatz, wie ihn Jäschke mit jahrelangem Fleiß gesammelt hatte, sollte aber auch besonders dazu dienen, vermittelst desselben die heilige Schrift zu übersetzen und dieselbe den Millionen von Buddhisten, die das Innere von Asien bewohnen und soweit dieselben das Tibetische reden, in die Hand zu geben. Sobald die nötigen Vorarbeiten geschehen waren, ging er ungesäumt an dieses wichtige Werk. Fast hatte er das ganze Neue Testament vollendet, als ihn 1868 sein leidender Zustand nötigte, nach Europa zurückzukehren. Doch blieb deshalb die Bibelübersetzung nicht liegen. Sein Nachfolger Redslob setzte die Arbeit fort und übersetzte mit einem getauften Lama die Epistel an die Hebräer, sowie die Offenbarung Johannis, während Jäschke in der Heimat die Durchsicht der Druckbogen besorgte. So wurde die Uebersetzung des Neuen Testamentes glücklich zu Ende geführt und von der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft durch den Druck veröffentlicht.

Auch die Uebersetzung des Alten Testamentes war von Jäschke noch in Angriff genommen worden, und einzelne Teile desselben, wie die Psalmen, die 5 Bücher Mosis und der Prophet Jesaias, wurden auf der lithographischen Presse zu Kyelang hergestellt. Wohl mühte er sich trotz zunehmender körperlicher Schwäche noch um die Durchsicht der Druckbogen; aber die Vollendung des Ganzen war dem Meister der Sprachwissenschaft nicht mehr vergönnt. Am 24. September 1883 ging er nach mancherlei Leiden in Herrnhut zur Ruhe des Volkes Gottes ein. Auf dem von Linden beschatteten Gottesacker am Hutberg liegt der müde Leib des unermüdlichen Missionars, dessen früher Heimgang menschlich gesprochen ein unersetzlicher Verlust nicht allein für die Sprachwissenschaft, sondern auch für die Mission auf dem Himalaja war.

Die Uebersetzung des Alten Testamentes haben seitdem die beiden Missionare Heyde und Redslob fortgesetzt und zu Ende geführt. Letzterer sollte dieselbe nach seiner Rückkehr nach Europa durch den Druck führen; aber auch er ist, kurz vor seiner geplanten Abreise, am 7. Juni des vorigen Jahres unerwartet schnell vom Herrn heimgerufen worden, während ersterer, Missionar Heyde, noch in ununterbrochener Arbeit (seit 1853) auf dem Missionsposten im Himalaja steht.

Die Herausgabe der vollständigen Bibel in der Sprache der

Tibeter dürfte dadurch vorderhand noch eine Verzögerung erleiden; aber wir hoffen, daß in nicht zu langer Zeit doch noch diese wichtige Arbeit durch den Druck vollendet und dadurch die ganze hl. Schrift dem Volke Tibets zugänglich werde. Denn wahrlich, eines Landes bester und gesegnetster Missionar ist das Bibelbuch, welches ihm in die Hände gegeben, die Liebe Gottes zu den verlorenen Menschenkindern am eindringlichsten predigt.

Segen der Hausandacht.

Es stand einmal ein Maurergeselle auf einer hohen Leiter, um die äußere Wandfläche eines westfälischen Pfarrhauses anzuweißen. Es war früh am Morgen. Der junge Bursche ist wohlgemut; die Arbeit ist ja eben nicht schwer und viel Kunst gehört nicht dazu, denn ein Maurereimer ist nicht gerade ein Malerpinsel, ein Eimer mit Kalkwasser keine Palette und eine Hauswand keine Staffelei. Und doch sollte hier ein wunderbares Gemälde entstehen; nämlich so:

Als der Maurergesell da oben arbeitete, pfiffen die Vögel im nahen Lindenbaum ihr Morgenlied, wie sie es allewege thun, und oft da am meisten, wo die Menschen kein Morgen- und Abendlied mehr haben, und er pfeift mit, ob gut, ob schlecht, wir lassen die Sache unausgemacht, — jedenfalls nicht so gut wie die Vögel, die bekanntlich alles vom Blatt singen, — dabei arbeitete er aber rüstig weiter. Bald jedoch gesellt sich zu dem Konzert in der Linde und auf der Leiter noch eine dritte Stimme; denn aus dem Hause tönt leise ein Morgenlied, gesungen von den Bewohnern desselben, und auch die Vögel singen weiter, nur der Maurergeselle nicht, sondern der schweigt. Dann schweigt auch das Lied, und der greise Pfarrer beginnt ein Kapitel aus der Schrift zu lesen, nämlich 1 Mos. 28, von Jakobs Traum, da er die Himmelsleiter sieht, und als das Kapitel zu Ende gelesen ist, spricht er das Morgengebet und betet, wie man nach solchem Kapitel beten kann, und zuletzt folgt das Lied von Zinzendorf:

Vor Jesu Augen schweben
Ist wahre Seligkeit.

Der Maurergesell hat längst aufgehört zu pfeifen und auch zu arbeiten; er hat seinen Maurereimer an die Leiter gehängt, dann hat er seine Mütze abgenommen, zuletzt hat er seine Hände gefaltet und mitgebetet, und hätte gern auch mitgesungen; aber er kann das Lied nicht auswendig und inwendig erst recht nicht.

Aber er beginnt es inwendig zu lernen, und das ist fürwahr auch die beste Methode, so ein Lied auch auswendig zu lernen. Danach nimmt er seine Arbeit wieder auf, ich weiß nicht, ob fleißiger als vorher, glaub's aber gern; der Fleiß der Maurer ist allerdings nicht so berühmt als der der Ameise; nur ihr Schweiß ist berühmter, von dem der Tropfen ein Goldstück gelten soll!

Der Maurer arbeitete bis zum Feierabend und noch länger; er weiß wohl warum: er möchte gern hören, wie die Vögel in der Linde am Abend pfeifen und wie die Leute im Pfarrhause singen und beten. Aber die Vögel sind längst zu Neste geflogen und schlafen unter ihrem grünen Blätterdache, doch hat der Maurer noch nicht aufgehört zu arbeiten, und steht und macht sich noch allerlei zu thun, bis der Knecht aus dem Pfarrhause zum Brunnen kommt, den er bittet, ob er nicht im Hausflur stehen dürfe, wenn der Pfarrer drinnen das Abendgebet halte. Das ward ihm denn gern gewährt, und noch mehr als das, er darf ins Zimmer kommen und mitsingen und mitbeten, und danach hat ihn der Pfarrer noch besonders ins Gebet genommen und mit ihm geredet, recht von Herzen zu Herzen.

Der Maurergesell hieß Wilhelm Uellner und hat später über 40 Jahre als Missionar der Brüdergemeinde in Grönland in großem Segen gearbeitet. Er hat erfahren, was Jakobs Traum zu bedeuten hat. Wißt ihr es auch? Und noch eine Frage: die Vögel pfeifen noch heute auf den Bäumen, und wer vorbeigeht morgens oder abends, hört der auch etwas? Und noch ein Wort: wenn die Vögel in der Linde nicht pfeifen und die Maurer auf den Gerüsten nicht pfeifen, dann ist's Winter, und — wenn's in deinem Hause, und wenn's in deinem Herzen nicht mehr klingt und singt, — dann ist's Winter, — Todeswinter! O, daß es Frühling würde!

(Luth. Kirchenblatt.)

Ist dir auch die Bibel deine liebste Habe?

In der Zeit des siebenjährigen Krieges waren in einem Dorfe der Lausitz die Feinde eingedrungen, hatten die Häuser geplündert, und nachdem sie das, was sie gebrauchen konnten, mitgenommen, hatten sie den ganzen Ort niedergebrannt. Da stand der alte Pfarrer des Ortes, sein Weib war längst entschlafen, mit seinem zwölfjährigen Sohne vor seinem brennenden Hause und warf mit ernstem Auge und mit gefalteten Händen einen Blick nach dem Grabe seiner Habe. — Der Knabe erst schluchzend neben ihm, war plötzlich verschwunden. Dieser Umstand bringt den Vater aus seiner festen Stellung und Stimmung; er läuft hin und her, drängt sich durch die Massen, fordert Freunde auf, sein Kind zu suchen, beschwört die Umstehenden, lieber Hab und Gut in Asche sinken zu lassen, nur daß sein Sohn lebe; siehe, da springt plötzlich der Knabe, wie von Engeln getragen, ein Paket mit beiden Händen festhaltend, aus dem brennenden Hause, das wie dumpfer Donnerschlag prasselnd hinter ihm zusammenstürzt. Mit versengten Kleidern und Haaren kommt er atemlos zum jammernden Vater, dem die Freude die Stimme erstickt, der nur zu Umarmungen, nicht zu Vorwürfen Zeit hat. Die Menge umsteht die rührende Gruppe und fragt und forscht, bis der Knabe endlich die Worte stammelt: „Aber Väterchen, sei nur nicht böse; als ich mit dir vor unserm brennenden Hause stand, da fuhr mir's wie ein Blitz durch die Seele: eins mußt du retten, dachte ich, mag's kosten was es will. Das schöne Geburtstagsgeschenk war auf dem Tische liegen geblieben, aus dem ich dir, lieber Vater, gestern Abend noch den aufgegebenen Spruch hersagte: Fürchte dich nicht, denn Ich habe dich erlöset! Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist Mein; denn so du durchs Wasser gehst, will Ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen, und so du durchs Feuer gehst, sollst du nicht brennen und die Flamme soll dich nicht anzünden. Sieh Vater, daran dacht' ich, und darum wagt ich's. Hier ist das Buch" — und damit wickelte er aus einem Tuch seine Bibel. Nun denke man sich noch den alten Vater mit seinem „Gelobt sei Gott!" und die umstehende Menge,

wo kein Auge thränenleer, so hat man die Vollendung dieser ergreifenden Scene, die nun jedem die Frage nahe legt: Ist auch dir die Bibel deine liebste Habe? (Luth. Kirchenblatt.)

Eine Fülle von Namen.

Ein bibelfester Bauer in England kam neulich in die Kirche mit seinem erstgeborenen Knäblein, damit dieses die heilige Taufe empfange. Um dem Pfarrer seine Aufgabe zu erleichtern, hatte er die 26 Taufnamen, welche das Kind tragen sollte, auf ein Zettelchen geschrieben. Sie lauteten also: Abel, Benjamin, Caleb, Daniel, Esra, Felix, Gabriel, Haggai, Isaak, Jakob, Kisch, Levi, Manoah, Nehemia, Obadja, Peter, Quartus, Rachab, Samuel, Tobia, Uzziel, Vaphsi, Wort, Xystus, Yeria, Zacharias Jenkins. Der Pfarrer hatte viele Mühe, den Vater zu überreden, daß er sich an dem ersten und letzten Namen des Kindes genügen lasse, das also Abel Zacharias Jenkins heißt. — Man kann in der Bibel auch nach Unnötigem jagen, und dazu ist sie uns doch nicht gegeben.

(Miss.-Bl. f. K.)

Bücheranzeige.

Hausbibliothek und Volksbücher. (Verlag des evangelischen Schriftenvereins in Karlsruhe.)

1. Echte und falsche Edelsteine. Erzählung von A. v. Rothenburg.
2. Die Rose von Benares. Von Martha Eitner. 1891.
3. Gib Smith, der Missionar. Von derf. 1891.
4. Die Waise. Von derf. 1891.
5. Johannes Mettenheimer. Eine Erzählung aus dem Jahre 1529. Von Th. Hoffmann. 1891.
6. Von Weißenburg bis Sedan. Kriegserinnerungen eines freiwilligen Sanitäters. Von demf. 1890.
7. Martin Reiser. Wunderbare Lebensführung eines Arztes. Von Dr. G. H. v. Schubert. 1892.

Alle diese volkstümlich gehaltenen Schriften, die kartonniert zu dem billigen Preise von 1 Mark zu haben sind, empfehlen sich durch ihren vorzüglichen Inhalt, der zugleich dem Christenvolk eine gesunde christliche Lektüre bietet.

Haller A. H. Der gute Kampf des Glaubens. Verlag von F. Wassermann, Reval 1891. Mk. 7.

Kurze kernige Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres.

Christliches Vergißmeinnicht. Mit einem Geleitswort von Dekan G. Weitbrecht. Verlag von E. Salzer, Heilbronn. geb. m. Goldschn. Mk. 1.25. mit Rotschn. Mk. 1.

Ein Bibelspruch nebst einem kleinen Vers aus dem Gesangbuch für jeden Tag im Jahr und einer leeren Seite nebenan zur Einzeichnung von Geburtstag und Denksprüchen. Die Ausstattung ist sehr elegant und ansprechend und der Preis mäßig.

Biblisch-topographische Karte von Palästina. Nach den englischen topographischen Aufnahmen und unter Mitwirkung von Prof. Dr. K. Furrer in Zürich, mit besonderer Berücksichtigung der Zeit Christi bearbeitet von R. Leuzinger. Maßstab 1:500,000. Bei Schmid, Francke u. Cie. Bern 1892. Mk. 1.60.

Eine sehr schöne, sauber gearbeitete Karte in vier Farbendrucken, welche die physikalischen Verhältnisse des heiligen Landes scharf und plastisch hervortreten läßt. Die heutigen Ortsnamen sind neben denen des Altertums in etwas kleinerer, aber deutlicher Schrift angegeben. Die Karte kann sowohl allen Bibellesern, als auch denen, die sich mit dem Bibelstudium befassen, aufs wärmste empfohlen werden.

Illustrierte Hausbibel. Nach der deutschen Uebersetzung von Dr. Martin Luther. Zweite unveränderte Auflage. Berlin, Friedrich Pfeilstücker. 4°. Fünfte Abteilung.

Diese 5. Abteilung der mehrfach besprochenen Hausbibel führt vom Alten Testament in das Neue hinüber (Sirach, Kap. 9. Ev. Joh. Kap. 19). Auch hier hätten wir auf manches Bild gerne verzichtet, das überflüssig oder weniger geeignet ist. Doch sind diesmal namentlich die Darstellungen von Oertlichkeiten des hl. Landes, zum Teil nach Photographien, besonders zahlreich und deren Wert für die Veranschaulichung ist unbestreitbar. Wir meinen damit zwar nicht Bilder wie „der Berg der Seligpreisungen", „der Berg der Versuchung", „der Ort, wo Judas nach der Ueberlieferung den Herrn verriet," die Stationen des „Schmerzenswegs" und ähnliches; deren Wert ist naturgemäß ein beschränkter. Aber die Darstellungen von Tiberias, Kapernaum und andern Gegenden des Sees Genezareth; ferner von Nazareth, Nain, dem Jakobsbrunnen, der Ebene von Jericho, Bethlehems, des Gartens Gethsemane und sonstigen Oertlichkeiten um und in Jerusalem werden, wie uns, so vielen Lesern willkommen sein. Von andern Bildern seien beispielshalber noch hervorgehoben das Händewaschen, der betende Israelite mit den Denkzetteln, die „Blinden in Palästina", und an naturgeschichtlichen Bildern die Darstellungen des Kümmels, der Raute, des Johannisbrotbaums. St.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.

In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

L. Reinhardt, Buchdruckerei, Basel.

Missionskirche in Kannanur.

William Carey

als Bahnbrecher der evangelischen Mission.

1. Ein Missionsjubiläum.

Auch die Mission darf ihre Jubiläen und Gedenktage feiern; umsomehr, wenn solche auf Begebnisse zurückweisen, welche in der Folgezeit für die gesamte Entwicklung und den Aufschwung der Mission von zeitgeschichtlicher Bedeutung geworden sind. Einen solchen Denkstein, ein Ebenezer im eigentlichen Sinne des Wortes, bildet das gegenwärtige Jahr 1892. Dasselbe bildet nicht allein den Abschluß der letzten hundertjährigen Missionsperiode, sondern es ruft auch der evangelischen Kirche das denkwürdige Jahr 1792 ins Gedächtnis zurück, in welches sozusagen die Geburtsstunde der heutigen Heidenmission fällt. Wohl hatte letztere ihre Vorläufer, wie die Reformation des 16. Jahrhunderts die ihrigen; aber es waren doch nur vereinzelte Erscheinungen, die auf diesem Gebiete vor dem Anbruch unseres heutigen Missionszeitalters bestanden. Das 18. Jahrhundert, das philosophische Zeitalter der Aufklärung und der geistlichen Dürre des Rationalismus, war bei der indifferenten und skeptischen Richtung, die es in Bezug auf die Person Christi und sein Erlösungswerk einnahm, nicht dazu angethan, Christum, den Gekreuzigten und Auferstandenen, unter den verachteten Heiden zu verkündigen. Aber nicht nur die moderne Weltanschauung des Vernunftglaubens, sondern auch die Orthodoxie eines verknöcherten Konfessionalismus waren im letzten Jahrhundert der warmen Bethätigung des Liebeseifers auf dem Felde eines praktischen Christentums sowohl in der Heimat als unter den nichtchristlichen Völkern ungünstig, und es bedurfte eines Anstoßes von oben, um die bestehenden Vorurteile gegen die Heidenmission aus dem Wege zu räumen.

Hiefür war zu der von Gott ersehenen Stunde die Persönlichkeit eines William Carey berufen, der durch seine geistesmächtige Missionspredigt den zündenden Funken des in seinem Herzen brennenden Missionsfeuers unter seine Glaubensgenossen warf und damit eine Flamme anfachte, die nicht auf ihren Herd beschränkt geblieben ist, sondern auch weitere Kreise erwärmt und entzündet hat. Und in der That, die Gründung der „Baptistischen Missionsgesellschaft", welche durch ihn ihren Anstoß erhielt und am 2. Oktober 1792 erfolgte, war der Anbruch des Missionsjahrhunderts, an dessen Ausgang wir heute stehen. Es ist somit das letzte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts der Zeitpunkt, an welchem nicht nur „die protestantische Mission in den Horizont der christlichen Kirchengeschichte eintrat," sondern seit welchem sich dieselbe auch zur „Weltmission" entwickelte.

Wer aber hätte damals zu hoffen gewagt, daß das kleine unscheinbare Senfkorn, welches 1792 seine ersten Keime entfaltete und schüchtern das harte Erdreich zu durchbrechen begann, sich so schnell zum weitästigen Baume entfalten würde? Fehlten ihm doch zum kräftigen Wachstum die erforderlichen Vorbedingungen. Die Welt mit ihrem bunten Völkergewühl war kaum recht bekannt geworden; das Interesse und die Bestrebungen für die erdkundliche Wissenschaft und Erforschung der dem Namen nach bekannten Völkerschaften lag noch in ihren Windeln; die Humanität gegenüber den Nationen, mit welchen die europäische Christenheit in Berührung trat, stand noch auf ihrer niedrigsten Stufe; der christlichen Verpflichtungen, die man ihnen gegenüber hatte, war man sich kaum bewußt; die Christenheit aber lag, wie gesagt, im Todesbann eines weitverbreiteten Unglaubens. Letzterer feierte eben in den Stürmen der französischen Revolution seinen größten Triumph und ließ wie ein Erdbeben die Grundfesten — nicht nur der Reiche — sondern auch der gesellschaftlichen und religiösen Ordnung erzittern. Aber gerade diese gewaltigen Erschütterungen erweckten in jenen Tagen manche christliche Gemüter zu ernsterem Nachdenken und wiesen auch zugleich die Gläubigen immer entschiedener auf die Mission hin. Die Ausbreitung des Evangeliums über die ganze Welt sahen damals Viele als die Frucht an, die aus jener Trübsal hervorgehen werde. Und dies war in der That der Fall. Ein Hauch göttlichen Lebensodems, der im letzten

Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts über die Kirchengemeinschaften Englands zu wehen begann, weckte in den Gliedern derselben eine neue Triebkraft, die sich gerade auf dem Gebiete der Heidenmission nach außen hin bethätigte. Diese neue Regung ging aber nicht zunächst von der bischöflichen Staatskirche, sondern von andern kirchlichen Richtungen aus und ergriff von hier aus alle Teile des christlichen Gemeinwesens. Diese auf englischem Boden erwachsenden Missionsbestrebungen haben dann in ihrem weiteren Verlauf auch bald einen belebenden und anregenden Einfluß auf den Kontinent ausgeübt und das Interesse für die Bekehrung der nichtchristlichen Völker erwachen lassen.

Es liegt nun nicht in unserer Absicht, im Rückblick auf jenes für die Mission bedeutsame Jahr 1792 ein Bild über die geschichtliche Entwicklung und Ausdehnung, welche die evangelische Mission während der letzten hundert Jahre genommen hat, zu entwerfen. Es würde diese Aufgabe, soll sie voll und ganz gelöst werden, einen größeren Raum beanspruchen, als dies unsere Blätter zurzeit gestatten; denn eine eingehende Behandlung des Werdens und Wachsens der Mission, die nun vom Kind zum Manne herangereift ist, ihre Stellung und Bedeutung, welche sie in unseren Tagen nachgerade einnimmt, die Wechselbeziehungen, welche zwischen der heimatlichen Missionsgemeinde und der Missionskirche im Heidenlande bestehen — alles das ist ein so umfangreiches Stück Missions- und Kirchengeschichte, das sich nicht wohl in den engen Rahmen einer gedrängten Darstellung einfügen läßt. Wir wollen hier nur auf jene Geburtsstunde der Baptisten-Missionsgesellschaft zurückweisen und dieselbe in Verbindung mit der Persönlichkeit des William Carey, den der Herr zum Bahnbrecher der evangelischen Mission ersehen und ausgerüstet hatte, unsern Lesern vorführen.

---

2. Der 2. Oktober 1792.

Ein Gebetsverein, zu dem sich einige Geistliche der protestantischen Kirche Schottlands zusammenthaten und in welchem sie zu bestimmten Zeiten den Herrn um die Ausbreitung des Evangeliums in der ganzen Welt anflehten, darf mit Recht als

der fruchtbare Boden betrachtet werden, aus welchem das neue Reis hervorwuchs. Die Beteiligung an jenem wuchs von Jahr zu Jahr, besonders seit sich der Verein im Jahr 1747 an alle Gläubigen Englands und Amerikas wandte und zur Teilnahme aufforderte. Später, als die Sache zu erlahmen drohte, nahm eine Versammlung von Baptistenpredigern dieselbe 1784 wieder auf und „setzte den ersten Montag jeden Monats zu einer Gebetsvereinigung aller Gläubigen für die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden fest."

Vor allem aber waren es drei baptistische Geistliche, durch welche der neubelebte Gebetsverein seine kräftigste Förderung fand. Diese wollten aber auch, daß zur rechten Zeit und Stunde zur That geschritten werde; denn durch die Veröffentlichung der Reisen des berühmten Seefahrers Cook um die Welt (1771—82), sowie durch die über Indien sich ausbreitende Herrschaft Englands und die sich erweiternde Bekanntschaft mit dem dortigen Heidentum waren die Augen der für das Kommen des Reiches Gottes Betenden immer bestimmter auf die Verwirklichung ihrer Gebete hingewiesen worden. Es fehlte nur noch an einem letzten Anstoß und an der Persönlichkeit, die den Gedanken zur That werden ließ. Und Beides kam zu der von Gott ersehenen Stunde.

Es war im Mai 1792, daß zu Nottingham eine allgemeine Versammlung der Baptistenprediger des Bezirks stattfand. Bei dieser Gelegenheit wurde einer derselben, der junge W. Carey, aufgefordert, die Eröffnungspredigt zu halten. Der erst 31jährige Mann, welcher von einem brennenden Verlangen, den Heiden das Evangelium zu bringen, beseelt war, that dies, indem er dem Missionsgedanken in einer ergreifenden Weise Ausdruck gab. Sein Text war die Stelle Jesaia 54, 2. 3: „Mache den Raum deiner Hütte weit, und breite aus die Teppiche deiner Wohnung, spare seiner nicht; dehne deine Seile lang und stecke deine Nägel fest. Denn du wirst ausbrechen zur Rechten und zur Linken und dein Same wird die Heiden erben und in den verwüsteten Städten wohnen." Er führte dabei den Doppelgedanken aus: 1) Erwartet Großes von Gott! 2) Unternehmet Großes für Gott! Der Eindruck war groß und alle waren bewegt. Dennoch waltete bei den darauffolgenden Verhandlungen der Zweifelgeist und schon wollten die Versammelten, ohne Hand anzulegen, von einander

scheiden, als Carey fast verzweifelnd die Hand des Vorsitzenden ergriff und wehmütig fragte: „Also geht ihr noch einmal auseinander, ohne etwas zu thun?“ Das wirkte, und so wurde beschlossen, bei der nächsten Zusammenkunft den Plan einer Mission unter den Heiden beraten zu wollen.

Solches geschah denn auch am 2. Oktober 1792 zu Kettering, einem Marktflecken in der Grafschaft Northampton, und es wurde auf Grund jener zündenden Predigt Carey's die „Baptistengesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden“ gestiftet. Doch wußte man anfangs weder rechts noch links. Es mangelte an praktischer Erfahrung, an Einfluß und Geld. Die Gesellschaft bestand aus einem Verein mit fünf Männern an der Spitze als Vorstand, darunter auch Carey. Geld sollte durch Unterschriften gesammelt werden, indem jedes Mitglied jährlich ½ Guinee (Mk. 10.50) oder 10 Pfd. Sterl. (Mk. 200) auf einmal zu bezahlen hatte. Die erste Sammlung ergab 13 Pfd. Sterl. 2 Schill. 6 Pence (Mk. 262.50), welche durch einen Beitrag der Baptisten in Birmingham auf 70 Pfd. Sterl. erhöht wurde. Die reichen und angesehenen Baptisten in London aber hielten sich in kühler Ferne, weil kein bekannter Name auf der Liste stand. Die in dem unbekannten Städtchen gegründete Gesellschaft blieb vorerst auf sich beschränkt; denn auch das übrige England verhielt sich kalt zu der großen Frage, und Schottland stand der Sache mehr als kühl gegenüber. Ja, als dort auf einer Generalversammlung der Mission Erwähnung gethan wurde, da erklärten sie gelehrte Doktoren für unnatürlich, weil die Völker augenscheinlich erst civilisiert werden müßten, ehe man sie Religion lehren könne — eine Anschauung, die noch in unseren Tagen ihre Vertreter hat. Doch der Anstoß war gegeben und die kleine Missionsgesellschaft, welche in Kettering ins Dasein getreten war, ging ungesäumt daran, die ersten Schritte zur Verwirklichung ihrer Pläne zu thun. Carey erbot sich, in irgendein Heidenland zu ziehen, das man als Arbeitsfeld erwählen würde. Wo aber sollten die Baptisten den ersten Versuch machen? Man riet hin und her und faßte anfangs die Palaoinseln in der Südsee, eine Inselgruppe zwischen den Karolinen und Molukken, ins Auge. Doch entschied man sich schließlich für Vorderindien und zwar in erster Linie für Bengalen, auf das ein von dort zurückgekehrter Schiffsarzt und Bekannter

Carey's, Namens Thomas, mit besonderem Nachdruck hinwies. Ehe wir indes Carey auf sein Arbeitsfeld begleiten, auf welchem er so Bedeutendes geleistet hat, werfen wir zunächst einen kurzen Blick auf dessen bisheriges Leben.

3. Carey als Schuhflicker und Prediger.

Derselbe wurde am 17. August 1761 in einem Dorfe des mittleren Englands geboren, wo sein Vater neben der Weberei das Amt eines Schulmeisters und Küsters versah. Schon von früher Jugend an zeigte der Knabe eine ungewöhnliche Lernbegierde und gute Gaben. Er beobachtete jede Pflanze, sammelte jedes Insekt und las alle Bücher, deren er habhaft werden konnte. Ein lateinisches Wörterbuch, das ihm im zwölften Jahre in die Hände geriet, lernte er fast auswendig. Das waren die Anfänge für spätere wichtigere Studien. Als ihn aber die Armut seiner Eltern nötigte, in seinem 14. Lebensjahre bei einem Schuhmacher in die Lehre zu treten, da schien es, als ob damit seiner Lernbegierde für immer ein Ziel gesteckt sein sollte. Doch er war nicht der erste und auch nicht der letzte, dessen Genialität sich durch solche scheinbar unüberwindliche Schranken Bahn zu brechen wußte. In der Schuhmacherwerkstatt fand er eine Erklärung des Neuen Testamentes vor, in welcher hie und da ein griechisches Wort vorkam. Carey zeichnete diese Worte einzeln auf ein Blättchen Papier ab und brachte sie dem einzigen Manne im Dorf, der Griechisch verstand und ihm deren Bedeutung erklärte. So fuhr der Knabe fort, während seiner armseligen Lehrzeit seinen regen und strebsamen Geist weiterzubilden, und reifte zu dem Mann heran, als welcher er später der Mission wie der Wissenschaft so Hervorragendes leisten sollte.

Zuvor aber ging erst eine innere Wandlung in ihm vor. Es kam zuweilen ein frommer Prediger, Namens Scott, der Verfasser einer berühmten Bibelerklärung, in seines Lehrherrns Haus, und von diesem würdigen Manne wurden die ersten lebendigen Samenkörner des Christentums in das jugendliche Herz gestreut. Besonders aber packte ihn im Jahr 1779 eine Predigt über Hebräer 13, 13: „So lasset uns nun zu ihm hinausgehen, außer

dem Lager, und seine Schmach tragen." Unter dem Eindruck derselben faßte er den Entschluß, Jesu mit aller Treue nachzufolgen, trotz Spott und Hohn. Die Verbindung mit Baptisten, in welche er damals kam, lockerte aber auch zugleich die Bande, welche ihn bisher an die englische Staatskirche geknüpft hatten. Unter dem „Lager" jener Schriftstelle erblickte er diese Kirche. In diesen Anschauungen und Entschlüssen wurde er durch den Umgang mit einigen Erweckten seines Dorfes, die sich zu den Dissenters hielten, bestärkt. So wurde aus dem Kalvinisten ein Baptist, indem er am 5. Oktober 1783 im Flusse Nen die Taufe dieser Kirchengemeinschaft erhielt. Auf Wunsch seiner Freunde versuchte er sich nun auch im Predigen und trat an die Spitze der Erweckten seiner Heimat. Aber er fühlte recht wohl die Gefahren solchen frühen Auftretens und bezeichnete später selbst seine Predigten als rohe und schwache Versuche. Dieser Umstand trieb ihn aber umsomehr an, seine Kenntnisse durch fleißiges Studium zu erweitern. Durch die größte Sparsamkeit und allerlei Entbehrungen erwarb er sich die Mittel zur Anschaffung einiger notwendigen Bücher und lernte mit Hilfe eines Geistlichen Hebräisch, Griechisch und Lateinisch. Dadurch holte der lernbegierige Jüngling vieles nach, was ihm für den Predigerberuf nötig erschien. Zugleich flickte er Schuhe und sann über das Erlernte nach.

Bald darauf wurde er (1785) in aller Form zum Prediger berufen. Aber die kleine Gemeinde, die er zu bedienen hatte, konnte ihm nur wenig Besoldung geben, und sein Schuhmachergeschäft, das er schon vorher nach dem Tode seines Meisters selbständig übernommen hatte, warf ihm auch nur einen kärglichen Verdienst ab. Durch die Verheiratung mit dessen Witwe — noch ehe er 20 Jahre alt war — erwuchs ihm überdies viel Sorge und Kummer. Er hat aber das Joch dieser Ehe geduldig und würdig getragen. Indes das Geschäft wollte nicht vorwärts gehen; Armut und Krankheit schienen jahrelang jeden Fortschritt unmöglich zu machen. Die Verbindung mit einigen bedeutenden Männern, von denen mehrere später seine Freunde und Stützen wurden, war der einzige Lichtblick in seinen bedrängten Verhältnissen.

Auch eine andere, ziemlich verwahrloste Gemeinde, die ihn als ihren Prediger berief, konnte ihm nicht mehr als 10 Pfd. Sterl. jährlich zahlen und er mußte sich durch Schulehalten einen kleinen

Nebenverdienst zu verschaffen suchen. Aber das Unterrichten fiel ihm schwer und die Jungen hielten die Schule mehr mit ihm, als er mit ihnen. Unter diesen Schwierigkeiten aber lernte er die Zeit aufs sorgsamste einzuteilen und jeden Augenblick auszunützen. Beim Unterricht in der Bibelkunde und Geographie wurde der Missionsgedanke in ihm immer lebendiger, und als er vollends Cook's Entdeckungsreisen las, da fiel ihm das Elend der Heidenwelt schwer aufs Herz. In seinem Arbeitszimmer hing eine rohe Weltkarte, an der seine Gedanken öfter hafteten, als an seiner Arbeit. Er hatte sich dieselbe aus einzelnen Papierstreifen selbst hergestellt und mit einer Feder die Namen der bekanntesten Völker samt allerlei Bemerkungen über ihre Religion, Lebensart, Land ꝛc. eingetragen. Während er nun Schuhe flickte, sah er ab und zu nach der Karte und betete für dieses und jenes Volk. Im äußeren aber ging es ihm fortgesetzt höchst kümmerlich und bittere Sorge war seine stete Gefährtin.

Indessen wurde er am 10. August 1786 ordiniert und man begann, in dem jungen Baptistenprediger den großen, reichbegabten Geist und seine Willenskraft zu ahnen. Mit seinen Missionsideen stand er freilich noch vorerst von den meisten unverstanden da. Das zeigte sich besonders auf einer in Northampton stattfindenden Versammlung der Baptistenprediger, bei welcher die jüngeren Mitglieder aufgefordert wurden, einen Gegenstand zur Besprechung aufzustellen. Carey erhob sich und schlug vor: „Ob nicht der den Aposteln gegebene Befehl, alle Völker in aller Welt zu lehren, als verpflichtend angesehen werden müsse, da ihm doch die große Verheißung folge?“ Aber der Vorsitzende rief ihm erzürnt zu: „Junger Mensch, sitz nieder! Wenn Gott die Heiden bekehren will, so braucht er weder dich noch mich dazu.“ Und auch Carey's Freund, der würdige Fuller, meinte: „Wenn Gott Fenster im Himmel machen sollte, wie könnte solches geschehen?“

Nun nahm Carey seine Zuflucht zur Presse und arbeitete, während er oft hungrig zu Bett gehen mußte, eine Broschüre über diesen Gegenstand aus, die im Jahr 1792 im Druck erschien und mit Recht eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Das Schriftchen enthält 80 Seiten und zerfällt in fünf Abschnitte. Diese behandeln: 1) Eine Untersuchung darüber, ob nicht der vom Herrn seinen Jüngern gegebene Missionsbefehl noch

heute für uns verpflichtend sei. 2) Einen kurzen Rückblick über die bisherigen Missionsunternehmungen. 3) Eine Uebersicht der heutigen Welt. 4) Die Ausführbarkeit des Gedankens, mehr als bisher für die Bekehrung der Heidenwelt zu thun. 5) Eine Untersuchung über die allgemeine Verpflichtung der Christen hiezu, und welche Mittel anzuwenden seien, um dieses Werk zu fördern. — Der zweite Abschnitt führt die Apostel und ihre Nachfolger auf, die Missionare der ersten christlichen Kirche, dann die des Mittelalters, sowie die späteren des 17. und 18. Jahrhunderts, wie z. B. einen Eliot, Brainerd, Ziegenbalg und die Brüdergemeine. Besonders interessant ist der dritte Teil, welcher auf 23 Seiten die Bevölkerung und Religionen aller Gebiete der Welt, soweit dieselben im Jahr 1791 bekannt waren, in Tabellenform aufführt. Die Angaben sind natürlich nicht immer richtig, denn die Bevölkerung mancher Länder ist teils überschätzt, teils zu niedrig angeschlagen. Nach Carey's Zusammenstellung beträgt die Gesamtbevölkerung unserer Erde 731 Millionen, und zwar sind es nach ihm: 420 Mill. Heiden, 130 Mill. Mohammedaner, 100 Mill. römische Katholiken, 44 Mill. Protestanten, 30 Mill. griechische Christen ꝛc. und 7 Mill. Juden.*)

In obiger Flugschrift, die ein gewaltiger Missionsaufruf an die englischen Baptisten und Dissenters jener Tage war, und in welcher Carey eine außerordentliche Bekanntschaft mit der Geographie und Geschichte der verschiedensten Länder und Völker an den Tag legte, widerlegte er zugleich die gegen die Mission damals ins Feld geführten Bedenken und sogenannten Hindernisse, nämlich: die große Entfernung jener Völker, ihre Barbarei, die Gefahr, von ihnen getötet zu werden, die Schwierigkeit des Lebensunterhaltes und die fremden unbekannten Sprachen. So verteidigte er, unterstützt von seiner genauen Bibelkenntnis und seinen geographischen Studien, aufs wärmste den ihm heiligen Missionsbefehl Christi. „Ein höherer Gedanke," erklärte später der be-

*) Heute schätzt man die Bevölkerung der Erde auf etwa 1433 Millionen Menschen, und zwar auf: 835 Mill. Heiden, 175 Mill. Mohammedaner, 195 Mill. römische Katholiken, 135 Mill. Protestanten, 85 Mill. griechisch-katholische Christen und 8 Mill. Juden.

rühmte Wilberforce dem Unterhaus, „kann nicht gefaßt werden, als der, daß ein armer Schuhflicker sich vornimmt, Indiens Millionen die Bibel in ihrer Sprache zu geben."

Carey hatte inzwischen 1789 eine Predigerstelle in Leicester erhalten, welche es ihm endlich möglich machte, seinen Studien ohne weitere Handarbeit obzuliegen, während er in Stadt und Land das Evangelium predigte. Zugleich schloß er daselbst eine innige Freundschaft mit dem dortigen Rektor Th. Robinson und einigen anderen ausgezeichneten Männern verschiedener Kirchengemeinschaften. Aber für seine Missionspläne fand er nirgends ein geneigtes Ohr, bis er im Mai 1792 jene ergreifende Rede über Jesaia 54, 2. 3 hielt und die Herzen der Anwesenden für die Sache zu gewinnen wußte. Wir haben bereits oben erzählt, wie es dann am 2. Oktober desselben Jahres zur Gründung der baptistischen Missionsgesellschaft kam und daß Bengalen als künftiges Arbeitsfeld ausersehen wurde.

---

4. Carey's Auszug nach Indien.

Wohl war vom Vorstand des Missionsvereins beschlossen worden, Carey und dessen Freund Thomas nach Bengalen abzuordnen; aber ehe dies geschehen konnte, galt es noch mancherlei Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Nicht nur hielt es schwer, das nötige Reisegeld zu beschaffen, es wollte auch Carey's Frau nichts davon wissen, sich mit ihren vier Kindern ans Ende der Welt verbannen zu lassen. Erst als Carey sich entschlossen zeigte, ohne seine Familie und nur in Begleitung seines ältesten Sohnes nach Indien auszuziehen, gab sie nach, jedoch nur unter der Bedingung, daß ihre Schwester sie dahin begleite. Nun tauchte aber eine neue Schwierigkeit auf und zwar von seiten der ostindischen Kompagnie. Ohne einen von derselben ausgestellten Paß durfte damals kein englischer Ostindienfahrer einen Reisenden an Bord nehmen, und bei der Stellung, welche die Regierung zur Mission in Indien einnahm, war nicht daran zu denken, daß dieselbe jenen beiden Sendboten für ihren Zweck einen solchen Reiseschein ausstellen würde. Zwar erklärte sich endlich der Kapitän eines

Kompagnieschiffes bereit, die Reisenden ohne einen solchen mitzunehmen; aber ein anonymer Drohbrief von London schüchterte den Mann ein und Carey mußte thränenden Auges zusehen, wie sich vor Portsmouth die ganze Flotte von Ostindienfahrern sammelte und eines schönen Morgens — ohne ihn mitzunehmen — in See stach.

Schließlich fand sich ein dänisches Schiff, welches von Kopenhagen aus nach der dänischen Besitzung Serampur, die etwas nördlich von Kalkutta lag, in See gehen wollte. Doch nun reichte das Reisegeld nicht. Carey verkaufte binnen 24 Stunden alles, was er besaß, und obschon die erforderliche Summe noch lange nicht beisammen war, so erbot sich doch der Kapitän, die beiden Missionare und Carey's Familie an Bord zu nehmen. Am 13. Juni 1793 schifften sie sich ein und erreichten nach einer günstigen Fahrt um die Südspitze Afrikas am 11. November den Hugly und das an demselben gelegene Kalkutta.

Unter den Faktoren, mit denen die landenden Missionare, wie überhaupt die damalige Mission in Indien zu rechnen hatten, stand die englisch-ostindische Kompagnie obenan. Diese hatte sich seit den Siegen des Gouverneurs Lord Clive über die mohammedanische Herrschaft aus ihrer Stellung als kaufmännische Körperschaft zur Herrscherin des großen Landes aufgeschwungen. Die bedeutendsten indischen Länder waren ihr Eigentum geworden, und auch die meisten der noch selbständigen Staaten waren in ein Bundesverhältnis zu ihr getreten. Man hätte also glauben sollen, daß sich auf diesem großen heidnischen Gebiet, sofern es unter christlicher Herrschaft stand, die Mission von vornherein ein günstiges Arbeitsfeld gefunden hätte. Dem war aber nicht so. Die Kompagnie hatte nicht nur kein Interesse an der Bekehrung der Eingeborenen, sondern stand derselben geradezu feindselig gegenüber. Nur das Handelsinteresse galt ihr über alles und die Gier, auf dem schnellsten Wege Reichtümer zu erwerben, war zu einer allgemeinen Krankheit geworden. Soviel sie auch für die äußere Hebung des Wohlstandes that, so geschah doch nichts, um den unnachteten Heidenvölkern das Licht der Wahrheit zugänglich zu machen. Ersteres geschah im eigenen Interesse, und von letzterem fürchtete sie in der Verkennung des christlichen Einflusses allerlei Gefahren für den Bestand ihrer Herrschaft. Ihr Prinzip der

Toleranz und Neutralität gegenüber den heidnischen Unterthanen ließ sie sogar mit dem Götzendienst liebäugeln und führte schließlich zu einer offenen Begünstigung desselben, während andererseits jeder Versuch der christlichen Mission ängstlich ferngehalten wurde. So konnte es geschehen, daß zur Verherrlichung von Götzenfesten christliche Soldaten im Parademarsch mit Musik und Kanonensalven mitwirken mußten. Verfallene Tempel wurden auf Kosten der Regierung wieder hergestellt. Christliche Beamte ließen ihren heidnischen Buhldirnen Tempel errichten. In Madras erschien jährlich auf Kosten der Regierung ein Kalender im Druck, der mit einem Gebet an die indische Gottheit Ganesa begann. Sämtliche Tempelgüter waren unter Verwaltung gestellt und die ganze Götzenwirtschaft wurde von der Regierung bestritten. Geflissentlich suchte man die Pilgerfahrten zu berühmten Wallfahrtsorten zu heben, weil die von den Pilgern erhobene Steuer namhafte Summen einbrachte. Unter den in Indien lebenden Engländern aber war mit wenigen Ausnahmen ein durchweg religionsloses Weltleben eingerissen. Nicht nur war den meisten der Christenglaube abhanden gekommen, es wurden auch die einfachsten Grundsätze der Sittlichkeit schnöde mißachtet, und die wenigen Männer, welche gegen diesen Strom zu schwimmen suchten, konnte man im eigentlichen Sinne des Wortes „Prediger in der Wüste“ nennen. In einem weiteren Kreise aber etwas zu thun oder zu veranlassen, war solchen vereinzelten Persönlichkeiten, denen das Elend des Heidentums zu Herzen ging, durch jene Verhältnisse und durch die traditionelle Politik der Kompagnie verwehrt, oder aber wurden sie streng gemaßregelt.

So war es derselben gelungen, alle größeren Missionsunternehmungen von ihrem Gebiete fernzuhalten. Das christliche England hatte zwar Bengalen erobert, aber bengalische Sitte herrschte über die Eroberer, indem man sich vor den „religiösen Vorurteilen der Eingeborenen“ beugte. Ja, man schwärmte für den indischen Aberglauben und haßte „die Heiligen“ aufs bitterste. Für die Gründung und Unterhaltung einer hohen Schule in Benares, welche der Pflege der indischen Litteratur, Gesetze und Religion dienen sollte, bewilligte man gern die nötigen Summen, aber der Mission und allen christlichen Bestrebungen stellte man den hartnäckigsten Widerstand entgegen. Wohl tauchten einzelne Stimmen

auf, die im Parlament darauf hinarbeiteten, der Mission die verschlossenen Thüren im britischen Indien zu öffnen; aber sie drangen damals, als Carey den indischen Boden betrat, noch nicht durch. Erst zwei Jahrzehnte später gelang es, der Mission freien Zugang zu verschaffen. Und auch da noch war die Zulassung nur eine erzwungene und die herkömmliche Politik keineswegs beseitigt. Die Verhältnisse in dieser Beziehung wurden erst andere, als die Kompagnie infolge des indischen Militäraufstandes ihr Ende erreichte und Indien im Jahr 1858 an die Krone Englands fiel.

Die Aussichten für eine ungehinderte Missionsthätigkeit waren demnach in jenen Tagen, als Carey in Indien landete, so ungünstig als nur möglich, und es bedurfte sowohl der völligen Hingabe als auch eines ausdauernden Glaubensmutes, unter den gegebenen Verhältnissen ans Werk zu gehen und unentwegt in demselben auszuharren.

(Fortsetzung folgt.)

Unter den Indianern.

Vor zwei Jahren zog ein junger Schweizer, Namens Rudolf Petter, der seine Ausbildung im Basler Missionshaus erhalten hatte, hinüber nach Nordamerika, um im Dienst einer mennonitischen Kirchengemeinschaft in die Indianermission einzutreten. Seit kurzem auf seinem Arbeitsfelde im sogenannten Indianerterritorium der Vereinigten Staaten angelangt, giebt derselbe in nachstehendem seine ersten Eindrücke wieder, die uns umsomehr interessieren, als wir eben an der 400jährigen Jahreswende der Entdeckung von Amerika stehen, seit welcher auch das Los des roten Mannes mit seinem unvergessenen Weh besiegelt worden ist.

Ehe aber Petter seine Station unter den Indianern beziehen konnte, hielt er sich mit seiner Frau über ein Jahr unter den Amerikanern auf, um sich in der englischen Sprache zu üben und die mennonitischen Gemeinden in Pensylvanien, Ohio, Indiana, Illinois, Iowa, Süd-Dakota, Nebraska und Kansas kennen zu

lernen. Hören wir nun, was er von seinen Indianern zu berichten hat:

Erst letzten Oktober langten wir im hiesigen Indianergebiet an, wohin wir die Eisenbahn von Kansas bis zur Agentur Darlington benützten. Auf dieser haben die Mennoniten ebenfalls eine Station oder richtiger, ein Schulgebäude, von welchem aus die Arbeit unter den benachbarten Indianern geschieht. Aber bereits seit 10 Jahren ist kein Erwachsener mehr getauft worden. Es mag dies teils seinen Grund in der Herzenshärtigkeit der Indianer haben, teils, wie ich glaube, noch vielmehr darin, daß zu wenig eigentliche Missionsthätigkeit und zu viel ausschließliche Schularbeit unter denselben getrieben worden ist. Auch haben sich die hier stationierten Missionare die Indianersprache nicht angeeignet, wozu ihnen — das sei zu ihrer Entschuldigung gesagt — die hiefür nötige Zeit fehlte. Hier in Darlington sahen wir zum ersten Male Indianer. Sie machten uns einen günstigen Eindruck, wiewohl sie wild und heidnisch aussahen. Es sind starke, gut gebaute Leute, dabei stolz und von der strammen Haltung eines deutschen Grenadiers. In der Regel tragen sie ihre Haare in Flechten, häufig aber auch ungebunden und lose. Wenn sie dann hoch zu Roß in gestrecktem Lauf dahinjagen, so sehen sie mit ihren fliegenden langen Haaren wie Furien aus. Sie reiten sehr viel und man sieht sie mehr auf dem Sattel als auf den Füßen. Und was für gewandte Reiter sind sie! Da darf sich unsereiner mit seinen Reitkünsten gar nicht sehen lassen. Die Frauen sind etwas kleiner als die Männer, aber von starkem Bau und rüstigem Aussehen. Alle ohne Ausnahme sind anständig gekleidet und mit einem Ueberwurf bedeckt, den sie in allen möglichen Formen malerisch um den Leib zu falten wissen. Ihre Mokassins, eine Art Schnürstiefel, verraten viel Geschick und sind mit Perlen geschmackvoll verziert. Als Beinkleider tragen die Reiter Hirschfelle, die ebenfalls mit Perlen und Fransen umsäumt sind und an beiden Seiten nach auswärts stehende flügelartige Lappen haben. Auf dem Kopfe tragen sie meist nichts als eine am Scheitel aufrechtstehende Adlersfeder und nur wenige bedienen sich eines Hutes. Von manchen wird unsere civilisierte Kleidung getragen; doch steht ihnen ihre Nationaltracht sehr gut und ist auch durchaus anständig. Sie wohnen alle in kegelförmigen Zelten, deren Durchmesser an

der Basis 15—20 Fuß haben kann. Im Inneren des Zeltes stehen im Kreise herum die Lagerstätten und allerlei Hausgeräte. In der Mitte befindet sich die Herdstelle, von wo aus der aufsteigende Rauch an der Zeltspitze seinen Ausgang findet. Wohl sind manche dieser Behausungen nicht sonderlich sauber, aber im ganzen herrscht doch Nettigkeit und Reinlichkeit vor.

Das war unsere erste Begegnung mit den Indianern. In ihr Herz konnten wir nicht sehen und ihre Sprache war uns ebenfalls völlig unverständlich. Indes machten sie uns einen freundlichen Eindruck. Die Missionsleute in Darlington jedoch versicherten uns, daß es um sie geschehen sei, sobald die Rothäute den Kriegspfad beträten und daß sie keine drei Stunden am Leben bleiben würden, da der Haß der Indianer gegen die Weißen keine Grenzen kenne.

Nachdem wir uns mit dieser Missionsstation bekannt gemacht hatten, zogen wir unseres Weges weiter nach dem uns zugewiesenen Indianerbezirk. Zwei Tage und Nächte reisten wir durch die endlose Prärie. Die erste Nacht verbrachten wir im Lager der Arapahoe-Indianer. Diese führten eben ihre wilden Tänze auf und zwar die ganze lange Nacht hindurch. Dem Tanz geht eine längere Ratsversammlung voran, die ein Häuptling mit den Alten des Stammes zuvor gepflogen hat. Dann versammeln sich alle Indianer in ihrem besten Schmuck und setzen sich ruhig und würdevoll in konzentrischen Kreisen nieder. Kaum hört man ein Wort; denn da der Tanz einen religiösen Charakter trägt, so muß alles höchst respektvoll zugehen und dem gemessenen Wesen der Rothäute entsprechen. Die Ehrfurcht, die der Indianer dem „Großen Geist" oder dem „Großen Vater" zollt, ist rührend und die Amerikaner könnten hierin manches von den Indianern lernen. Als sie sich alle versammelt hatten, stand ein Medizinmann, eine Art Priester oder Zauberer, auf, erhob beide Arme gen Himmel und sprach ein langes Gebet zum „Großen Geist". Am Schluß desselben antworteten die Anwesenden mit einem kurzen: danke! danke! Nach ihm erhob sich ein weiterer Zauberer und hielt eine ausdrucksvolle Rede an die Versammlung, welche regungslos und andächtig den Worten lauschte. Der Inhalt der Ansprache bestand in einer Verkündigung, die besonders in der letzten Zeit dazu angethan ist, die Gemüter der Indianer zu erregen und ihre ge-

sunkenen Hoffnungen zu beleben, daß nämlich der Messias bald erscheinen, ihnen ihr Land und ihre Büffel wiederbringen und die verhaßten Weißen vertreiben werde. Dann erhoben sich alle ruhig von ihren Sitzen und traten zusammen, um sich mit ihren Adlersfedern, die sie abgelegt hatten, zu schmücken. Jeder erhielt die seinige und befestigte dieselbe wagerecht auf seinem Haupte und nicht, wie gewöhnlich, in aufrechter Stellung. Nach diesem Vorgang, der wohl eine symbolische Bedeutung haben mochte, bildeten sie einen großen Kreis, der so dicht geschlossen wurde, daß man kaum einen Blick in dessen inneren Raum werfen konnte, und vollends gar nicht, als sich der Kreis im Takt zu bewegen anfing. Dabei stimmten sie ein eintöniges klagendes Lied an, das bald im Chor, bald von Männern und Frauen allein, bald auch von einer einzelnen Person vorgetragen wurde. Nachdem sie eine Zeitlang getanzt und gesungen hatten, traten die Medizinmänner wieder in den dichten Kreis, erhoben ihre Arme gen Himmel und beteten zum „Großen Geist". Sie thaten dies mit solcher Inbrunst, daß manche beinahe schluchzten und die Erlösung, um die sie flehten, fast mit Gewalt herbeizuführen schienen. Daraufhin gingen die Priester feierlich im Kreise herum, der eine einen Raben, der andere einen Büschel von schwarzen und roten Vogelfedern in der Hand haltend. Damit blieben sie vor jedem Tanzenden eine Zeitlang stehen und legten ihre Hände auf sie, bis dieselben zitterten und der Tanzende wie in Verzückung geriet. In diesem Fall traten die Betreffenden aus der Reihe der Tänzer, stellten sich in den Kreis und geberdeten sich wie Besessene. Der Zauberer, welcher sie in diesen Zustand versetzt hatte, lief dabei mit seinem Raben vor ihnen her, während sie ihm unter Schreien und Wehklagen folgten, bis sie gleich ihm unter krankhaften Zuckungen ihre Hände gen Himmel streckten, als sähen sie dort eine Erscheinung. Doch ruhig blinkten die Sterne am Himmelszelt und keiner derselben erglühte in einem höhern Glanz, um die armen Heiden zu erleuchten. Ein anderes Gestirn soll über ihnen aufgehen und sie einmal erleuchten. Ach, daß dieser Tag bald anbräche! Nie werde ich diese abgemagerten, zum Sternenhimmel erhobenen Hände vergessen, wie sie sich sehnend und flehend nach der Hilfe von oben ausstreckten. Wie gern hätten wir mit diesen Leuten geredet und ihnen die Erlösung durch Christum verkündigt; aber die meisten

von ihnen verstanden kein Englisch und uns war ihre Sprache unbekannt. Doch konnte sich einer unserer Begleiter durch Zeichen und mit gebrochenen Worten mit einem alten Indianer verständigen. „Weißer Mann," sagte dieser vorwurfsvoll, „warum habt ihr uns so viel betrogen? Warum thut ihr nicht, was der ‚Große Geist' euch in seinem Buche geschrieben hat? Wir Indianer gehorchen unserm Gott, der uns geoffenbart hat, daß wir ihn um Erlösung bitten sollen. Das thun wir. Es ist nun der fünfte Tag, daß wir fasten, und die fünfte Nacht, daß wir tanzen. Doch," fügte er hinzu, „ich weiß, daß wir nicht auf dem guten Pfade sind; dort oben aber — indem er gen Himmel deutete — wird es besser sein für Rothäute und Weiße."

Wir verließen das Lager am folgenden Morgen und durchzogen bis zum Abend die weite Grassteppe. Da kann man stundenweit sehen und das Auge wird nur einiger vereinzelter Bäume oder der Indianerzelte, die sich am Horizont abzeichnen, gewahr. Gegen Abend sahen wir in der Ferne das Prärieseuer den Himmel röten und wie einen verzehrenden Geist mit seinen feurigen Fittigen über die weite dunkle Ebene dahinfliegen. Der Eindruck, den diese mächtigen Feuersäulen auf den Fremdling machen, ist ein großartiger, vorausgesetzt, daß man sich in Sicherheit weiß und nicht vor ihnen flüchten muß.

Am nächsten Tag erreichten wir unser Ziel. Die Station besteht aus einem sehr großen Backsteingebäude, dient aber auch hier weniger der direkten Missionsarbeit, als vielmehr dem Zweck eines Schulhauses, in welchem die Indianerkinder Kost, Wohnung und Unterricht erhalten. Für diesen Dienst sind drei Brüder, ein Hausvater, ein Lehrer und ein Oekonom, zwei mit ihren Frauen, hier stationiert. Wir dagegen haben nichts mit der Schule zu thun, sondern lediglich die Aufgabe, Mission unter dem Stamme der Cheyenne-Indianer zu treiben, dieselben von Zelt zu Zelt zu besuchen und vorderhand ihre Sprache zu lernen.

Die Cheyenne gehören zu den schlimmsten Indianern, aber nicht hinsichtlich ihrer Sitten, sondern in den Augen der amerikanischen Regierung; denn bei ihrem stolzen Unabhängigkeitsgefühl wollen sie sich jener gegenüber nicht beugen. So hat man bisher die größte Mühe gehabt, ihre Kinder für die Schule zu erhalten und der Lehrer hat bis jetzt nur wenige derselben zu Gesicht be-

kommen. Die Regierung hat nämlich den Indianern als Bezahlung für ihr Land vertragsmäßig alle 14 Tage eine Anzahl Ochsen und etwas Kaffee und Zucker zu liefern. Wenn nun die Cheyenne ihre Kinder nicht in die Schule schicken wollen, die ihnen eine verhaßte Einrichtung ist, so hält auch die Regierung mit ihren Lieferungen zurück. Diese Behandlungsweise erbittert sie dann im höchsten Grad. Gerade in diesen Tagen sind sie wieder sehr aufgebracht gegen die Schule und die Regierungsbeamten. Sie hatten einige Kinder in der Schule, die sonst mit Arapahoe-Schülern gefüllt ist, nahmen dieselben aber bald wieder zurück, da der Lehrer oder der Hausvater einige strafen mußte. Infolge dessen stellte auch die Regierung ihre Lieferungen ein. Man kann sich denken, wie diese zornmütigen und rachsüchtigen Indianer darüber empört sind. Uns gegenüber, die wir mit der Schule nichts zu thun haben, sind sie indes sehr freundlich und zuvorkommend. Wir finden überall Eingang in ihren Zelten und sie beklagen sich bei uns bitter über die Schulleute und die Beamten. Ja, erst vor zwei Tagen sagte uns eine Frau, sie würde den Hausvater der Schule, wenn er in das Lager käme, einfach erstechen, und ein anderer Indianer äußerte sich ähnlich. Letzte Woche fürchtete der Regierungsbeamte des hiesigen Bezirks, daß die Cheyenne den Kriegspfad gegen die Weißen betreten würden. Wie sollten wir in diesem Fall entrinnen auf der unübersehbaren Prärie? Doch wir wissen, daß sie diese Absicht nicht haben. Wenigstens läßt sich dies aus ihrem Benehmen gegen uns schließen. Nennen sie uns doch die „weißen Cheyenne“ und haben uns sogar ein Zelt angeboten, damit wir ganz und gar unter ihnen leben sollen. Wir haben dies jedoch nicht angenommen, da wir unser eigenes Zelt besitzen und mit demselben auch die anderen Cheyenne besuchen wollen, die auf drei verschiedenen Plätzen etwa 34 und 90 Km. von hier entfernt wohnen.

Vorläufig besteht unsere Hauptaufgabe in der Erlernung der Sprache, die noch nie geschrieben wurde. Sie ist in mancher Beziehung recht schwer; aber wir haben uns mit Mut und Freude an dieselbe gemacht. Die Indianer sind uns auch in jeder Weise dazu behilflich und allmählich fangen wir an, sie zu verstehen. Der Bau der Sprache ist sehr eigentümlich. So ist dieselbe — um einige Worte darüber zu sagen — sehr reich an Zeit- und

Hauptwörtern, dagegen recht arm an Ausdrücken, welche die Eigenschaft bezeichnen. Diese Armut wird dadurch ersetzt, daß das Zeitwort, je nachdem es einen Zustand näher bezeichnen soll, geändert und durch Umbildung sozusagen vereigenschaftet wird. Auch um des Wohlklanges willen erfährt das Zeitwort eine Wandelung, je nachdem es vor einem Hauptwort steht. So haben sie verschiedene Bezeichnungen für „trinken", wobei sich dieselben nach dem Stoff richten, den man trinkt, ob Wein oder Wasser u. s. w. Ebenso erfährt das Zeitwort eine Aenderung je nach der Art oder Dauer einer Thätigkeit, z. B. bei: ich lache immer oder ich lache nie oder selten. Jedes Hauptwort hat sogar seinen eigenen Ausdruck für die Mehrzahl, sodaß man zwei besondere Wörter für denselben Begriff zu lernen hat. Da sie keine besitzanzeigenden Fürwörter haben, so helfen sie sich damit, daß sie das Hauptwort in Verbindung mit dem persönlichen Fürwort wie ein Zeitwort gebrauchen, z. B. ich Brot, du Brot u. s. w. und dabei die beiden Wörter in eins zusammenziehen. Außer dieser Sprache für den mündlichen Verkehr, haben sie auch noch eine Zeichensprache, die sehr einfach ist und besonders erlernt werden muß. Diese ermöglicht den Verkehr schon aus einiger Entfernung und läßt die Verständigung schneller vor sich gehen als durch Worte. Man zeigt die Hauptsache dessen, was man sagen will; das Uebrige denkt man sich. Vielleicht um dieser Ursache willen und weil ein gemessenes Wesen im Charakter des Indianers liegt, redet derselbe nur wenig und dann kurz. Was nicht durchaus nötig ist, wird weggelassen. Dabei haben die Indianer eine große Fassungskraft und sind sehr verständig. Ohne Zweifel würden sie bei ihrer inneren Veranlagung recht tüchtige Christen geben. Aber wann werden sie dazu kommen? Das wissen wir nun freilich nicht und fragen auch nicht darnach, sondern arbeiten in Schwachheit, soweit Menschen es vermögen, in der gewissen Hoffnung, daß unsere Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn. Als ein Angeld hiefür sehen wir den Umstand an, daß uns diese finsteren Cheyenne so freundlich aufgenommen haben. Auch besuchen sie uns öfters, bei welcher Gelegenheit wir ihnen biblische Bilder zeigen. Diese nehmen ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. So war neulich ein Häuptling bei uns, der sich diese Bilder drei Stunden lang anschaute. Immer und immer wieder wandte er sich um und

kehrte zu dem Bild zurück, welches unseren Heiland als guten Hirten darstellt. Bei seinem Weggang wies er noch einmal auf das Bild hin, seufzte und sagte: „Danke, danke; wie lieb hat er uns doch!“ Das zeigt uns, daß sie doch nicht so hart und gefühllos sind, wie die Weißen hier herum sie ausgeben. Letzte Woche kamen zwei Frauen und fragten uns, wann wohl der „Große Geist“ kommen werde, um die Seinen zu sich zu holen. Verstehen wir gleich, was sie wollen, so hält es doch noch schwer, uns in ihrer eigenen Sprache verständlich zu machen. Doch bedarf es nicht vieler Worte, denn sie begreifen leicht und schnell. — Sehr anzuerkennen ist auch ein Charakterzug, durch den sie sich auszeichnen. Sie sind ehrlich. Nie würden sie uns etwas entwenden. Wir können Tag und Nacht alle Thüren offen stehen lassen, ohne fürchten zu müssen, daß etwas gestohlen werde. Selbst der Hunger würde sie nicht veranlassen, sich ein Stück Brot von uns anzueignen.

Ihre Beschäftigung besteht meist in der Jagd auf Hirsche und Bären. Doch pflanzen sie auch etwas Mais. Sie besitzen große Herden von Pferden einer kleinen Rasse, die sie Sommer und Winter auf der Prärie frei herumlaufen und weiden lassen. Wenn sie eines dieser Tiere bedürfen, so fangen sie es mit einer langen Leine ein, die sie ihm aus einer Entfernung von etwa 15 Schritt über den Kopf zu werfen wissen.

Es ist uns eine große Freude, unter diesem Indianerstamm arbeiten zu dürfen, wiewohl wir im Augenblick noch nicht viel thun können. Auf der Station selbst habe ich nur hie und da die Abendandachten für die indianischen Pfleglinge zu halten, sowie jeden Sonntag eine englische Predigt.....

Soweit der Bericht des jungen Indianermissionars. Wir hoffen, daß ihm bald der Mund aufgethan sein möchte, um „den Elenden zu predigen, die zerbrochenen Herzen zu verbinden, zu predigen den Gefangenen eine Erledigung, den Gebundenen eine Erlösung; zu predigen ein gnädiges Jahr des Herrn und zu trösten alle Traurigen.“

Die Londoner Mission in Neu-Guinea.

(Fortsetzung)

3. Erforschung des Landes und Fortschritte der Mission.

Meine Beobachtungen auf der letzten Reise längs der Küste von Neu-Guinea ließen mich die Ueberzeugung gewinnen, daß zum Betrieb der Mission daselbst notwendig ein kleiner Dampfer gehöre, und es war mir deshalb ein Anliegen, einen solchen während meines Aufenthaltes in England zu beschaffen. Bald nach meiner Ankunft hatte ich nach Schottland zu reisen, um daselbst auf einigen Missionsfesten unsere Mission zu vertreten. An einem solchen zu Dundee war ich der Gast eines Fräuleins Baxter, der ich meine Pläne hinsichtlich des Werkes und dessen Ausbreitung auf Neu-Guinea darlegte. Die wohlthätige Dame nahm den regsten Anteil daran und ohne viel merken zu lassen, erkundigte sie sich bei kompetenten Leuten über die Wünschbarkeit, Beschaffenheit und Kosten eines solchen Fahrzeuges, und als ich Dundee verließ, ließ sie unsere Missionsgesellschaft wissen, daß sie für ein Missions-Dampfboot, wie es die Neu-Guineamission bedürfe, sorgen wolle. Dieses führte zu dem Ankauf und zur Ausrüstung eines kleinen Dampfers von 36 Tonnengehalt, der den Namen „Ellengowan" nach dem Wohnsitz der edlen Dame erhielt.

Zugleich beschloß die Londoner Missionsgesellschaft, das europäische Arbeiterpersonal in Neu-Guinea auf vier Personen zu verstärken, damit wir nach der biblischen Vorschrift zu „je zwei“ ausgehen und den östlichen und westlichen Zweig unserer jungen Mission leiten könnten. Als älteren und erfahrenen Mitarbeiter bestimmte man einen unserer besten und tüchtigsten Missionare, W. G. Lawes, welcher bereits auf der Savage-Insel in der Südsee mit Erfolg gearbeitet und sich eine reiche Erfahrung gesammelt hatte. Jeder von uns sollte, nachdem wir in beiden Bezirken die nötigen Niederlassungen gegründet hätten, einen jungen Missionar zur Seite erhalten, die später nachgesandt werden sollten. Auch waren wir so glücklich, für den Dampfer Ellengowan einen erprobten Kapitän und ebenso einen tüchtigen Ingenieur zu finden, die beide entschiedene Christen waren und mit uns das gleiche Interesse für das Missionswerk hatten.

Während der Ellengowan seinen Weg durch den Suez-Kanal und das rote Meer nahm und uns in der Torresstraße treffen sollte, schifften wir uns auf einem Segelschiff nach Sidney ein. Von hier eilte ich allein weiter nach Kap York, um die nötigen Vorbereitungen zur Aufnahme der Meinigen und der übrigen Missionsgeschwister zu treffen, die mit dem Missionsschiff John Williams nachkommen sollten. Murray, der von unserer Ankunft in Sidney nichts wußte, war deshalb nicht wenig erstaunt und erfreut, mich plötzlich eines Abends in sein Haus eintreten zu sehen. Bald darauf wurde derselbe von einer schweren Krankheit befallen, die es ihm nahe legte, daß seine Zeit gekommen sei, sich von der Arbeit zurückzuziehen.

Die Kunde von meiner Ankunft verbreitete sich bald unter unsern Lehrern und einige derselben kamen alsbald herüber nach Kap York und halfen mir in der Errichtung eines großen Grashauses für die Aufnahme der Lehrer, die mit dem John Williams erwartet waren. Mittlerweile, nachdem ich mit einem Regierungskutter einige unserer Missionsstationen besucht hatte, langte der Ellengowan von England an und bald darauf auch der John Williams von Sidney mit meiner Familie und einer Anzahl eingeborener Lehrer.

Aber die Freude des Wiedersehens sollte sich in bitteres Leid wenden. Meine kleine Tochter, ein herziges Mädchen von 6 Jahren,

welche uns das einsame Leben an der Küste von Neu-Guinea versüßen sollte, war auf der Fahrt von Sidney nach York gestorben und hatte ihre Ruhestätte in der Tiefe des Meeres gefunden. Wohl und gesund hatte sie ersteres verlassen; aber die rauhe See und die Seekrankheit setzten ihr so zu, daß sie keine Nahrung zu sich nehmen konnte und am siebenten Tag an Erschöpfung starb. Unter dem Eindruck dieses schmerzlichen Verlustes begrüßte ich meine arme Frau an Bord des John Williams. Mit letzterem und dem Ellengowan segelte mein Kollege Lawes sogleich weiter nach Port Moresby und es war uns wie ein Traum, als derselbe samt unseren Freunden den Hafenplatz verließ und uns allein mit unserm Schmerz zurückließ.

In Port Moresby entfaltete derselbe sofort eine rege Thätigkeit. Die Lehrer hatten auf dem Missionsplatz für sich und ihre Mitarbeiter gute Wohnungen errichtet und Lawes stellte sein von Sidney mitgebrachtes Holzhaus auf. Bis dies geschehen war, blieben die beiden Fahrzeuge, deren Mannschaft bei jener Arbeit behilflich war, vor Anker liegen. Zugleich wurde das Möglichste gethan, um die Beziehungen zwischen der Mission und den Eingeborenen zu recht freundlichen und herzlichen zu gestalten. Denn die Lehrer hatten erst ein Jahr unter den letzteren geweilt, und obschon der Platz als ziemlich gesund galt, so mußte doch das Vertrauen der Eingeborenen erst gewonnen und das Klima geprüft werden, ehe man über beides beruhigt sein durfte.

Bald darauf machten wir unsere erste Bekanntschaft mit dem Neu-Guineafieber, das mich für neun Tage nicht verließ. Auch die eingeborenen Gehilfen litten stark darunter und manche erholten sich nie mehr. Besonders Port Moresby erwies sich als sehr ungesund, sodaß unsere Niederlassung auf Kap York mit Fieberkranken von allen Stationen angefüllt war und zu einem wahren Hospital wurde. Dieser Umstand ließ uns dringend wünschen, gesündere Plätze für die Missionsstationen ausfindig zu machen. Leider ist aber das Küstenland des Papuagolfs überall niedrig und sumpfig und unsere Lehrer von Lifu und Maré sahen keine Möglichkeit, auf dem Festland leben zu können. Ja, es stand zu befürchten, daß dasselbe als das „Grab der Mission" bekannt werden würde. Glücklicherweise blieben uns noch die gesünder gelegenen Inseln Tauan und Darnley.

Da ich von den Eingeborenen gehört hatte, daß sich etwa 20 Meilen westlich von Tauan ein großer Fluß oder Landsee (die Beschreibung war nicht recht klar) befinde, so beschloß ich, denselben aufzusuchen und zugleich zu erforschen, ob ich nicht auf demselben ein etwas höher gelegenes Land und bevölkerte Gegenden auffinden könnte. Zwei Freunde begleiteten mich auf dieser interessanten Forschungsreise. Wir waren so glücklich, einen ansehnlichen Fluß zu finden, dessen Mündung etwa eine Meile breit war und eine Tiefe von 6—7 Faden hatte. Dabei bot derselbe keinerlei Hindernis für einen Dampfer von 500 Tonnengehalt und es konnte ein solcher 70—80 Meilen stromaufwärts fahren. Nachdem wir etwa 90 Meilen hinauf gedampft waren, hinderten uns Baumstämme, die im Strombett lagen, an der Weiterfahrt. Obschon wir jeden Morgen, während die Schiffsmannschaft das nötige Feuerholz für den Tagesbedarf fällte, ans Land stiegen und zu beiden Seiten des Flusses landeinwärts streiften, konnten wir doch keine Dörfer erblicken. Nur zweimal kamen uns Eingeborene zu Gesicht; aber dieselben waren äußerst furchtsam und verschwanden wieder, sobald wir uns ihnen näherten. Auch höher gelegenes Land konnten wir nirgends entdecken. Bevor wir die Rückreise antraten, schnitten wir einen Rahmen in einen Baumstamm, fügten demselben das Bild der Königin Viktoria ein und hingen ringsherum einige kleine Geschenke für die Eingeborenen auf. Da wir die ersten Europäer waren, die diesen Fluß befuhren, so gaben wir ihm, zu Ehren der Dame, deren Güte wir unsern Dampfer verdankten, den Namen Baxter-Fluß.

Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß sich derselbe zur Anlegung von Missionsstationen nicht eignete, beschloß ich, bei erster bester Gelegenheit den Flyfluß zu untersuchen. Ich war mir der Schwierigkeit der Aufgabe wohl bewußt, denn der erste Versuch im Jahr 1845, denselben zu befahren, war an der Feindseligkeit der Eingeborenen gescheitert und es galt als ausgemacht, daß dies nur durch Kanonenböte geschehen könne. Da mir aber nur daran lag, darüber ins Klare zu kommen, ob sich nicht am Fluß solche Plätze befänden, die sich als Missionsstationen eignen würden, so mußte ich vor allem darauf bedacht sein, jede Gelegenheit zu Konflikten mit den Eingeborenen zu vermeiden. Auch auf dieser Reise war ich von zwei Freunden begleitet. Wir hatten

anfangs große Schwierigkeit, die richtige Einfahrt in den Fluß zu finden und wegen seiner bedeutenden Breite, der unzähligen Sandbänke, Untiefen und kleinen Inseln die Fahrt stromaufwärts fortzusetzen. Der Strom ist da, wo er sich in seine beiden größten Mündungsarme teilt und die Insel Kiwai bildet, ungefähr acht (engl.) Meilen breit. Von da ab verengt er sich oberhalb sehr schnell zu vier und drei Meilen und wird dann allmählich noch schmäler. Er ist mit kleinen und herrlichen Inseln besetzt, während die Ufergelände mit üppigen Palmenhainen umsäumt sind. In letzteren liegen zahlreiche Dörfer und Städte der kriegerischen Eingeborenen versteckt. Diese Wilden kamen denn auch mehrmals auf ihren ansehnlichen Kriegskanoes, von denen jedes 25—30 Mann faßte, auf uns los, um uns anzugreifen. In ihrem Kriegsschmuck von bunten Federn und allerlei Muscheln, mit einer Art Helm versehen, auf dem sich die Feder eines Paradiesvogels wiegte, dazu am ganzen Körper bemalt, boten sie einen stattlichen Anblick dar. Als Fremdlinge wurden wir selbstverständlich als Feinde angesehen, die nur gekommen seien, um zu morden und zu plündern. Kein Wunder, wenn sie gegen solche auszogen, um ihre Heimstätten und Familien zu verteidigen und dabei der Hoffnung lebten, mit Schädeln und Beute als Siegestrophäen zurückzukehren. So oft wir bemerkten, daß sich keine Verbindung mit den Eingeborenen anknüpfen ließ und dieselben uns anzugreifen drohten, indem sie mit gespanntem Bogen und bereitliegendem Pfeil uns gegenüberstanden, wußten wir uns nicht anders zu helfen, als sie auf harmlose Weise hinwegzuscheuchen und so dem Verlust von Menschenleben vorzubeugen.

Die Ufer des Flusses waren an seinem untern Lauf bis zu einer Entfernung von etwa 80 Meilen ziemlich dicht bevölkert; weiter hinauf jedoch bekamen wir gar keine Eingeborenen zu Gesicht. Stromaufwärts wurden die Ufergelände, die außerordentlich fruchtbar zu sein schienen, nach und nach höher und stiegen bis zu 20 Fuß an. Wir fuhren ungefähr 160 Meilen den Fluß hinauf und traten dann den Rückweg an, da ich das, was ich als Missionar suchte, nämlich Berge und Bewohner, am oberen Lauf nicht entdecken konnte. Auch fingen die Lebensmittel an, knapp zu werden und unsere Mannschaft litt ab und zu am Fieber.

Ungefähr 70 Meilen oberhalb der Mündung hatten wir das

Unglück, mit dem Ellengowan auf eine Sandbank aufzulaufen und das noch dazu gerade gegenüber von einem großen Dorf voll heulender Wilden. Unsere Lage war nichts weniger als angenehm, als wir fanden, daß unser Dampfboot nicht nur hart und fest auf der Bank auffaß, sondern daß auch die Welle beim Versuche, die Maschine rückwärts laufen zu lassen, dicht an der Schraube abgebrochen war. Mit einiger Mutlosigkeit sahen wir einander an und blickten zugleich auf den Schwarm von Kanoes, die uns seit geraumer Zeit gefolgt waren, und auf die Masse lärmender Wilden im gegenüberliegenden Dorf. Indes, es galt keine Zeit zu verlieren. Mit der Ebbe fiel das Wasser zusehends und drohte das Schiff trocken zu legen. Da der Fluß beim niedersten Wasserstand nur knöcheltief war, so stand zu befürchten, daß sich der Ellengowan auf die Seite legen würde. Um diesem vorzubeugen, stützten wir denselben mit einigen Hölzern, mit denen wir uns für solche Fälle vorgesehen hatten, und hielten ihn in der richtigen Lage, bis wir wieder Hochwasser hatten. Die unbrauchbare Schraube nahmen wir an Deck und machten alles klar für die um Mitternacht einsetzende Flut. Die Eingeborenen beobachteten gespannt alle unsere Bewegungen, wagten sich aber nicht an uns heran und waren gewiß nicht wenig überrascht, als wir am nächsten Morgen auf und davon waren. Bei unserer Weiterfahrt beobachteten wir die Vorsicht, nur mit dem Hochwasser stromabwärts zu gehen und während der Zeit der Ebbe zu ankern. Auf diese Weise gelangten wir nach drei Tagen zum Fluß hinaus. An einigen Ankerstellen gelang es uns, mit den Eingeborenen in einen freundlichen Verkehr zu treten und so die zwei oder drei Jahre später erfolgende Missionsarbeit unter denselben anzubahnen. An der Flußmündung hatten wir günstigen Wind, spannten die Segel auf und erreichten nach kurzer Fahrt durch die Torresstraße unser Hauptquartier am Kap York.

Da meine Bemühungen vergeblich gewesen waren, an jenen beiden Flüssen des Papuagolfs hochgelegene, gesunde und zugleich bevölkerte Gegenden zu entdecken, so beschloß ich, es nun mit dem östlichen Teile der Halbinsel zu versuchen, zumal die Lehrer fortgesetzt unter dem Klima zu leiden hatten und manche derselben dem Fieber erlagen. Nach dem gebirgigen Charakter der in eine schmale Spitze auslaufenden Halbinsel zu schließen, erschien es uns

wahrscheinlich, daß wir es dort an ihrer äußersten Kante gesünder finden würden, und wir hätten in diesem Falle die Linie unserer Missionsunternehmungen nur von Ost nach West, statt wie bisher von West nach Ost zu ziehen gehabt. Auf dieser Untersuchungsreise begleitete mich Miss. Lawes von Port Moresby aus. Wir besuchten auf unserer Fahrt längs der Küste viele Plätze und entdeckten eine Reihe von wichtigen Häfen, Lagunen, Flüssen, Inseln und Durchfahrten.

Unsere Seereise war nicht nur sehr interessant, sondern auch recht ermutigend. Die Bevölkerung war meist sehr dicht und mit Ausnahme derjenigen in der Orangeriebucht augenscheinlich freundlich gesinnt. An letzterem Platz wären uns ohne Zweifel ernstliche Schwierigkeiten erwachsen, hätte uns nicht Dampfkraft zu Gebote gestanden. Die Wilden, welche in diesem Bezirk Kannibalen sind, suchten mit einigen unserer Schiffsleute, welche am Land Feuerholz fällten, Streit anzufangen. Hierauf erschienen sie in großer Anzahl an Bord und traten höchst unverschämt auf. Geräuschlos wurde deshalb der Anker aufgewunden, die Schraube in Bewegung gesetzt und langsam glitt der Dampfer zur Bucht hinaus. Die Eingeborenen merkten anfangs in ihrerr Aufregung nichts von alledem, und als sie darauf aufmerksam wurden, folgte der possierlichste Auftritt, den man sich denken kann. Das Deck war wie mit einem Schlage geklärt. In größter Hast und Eile stürzten sie sich über Bord. Einige sprangen in ihre Kanoes, andere auf Flöße, wieder andere in wildem Durcheinander in die See, während wir ruhig davondampften. Dieser Besuch des östlichen Küstenstriches führte dazu, im folgenden Jahr mit dem dritten Zweig unserer Neu-Guineamission den Anfang zu machen.

Während ich so bemüht war, mit den Verhältnissen des westlichen Gebiets bekannt zu werden und das Missionswerk auszudehnen, that Missionar Lawes ebenfalls das Seinige, um Port Moresby zum Hauptquartier jenes Missionsgebietes zu machen. Zugleich versuchte derselbe, Stationen in der östlichen Richtung entlang der Küste bis gegen die Hood-Bai hin anzulegen, machte sich mit den Stämmen und ihrer Sprache bekannt und nahm sich der kranken und sterbenden Lehrer an; denn die Hauptschwierigkeit war und blieb das ungesunde und mörderische Klima. Der kleine Gottesacker der Mission hinter dem Dorf von Port Moresby mit

seinen 18 Gräbern legte ein trauriges Zeugnis von den letzten zwei Jahren ab.

In Anbetracht der ungesunden Verhältnisse sandte nun die Missionsgesellschaft einen Missionsarzt heraus und stellte ihn neben Miss. Lawes in Port Moresby. Diese Bestimmung erwies sich aber nichts weniger als segensreich für die Mission; denn der junge Arzt blieb nur einige Monate auf dem Arbeitsfeld. Seine Frau, die ohnehin nicht gesund war, erlag dem Klimafieber, und so kehrte er mit seinem kleinen Kind stracks nach England zurück. Nun verließ auch Miss. Lawes den Platz, schickte Frau und Kind nach England und erklärte der Missionsgesellschaft, daß er nach einem mehr als zweijährigen Versuch gefunden habe, daß Port Moresby kein Platz sei, an welchem Europäer leben könnten. Man durfte indes nicht vergessen, daß die letzte Jahreszeit eine ausnahmsweise ungesunde gewesen war, in welcher nicht bloß Fremde, sondern auch Einheimische sehr viel vom Fieber zu leiden hatten.

Missionar Lawes lebte eine Zeitlang bei uns am Kap York und besuchte von hier aus gelegentlich die Lehrer auf der Halbinsel, bis Missionar J. Chalmers als frische Kraft für Neu-Guinea eintraf. Dieser hatte seit vielen Jahren auf der Südseeinsel Rarotonga gearbeitet, von wo die meisten unserer ostpolynesischen Lehrer stammten. Sein Eintritt in die Arbeit, sein Verhältnis zu jenen als ihr früherer Missionar, seine Kenntnis der Sprache, besonders aber seine Energie und sein Einfluß auf die eingeborenen Gehilfen, brachte neues Leben in unsere Neu-Guineamission. Zugleich mit ihm traf eine ganze Anzahl von Lehrern aus Rarotonga ein, welche die Stelle der vom Klima Dahingerafften einnahmen. Die Ankunft neuer Kräfte hatte die beste Wirkung. Von der Zeit an nahm unsere Mission einen neuen Aufschwung. Miss. Lawes trat seinen Urlaub an, dessen er sehr bedurfte, und Chalmers und ich gingen sogleich daran, es mit der Ostspitze der Halbinsel, die ich mit Lawes das Jahr vorher bereist hatte, zu versuchen. Zuvor jedoch traten wir eine kleine Landreise in das hinter Port Moresby gelegene Innere an, um die dortigen Bergstämme zu besuchen und zu sehen, welche Aussichten die Errichtung einer Mission unter den Bewohnern jenes Inlandes haben dürfte. Doch der gebirgige Charakter der Gegend und die spärliche Bevölkerung derselben, welche sich nur vereinzelt auf den

Hügelrücken und Bergkuppen vorfand und die ihre Wohnungen in den Baumgabeln angebracht hatte, ließ uns die Ueberzeugung gewinnen, daß auch auf dieser Halbinsel, wie im Golf von Papua überhaupt, die Bevölkerung meist an der Küste wohne und hier ihre großen und zahlreichen Dörfer habe.

Wir kamen nun überein, daß Chalmers mit sechs Gehilfen von Rarotonga die Gegend am Südkap besetzen sollte, während ich mit sechs meiner besten Leute von Lifu die Besetzung des Ostkaps übernahm. Er wählte zu seiner Hauptniederlassung ein kleines Dorf auf der Stacey-Insel, welche er für den geeignetsten Platz hielt, von wo aus er den ganzen Bezirk am besten bearbeiten zu können hoffte. Ich dagegen ersah eine Insel in der sogenannten Chinastraße als den Mittelpunkt für die Arbeit am Ostkap. Wir besetzten dann verschiedene Plätze, die wir für die gesündesten hielten, mit Lehrern und gingen hierauf mit aller Macht daran, unsere Hauptstationen aufzubauen. Die Eingeborenen waren eine wilde Bande von Kannibalen, die nicht nur höchst lästig, sondern auch recht gefährlich sein konnten; aber so leicht erregt und aufgebracht sie waren, so schnell waren sie auch wieder beruhigt. Es war dies für Chalmer und seine Frau, die bisher unter den friedlichen und civilisierten Rarotonganern gelebt hatten, keine leichte Aufgabe. Aber als rechte Missionsleute fügten sie sich gern den Verhältnissen und ließen sich furchtlos unter der wilden Bevölkerung nieder. Zu unserm großen Leidwesen erwiesen sich aber die von Chalmers besetzten Plätze zwischen dem Südkap und der Orangeriebucht als äußerst ungesund und als noch schlimmer denn Port Moresby. Frau Chalmers und vier der Lehrer erlagen bald dem Klima und Chalmers kehrte nach Port Moresby zurück, um die Arbeit in diesem Distrikt zu übernehmen. Alle Stationen am Südkap wurden aufgehoben bis auf die der Stacey-Insel.

Der Heimgang von Frau Chalmers war nicht nur für ihren Mann, sondern für das ganze Missionswerk, besonders auch für die Gehilfen und deren Frauen ein herber Verlust. Gleich der Frau des jungen Arztes war sie bereits kränklich nach Neu-Guinea gekommen und hier entwickelte sich bei den ungünstigen Verhältnissen des Klimas die Krankheit äußerst schnell. Ihre Familie in Neu-Seeland und ihre Freunde in Australien hatten sie zu bewegen gesucht, in Sidney zurückzubleiben, während ihr Mann allein nach

Neu-Guinea reisen und dann mit ihr nach England zur Erholung gehen sollte. Aber sie erklärte, ihren Mann dorthin zu begleiten und erst von da mit ihm in die Heimat zurückkehren zu wollen. Ihr Tod veranlaßte Chalmers, vorderhand seine Urlaubsreise hinauszuschieben und sich der Ausbreitung und Befestigung des Missionswerkes im Distrikt von Port Moresby zu widmen.

Bei der Eröffnung der Mission am Ostkap verfolgte ich denselben Plan, wie auf der Westseite der Insel, indem ich eine Station auf einer halbwegs gesunden Insel in ziemlicher Entfernung vom Festland anlegte und diese als Rückzugspunkt für die kranken Lehrer dienen ließ. Teste-(Versuchs-)Insel erhielt somit für die Mission am Ostkap dieselbe Bedeutung wie Darnley-Insel für das westliche Gebiet. Als Centralstation erwählte ich nach mehrfachen Versuchen die kleine Dinner-Insel in der Chinastraße, welche einen ausgezeichneten Hafen hatte. Ich kaufte das Eiland von den Eingeborenen, ließ es säubern, die nötigen Häuser bauen und Gemüsegärten anlegen. Die Insel wurde bald von allen umwohnenden Stämmen als neutraler Boden anerkannt und von überall her besucht, sodaß sich bisweilen über 100 Kanoes und Flöße zu gleicher Zeit am Platz einfanden. Wir wurden durch diesen Zulauf von Eingeborenen recht ermutigt, und obschon sie Kannibalen und notorische Diebe waren, so benahmen sie sich doch freundlich und halfen uns, wo sie konnten, damit wir nur bei ihnen bleiben möchten. Sie dachten wahrscheinlich, daß es besser sei, uns nach und nach auszubeuteln und zu rupfen, als uns auf einmal aufzuessen; denn soviel sagte ihnen wohl ihre Logik, daß wir das Bindeglied zwischen ihnen und der Heimat des geschätzten Bandeisens, der Perlen und der Aexte bildeten.

Immerhin war der Anfang ein schwieriger. Wie im Westen, so wagte es auch hier der Kapitän nicht, wegen der gefahrdrohenden Klippen sich dem Festland des Ostkaps zu nähern. Wir mußten also unsere Zuflucht zu den Böten nehmen, in welchen wir uns an die unbekannten Küstenplätze, ohne Kenntnis der Sprache und ohne als harmlose Leute eingeführt zu werden, heranwagten. Doch es ging alles gut. Die eingeborenen Gehilfen thaten das Ihrige und gewannen bald das Vertrauen der Leute, und diese hinwiederum ließen sich herbei, ihnen bei der Errichtung der Häuser und Kapellen zu helfen. Als alles soweit war, trafen dann auch die

Frauen der Lehrer ein und begannen ihre Missionsarbeit unter dem weiblichen Teil der Bevölkerung. Aber in Bezug auf das Klima und den Gesundheitszustand unserer Arbeiter machten wir hier dieselben traurigen Erfahrungen. Wie in Port Moresby und im westlichen Bezirk, litten dieselben auch hier unter dem tödlichen Fieber. Mehrere starben und andere mußten versetzt werden, sodaß ich schließlich alle Hoffnung aufgab, in diesem Teile Neu-Guineas irgendwelche gesunde Gegenden aufzufinden, die für unsere Gehilfen aus der Südsee zuträglich wären. Zu unserem Schmerze mußten wir uns mit dem Gedanken vertraut machen, von denselben für die Zukunft abzusehen, und es drängte sich uns die Ueberzeugung auf, daß Neu-Guinea nur durch seine eigenen Leute evangelisiert werden könne, wenn es überhaupt christianisiert werden sollte; denn die Verantwortung, Jahr für Jahr Südseeinsulaner an eine Küste zu verpflanzen, wo die Hälfte derselben dem Klima erlag, war zu groß, als daß man bei diesem Verfahren hätte verharren dürfen. So reifte der Entschluß in mir, ein Papua-Seminar zu gründen und in demselben die nötigen Kräfte aus den Eingeborenen selbst für die Mission in Neu-Guinea heranzuziehen.

(Schluß folgt.)

Eine offizielle Anerkennung der Mission.

Die evangelische Mission ist in den letzten Jahren keineswegs durch eine zu günstige Beurteilung seitens der politischen Autoritäten verwöhnt worden. So sehr man auf der einen Seite sich zu der Anerkennung gezwungen gesehen hat, daß die evangelische Mission in aller Stille und Bescheidenheit wertvolle Kulturarbeit geleistet hat, so gern möchte man ihr auf der andern Seite ihr Ziel verrücken und ihre Methode umgestalten, um sie den eigenen Zwecken dienstbar zu machen. Um so ungeteilter freuen wir uns des ehrenvollen Zeugnisses, welches die Regierung des Moskitolandes (Mittel-Amerika) der Mission der Brüdergemeine anläßlich der Visitationsreise des Missionsdirektors Romig ausgestellt hat.

Wenige Tage vor seiner Abreise aus Bluefields kam zu Br. Romig eine Deputation von Mitgliedern der Regierung, unter ihnen der Vice-Präsident Herr Patterson, der Ober-Staatsanwalt Cuthberth, der Richter am obersten Gerichtshof, Herr J. O. Thomas, und andere. Sie überreichten ihm feierlich eine Adresse, in welcher es u. a. heißt:

„Wir wünschen aufs herzlichste, aufrichtigste und dankbarste es anzuerkennen, daß unsere Regierung durch Vermittlung Ihrer Kirche und aus den Händen der Gemeinschaft, deren Vertreter Sie sind, den Ton und die Richtung erhalten hat, welcher wir bei der Leitung und Erledigung der Regierungsgeschäfte um so zuversichtlicher folgen, als wir wissen, daß dann unser Thun und Lassen vom Einfluß des Wortes Gottes getragen wird.

„Unsere Denkschrift ist nicht das Werk eines phantastischen, flüchtigen Gedankens, sondern der Ausdruck einer ernsten, tiefempfundenen Dankbarkeit, welche wir gerade als Mitglieder der Regierung Ihnen schuldig sind für die überaus reichen Segnungen, welche unser Land und Volk Tag für Tag empfängt durch den Ernst und den Eifer, womit sie die Befehle unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi unter uns ausrichten.

„In unserer Stellung als Regierungsbeamte haben wir es ersehen, welch ein Segen es ist um die Führung Gottes; wir haben es mit Augen gesehen, welch wunderbare Wirkung die Lehre des Evangeliums auf unsere Leute ausübt. Sagen Sie denen, deren amtlicher Vertreter Sie sind, wie hoch wir Ihren Besuch bei uns und ebenso die vielen andern Wohlthaten zu schätzen wissen, welche unsere Leute fortwährend durch Vermittlung Ihrer Kirche empfangen."

Diese Adresse war unterzeichnet von allen Mitgliedern der Regierung.

Erläuterung zu dem Bild:

Missionskirche in Kannanur.

Von Miss. W. Schmolck.

Unser Titelbild versetzt uns in den malabarischen Garnisonsort Kannanur. In früherer Zeit gehörte diese Stadt der Familie der Kolattiri, welche über den größten Teil des nördlichen Malabar herrschten. Im Jahr 1505 erhielten die Portugiesen unter Almeida von dem damaligen Kolattirifürsten die Erlaubnis, ein Fort in Kannanur zu erbauen, um dadurch ihren Handel in Pfeffer, Ingwer ꝛc. gegen die Angriffe der mohammedanischen Maplas, die sich in ihren Handelsprivilegien geschädigt fühlten, zu schützen. Die weitere Geschichte dieses auf einer Landzunge malerisch am Meer gelegenen Platzes ist eine Kette blutiger Kämpfe der Portugiesen mit den Königen des Kolattirigeschlechts und den Maplas, wobei Verrat und Treulosigkeit die Hauptrolle spielte.

Im Jahr 1663 nahmen die Holländer den Portugiesen das Fort ab und bauten es neu auf. Ihr Handel aber ging von Jahr zu Jahr zurück und sie verkauften den Platz 1770 an die Familie der Arekal-Bibis, einem mohammedanischen Fürstengeschlecht, welches aber schon 1791 seine Hoheitsrechte an die Engländer abzutreten gezwungen wurde.

Strategisch war Kannanur von großer Bedeutung, weil es als Ausgangspunkt eines der wichtigsten Gebirgspässe nach dem Dekhan die erste Etappe zwischen der See und jenem Hochlande bildete; deshalb haben die Engländer das Fort nicht nur erhalten, sondern auch die Garnison auf drei Regimenter englischer und eingeborener Infanterie und eine Batterie englischer Artillerie erhöht. Erst in dem letzten Jahrzehnt hat der Waffenplatz durch den Bau der südindischen Eisenbahn an seiner strategischen Bedeutung eingebüßt und die Garnison beschränkt sich seitdem nur auf ein Sipoyregiment und eine Kompagnie Engländer. Dies wird freilich von einsichtigen Civilbeamten als ein politischer Fehler angesehen, weil die mohammedanische Maplabevölkerung ihrem Fanatismus gar oft in blutigen Empörungen Luft gemacht hat.

Als der Basler Missionar S. Hebich in den vierziger Jahren die dortige Missionsstation gründete, hatte seine Arbeit gleich von

vornherein einen doppelten Charakter. Er wirkte nicht bloß unter den heidnischen Eingeborenen, sondern seine Bemühungen erstreckten sich auch in ausgedehnter Weise auf die englische Garnison, und das mit gutem Grund. Der Mehrzahl nach führten englische Offiziere und Soldaten ein so lockeres und anstößiges Leben, daß dadurch der Name Christi vor den Heiden in bedauerlichster Weise geschändet und damit der Erfolg der Predigt des Evangeliums unter den Eingeborenen in Frage gestellt wurde.

Hebich war von Gott für diesen schwierigen Posten in ganz besonderer Weise ausgerüstet. Sein unerschrockenes, an Todesverachtung grenzendes Auftreten, sein entschiedenes Zeugnis gegen die Sünde und seine herzliche, wenn auch oft in recht derber Form sich äußernde Liebe zu allen Verirrten, wer sie auch sein mochten, eine Liebe, die sich durch nichts und niemals ermüden ließ, erzielte in dem damals in Kannanur stationierten englischen Regimente solche Erfolge, daß die Engländer jenes Regiment "Hebich's own", d. h. das „Hebich-Regiment" nannten. Ein durch Hebich bekehrter Offizier hat mir in seinen alten Tagen einmal Hebichs ausdauernde Liebe mit den Worten beschrieben: „Wenn wir Hebich zur Vorderthüre hinausjagten, kam er zur Hinterthüre wieder herein."

Unser Bild nun stellt den nahe bei den englischen Kasernen befindlichen Platz von Hebichs Wirksamkeit dar. Der kommandierende General räumte ihm dieses Grundstück ein, auf dem mit Hilfe der Offiziere ein Betsaal erbaut wurde. So unansehnlich auch das alte Gebäude war, gingen von dort doch reiche Segensströme aus, die sich nicht bloß über ganz Indien bis an den Himalaya, sondern auch nach England und in die fernsten englischen Kolonien ergossen, da die englischen Krieger, durch Garnisonswechsel u. and. den von Hebich erhaltenen Segen auch überall ausbreiteten. Die geistliche Vaterschaft Hebichs hat sich bei den durch ihn Bekehrten nur selten verleugnet. Nach meiner Erfahrung sind die hervorstechenden Charakterzüge derselben ein unerschrockener Zeugenmut und eine brennende Liebe zu den Verlorenen.

Das alte Hebichkirchlein wurde in den 80er Jahren so baufällig, daß es abgebrochen werden mußte, und an seiner Stelle erstand das neue geschmackvolle Gebäude unseres Bildes, das der von Hebich gegründeten Kannanurgemeinde nun als Gotteshaus dient. Rechts erblicken wir das Gemeindeschulhaus, außerhalb der Einfriedigung aber breitet sich der großartige Exerzierplatz mit den Kasernen und dem Fort aus. Auf drei Seiten vom Meere bespült, im Hintergrunde die hohen Westghats, stellt jene Landzunge eine Gegend von hoher landschaftlicher Schönheit dar.

In den weitläufigen Kasernen und auf den Wällen des Forts ist es nun freilich viel stiller geworden, seit die Garnison so zusammengeschmolzen ist und die im Fort herumliegenden prächtigen langen Geschützrohre mit abgeschlagenen Lafettenzapfen rufen uns zu: „Sic transit gloria mundi.“ Was aber an jener Stelle, wo unsere Hebichkirche sich erhebt, ein demütiger Knecht Gottes unter Gebet und Thränen für den Herrn erarbeitet hat, wird als ein unvergänglicher Same auch dann noch fortwirken, wenn einmal die neue, schmucke Kirche samt den weitläufigen Kasernen und dem stolzen Fort in Trümmer sinkt.

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

1. Westafrika.

Senegambien, Sierra Leone, Yoruba und das Nigergebiet.

1) In der französischen Kolonie am Senegal hat die Pariser evangelische Missionsgesellschaft, welche seit 1863 auf diesem opferreichen Arbeitsfelde steht, von Anfang an mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Der ungesunde Charakter des Klimas, welchem eine ganze Reihe von Missionsarbeitern erlegen ist, das bunte Gemisch der Bevölkerung, die vorwiegenden Interessen des Handels, die Gleichgültigkeit der Eingeborenen gegenüber dem Christentum und vor allem der Islam, welcher auch hier aus den Hinterländern bis an die Küste vorgedrungen und sich besonders in St. Louis festgesetzt hat — das alles hat einer erfolgreichen Missionsthätigkeit entgegengewirkt. Schon der äußere Anblick der durch den Handel emporgekommenen Hauptstadt St. Louis verleiht derselben ein trauriges Gepräge. Während sich am nördlichen Ufer der Senegalmündung nichts als kahle Sanddünen erheben, mit denen der Wind sein Spiel treibt, befinden sich dagegen am südlichen faulige schwarze Sümpfe, die ihre tropische Pestluft ausbrüten. „Selbst die Manglebäume, die an solchen Giftplätzen gern gedeihen, treten nur zwerghaft auf, und verstreute kahle Baobab- oder Affenbrotbäume und etliche kränkelnde, dünn gesäete Palmen dienen mehr zur Erweckung des

Mitleids als zum Schmuck des Ufers. Das erste Bauwerk, dessen der Ankömmling ansichtig wird, sind — die Mauern des Kirchhofs von St. Louis selbst, erbaut auf einer Insel des rechten Ufers, nach welchem eine Brücke hinübergeschlagen ist, welche die Inselstadt der Europäer mit der Stadt der Schwarzen auf dem Festlande verbindet. Während diese letztere nur aus bienenkorbartigen Strohhütten besteht, findet man im europäischen St. Louis regelmäßige weiß getünchte, mit Terrassen und Gallerien versehene Häuser, unter denen durch ihre Größe die Kasernen, das Spital und die Regierungsgebäude sich geltend machen. Dazu gesellt sich eine Kirche mit zwei Türmen, eine Moschee mit Minarets und ein bewimpelter Mastenwald. Wie in jeder Seestadt, findet sich auch in St. Louis eine große Mischung von Rassen und Trachten. Unter europäische Uniformen mischen sich Mauren entblößten Hauptes mit wallendem Haar, Fula mit echt afrikanischem Kopfputz, das Haar in unzählige Zöpfchen geflochten, endlich athletische Bambara-Neger unter schweren Lasten einherschreitend."

Zu einem rechten Aufschwung der Mission haben es die eigentümlichen Verhältnisse dieses Platzes nie kommen lassen. Die Lücken, welche das Klima im kleinen Arbeiterpersonal öfters riß, konnten nicht immer genügend ausgefüllt werden. Immer wieder galt es, opfermutig von neuem anzufangen. Der Mangel einer einheitlichen ansäßigen Bevölkerung erschwert wesentlich eine grundlegende Arbeit. Neben den Woloffen, welche die ursprüngliche Bevölkerung dieses Landstriches bilden, finden sich Mandingo und Bambara. Letztere, deren Heimatsitz der obere Niger ist, setzen sich meist aus davongelaufenen Sklaven zusammen, die auf dem französischen Gebiet eine Zufluchtsstätte gefunden haben. Der Handel hat aber auch allerlei fahrendes Volk von Sierra Leone hieher geführt, das sich außer der englischen Sprache auch seine Eigenart zu wahren weiß. So repräsentiert die Kolonie ein wunderliches Sprachen- und Religionsgemisch, unter dem es schwer hält, das Netz des Evangeliums auszuwerfen.

Im ganzen hat die Pariser Mission, deren Arbeiterzahl immer nur eine sehr beschränkte war, 50 erwachsene Eingeborene (seit 1863) getauft, den letzten am 9. Juni 1889. Von diesen gehören noch jetzt 22 als Kirchenglieder zur Mission; von den übrigen 28 sind 10 gestorben, 5 fortgezogen und 13 ausgeschlossen. An der Knabenschule in St. Louis, welche zur Zeit 25 Schüler zählt, arbeitet seit einigen Jahren mit großer Ausdauer und Treue der Lehrer Brandt, während die Mädchenschule nur 14 Schülerinnen aufweist. Auf dem der Mission gehörenden Grundbesitz Bethesda sind etwa 100 Eingeborene angesiedelt, aus deren Zahl auch die meisten der obigen Kirchenglieder herstammen. Die Station Kerbala, welche vor einigen Jahren

über 30 Stunden stromaufwärts am Senegal unter den Bambara und Wolossen angelegt wurde, ist gegenwärtig leider unbesetzt und das geräumige Missionshaus steht leer. Ueberhaupt ist die Mission außer dem genannten Lehrer nur noch durch einen einzigen Missionar vertreten. Von den drei Missionaren, die 1890 in der Kolonie arbeiteten, hat sich der Missionsarzt Morin zurückgezogen und privatisiert als Arzt in St. Louis, obschon er sein Verhältnis zur Gesellschaft nicht ganz gelöst hat. Bedauerlich ist, daß der eingeborene Missionar Taylor, ein Sierra-Leone-Christ, der sich anfangs als Katechist tüchtig erwies und bei einem Besuch in Paris 1878 die Ordination erhielt, später den Erwartungen nicht entsprochen zu haben scheint; denn derselbe mußte, sittlich heruntergekommen, seines Dienstes entlassen werden, worauf er nach Sierra Leone zurückkehrte. — Mitte Dezember 1890 bis Anfang Februar 1891 wurde dieses Missionsfeld von dem Direktor der Pariser Missionsgesellschaft, M. Bögner, visitiert, der nach seiner Rückkehr ausführlich darüber berichtet hat. (Journal des Miss. ev. 1891, S. 151—176.)

2) In der britischen Kolonie von Sierra Leone, dem alten Arbeitsfelde der englisch-kirchlichen Mission, die hier seit 1816 unter viel Opfern gesäet und geerntet hat, ist derselben noch immer eine wichtige Aufgabe gestellt; denn wiewohl die eingeborene Kirche mit ihren mehr als 10,000 Gliedern im Punkt der Selbsterhaltung auf eigenen Füßen steht und selbständige Pastorate besitzt, so übt doch die kirchliche Missionsgesellschaft noch immer eine Art von Patronatsrecht über dieselbe aus und hat auch die Ausbildung der eingeborenen Geistlichkeit bis jetzt in den Händen behalten. Leider hat das geistliche Wachstum und die innere Erstarkung des kirchlichen Gemeinwesens mit dem äußeren Aufschwung der Kolonie nicht gleichen Schritt gehalten. Außer aller Frage ist der Fortschritt nach außen hin, welcher sich in der Kolonie kundgiebt, und die Höhe der Kultur, auf der ein Teil der Bevölkerung steht, in Anbetracht der afrikanischen Verhältnisse, aus denen sich das kirchliche und soziale Gemeinwesen innerhalb von 5—7 Jahrzehnten entwickelt hat, eine staunenswerte Thatsache, und es ist etwas daran, wenn Sierra Leone von den Negern als „das afrikanische Europa" bezeichnet wird. Aus armen hilflosen Negersklaven, die hier zu Hunderten von den englischen Kreuzern ans Land gesetzt wurden und den verschiedensten Gebieten der westafrikanischen Küstenländer angehörten, ist ein Volkswesen entstanden, das ein sprechendes Zeugnis davon ist, daß durch die dem Christentum innewohnenden Kräfte der Gesittung und Bildung auch das tiefstehendste Geschlecht auf eine bemerkenswerte Stufe der Civilisation erhoben werden kann, wennschon dabei nicht ausgeschlossen ist,

daß sich unter der Masse auch viel Schein und manche Kulturkarrikaturen befinden, die einem nüchternen Beobachter nicht sonderlich sympathisch sind. Aber jenen verwilderten und rechtslosen Sklaven entstammen die strebsamen und intelligenten Kaufleute, Pflanzer, Juristen, Aerzte, Regierungsbeamten und Geistlichen, welche heute nicht allein in der Kolonie, sondern auch überall längs der westafrikanischen Küste — vom Senegal bis südlich vom Kongo — in bedeutenden Stellungen zu finden sind. Diese geistige Regsamkeit und praktische Tüchtigkeit der Sierra Leone-Christen, durch die sie allenthalben den Kindern ihres Volkes überlegen sind, könnte von segensreichem Einfluß für die Gebiete werden, wo sie als Träger einer christlichen Kultur sich niederlassen, wenn sie damit auch zugleich ein lebendiges und fruchtbares Christentum dahin verpflanzen würden. Das kann nun aber leider von vielen dieser Sierra Leone-Christen nicht gesagt werden. Die Eigenart der afrikanischen Rasse mit ihren Schwächen und Gebrechen, der Mangel an christlichem Charakter haftet einem großen Teil derselben noch bedenklich an, und so erweisen sich dieselben vielerorten, wo sie ihre Stellung einnehmen, als solche, denen das Bewußtsein ihrer Herkunft abhanden gekommen ist, die sich in der Nachäffung englischen Wesens und Auftretens gefallen und wenig Verständnis für die Aufgabe unter ihren schwarzen Brüdern besitzen. Daß sich manche trotz einer zur Schau getragenen Kirchlichkeit in Bezug auf Sittlichkeit nicht eben sonderlich hervorthun, braucht nicht erst gesagt zu werden. Daraus erklären sich auch zum Teil die traurigen Zustände der Nigermission, die bis jetzt fast ausschließlich mit Arbeitern von Sierra Leone versehen war. Die kirchliche Missionsgesellschaft ist sich auch recht wohl bewußt, daß der Kirche von Sierra Leone eine innere Erneuerung, ein neues Geistesleben notthut. Sie hat deswegen dem Wunsch des Bischofs Ingham entsprochen und den englischen Geistlichen Taylor Smith als Hilfsgeistlichen (Canon Missioner) an seine Seite gestellt, damit derselbe im Verein mit ihm in Freetown und Lagos das geistliche Leben dieser beiden afrikanischen Missionskirchen zu wecken und zu vertiefen suche. Zugleich hat auch das Fourah Bay College, die Bildungsstätte der eingeborenen Lehrer und Geistlichen, das seinen europäischen Vorsteher durch den Tod verloren hatte, wieder einen Leiter in der Person eines Geistlichen, Humphrey, erhalten. Die Zahl der Zöglinge, welche sehr heruntergegangen war, hat sich wieder gehoben und ist bis auf 20 hinaufgegangen. Auch bethätigen dieselben einen größeren Missionseifer in der Verkündigung des Evangeliums unter der heidnischen und mohammedanischen Bevölkerung. Ebenso läßt man sichs in den übrigen Schulen, die sich eines starken Besuches

, angelegen sein, das christliche Leben unter der lernbegierigen
zu pflegen und derselben zugleich eine geistliche Ausrüstung
ben mitzugeben.

ie Mission unter den Mohammedanern, welche endlich in
genommen worden ist und von Miss. Leversuch betrieben wird,
ch in ihren Anfängen. Letzterer sucht sich zu dem Zweck die
e Sprache und das Timne anzueignen; denn bei dem vor-
n Völkergemisch bietet das Sprachenproblem in der Kolonie
ßte Schwierigkeit. „Freetown ist in dieser Beziehung," schreibt
, „ein wahres Babel, und es läßt sich kaum feststellen, wie
erschiedene Sprachen hier kursieren. Zwar bedienen sich die
Klassen einer Art von Neger-Englisch, das aber für den
er fast ebenso unverständlich ist, wie eine afrikanische Sprache,
o umgekehrt die Masse des Volks Mühe hat, das eigentliche
zu verstehen." Die mohammedanische Bevölkerung setzt sich
aus einer Anzahl von Negerstämmen zusammen, die nicht
m Inland, sondern auch den entferntesten Küstenstrichen an-

ls sehr harten Boden erweist sich der Missionsposten Port
unter den Timnenegern, etwa 20 Stunden nordöstlich von
n an der nach dem Inneren führenden Karawanenstraße.
er sind die Aussichten auf den von hier aus gegründeten
lätzen Makomp und Makori, wo die Bevölkerung, beein-
om Evangelium, anfängt, die heidnischen Heiligtümer verfallen
n und die als Geister verehrten Steinblöcke aufzugeben. Der
ɔmus und einige Teile der heiligen Schrift sind neuerdings in
ıesprache übersetzt und durch den Druck veröffentlicht worden.
s christliche Sierra Leone aber ist es von großer Wichtigkeit,
ıs heidnische und mohammedanische Hinterland christianisiert
denn von da aus droht der Kolonie beständig die Berührung
n Aberglauben des Heidentums und des Islams.

Die Veteranen, welche die Yorubamission Ende der vier-
ahre mitbegründen halfen und dieselbe in ihrer Jugendfrische
o des ersten Jahrzehnts aufblühen sahen, sind nun fast alle
r Ruhe eingegangen, wenngleich ihre Namen, wie die eines
nd, Gollmer, Hinderer und Maser unvergessen sind.*) Nun
h S. Crowther heimgegangen, der als geborener Egba im
845 mit Townsend und Gollmer auszog, um von Badagry

*) Einer derselben, Miss. A. Mann, der 1849 vom Basler Missionshaus
ngen, im Dienst der Ch. Miss. gegen vier Jahrzehnte in Lagos gear-
t, lebt noch als Emeritus in Stuttgart.

aus seiner Vaterstadt Abeokuta das Evangelium zu bringen. Damit ist zugleich der Küstenstrich und namentlich Lagos unter christlichen Einfluß gekommen. Letzteres, damals noch ein Hauptstapelplatz für die Sklavenausfuhr, bis es 1851 von britischen Streitkräften erstürmt und den Sklavenhändlern entrissen wurde, hat sich seither unter englischer Verwaltung zu einem der bedeutendsten westafrikanischen Handelsplätze entwickelt, und auch die evangelische Mission hat hier lebenskräftige Wurzeln geschlagen. Die Verhältnisse liegen hier ähnlich, wenn auch etwas besser, wie in Sierra Leone. Auch ist das europäische Arbeiterpersonal der kirchlichen Mission stärker vertreten, als dort. Von den vier großen Stadtgemeinden sind drei selbständig organisiert, während der vierte Bezirk samt den höheren Unterrichtsanstalten unter der direkten Leitung der Missionsgesellschaft steht. Wiewohl sich auch in diesen Gemeinden die den afrikanischen Missionskirchen eigenen Schäden vorfinden und sich das Christentum vielfach nur in der Form einer äußerlichen Kirchlichkeit bewegt, so fehlt es doch auch nicht an erfreulichen Zeichen eines tieferen Christentums. Die Bibelleseklassen, wie auch die Gottesdienste, werden von alt und jung zahlreich besucht und der den afrikanischen Christen charakteristische Zug der Opferwilligkeit ist nur anzuerkennen. Die Mittelschule mit ihren 77 Zöglingen unterhält sich selbst. Diese zahlten nicht nur für Kost und Wohnung, sondern auch ein beträchtliches Schulgeld (im Jahr 1890 zus. £ 313. 7. 9 = 6268 Mark). Das Seminar (mit 23 Zögl.) und das Mädcheninstitut (mit 60 Schülerinnen) werden von europäischen Kräften geleitet.

Die westlich von Lagos gelegene Küstenstation Badagry, welche seinerzeit den Ausgangspunkt für die Yorubamission bildete, hat sich von Anfang an als einen höchst unfruchtbaren Boden erwiesen und zählt heute nur 79 Gemeindeglieder. In dem nur wenige Stunden von Badagry entfernten Porto Novo fand im April 1890 der feindliche Zusammenstoß zwischen den Dahomeern und Franzosen statt, bei welchem die ersteren gegen 2000 Mann verloren haben sollen.

Nach dieser Niederlage an der Küste wandten sich die Dahomeer nach Nordosten und fielen in das Yorubagebiet ein, verwüsteten dasselbe und schleppten gegen 12—1300 Bewohner in die Sklaverei. Ueber 12,000 Flüchtlinge suchten und fanden in Abeokuta, das die Dahomeer nicht anzugreifen wagten, eine Zufluchtsstätte. Wie bei dieser Gelegenheit selbst die heidnischen Häuptlinge, angefeuert durch das Beispiel der Missionare und Christen, ihren alten Stammesgroll gegenüber den Flüchtigen, welche weitaus zu ihren Nationalfeinden gehörten, fahren ließen und Barmherzigkeit übten, ist schon in der vorjährigen Rundschau erwähnt worden. Trotz dieser menschen-

freundlichen Stimmung der Heiden drohte der Mission in Abeokuta ein ähnlicher Schlag wie im Jahr 1867. Eine Verstimmung zwischen den Häuptlingen und den englischen Behörden in Lagos hätte beinahe zur Ausweisung der europäischen Missionare und zur Plünderung ihres Eigentums, wie desjenigen der Christen geführt; die Stellung aber, welche die letzteren an Zahl und Einfluß einnehmen, und deren entschlossene Haltung gegenüber der heidnischen Partei ließ die letztere davon abstehen.*)

Trotz allem äußeren Fortschritt des Werkes in Abeokuta, dessen Leitung in den Händen des alten Miss. Wood liegt, muß derselbe darüber klagen, daß viel Weltsinn und Gleichgültigkeit und wenig Missionseifer in den Gemeinden zu finden sei. Dies macht sich besonders in der von ihm bedienten Ake-Gemeinde, welche gegen 900 Seelen zählt, dadurch bemerklich, daß ein Teil derselben wenig oder gar keinen Gebrauch vom Sakrament des heiligen Abendmahls macht. Doch fehlts auch nicht an Lichtseiten, welche geeignet sind, die Missionsarbeiter in Kirche und Schule zu ermutigen.

Das abgelegene Ibadan, welches durch Kriege sehr heruntergekommen ist und jahrelang von allem Verkehr mit der Küste abgesperrt war, konnte 1890 wieder von einem europäischen Missionar besetzt werden. Die drei Christengemeinden haben sich unter der Pflege des eingeborenen Pastors Olubi wacker gehalten und genießen selbst unter den Heiden Achtung.

Ebenso erfreulich lauten die Berichte von der Ondomission, die im Jahr 1875 durch Miss. Hinderer zwischen Ibadan und dem Niger gegründet wurde. Ein farbiger Pastor, Ch. Phillips, hat seither dort unter mancherlei erschwerenden Umständen, aber mit Erfolg gearbeitet. Die bei den Totenfeierlichkeiten üblichen Menschenopfer scheinen seitdem in Abgang gekommen zu sein, während dagegen die jährlichen Fetischfeste immer noch solche fordern. Auch geht die heidnische Sitte der Zwillingsmorde noch stark im Schwange. Die kleine Christengemeinde zählt bis jetzt 158 Getaufte. Im ganzen breitet sich das Christentum in diesen Gebieten nur langsam aus, da dieselben fortwährend unter Unruhen und Raubzügen zu leiden haben.

*) Die Verstimmung zwischen Abeokuta und den englischen Behörden in Lagos scheint nun doch dazu geführt zu haben, daß nach der Meldung englischer Blätter die Egba das von ihnen bewohnte Abeokutagebiet dem britischen Handel verschlossen und die Aufforderung der Regierung von Lagos, die Verkehrsstraßen wieder freizugeben, mit Hohn beantwortet haben. Diese Feindseligkeiten werden leider nicht ohne schädigenden Einfluß für die Mission in Abeokuta sein. Eine gewisse Spannung herrscht schon seit Jahren zwischen den Egba und der englischen Kolonialregierung in Lagos.

Auch reichen nirgends die Kräfte aus, um weitere Städte und Distrikte zu besetzen und dem Lande den Frieden zu predigen, dessen es so sehr bedarf.

Daß die Nigermission durch eine ernste Krise hindurchgehen mußte, ist schon in der letztjährigen Rundschau (S. 87 f.) berichtet worden. Die inzwischen angestellten Untersuchungen über die beklagenswerten Uebelstände dieses Missionsgebietes haben leider dargelegt, daß die Missionare die Sachlage weder einseitig noch voreingenommen, noch zu schwarz angesehen haben. Nach dem Erkenntnis der heimatlichen Missionsleitung, die sich darüber beugt, im Prinzip gefehlt zu haben, liegen die Verhältnisse in der That so, wie man schon lange befürchtete. In der Ermanglung europäischer leitender Kräfte hat man nicht nur das farbige Element viel zu selbständig gestellt, sondern auch manche zu Hirten und Lehrern berufen, die nicht die innere Qualifikation dazu hatten. Beim Mangel an der nötigen Aufsicht haben diese nicht nur ihr Werk lässig getrieben, sondern auch tiefgehende Schäden in den Gemeinden einreißen lassen, die Kirchenzucht nicht genügend geübt und der Aufnahme von Heiden und Christen nicht die nötige Vorbereitung und Prüfung vorangehen lassen. Diesem Zustand will nun die heimatliche Missionsleitung, die einen offenen Brief an die westafrikanischen Missionskirchen gerichtet und das Erkenntnis veröffentlicht hat, auf dem Wege einer Reorganisation abhelfen. Hinfort soll das europäische Arbeiterpersonal verstärkt und alle Hauptposten von Europäern besetzt werden, die zugleich die Leitung und Aufsicht über das Ganze zu übernehmen haben, ohne daß damit eine Zurücksetzung der afrikanischen Rasse ausgesprochen sein solle. Ferner soll mit aller Sorgfalt darauf gesehen werden, daß nur geistlich gesinnte und tüchtige eingeborene Arbeiter in das geistliche Amt an den Gemeinden gestellt werden, und zwar soll darauf hingearbeitet werden, daß in Zukunft die Missionsgehilfen und Prediger aus den Eingeborenen des Nigergebietes selbst gewonnen und nicht wie bisher fast ausschließlich von Sierra Leone her bezogen werden. Zugleich hat das Komitee zwei eingeborene Geistliche und vier Laiengehilfen aus dem Dienst entlassen und dringt mit Ernst darauf, daß auch in den Gemeinden der alte Sauerteig ausgefegt werde.

Inzwischen ist nun der Oberhirte des großen Nigersprengels, Bischof S. Crowther, am 30. Dezember des verflossenen Jahres unter dem Druck dieser für ihn so schmerzlichen Vorgänge heimgegangen, und es ist wohl dadurch der kirchlichen Missionsgesellschaft wesentlich erleichtert, ihre Reformen durchzuführen, indem sie die Leitung in jüngere Hände legen kann. Denn wenn auch dem abgeschiedenen Bischof keine direkte Verschuldung zugemessen wird, da die zu Tage

nen Schäden der Nigermission wesentlich dem System und dem ip der Selbständigmachung einer afrikanischen Kirche, ohne daß e die nötige christlich-sittliche Reife hiefür hatte, zu Grunde so wird man doch nicht umhin können, zuzugeben, daß das Alter des Bischofs wohl kaum mehr der Aufgabe gewachsen das Schifflein seiner Missionskirche mit offenem Blick und sicherer ungefährdet durch die Klippen hindurchzusteuern.

Immerhin lauten die Berichte über das Missionswerk am un- Niger und im Deltagebiet nicht eben ungünstig, wiewohl d dort das Heidentum aufzuleben scheint. In Bonny konnten Männer, 73 Frauen und 25 junge Leute beiderlei Geschlechts t werden. An Weihnachten und dem darauffolgenden Sonntag über 2000 Besucher die St. Stephanskirche. Ringsum, schreibt yle, läßt sich unter der Bevölkerung ein moralischer, sozialer eistlicher Fortschritt erkennen. Andererseits mußten einige Außen- ten zwischen dem Delta und Onitscha aufgehoben und die inde an letzterem unter Kirchenzucht gestellt werden, da sie, von beiden mit Ausweisung bedroht, sich zur Teilnahme an einem schen Brauch verleiten ließ. Wackerer hielten sich in einem hen Fall die Christen in Obotschi.

Am oberen Niger, in Lokodscha, wo die für die mohamme- he Sudanmission ausgegangenen englischen Missionare ihr quartier aufgeschlagen haben und mit großem Eifer unter en, Heiden und Mohammedanern arbeiten, ist leider der tüch- Robinson, der schon seit 1886 in der Nigermission stand (vergl Mag. 1891, S. 436), am 25. Juni des vorigen Jahres dem fieber erlegen, während sein Mitarbeiter Brooke zur Erholung Europa zurückkehren mußte. Beide hatten bereits die Haussa- e soweit bemeistert, daß sie in derselben predigen konnten. Mit rlernung des Nupé beschäftigt sich Miss. Lewis.

Lokodscha ist ein wichtiger Missionsposten für die Gebiete des ns, wo der Islam in stetem Vordringen ist und sich die Völker- n unterwirft, wenn schon die Ausbreitung desselben nichts als Vermischung mit dem Heidentum ist. Der Platz, welcher unter berhoheit der Königlichen Niger-Kompagnie steht, gewährt den maren völlige Sicherheit*) und bildet das Eingangsthor zu den astaaten, deren Sprache die lingua franca des Sudans ist und

*) Neuere Nachrichten stellen diese Sicherheit in Frage. Unruhen, die um cha ausbrachen, ließen anfangs eine allgemeine Erhebung der Moham- er befürchten. Es scheint dies aber nicht der Fall zu sein, sondern sich klavenraubzüge zu handeln.

bis nach Nordafrika hin verstanden wird. Als bedeutender Handelsplatz mit allerlei Volk und Sprachen, ist Lokodscha aber auch zugleich ein schwieriger Posten. Jenem Umstand zufolge muß am Sonntag in drei verschiedenen Sprachen Gottesdienst gehalten werden. Auch mit der Sittlichkeit ist es übel bestellt und es mußte deshalb die kleine, aus allerlei Volkselementen zusammengesetzte Gemeinde, welche die Missionare bei ihrer Ankunft vorfanden, fast ganz aufgelöst werden, weil dem christlichen Bekenntnis der sittliche Stand derselben nicht entsprach. Die über sie verhängte Kirchenzucht hat aber ihre heilsamen Früchte getragen. Eine Hauptaufgabe aber ist den Missionaren durch die mohammedanische Bevölkerung nahegelegt, wobei die Aussichten keineswegs entmutigend sind. Es zeigt sich auch hier, daß der Islam, wo die Staatsgesetze der Predigt des Evangeliums und dem Uebertritt zum Christentum keine Schranken entgegensetzen, sich nicht durchweg der evangelischen Heilsbotschaft hermetisch verschließt. Auch in Lokodscha kann die Mission bereits von Uebertritten berichten: einflußreiche Mohammedaner kommen besonders dem Missionsarzt, Dr. Battersby, freundlich entgegen und selbst der Emir von Nupé hat die Missionare zu einer Niederlassung in seiner Hauptstadt Bida eingeladen. Um unter der mohammedanischen Bevölkerung leichter Eingang zu finden, haben jene die dem Klima zuträgliche arabische Kleidung angenommen, ein Mittel, dessen Wirkung wohl aber ziemlich fraglich sein dürfte. Wichtiger ist, daß die Missionsarbeiter nicht nur mit allem Eifer die beiden Hauptsprachen studieren, sondern auch im Verein mit ihren eingeborenen Gehilfen an der Revision der vorhandenen litterarischen Erzeugnisse arbeiten und Teile der heiligen Schrift in der Haussasprache*) (in arabischer Schrift, deren sich die Haussa bedienen) bis tief ins Innere des Landes verbreiten. Dies geschieht um so leichter, als sie in Lokodscha Gelegenheit haben, mit allerlei Vertretern der mohammedanischen Völkerschaften Afrikas, die der Handel von Tripolis, Sokoto, Wadai und Bida hieher führt, in Verkehr zu treten.

Anzuerkennen ist schließlich noch die Thatsache, daß die Königliche Niger-Kompagnie sichs angelegen sein läßt, gemäß dem Beschluß des Brüsseler Kongresses, der Einfuhr von Spirituosen im Nigergebiet zu steuern.

*) Bearbeitet wurde die Haussasprache von Miss. J. F. Schön, einem ehemaligen Basler Zögling, der im Dienst der engl.-kirchlichen Mission in Westafrika stand. Es sind von ihm eine Grammatik (1862), ein Wörterbuch (1876), ein Lesebuch (1885) und wohl auch Schriftteile erschienen.

b) Neuestes und Vermischtes.

Die von Berlin I im vorigen Jahr unter Führung des Mis-
uperintendenten Merensky nach dem Njasa ausgesandte Missions-
e (vergl. Miss.Mag. 1891, S. 303 u. 480) hat nun, wie die
Brüdergemeine, das Nordende des Sees glücklich erreicht und am
tober ihre erste Missionsstation bei der Stadt des Häuptlings
ngila auf dem Berge Tipajika angelegt. Zur Erinnerung an
Bangemanns vorjähriges Jubiläum wurde ihr der Name
rgemannshöh" beigelegt. Dieselbe liegt 1000 Fuß über dem
, 2567 Fuß über dem Meere und bietet für die Anlegung
Missionsstation die besten Aussichten. Der Berg, auf dem die
on angelegt ist, liegt am Fuß der Livingstone-Berge, doch isoliert
eigentlichen Gebirgszuge. Sollte er sich späterhin dennoch als
und erweisen, so gedenkt Merensky 2000 oder 3000 Fuß hoch
hen. (Deutsche Kolonialzeitung Nr. 3.)

In welchem Umfang noch immer die Sklavenjagden im
gebiet des inneren Afrikas betrieben werden, läßt ein Brief des
ischen Missionars Dromaux erkennen. Nach diesem langte Ma-
i, der Häuptling einer Sklavenexpedition, in Kilando, einem
auf der Ostseite des Tanganika, an, nur einige Tagereisen von
atholischen Missionsstation Karema entfernt. Derselbe hatte so-
den südwestlichen Distrikt zwischen dem Tanganika und dem
ofee verheert und so viele Sklaven erbeutet, daß er sich der
gar nicht versichern konnte. Er übergab deshalb eine Partie
ben seinen Genossen, die sie durch Vernachlässigung größtenteils
mmen ließen. Wie viele allein in Kilando dem Elend erlagen,
ich nicht bestimmen, da die Hyänen die Leichname wegschleppten.
der Aussage der Eingeborenen, die freilich nicht recht zählen
i, sollen über 2000 der unglücklichen Geschöpfe auf dem Marsch
geblieben sein. Bei einer Gelegenheit soll der Menschenräuber
dem Ueberfall einiger Dörfer alle diejenigen in einen Fluß
werfen lassen, von denen er voraussah, daß sie den Bestim-
sort nicht erreichen würden oder den Weitertransport nicht
n, wie z. B. alle alten Leute, schwangere Frauen und schwäch-
Kinder. An dieser Menschenjagd hatte sich nicht allein Maku-
der 1000 Sklaven nach Kilando brachte, beteiligt, sondern
noch andere, die über 700 solcher erbeutet hatten, ungerechnet
ielen, die bereits unterwegs umgekommen waren. Diese An-
werden durch weitere Nachrichten von der Missionsstation Mpala,
m westlichen Ufer des Tanganika liegt, fast noch überboten.

Drei Tagereisen von letzterem liegt das Lager eines Mischlings, welcher das ganze Gebiet ringsum entvölkert und zur Wüste gemacht hat. Derselbe hat im letzten Jahr allein gegen 1500—2000 Sklaven zusammengeraubt. (Church Miss. Intelligencer Nr. 3.)

Der Versuch der englischen Ausbreitungsgesellschaft, im britischen Gebiet von Neu-Guinea, wo schon seit 1871 die Londoner Mission ihre opferreiche Arbeit thut, gleichfalls eine Mission zu gründen, ist vorderhand gescheitert. Eine Expedition, die sich im Sommer des vorigen Jahres unter der Leitung des Missionars A. Maclaren von Australien aus nach der Nordostküste von Neu-Guinea begab und in der Bartle-Bucht eine Station anlegte, ist, nachdem der Führer der Missionstruppe am Fieber gestorben, wieder nach Australien zurückgekehrt. (Missionfield, Febr. 1892.)

Wachstum des Missionswerkes. — "The Miss. Review of the World" berechnet, daß vor 100 Jahren, als die erste evangelische Missionsgesellschaft (die Baptisten-M.G.) ins Leben trat, die Zahl der bekehrten evangelischen Heidenchristen 300 nicht überstiegen habe, während heute als Frucht der evangelischen Missionsthätigkeit nahezu 3 Mill. Heidenchristen zu zählen seien. Damals nur wenige Missionsarbeiter, heute 3482 ordinierte Missionare, dazu 829 Laiengehilfen, 4250 ordinierte eingeborene Prediger und etwa 30,000 sonstige eingeborene Gehilfen. (Chronik der christl. Welt.) — Das sind natürlich nur Schätzungen, wie denn auch die obige Zahl 300 so zu verstehen sein wird, daß die Christengemeinden der älteren Missionen (z. B. der dänischen in Grönland, der Brüdergemeine unter den Indianern Nordamerikas und der Sklavenbevölkerung in Westindien) nicht mit in Rechnung genommen sind.

Im Dezember des vorigen Jahres starb in Konnektikut ein Freund der farbigen Bevölkerung Nordamerikas, Daniel Hand. Dieser hatte sich in den Südstaaten, wohin er schon als 18jähriger Jüngling gekommen war, als Geschäftsmann ein großes Vermögen erworben. Nach dem Tode seiner Frau und Kinder schenkte er 1888 der amerikanischen Missionsgesellschaft eine Million Dollar (4 Mill. Mark) zum Besten der Negerbevölkerung in den Südstaaten und hat nun in seinem Testament — ohne damit seine Verwandten zu verkürzen — den „Daniel Hand Fund für die farbige Bevölkerung" zum Haupterben seiner Hinterlassenschaft eingesetzt. Seiner Freigebigkeit verdankte die genannte Missionsgesellschaft schon früher ihre ausgebreitete Thätigkeit unter den Negern; sie beschäftigt aber auch gegen

80 Missionsarbeiter unter den Indianern und nahezu 40 unter den chinesischen Einwanderern. (Church Miss. Int. Nr. 3.)

Wie ein Reisender über die Mission urteilt. — Der Schweizer Dr. Hans Schinz, der im Dienste der Naturwissenschaft, besonders der Botanik, Deutsch-Südwest-Afrika in den Jahren 1884 bis 1887 durchreiste und einen Bericht über diese Forschungsreisen im abgelaufenen Jahre veröffentlichte, hat in einem besonderen Kapitel die „Missionen Südwest-Afrikas" behandelt und darin eine Geschichte und Beschreibung dieser Missionen gegeben. Am Schluß derselben faßt er sein Urteil über die Mission in nachfolgenden Sätzen zusammen:

„Es kann nicht meine Aufgabe sein, hier über die allgemeine Bedeutung und Tragfähigkeit der christlichen Mission ein Urteil zu fällen, um so weniger, als solche Betrachtungen von berufeneren Federn schon oft angestellt worden sind; den aufmerksamen Lesern meiner Schilderung kann es nicht entgangen sein, daß ich einen großen Teil meiner bescheidenen Erfolge dem Entgegenkommen der Missionare verdanke, und gar mancher, der, getäuscht in seinen Erwartungen, mich absprechend über die „Pietisten" urteilen zu hören, würde mich wahrscheinlich der Parteilichkeit beschuldigen. Wer sich selber ein Urteil über die Mission im allgemeinen wie im speziellen über diese oder jene Richtung bilden will, der möge doch erst Missionsgeschichte gründlich studieren und nicht vermeinen, mit der Lektüre des ersten besten Konversationslexikon-Artikels der Sache auf den Grund gekommen zu sein, wie überhaupt auch an der Meinung jenes großen Haufens „Wisser" und „Halbwisser", die zum Teil aus lauter „Gelahrtheit", zum Teil aus Parteiinteressen die äußere Mission ohne Ausnahme als eine Geldverschwendung taxieren, wenig gelegen ist. Zum großen Teil sind an diesen verworrenen Ansichten die Reisenden schuld, namentlich jene Sorte, die als erstes und einziges Erfordernis eines Forschungsreisenden die Schneidigkeit kennt, und ein wenn auch noch so bescheidenes Maß von wissenschaftlicher Bildung als unnötigen Ballast — wenn sie sich überhaupt jemals eines solchen erfreut hat — zu Hause läßt; Leute dieses Schlages sind es zumeist, die schon aus einer vereinzelten Bekanntschaft mit einer Missionsstation das Bedürfnis fühlen, überhaupt ein Urteil über derartige Bestrebungen zu fällen. Andere wieder sprechen von dem „Faulenzerleben der Mucker unter Palmen und Sykomoren, profitierend von der Dummheit der Schwarzen." Nun, diese mögen einmal nach Innerafrika gehen und nachsehen, welch behagliches Leben dort der Weiße, sei er Kaufmann, Reisender oder Missionar, führt, vielleicht wird sie der Augenschein dann eines besseren belehren. — Man hat auch schon sehr oft über

den Wert dieser oder jener Mission, der evangelischen oder katholischen, gestritten; ich kenne nur die katholische Station in Onkumbi und habe mich dort überzeugt, daß die Bedeutsamkeit und Wirksamkeit jener bei weitem nicht die der protestantisch finnischen Mission, die sich doch mit derselben Rasse beschäftigt, erreicht."

Todesfälle. — Die Balolomission am oberen Kongo hat nach der Meldung eines Telegramms hintereinander zwei ihrer Missionsarbeiter durch den Tod verloren und zwar ihren Leiter J. Mackittrick am 22. November und den erst kürzlich angekommenen J. Luff am 19. Dezember v. J. Beide gehörten der von dem Engländer Grattan Guineß geleiteten Mission an. Ebenso verlor die amerikanische Baptistenmission am Kongo einen ihrer Missionare, J. E. Broholm, der am 25. November dem Fieber erlag.

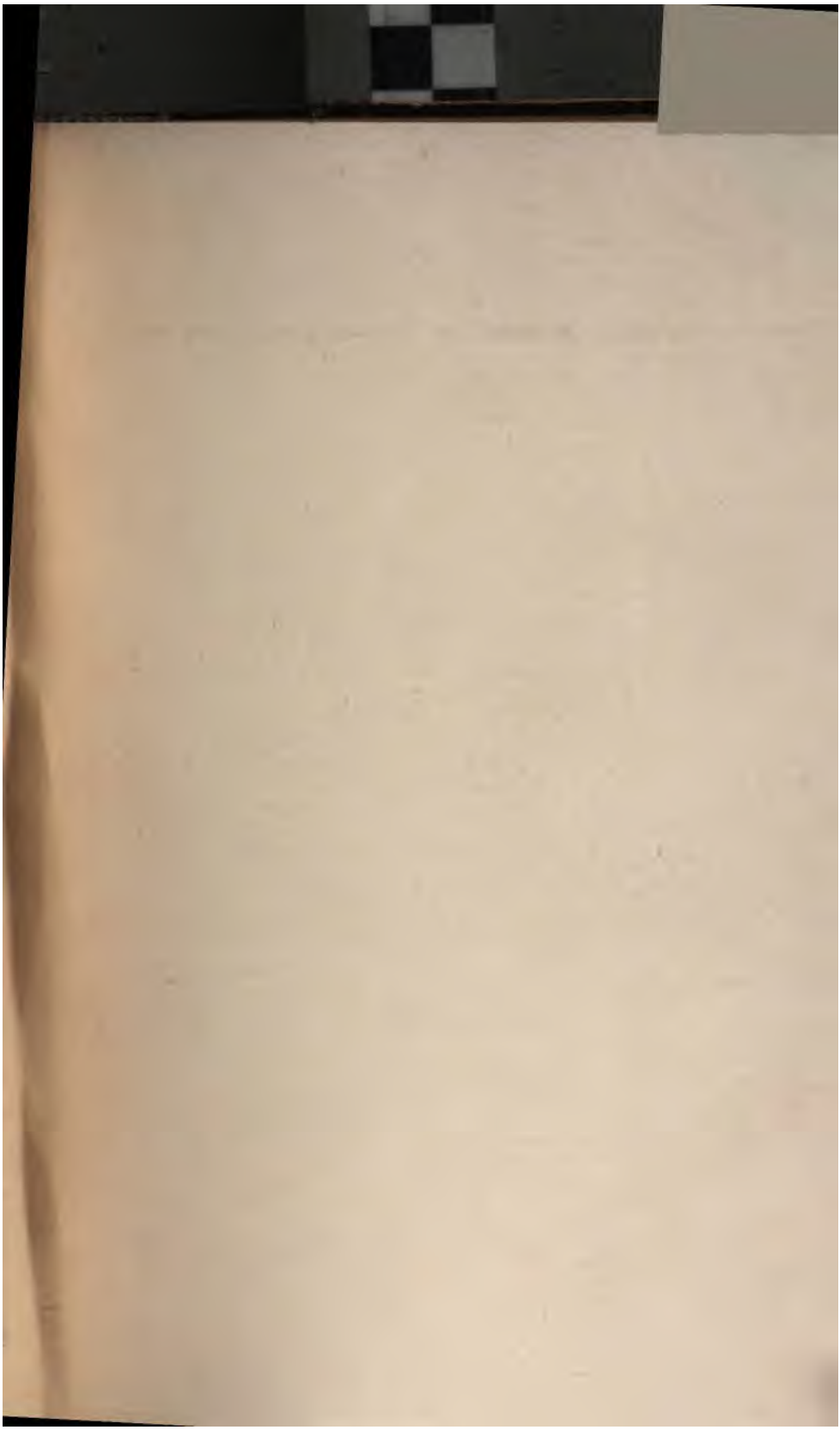
Berichtigung. Nach neueren Nachrichten ist der Negerbischof S. Crowther nicht in Bonny, sondern in Lagos gestorben.

Bücheranzeige.

Die Evangelische Mission im Nyasa-Lande. Von J. Richter, Pastor in Rheinsberg. Mit 2 Karten und 8 Bildern. Berlin 1892. Berliner Miss.-Ges. N.O. 43. Georgenkirchstr. 70. 170 S. geb. Mk. 2.50

Bei dem Interesse, welches das Nyasagebiet neuerdings in den weitesten Kreisen mit Recht beansprucht, besonders seit zwei deutsche Missionsgesellschaften im deutschen Teile desselben ihre Pionierarbeit unternommen haben, dient dieses Buch als wichtiges Hilfsmittel zur Orientierung über die dortigen Verhältnisse und Aussichten. Das lebensvolle Bild, welches der Verfasser dem Leser vorführt, schildert die Reise dahin, Land und Leute, die Entdeckung und Erforschung jener Gebiete durch Livingstone, das Missionsprogramm des letzteren, die drei ersten heldenmütigen evangelischen Missionsversuche seitens der Schotten und Engländer, ihren Kampf mit dem mörderischen Klima, den Sklavenjägern und allerlei Hindernissen, die civilisatorischen und Evangelisationserfolge der unermüdlichen Schotten samt der neuesten Geschichte des Nyasalandes. Die zahlreichen englischen und deutschen Quellen sind mit großem Geschick verarbeitet und zu einer übersichtlichen Gesamtdarstellung verwoben. Das Buch, welches bei seiner schönen Ausstattung außerordentlich billig ist, darf als wichtiger Beitrag zur neueren Missionsgeschichte betrachtet und aufs angelegentlichste empfohlen werden.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**



Kapelle und Missionshaus in Hongkong.

William Carey

als Bahnbrecher der evangelischen Mission.

(Fortsetzung)

5. Ein schwerer Anfang.

Polizeilich unbeachtet war Carey mit seiner Familie und seinem Mitarbeiter Thomas in Kalkutta ans Land gestiegen. Ungesäumt ging er an die Erlernung der bengalischen Sprache. Aber schneller, als sich diese erlernen ließ, gingen seine Geldmittel auf die Neige und kein Kreditbrief befand sich in Careys Tasche. Sein Gefährte Thomas, der sich in Geldsachen höchst unbekümmert und leichtsinnig benahm, suchte nun als Arzt in Kalkutta sein Dasein zu fristen und trennte sich von ihm. Carey aber fand für eine Zeitlang eine Unterkunft bei einem mitleidigen Hindu. Endlich entschloß er sich, von der Not gedrängt, irgend ein unbebautes Stück Land aufzusuchen und seinen Lebensunterhalt als Pflanzer zu gewinnen. Er begab sich in das große Ganges-Delta und ließ sich 16 Stunden nördlich von Kalkutta in der weiten Niederung nieder. Hier errichtete er sich im dichten Walde eine leichte Hütte von Bambus, schoß Gazellen und wilde Schweine zu seiner Nahrung und bebaute das Land, während er unter den benachbarten Salzsiedern missionierte und Bengali lernte. Aber nicht ohne Sorge sah er der gefürchteten Regen- und Fieberzeit entgegen. Doch ehe diese einsetzte, zeigte sich ein neuer Ausweg. Es wurde ihm die Aufseherstelle auf einer Indigopflanzung im Innern des Landes angetragen und mit Dank nahm er diese an. Nun war er der drückenden Nahrungssorgen los und als eingeschriebener Indigopflanzer stand ihm auch das Land als Missionar gewissermaßen offen. Selbst in Kalkutta durfte er nun ohne Scheu predigen. Seine Stellung, in der er nebenher seine

90 Arbeiter unterrichtete, im Ackerbau allerhand Verbesserungen einführte und die Dörfer ringsum mit dem Evangelium besuchte, warf ihm soviel ab, daß er noch einen Teil seines Gehaltes für die Mission und besonders für den Druck des bengalischen Neuen Testamentes, an dessen Uebersetzung er arbeitete, verwenden konnte. Auch eine Schule wußte er ins Leben zu rufen. Seine Gesellschaft aber, die sich bisher seiner Nöten nicht im geringsten angenommen hatte, tadelte ihn darüber, daß er „sich vom Missionsgeist durch Handelsbestrebungen abbringen lasse." Sein Trost aber war, daß er unter allem Widerwärtigen zwar langsam aber sicher seinem Ziele zusteuerte. Seine Berichte von Indien hatten denn auch in der Heimat die Wirkung, daß sich um jene Zeit (1795) eine zweite Missionsgesellschaft, die Londoner bildete, die sich aus Independenten und kirchlichen Elementen zusammensetzte, und ein Jahr darauf erfolgte auch ein Aufruf zur Gründung der schottischen Gesellschaft in Edinburgh. Ebenso erwachte in Holland und Amerika ein neuer Geist, und die Brüdergemeine mit ihrem ausgedehnten Missionswesen trug nicht wenig dazu bei, das Glaubensfeuer und den Missionseifer zu entflammen.

Fünf Jahre verblieb Carey in seiner Stellung. Täglich predigte er in Bengalisch, das er fertig sprach; aber von Frucht war noch nichts zu sehen. Auch mit seinem Indigogeschäft hatte er wenig Glück und der Eigentümer der Pflanzung sah sich genötigt, diese aufzuheben. So war er wieder auf sich selbst angewiesen. Aber er war nicht entmutigt; er ging vielmehr mit dem Plane um, sich irgendwo nach der vorigen Weise niederzulassen und für sich und die von England erwarteten Mitarbeiter einige Strohhütten zu errichten. Eine gemeinsame Haushaltung nach Art der Brüdermission sollte die Ausgaben auf das geringste Maß beschränken. Durch Gottes Fügung kam aber dieser Plan nicht zur Ausführung; denn voraussichtlich hätte schon die erste Regenzeit die Nichtigkeit desselben erwiesen. War doch Carey schon ein Kind dahingestorben und seine Frau über dem Verlust wahnsinnig geworden. Diese verblieb auch in diesem traurigen Zustande bis zu ihrem Tode (1807).

So trüb sich auch die Aussichten für die Missionsthätigkeit in Bengalen anließen; so hatte sich inzwischen doch die baptistische Missionsgesellschaft entschlossen, vier weitere Kräfte auf das Arbeitsfeld auszusenden. Es waren dies Brunsdon, Grant, Josua Marsh-

man und W. Ward. Letzterer, ein früherer freisinniger Buchdrucker, wollte Careys Bibelübersetzung veröffentlichen und schrieb damals das prophetische Wort: „Mit einer Bibel und einer Druckerpresse wird auch in Indien ein Missionar nicht vergeblich arbeiten." Die vier Missionare, die ebenfalls von der Verwaltung keinen Paß erhalten konnten, kamen im Jahr 1799 auf einem amerikanischen Schiff nach Indien und begaben sich sofort nach Serampur, einer kleinen dänischen Besitzung, deren Gouverneur, Oberst Bié, sie freundlich aufnahm und gegen alle Zumutungen des englischen Generalgouverneurs, Lord Wellesley, im benachbarten Kalkutta schützte. Wellesley war damals gerade mit dem Mahrattenfürsten Tippu Sahib in einen längeren Krieg verwickelt und zog die despotischen Zügel seiner Macht schroffer als je an. Eine Niederlassung der Baptisten-Missionare, die von den Zeitungen Kalkuttas als „papistische" Missionare und demzufolge als französische und bonapartistische Agitatoren verschrieen wurden, war auf britischem Gebiet von vornherein ausgeschlossen. Mit um so größerem Dank nahmen sie deshalb die Einladung ins dänische Gebiet an und schlugen hier ihr Standquartier auf. Es war dieselbe missionsfreundliche Regierung, die 80 Jahre zuvor den ehrwürdigen Ziegenbalg und seine Mitarbeiter im Süden Indiens aufgenommen hatte, und nun auch die englischen Sendboten in Bengalen unter ihre schützenden Fittige nahm.

6. Mit vereinten Kräften.

Carey vereinigte sich sofort mit den vier Missionaren in Serampur, da ihm das Verbleiben auf englischem Gebiet unmöglich gemacht wurde. Eine kleine Druckerpresse, die man ihm geschenkt hatte, brachte er mit sich, als er am 10. Januar 1800 aufzog. Hier unter dem Schutze des Danebrogs durfte er trotz der Nähe Kalkuttas hoffen, unbehelligt unter der zahlreichen Bevölkerung des Hughly-Bezirkes zu missionieren. In der schönen lutherischen Kirche, die heutzutage anglikanisch ist, predigte Carey vom Jahr 1800 ab bis zu seinem Tode, und Serampur blieb fortab sein Hauptarbeitsfeld.

Man erwarb ein Haus und richtete eine gemeinschaftliche Haushaltung ein. Alle Gelder sollten in eine gemeinsame Kasse fließen. Carey wurde Kassier und übernahm die Besorgung der Apotheke, während die andern Missionare abwechselnd das Hauswesen versahen. Grant und Brunsdon erlagen indes bald dem Fieber. Carey predigte nun täglich in den offenen Tempelhallen, Marshman lehrte in der Schule und Ward übernahm die Druckerei. Er war eine Zeitlang Setzer und Drucker zugleich und konnte schon im März des Jahres 1800 die ersten Bogen des bengalischen Neuen Testaments fertigstellen. Am Schluß des ersten Arbeitsjahres in Sirampur war der Druck des ganzen Neuen Testamentes vollendet. Der Gouverneur, der sich inzwischen von der ausschließlich religiösen Haltung der Sirampur-Presse überzeugt hatte, erhob keine Schwierigkeiten mehr. Um diese Zeit, Ende 1800, fand auch die erste Taufe eines Hindu statt, welcher bald einige weitere Uebertritte folgten. Vier Jahre später konnte die erste Kapelle für eingeborene Christen erbaut werden, in welcher bengalische und englische Gottesdienste gehalten wurden.

Inzwischen eröffnete sich Carey ganz unverhofft ein neuer Wirkungskreis in dem nahen Kalkutta. Um den traurigen englischen Beamtenverhältnissen der Kompagnie aufzuhelfen, beschloß der Generalgouverneur Lord Wellesley, eine Hochschule daselbst zu errichten, in der die jungen britischen Beamten außer den europäischen Wissenschaften auch die Geschichte und Sprachen Indiens lernen sollten. Carey, dessen Kenntnisse in den indischen Sprachen bekannt waren, wurde April 1801 als Lehrer des Bengali an die neue Hochschule berufen. Dadurch war ihm nicht bloß die Sorge für seinen Unterhalt abgenommen, sondern auch der Umgang mit Gelehrten aller Sprachen eröffnet, die jetzt von ganz Indien nach Kalkutta zogen. Unermüdlich war er nun über 30 Jahre lang auch in dieser Stadt thätig. Mit Hilfe der englischen Kaplane Brown und Buchanan errichtete er in Kalkutta eine Kapelle und predigte an den Tagen, an denen er von Sirampur herüberkam, des Abends in verschiedenen Sprachen, während er den Tag über im Bengalischen, Marathischen und Sanskrit unterrichtete und die heiligen Bücher Indiens übersetzte. Careys Mitarbeiter Marshman gründete mit seiner Frau eine Erziehungsanstalt für Mädchen, die schnell aufblühte. Aus dem einen Bekehrten waren indessen sechs

geworden und selbst ein Gelehrter und ein Brahmane wurden in der nächsten Zeit für das Christentum gewonnen. Damit trat auch die Kastenfrage an die Missionare heran. Sie fühlten aber bald, daß sie es hier nicht mit einer bürgerlichen, sondern mit einer religiös-heidnischen Einrichtung zu thun hätten und ließen sie deshalb nirgends, am wenigsten beim heiligen Abendmahl, zur Geltung kommen. Eine Heirat zwischen einem bekehrten jungen Brahmanen und einer Sudra-Jungfrau und das Hochzeitsmahl, an welchem in einem Hinduhaus Europäer und bekehrte Hindu aller Kasten beisammensaßen, war ein ebenso entscheidender Vorgang dem Jahrhunderte alten Kastenwesen gegenüber. Dazu kam noch die Beerdigung eines Bekehrten, bei der statt gedungener Tagelöhner Marshman selber mit fünf bekehrten Eingeborenen den Sarg trug und den neuen christlichen Gottesacker einweihte.

So entwickelte sich die Mission in Sirampur in gesunder und fröhlicher Weise. Durch die Presse wurden Bibelabschnitte und Traktate in der Umgegend verbreitet, Sanskritwerke wurden ins Bengalische übersetzt und die nötigen Schulbücher abgefaßt. Da Carey auch zum Professor des Sanskrit ernannt wurde, arbeitete er eine Grammatik dieser wie der bengalischen Sprache aus. Auf diese Weise wurde dem Aufschwung der bengalischen Litteratur, die seither eine solche Bedeutung erlangt hat, vorgearbeitet. Careys Sohn, Felix, war ein wertvoller Gehilfe Wards in der Druckerei geworden und die Briefe Careys aus jener Zeit atmen unendliche Freude und Dankbarkeit gegen Gott. Auch der Umstand, daß während der Feindseligkeiten zwischen England und Dänemark Sirampur (1801) vorübergehend von den Briten besetzt war, bereitete der Missionsarbeit kein Hindernis.

In welchem Grade die Mission und besonders Careys Wirksamkeit auf die von der Kompagnie bisher geduldeten Uebelstände des indischen Volkslebens einen nachhaltigen Einfluß ausübte, zeigte sich besonders bei der Unterdrückung des Kindermordes und dem späteren Verbot der Witwenverbrennung. Während noch nach dem Siege über Tippu Sahib eine englische Deputation nach einem berühmten heidnischen Wallfahrtsorte gesandt wurde und der dortigen Göttin den Dank der Regierung in einem ansehnlichen Geschenk darbrachte, ermannte sich im Jahr 1802 der kräftige Generalgouverneur Wellesley zum Verbot des Ertränkens von

Kindern an der Gangesmündung. Carey, beauftragt über diesen Gegenstand zu berichten, wies darauf hin, daß der Staat als solcher die Aufgabe habe, Unmenschlichkeiten wie die Witwenverbrennungen, das Aussetzen und Opfern von Kindern, manche Arten von Selbstpeinigungen, das nackte Umherziehen der Büßer ꝛc. geradezu zu verbieten. Daraufhin war jenes Verbot erfolgt, obschon viele im alten System befangene Beamte Unruhen und Aufstände prophezeiten. Doch die gefürchtete Rebellion trat nicht ein. Nicht so schnell ging es mit der Unterdrückung der Witwenverbrennungen, deren Umfang man bisher nicht gekannt hatte oder nicht kennen wollte. Erst durch die Missionare, die die genauesten Berechnungen darüber anstellten, wurden die Thatsachen bekannt. Sie stellten fest, daß jährlich 300—400 Fälle allein im Umkreis von Kalkutta vorkamen. Ein dem Generalgouverneur nahestehender Mann arbeitete ein Gutachten darüber aus und trug auf Abschaffung dieser Greuel an. Leider traf dies gerade mit der Abdankung Wellesleys (1805) zusammen, welcher, der unausgesetzten Streitigkeiten mit den Direktoren in London müde, seinen Rücktritt erklärt hatte. Seine Nachfolger ließen die Angelegenheit liegen, und erst ein Vierteljahrhundert später, nachdem noch gegen 30,000 Witwen diesem Aberglauben zum Opfer gefallen waren, wurde das Verbot erlassen und durchgeführt.

Während in Kalkutta die älteren Beamten ängstlich bemüht waren, den Eingeborenen keinerlei religiösen Anstoß zu geben, breitete sich die Wirksamkeit der Presse in Sirampur immer gewaltiger aus. Neben der Druckerpresse bestand auch eine Typengießerei, und Carey legte seiner Gesellschaft den Plan vor, die heilige Schrift in die sieben Hauptsprachen Ostindiens zu übersetzen und zu verbreiten. Durch einen Mitarbeiter wurde die große Stadt Agra besetzt und nach Careys Plan sollte die Mission über ganz Bengalen, sowie die Gebiete von Barma, Orissa, Bhutan und Hindostan ausgedehnt werden. Das verschlossene China dagegen sollte durch Bücher und Schriften bearbeitet werden. Marshman übersetzte deshalb mit anderen zusammen Teile des Neuen Testamentes in die damals bei Chinas Abgeschlossenheit doppelt schwer zu erlernende Sprache des fernen Reiches. Ja, selbst nach Java, Ceylon und den Molukken gedachte der missionsfeurige Carey das Missionsnetz auszuwerfen. Bei einer öffentlichen Feierlichkeit

der Hochschule in Kalkutta, an der er die Festrede zu halten hatte, wagte er es sogar, seinen eigentlichen Beruf in Indien, den Missionsberuf, vor der sehr gemischten Zuhörerschaft hervorzuheben.

7. Prüfungen.

Indes, so fröhlich das Missionswerk gedieh und an Bedeutung zunahm, so blieben doch auch Störungen von außen nicht aus, die zum Teil noch immer in der Stellung der damaligen Regierung ihren Grund hatten. Der Druck machte sich besonders bemerklich seit dem Rücktritt des hochherzigen Lord Wellesley, der bei aller Strenge doch über die kleinlichen Parteiinteressen erhaben war und die Missionare hatte achten lernen. Eine Meuterei in der Stadt Wellur, die bald nach Wellesleys Abgang ausbrach und in der 150 englische Offiziere und Beamte ermordet wurden, gab den erwünschten Anlaß, trotz aller gerichtlich erforschten Thatsachen, die Missionare dafür verantwortlich zu machen und sie auf alle Weise zu belästigen. Die Missionsarbeit wurde schärfer als zuvor mißtrauisch beobachtet, die Kapelle in Kalkutta polizeilich geschlossen. Mit Mühe erwirkten sich die Baptistenmissionare die Freiheit, auf dänischem Boden ihr Werk fortzusetzen; das englische Gebiet blieb ihnen zunächst gänzlich verschlossen. Einige Missionare, die eben erst aus England angekommen waren, sollten gleich nach ihrer Landung wieder dorthin zurückkehren, trotzdem sie sich unter dänischen Schutz gestellt hatten. Der eine derselben begab sich deshalb nach Rangun und Barma, um unter einer heidnischen Regierung die Arbeit zu beginnen, die eine christliche zur Unmöglichkeit machte. Doch hat auch hier die göttliche Hand der Menschen böse Gedanken zum Guten gelenkt. Denn die dadurch ins Leben tretende Mission im unabhängigen Birmanischen Reiche ist in der Folgezeit unter den Karenen von außerordentlichem Erfolge begleitet gewesen.

Noch offener äußerte sich die Feindschaft der Regierung gegen das Missionsinteresse, seit Lord Minto (1807) unter dem Eindruck des Wellur-Aufstandes die Zügel der Regierung ergriffen hatte. Erfüllt mit allerlei Vorurteilen gegen die Missionare, machte er sofort einen Versuch, die Missionspresse von Serampur zu entfernen und unter polizeiliche Kontrolle in Kalkutta zu stellen.

Doch der Plan scheiterte an dem festen Auftreten des dänischen Gouverneurs. Dagegen ließ er es sich nicht nehmen, durch ein kleinliches Spionierſystem einen empfindlichen Druck auszuüben, indem er sich alle Erzeugnisse der Serampur-Presse vorlegen ließ und die Erklärung abgab, daß er jegliche Verbreitung derselben im englischen Gebiet verhindern werde, sofern sie nicht seine förmliche Genehmigung zuvor erlangt hätten.

Noch schlimmer zeigte sich die missionsfeindliche Partei in England, die sich zumeist aus alten indischen Beamten zusammensetzte und nicht allein das Evangelisationswerk der Missionare als gefahrdrohend für Indien hinstellte, sondern auch das altindische Heidentum verherrlichte. Selbst ein Geistlicher fühlte sich berufen, Spottartikel über die Missionare zu veröffentlichen und die herbe Lauge seines wohlfeilen Witzes über die Mission zu gießen.

Die Lage der Mission war eine ziemlich gefährdete und bei den damaligen langsamen Verkehrsmitteln ließen sich die Verleumdungen und Entstellungen der Wahrheit nicht rasch genug widerlegen. Was aber überall zu Gunsten der Missionare sprach, war der Umstand, daß diese gewöhnlichen Handwerker doch die ganze Bibel ins Bengalische übersetzt und gedruckt hatten, daß sie am Neuen Testament in fünf indischen Sprachen druckten und dasselbe in sechs weitere übertrugen, während ihre Bemühungen um Aufklärung der indischen Altertümer ihnen die Sympathien aller Gelehrten zuwandten.

Unter diesen Nöten erhielt Carey die Nachricht, daß ihn eine amerikanische Universität zum Doktor der Theologie ernannt habe, und als äußere Befestigung des Werkes in Serampur kam damals die Vollendung einer Kirche hinzu, welche die dänischen Behörden bauten. Das große Kreuz oben auf dem Turme schimmerte weithin sichtbar in der heidnischen Gegend als ein Strahl der in Indien anbrechenden christlichen Morgenröte.

Aber auch abgesehen von der Ungunst der englischen Behörden, hatte die Mission auch noch mancherlei innere Schwierigkeiten zu bestehen. Die patriarchalische einfache Lebensweise der alten eifrigen Missionare wurde von den jüngeren zum Teil weder verstanden noch ertragen und jene wiederum hatten allen Grund, über die Unzulänglichkeit der jüngeren zu klagen. Auch gab es dürre Zeiten für die Mission, in welchen nur wenige und verein-

lte Bekehrungen stattfanden. Doch konnten die Missionare nach hnjähriger Arbeit ihren Freunden in England berichten, daß trotz r unfreundlichen Haltung der Regierung vier Stationen im glischen Bengalen gegründet und die Birmanische Mission be- nnen sei, daß die Zahl der erwachsenen Gemeindeglieder mehrere undert betrage, daß in Kalkutta die Kapelle für die Predigt des angeliums neu gebaut und wieder eröffnet sei, welche Ueber- zungen der heiligen Schrift vorlägen und sich in der Bearbeitung fänden. „Und nun, liebe Brüder," schließt der Bericht, „hat cht Gott der Herr jenen Wahn gründlich zu nichte gemacht, als jede evangelisierende Arbeit unter den Heiden umsonst sei? üssen wir nicht selbst staunen und danken über den großen chritt, den uns der Herr zu thun erlaubt und Bahn gemacht t?" Dann giebt Carey noch dem brennenden Missionseifer nes Mitarbeiters Marshman das Zeugnis: „er ist ein eifriger ther," und fügt demütig hinzu: „ich höchstens ein Stuben- lehrter wie Erasmus."

Während die Missionsfamilien in Sirampur von allerlei Kreuz d häuslichen Leiden heimgesucht waren, traf die Mission noch weiterer schwerer Schlag, der die Standhaftigkeit der Missionare f die härteste Probe stellte. Es brach im Jahr 1812 Feuer in r Buchdruckerei aus, das in wenigen Stunden das ganze Ge- ude mit allen Papier- und Schriftenvorräten zerstörte. Mit nen verbrannten mehrere unersetzliche Manuskripte und die Typen n 14 Sprachen schienen vernichtet. Kaum konnten die Pressen, kunden und Rechnungsbücher gerettet werden. Ein Wert von 00 Pfd. Sterl. lag in dem rauchenden Aschenhaufen vergraben. s aber tags darauf Ward unter dem Schutt einen großen Teil r Lettern unversehrt hervorzog, hob sich der Mut der Missionare d mit frischem Eifer machten sie sich an die Wiederaufnahme s unterbrochenen Geschäftes. Sie entließen die Drucker für nen Monat, betrieben die Arbeit der Schriftgießer Tag und cht, konnten ihre Pressen in einem leerstehenden Magazin auf- llen und begannen nach 30 Tagen die Druckerarbeit aufs neue. chherzige Freunde in Indien steuerten durch Geldsammlungen r ersten Not und selbst in England öffneten sich viele bisher rschlossene Herzen und Börsen, sodaß in zwei Monaten der Ver- st an Geldwert gedeckt war.

Solcher Aufmunterung bedurften aber die unermüdlichen Missionsarbeiter in jenem Jahr in ganz besonderem Maße; denn die Feindschaft der Behörden nahm um diese Zeit wieder einen neuen Aufschwung. Die Stationen im britischen Bengalen wurden teils förmlich aufgehoben, teils die Arbeit derselben verkümmert und mit unerträglichen Schranken umgeben. Ankommende Missionare wurden sogar gefangen gesetzt und konnten nicht immer einer zwangsweisen Einschiffung zurück nach England entgehen. Aber trotz dieses Druckes von oben, der nicht mehr lange währen sollte, hieß es auch hier: Das Wort Gottes aber wuchs und mehrete sich.

(Schluß folgt.)

Die Londoner Mission in Neu-Guinea.

(Schluß)

4. Das Papua-Seminar.

Mein Plan, ein Gehilfenseminar für unsere Neu-Guineamission ins Leben zu rufen, bestand darin, Jünglinge und Knaben von den verschiedenen Plätzen unseres Missionsgebietes, die zu den besten Hoffnungen berechtigten, auf einer Centralstation zu vereinigen und sie hier, fern von dem schlechten Einfluß ihrer heidnischen Umgebung und Familien, zu Lehrern ihres Volkes heranzubilden. Da dieselben voraussichtlich verschiedenen Sprachgebieten angehören würden, so sollte bei ihrer Ausbildung der Unterricht in der englischen Sprache eine hervorragende Stelle einnehmen. Außerdem sollte das Seminar zugleich eine Industrieschule sein. Aber wie die meisten Entwürfe auf heftigen Widerstand stoßen, sobald sie vom gewöhnlichen Pfade abweichen, so erging es auch meinem Plan. Dieser wurde als unpraktisch und als eine Utopie

angesehen und konnte lange nicht die Bestätigung der Missionsgesellschaft erlangen. Doch wie schon damals, als ich die Notwendigkeit eines kleinen Dampfers darlegte, diese Frage dadurch praktisch gelöst wurde, daß Fräulein Baxter uns mit einem solchen versah — so war es auch jetzt im Fall des Papua-Seminars. Dieselbe gütige Dame erbot sich, die Herstellungskosten aller für das Seminar nötigen Gebäulichkeiten zu übernehmen und noch dazu eine jährliche Gabe von £ 100 (2000 Mk.) für die jährliche Unterhaltung des Seminars selbst darzureichen. Dieses Anerbieten entschied die Sache. Denn Argumente dieser Art pflegen gewöhnlich einen schnellen und überzeugenden Eindruck auf die Leiter einer Missionsgesellschaft zu machen.

Es galt nun vor allem, einen passenden Ort für ein solches Institut aufzufinden. Dabei kamen verschiedene Rücksichten in Betracht. Erstens mußte der Platz gesund sein, um zugleich der Mission als Gesundheitsstation zu dienen. Ferner sollte er fruchtbar sein, um das Seminar mit genügenden Lebensmitteln zu versorgen, und vor allem central gelegen sein, damit von ihm aus alle Punkte am Papua-Golf leicht zu erreichen wären. Alle diese Erfordernisse durften wir nur auf einer der Inseln erfüllt sehen, welche die Darnley- und Murraygruppe bilden und die der Mündung des Flyflusses gegenüberliegen. Durch ihre Nachbarschaft von Neu-Guinea besitzen sie dieselbe üppige Tropenvegetation, wie dessen Festland, während die in der Torresstraße gelegenen Inseln, wie das nahe Australien, öde und unfruchtbar sind. Wir entschlossen uns für die Murrayinsel, die eine Bevölkerung von 3—400 Eingeborenen aufwies und etwas außerhalb des Schiffsverkehrs lag. Letzterer Umstand war uns für unsere Erziehungszwecke besonders erwünscht.*)

Die Murrayinsel ist etwa zwei Meilen lang und eine breit und ist ringsum von einem Riff umgeben. Die südwestliche Seite der Insel erhebt sich steil aus der See und spitzt sich zu einem 750 Fuß hohen Kegel zu, von dessen Höhe ein Rücken über

*) Die abgeschiedene Lage der Insel und die damit verbundene Schwierigkeit des Verkehrs mit den übrigen Missionsplätzen hat die Londoner Missionsgesellschaft neuerdings veranlaßt, das Gehilfenseminar an die Küste nach Motumotu und damit mehr in das Centrum des Missionsgebiets zu verlegen. Wie es scheint, soll das Institut hier zu einer Centralschule vereinigt werden. D. H.

die Insel hinläuft und wodurch ein kleines Tafelland gebildet wird. Letzteres ist mit einer Unzahl von Kokospalmen und anderen tropischen Gewächsen besetzt und außerordentlich fruchtbar. Die Missionsgebäude wurden am Abhang der Nordwestseite der Insel errichtet, etwa 100 Fuß über der Meeresfläche, während das Seminar etwas tiefer unten am Strande angelegt wurde. Die Lage entsprach unseren Bedürfnissen und erwies sich als angenehm und gesund.

Die Eingeborenen waren von Kapitän Flinders, der sie 1802 besuchte, als ein kriegerisches Volk geschildert worden, das sehr gewandt mit Bogen und Pfeil umzugehen wüßte. Sie besäßen sehr große und schnelllaufende Kanoes, die 18—20 Mann fassen könnten, wodurch sie nicht zu verachtende Gegner seien. Obschon vor Zeiten gefürchtete Krieger, leben sie nun im Frieden unter sich und mit ihren Nachbarn. Ihre geringen Bedürfnisse handeln sie heute von den Perlfischern ein, die dagegen frisches Gemüse und Früchte einnehmen. Die ganze Bevölkerung hat nun das Christentum angenommen. Der zunehmende Handel und ein gewisser Grad von Bildung, der unter ihnen Eingang gefunden hat, verdrängt mehr und mehr die frühere Trägheit. So hat sich — um das vorauszuschicken — die Insel in der That als eine Zufluchtsstätte, als eine Gesundheitsstation und als Mittelpunkt unseres Erziehungswesens erwiesen.

Als wir uns für den zur Anlegung des Papua-Instituts geeigneten Platz entschieden hatten, handelte es sich nun darum, Zöglinge zu erhalten, die sich entschließen würden, ihre bisherigen Heimstätten zu verlassen, um auf der Murrayinsel unterrichtet und ausgebildet zu werden. Dies konnte nur erreicht werden, wenn es uns gelang, das volle Vertrauen des Volkes zu gewinnen. Dabei war mein Plan, es vorerst mit einigen unserer jungen Christen zu versuchen. Diese sollten den Kern bilden, um den sich später weitere Zöglinge sammeln ließen. Ihr guter Einfluß sollte dann auf die Lernbegierde und den Charakter der anderen einwirken. Ich wählte zu diesem Zweck neun unserer tüchtigsten Christen, denen ich aber nichts davon mitteilte, was ich aus ihnen machen wollte. Einer der polynesischen Lehrer aber konnte nicht umhin, bei einer Gelegenheit einem der jungen Leute zu sagen, daß sie dereinst Lehrer ihres Volks am Flyfluß werden sollten.

Mitteilung rief Furcht und Schrecken unter ihnen hervor
sie konnten nur durch die bestimmte Versicherung beruhigt
n, daß keiner von ihnen irgendwohin gestellt werden sollte
seine ausdrückliche Zustimmung. Es war klar, daß sie noch
soweit waren, furchtlos ihren alten Feinden ohne irgend-
e Waffe als mit der des Wortes Gottes entgegenzutreten.
Fast drei Jahre brachten diese jungen Leute, von denen die
n verheiratet waren, bei uns zu und wurden mit der christ-
Wahrheit und christlichem Leben näher bekannt. Sie bildeten
ch den Grundstock unserer christlichen Gemeinde auf der
ayinsel und machten sich nach und nach mit dem Gedanken
ich vertraut, als Pioniere des Evangeliums unter ihrem Volk
beiten. So kam die Zeit heran, daß wir den weiteren Ver-
wagen konnten, 60—80 Jünglinge und Knaben von unseren
onsstationen und den uns bekannten Dörfern zu sammeln
o in aller Form die geplante und bereits eingeleitete Papua-
triesschule und das Gehilfenseminar ins Leben zu rufen.
Schon von Anfang an, als wir die Mission auf der Insel
n und auf dem benachbarten Saibai im Jahr 1871 grün-
betrachtete ich diese Inseln als die Brücke zu dem eigent-
Neu-Guinea, das nur drei Meilen von denselben entfernt
Mein ganzes Hoffen, Glauben und Beten ging dahin, daß
wilden Stämme, welche als die ärgsten Schädeljäger jene
n bewohnen, dereinst ernstgesinnte, tüchtige und begeisterte
r für das ungesunde Gebiet, an dessen Klima sie gewöhnt
, abgeben möchten. Jahrelang war unsere Arbeit unter den-
umsonst und beharrlich verschlossen sie sich dem Christentum,
dasselbe den Krieg und die Schädeljagden verbot. Zweimal
der dort stationierte polynesische Lehrer um sein Leben
en und einmal suchten sie ihn sogar zu vergiften. Schließlich
en sie aber doch dem christlichen Einfluß zugänglich, ver-
ten ihre Götzen und versicherten mich, daß sie das Christen-
annehmen wollten. Bei meinem nächsten Besuch wollte ich
f die Probe stellen, wieweit sie damit Ernst machen wollten,
teilte ihnen deshalb mit, daß wir im Begriff ständen, auf
Kurrayinsel eine große Schule zu errichten. Sie möchten
nun für diese zwanzig ihrer besten Jünglinge und Knaben
eben. Am nächsten Morgen brachten sie mir richtig 23 ihrer

Söhne auf den Ellengowan, meist schöngewachsene, gewandte Jungens. Absichtlich gab ich den Vätern oder Verwandten keinerlei Geschenke, damit es nicht den Anschein habe, als hätte ich die jungen Leute durch Kauf an mich gebracht. Dieselben gingen freiwillig mit mir nach der Murrayinsel und kehrten nur alle Jahre einmal während der Ferien besuchsweise zu den Ihrigen zurück. In ähnlicher Weise erhielt ich eine fast ebenso große Anzahl von Mabuiag. Die übrigen kamen von Poigu, Katau, Tureture und Bampton, Inselchen, die im Mündungsgebiet des Baxter- und Flyflusses liegen. Auch von Darnley und Murray gesellten sich einige junge Leute dazu, sodaß schließlich unser Institut gegen 100 Personen zählte.

Dieses Papua-Institut bestand von Anfang an aus zwei Abteilungen. Die eine enthielt eine Industrieschule, die andere stellte das Lehrerseminar dar. Jene sollte letzteres unterhalten. Manche von denen, die später Christen wurden und ins Lehrerseminar eintraten, waren zuvor als heidnische Jünglinge aus ganz heidnischen Dörfern in die Industrieschule gekommen und dienen nun als tüchtige und treue Evangelisten an der Küste von Neu-Guinea. Unser Augenmerk war vor allem darauf gerichtet, einen gesunden Ton und echten Missionsgeist im Institut walten zu lassen, und ich kann heute nur mit Freude und Dank bezeugen, daß uns dies soweit gelang, daß es trotz allen anfänglichen Schwierigkeiten, Zöglinge zu erhalten und dieselben zum Bleiben zu bestimmen, heutzutage jeder für eine Schande erachten würde, entlassen zu werden. Auch kehren alle mit Freuden aus den jährlichen Ferien zurück.

Für die Industrieschule gelang es uns, eine tüchtige Kraft in dem Schiffsbauer Robert Bruce aus Glasgow zu gewinnen. Unter seiner Leitung entfaltete dieselbe bald eine rege Thätigkeit. Verschiedene Bauten, wie das Seminargebäude und die Missionshäuser, Lehrerwohnungen und die Werkstätten, wurden von demselben erstellt. In letzteren befanden sich Hobel- und Drehbänke, Schmiede, Kreissäge und Maschinenwerke. Für die Mission am Flyfluß wurde eine alte Barke, die ich für £ 30 (600 Mk.) gekauft hatte, fast ganz umgebaut und in Dienst gestellt. Ebenso erbauten wir ein ganz neues Fahrzeug, die Yacht Maria. Alles dazu erforderliche Holz wurde auf der Murrayinsel gefällt, aus

Wald über den Berg geschleppt und von Bruce und seinen ingen auf dem Missionsplatz gesägt. Dann wurde die Yacht ut und mit allen für unsere Zwecke nötigen Erfordernissen hen. Sie diente dann unserem Werk im Papuagolf, wofür Ellengowan zu groß war. Missionsböte wurden ausgebessert, assen von Hölzern geschnitten und Muschelkalk für den Bau Missionshäuser gebrannt. So hat seit ihrem Bestehen die ustrieschule ihren Zweck vollständig erfüllt und nicht bloß dem ten nach bestanden.

Was nun das Gehilfenseminar anlangt, so zielte seine e Einrichtung, wie dieselbe noch heute besteht, in bestimmter se darauf hin, die jungen Leute für den Pionierdienst in Neu-nea auszubilden. Bei ihrem Eintritt in dasselbe müssen die-n des Lesens und Schreibens, sowie der einfachen Elemente Arithmetik kundig sein. Dann erhalten sie Unterricht in der ischen Sprache, in Geographie, praktischer Arithmetik, Anschau- und biblischen Unterricht. Auch besteht eine Predigtklasse, viermal in der Woche in der Ausarbeitung und im Halten Predigten geübt wird.

Ueber 20 Zöglinge haben nun das Seminar durchlaufen*) ihren Wirkungskreis auf den verschiedenen Stationen des west-n Bezirks erhalten, und zwar 16 am Flyfluß, 6 auf den ln der Torresstraße. Die älteren Lehrer aus der Südsee sind und nach wegen des ungesunden Klimas wieder in ihre nat zurückgesandt und durch solche aus dem Papua-Institut st worden. So hat die Neu-Guinea-Mission eine gesunde ndlage erhalten und es ist zu hoffen, daß sie sich auf diesem er ausdehnen und im Segen entwickeln werde.

Da sich das für den Golfdistrikt errichtete Papuainstitut er-te und den Erwartungen entsprach, so wurde eine ähnliche ilfenschule in Port Moresby ins Leben gerufen, wofür 10 bis Knaben von verschiedenen Punkten der Halbinsel als Zöglinge onnen wurden. Auch dieses Institut hat in den letzten Jahren Ausdehnung und Bedeutung zugenommen und bereits eine ahl von Lehrern für den Missionsdienst im östlichen Bezirk fert. Deshalb soll noch ein weiteres Seminar in letzterem

*) Diese Angabe stammt aus dem Jahre 1887.

gegründet werden und es sind deswegen zwei Missionare hiefür bestimmt worden. Diese drei Gehilfenschulen sollen, so Gott will, das große Bedürfnis an eingeborenen Lehrkräften für die Neu-Guineamission nach und nach decken.*)

5. Rückblick.

Es giebt wohl wenige Missionen, in welchen die Erfolge so sichtbar und ermutigend zu Tage getreten sind, wie in der Londoner Mission auf Neu-Guinea, besonders wenn man die Kürze der Zeit und die Verhältnisse in Betracht zieht. Die ersten fünf Jahre waren freilich eine herbe Prüfungszeit voller Enttäuschungen, Krankheit, Leiden und Todesfälle. Später indes, als die Mission einmal Fuß gefaßt und an verschiedenen Punkten Wurzel geschlagen hatte, da blieb auch der Erfolg nicht aus.

Von den Hauptstationen der Mission breitete sich das Werk in kurzer Zeit nach rechts und links aus. Missionar Lawes, der nach seiner Erholung in Europa wieder in die Arbeit eintrat, beschäftigte sich hauptsächlich mit Uebersetzungsarbeiten und dem Unterricht in der Gehilfenschule auf der Centralstation. Er hat im Lauf der Jahre nicht nur die Sprache der Eingeborenen bearbeitet, sondern auch Teile der heiligen Schrift übersetzt und Schulbücher abgefaßt. Die Hauptstation Port Moresby, die einen guten und leicht zugänglichen Hafen besitzt, wurde auch bald der Sammelpunkt für allerlei Leute, die als Händler, Reisende und Forscher in der Welt umherstreifen. Die einen suchten Gold, die anderen sahen sich nach Hölzern um. Bald waren es Spekulanten, die Land kaufen wollten, bald solche, welche eingeborene Arbeiter für die Zuckerplantagen in Queensland anzuwerben suchten. So war auf einmal die Zeit angebrochen, in welcher Neu-Guinea der Gegenstand einer größeren Aufmerksamkeit zu werden anfing und das in einer Weise, daß die benachbarten australischen Kolonien

*) Nach dem letzten Jahresbericht der Londoner Missionsgesellschaft scheint dies doch nicht ganz der Fall zu sein; denn nach demselben hat Miss. Chalmers eine Rundreise auf verschiedenen Inselgruppen der Südsee gemacht, um Lehrer und Prediger für den westlichen Bezirk der Neu-Guineamission, besonders für den Flyfluß, zu werben. An letzterem soll mit neuer Kraft eingesetzt werden. D. H.

che hatten, darüber ängstlich zu werden. Mußten sie chten, daß Frankreich oder Deutschland oder irgend eine acht, die vielleicht nicht immer eine freundliche Haltung Australien einnehmen würde, sich in dessen Nachbarschaft nd die noch „herrenlose“ Hälfte dieser großen und wert- sel aneignen könnte.

Wahrscheinlichkeit, daß von jener Seite aus Neu-Guinea algebiet besetzt werden möchte, lag so nahe, daß man dieser it von der Kolonie Queensland aus rechtzeitig vorbeugen ber wohl wissend, daß es in solchen Fällen schwer hält, sche Regierung von der Wichtigkeit und dem Ernst der berzeugen und sie zu einem entschiedenen Schritt zu be- schloß man, vorher von Neu-Guinea Besitz zu ergreifen erst nach vollendeter Thatsache mit der Regierung in darüber zu verhandeln. Demgemäß schickte die Regierung nsland einen ihrer Beamten auf einem Kriegsschiff nach esby, um die englische Flagge zu hissen und jene große n Neu-Guinea, soweit dasselbe von Holland nicht besetzt britisches Schutzgebiet erklären zu lassen. Das geschah versichtlichen Hoffnung, daß die heimatliche Regierung nachdem sie der Verantwortlichkeit der Initiative über- r, den etwas kühnen Schritt der Kolonialregierung gut- erde. Es konnte ihr ja nur lieb sein, auf diese Weise weiteren Ländergebiet gekommen zu sein, ohne daß es Pfennig kostete; denn die australische Kolonialregierung von vornherein in Rechnung genommen, alle pekuniären ngen zu übernehmen.

es kam anders, als man erwartet hatte. Die britische lehnte es ab, den Schritt der Regierung von Queens- anktionieren. Eine heftige Fehde entspann sich darüber ffentlichen Blättern und im Austausch der amtlichen Die Sache nahm schließlich einen so ernsten Charakter sich die britische Regierung doch zuletzt veranlaßt sah, zten Gefühl der Kolonien soweit entgegenzukommen, daß stens der Besitzergreifung desjenigen Teiles der großen nmte, welcher dem australischen Festland gegenüberliegt. Zweck wurde ein Kommodore mit einigen Kriegsschiffen Moresby abgeschickt, um die britische Oberhoheit über

die Hälfte des noch „herrenlosen“ Neu-Guineas, also über ein Viertel der gesamten Insel, zu erklären. Damit blieb ein gleich großer Anteil noch für Frankreich übrig, das damals im Sinn hatte, hier eine Verbrecherkolonie anzulegen. Die Nähe einer solchen hatte für Australien etwas Beunruhigendes. Die britische Regierung aber hielt es für angemessen, der Welt zu erklären, daß sie es für einen Akt der Unfreundlichkeit halten würde, das Ganze für sich zu beanspruchen und die Ansprüche einer anderen Macht zu mißachten.*) Trotz der Absichten Frankreichs ging nun Deutschland sofort daran, das fragliche Gebiet im Nordosten der Insel zu annektieren. Damit war uns wenigstens eine gute Nachbarschaft mit tüchtigen Kolonisten gesichert und es konnte uns somit der schließliche Ausgang der Angelegenheit beruhigen.

Durch die britische Besitzergreifung des südöstlichen Teiles von Neu-Guinea wurde Port Moresby das Hauptquartier der Beamten. Das Dasein derselben, sowie das Ab- und Zugehen von Reisenden, Händlern u. and. brachte zwar einige angenehme Abwechslung in das Einerlei des Aufenthaltes an jener entlegenen Küste; aber es hat dasselbe auch seine entschiedenen Nachteile für das Missionswerk und besonders dann, wenn sich am Ort ein Institut befindet, wie unser Gehilfenseminar. Aus diesem Grunde hatte ich auch die Murrayinsel statt Darnley für unser Papua-Institut gewählt, und es wäre vom Missionsstandpunkt auch für Port Moresby besser gewesen, die Regierung hätte sich einen andern Küstenplatz als Sitz ausersehen.

Während meine beiden Mitarbeiter Lawes und Chalmers eifrigst bemüht waren, die Mission im mittleren Gebiet von Port Moresby aus auszudehnen, lag mir daran, mit Hilfe meiner Gehilfen die Arbeit im westlichen und östlichen Bezirk zu fördern. Die Missionsstation auf der Stacey-Insel, auf der sich Chalmers mit seiner Frau zuerst niedergelassen hatte, war von Rarotonganischen Lehrern besetzt worden. Alle anderen östlichen Missionsplätze waren mit Lehrern von Lifu und Mare versehen und arbeiteten recht tüchtig. So wuchs das Werk und nahm von Jahr

*) Diesen uneigennützigen Standpunkt hat indes England nicht immer zu vertreten gepflegt und der eigentliche Grund seiner damaligen Bescheidenheit muß wohl noch in der Erwägung weiterer Umstände gelegen haben.

zu Jahr unter dem sichtlichen Segen Gottes zu. Die mir obliegende Leitung des östlichen Bezirkes brachte es mit sich, daß ich bei der großen Entfernung desselben oft 1—5 Monate von Haus abwesend war. Ich war deshalb sehr erfreut, als die Gesellschaft zwei Missionare, Sharpe und Savage, heraussandte und sie für den östlichen Missionsdistrikt bestimmte. Es war sozusagen ein Festtag, als ich dieselben dort einführte. Von allen Seiten kamen die Leute herbei und brachten allerlei Lebensmittel als Geschenke, um auf diese Weise ihre Freude und Dankbarkeit an den Tag zu legen. Die Missionare waren hoch erfreut über die Haltung der Eingeborenen und den Stand des Missionswerkes und entschlossen sich, nachdem sie den ganzen Bezirk sorgfältig erkundet hatten, die Dinnerinsel zu ihrer Hauptstation zu machen, denselben Platz, den ich schon sechs Jahre zuvor hiefür ausgesucht hatte. Aber es sollte nicht dazu kommen. Bald darauf erlag Missionar Sharpe auf seinem Wege dahin dem Klimafieber, und sein Mitarbeiter Savage, den auch das Fieber gepackt hatte, begab sich zu seiner Erholung nach der Murrayinsel und verblieb nachher im westlichen Bezirk.*) An seine Stelle trat später für die östliche Mission Missionar Pearse, welcher bereits viele Jahre in der Südsee gearbeitet hatte und von den polynesischen Lehrern als ihr Vater geachtet und geliebt wurde.

Im Rückblick auf den Umschwung der Verhältnisse, der durch die Mission im Lauf der Jahre im östlichen Gebiet stattgefunden hat, so ist derselbe in die Augen springend. Die Eingeborenen im ganzen Distrikt sind heute darauf bedacht, Lehrer zu erhalten und bitten um solche. Viele Städte und Dörfer, wo sonst der Kannibalismus zu Hause war, haben denselben aufgegeben, halten auf Sonntagsheiligung und erbauen sich untereinander so gut sie können. Auf den Plätzen, wo Lehrer stationiert sind, ist natürlich das Volk am meisten fortgeschritten. Zahlreiche Schulen sind errichtet und viele Eingeborene sind des Lesens und Schreibens kundig. Hunderte derselben haben das Heidentum und mit ihm den Götzendienst aufgegeben und haben die heilige Taufe erhalten. Die Lehrer haben hier wie am Südkap mit unserer Hilfe die Sprache der Eingeborenen bearbeitet und Teile der heiligen Schrift übersetzt. Das Missionswerk ist im ganzen östlichen Bezirk in

*) Missionar Savage steht noch jetzt mit Lawes und Chalmers in der Arbeit.

der schönsten Entwicklung begriffen, und würde das leidige Fieber die Arbeit nicht erschweren, so wäre es eins der hoffnungsvollsten Missionsgebiete der Welt.

Weniger günstig hat sich das Werk im westlichen Teile entwickelt, wo man von vornherein mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Das niedrige und sumpfige Land, von unzähligen Flußläufen durchschnitten und von vielen Inseln besetzt, macht es den Europäern unmöglich, längere Zeit daselbst zu leben. Die Eingeborenen, welche hauptsächlich den ungesunden Küstenstrich und das Mündungsgebiet bewohnen, sind ein wildes kriegerisches Volk, Kannibalen und Schädeljäger, deren größtes Vergnügen Krieg und Plünderung ist und die zu dem Zweck häufige Raubzüge unternehmen. Zum Glück erwies sich die allerdings etwas abgelegene Murrayinsel, von wo aus die Arbeit in diesem Gebiet geleitet wurde, als der gesündeste Platz der Küste.

Schon zur Zeit, als ich mich auf der Murrayinsel niederließ und von hier aus den westlichen Missionsbezirk leitete, war mein Augenmerk auf die Küsteninsel Yule gerichtet, die nordwestlich von Port Moresby gelegen, die östliche Flanke meines Arbeitsgebietes bilden sollte. Demgemäß legte ich auf derselben einen Missionsposten an und hoffte, daß sich von hier aus das Werk gegen Westen hin ausdehnen werde. Obschon dieselbe jenseits des Papuagolfs und 150 Meilen von der Murrayinsel liegt, so war dieselbe doch bei günstigem Wind in ungefähr 20 Stunden zu erreichen. Diese Yuleinsel ist später einer der wichtigsten Punkte in Britisch-Neu-Guinea geworden. Sie ist ein schönes und fruchtbares Eiland und besitzt einen ausgezeichneten Hafen. Ihre Höhen und Thäler sind mit dem schönsten Grün bekleidet und die ausgedehnten Wälder und Grasflächen verleihen ihr das Aussehen eines großartigen Parkes. Kaum hat die Küste irgendwo einen lieblicheren Anblick aufzuweisen. Das Hinterland im Osten und Westen ist dicht bevölkert, während der Bergkegel Yule sein riesiges Haupt bis zu 11,000 Fuß aus der See erhebt und in seiner hehren Gestalt den ganzen Bezirk zu beherrschen scheint.

Noch ist mir mein erster Landungsversuch auf dieser Insel in lebhafter Erinnerung. Die Eingeborenen standen in einem schlechten Ruf und darnach richteten wir uns. Indem wir unsern Missionsdampfer Ellengowan im Hafen zurückließen, begab ich mich,

von einigen Lehrern und Matrosen begleitet, im Boot zu dem Hauptdorf, das etwa zwei Meilen entfernt sein sollte. Während wir innerhalb des Riffs der Küste entlang ruderten, sahen wir, wie die nackenden und bemalten Wilden sich bewaffnet am Strand versammelten und in Scharen zum Landungsplatz eilten. Wie überall wollten wir auch hier, sobald das Boot das seichte Wasser erreicht haben würde, vollends ans Land waten, während einige Leute im Boot zurückbleiben und dasselbe im Tiefwasser bereit halten sollten. Bei verschiedenen Gelegenheiten hatte ich alle Ursache, darüber froh zu sein, diese Vorsicht gebraucht zu haben; denn durch das bereitgehaltene Boot gelang es uns in Fällen, wo die Eingeborenen feindselig auftraten, rechtzeitig ihren Pfeilen und Speeren zu entfliehen. In diesem Fall aber vereitelten die Yuleinsulaner alle unsere Pläne. Die Menge harrte unser bereits am Strand und wartete auf den Augenblick, da wir uns dem Ufer genähert haben würden. Als dies geschehen war, sprangen die Eingebornen ins Wasser, fielen mit großem Geschrei über das Boot her und zogen es soweit auf den Strand herauf, daß der Schnabel des Bootes bis in den Busch hineinragte. Und das alles ging so schnell vor sich, daß wir gar nicht Zeit fanden, das Boot zu verlassen. Erst jetzt ließen sie uns aussteigen. Als dies geschehen war, umringten sie uns und der Häuptling erfaßte meine Hand. Dasselbe geschah mit meinen Begleitern und so wurden wir alle auf einem schmalen Pfade durch den Busch geleitet. Da sich die Dörfer meist in der Nähe des Strandes befinden, so waren wir nicht wenig beunruhigt, als wir nach dem Marsch von einer Viertelmeile weder eine Pflanzung noch ein Dorf zu Gesicht bekamen. Meine eingeborenen Begleiter, die nur zu gut mit den Sitten und Praktiken der Eingeborenen bekannt waren, rieten mir ernstlich, Halt zu machen, und wenn möglich nach dem Boot zurückzukehren, weil sie nichts anderes glaubten, als daß uns die Leute in den Busch geführt hätten, um uns hier zu töten. Obschon ich in solchen Fällen meist ihrem Rat folgte, so konnte ich mich diesmal doch nicht dazu verstehen; denn damit hätten wir nur das Mißtrauen der Eingeborenen wachgerufen. Wir setzten unsern Marsch fort und erreichten bald darauf ein Dorf. Es befand sich in einer Waldlichtung und wies recht nette und gutgebaute Hütten samt einer Versammlungshalle auf. Hier wurden Geschenke aus-

getauscht und ein freundschaftlicher Verkehr hergestellt, der bei meinem nächsten Besuch zur Gründung eines Missionspostens führte.

Von da ab besuchte ich die Insel regelmäßig, zumal sie uns mit Holz versorgte, und ich hegte die Hoffnung, daß sie mit der Zeit eine unserer Centralstationen werden würde. Schon waren die ersten Schritte dazu gethan und der erwähnte Missionsarzt sollte sich auf ihr niederlassen, als ein Nachbarstamm zwei Europäer, die hier Naturalien sammelten, ermordete. Infolge dessen geriet die Bevölkerung in eine solche Aufregung, daß es ratsam schien, die Lehrer für eine Zeitlang abzuberufen. Später nahm Chalmers mit einigen seiner Lehrer von Rarotonga diese Mission wieder auf, verlegte aber die Station nach dem gegenüberliegenden nahen Festland, um mehr im Mittelpunkt des volkreichen Bezirks zu sein. Bald darauf stellten sich die Katholiken, die uns überall in der Südsee auf dem Fuße folgten und sich in unsere Missionsfelder eindrängten, auch hier auf der Yuleinsel ein und ließen sich auf ihr nieder.

Als ich die beiden für Neu-Guinea bestimmten französischen Priester auf der Thursday-Insel (in der Torresstraße) traf, suchte ich dieselben zu bewegen, ihre Mission auf einem Teil von Neu-Guinea zu beginnen, der außerhalb des von der Londoner Missionsgesellschaft besetzten Gebietes läge, damit allen Mißverständnissen und Konflikten, die nicht allein der Ausbreitung des Christentums hinderlich, sondern auch eine Schmach für dasselbe seien, vorgebeugt werde. Selbst der englische Beamte redete ihnen in diesem Sinne zu. Allein alles war vergebens. Ihre Antwort war und blieb, sie hätten hierin der von Rom gegebenen Anweisung Folge zu leisten und sich in einem Teil von Britisch-Neu-Guinea niederzulassen. Da sie in diesem die Yuleinsel für den geeignetsten Platz hielten, so besetzten sie dieselbe ohne Bedenken und befanden sich somit gerade mitten im Gebiet der Londoner Mission. Den beiden Priestern folgten später noch weitere, sowie Laien und barmherzige Schwestern. Wir hatten nun alle Ursache, dankbar dafür zu sein, daß dieser Teil von Neu-Guinea unter britischer Oberhoheit stand; denn sonst hätte es unserer Mission hier leicht ebenso ergehen können wie in der Südsee und in Madagaskar.

Besondere Schwierigkeiten bereitete die Anlegung von Stationen im Mündungsgebiet des Flyflusses, den ich schon früher befahren und daraufhin ausgekundschaftet hatte. Es galt hier, mit doppelter Vorsicht zu handeln, da die Eingeborenen sehr feindselig und kriegerisch waren. Ich beschloß deshalb, einen Platz zu suchen, der nicht nur als Ausgangspunkt für die ganze Unternehmung geeignet war, sondern auch zugleich als neutraler Boden anerkannt wurde. Von hier aus wollten wir uns den Eingeborenen als Freunde zu nähern suchen und ihnen die Friedensbotschaft bringen. Wir fanden einen solchen Platz mitten im Fluß auf einer Insel, gegenüber der Stadt Kiwai, mit einem ausgezeichneten Hafen, der auch für die spätere Entwicklung des Handels zwischen der Küste und dem Innern von Bedeutung werden dürfte.

Hier auf dieser Mündungsinsel, die wir Port Spicer nannten, errichtete ich ein Haus, das von unserer Industrieschule erbaut und vom Ellengowan übergeführt wurde. In fünf Tagen war das Gebäude aufgeschlagen und am hohen Flaggenstock wehte das Missionsbanner, die Taube mit dem Oelzweig, sowie die englische Nationalflagge. Wie auf Dimer (s. S. 158) in unserem östlichen Bezirk, so kamen auch hier bald die benachbarten Stämme von allen Seiten auf der Missionsstation zusammen und lernten uns als harmlose friedliche Leute kennen. Wir wagten es nun, nach allen Richtungen hin Besuche zu machen und verlegten dann die Station auf Bitte der Eingeborenen nach der Station Kiwai, obschon wir recht wohl wußten, daß diese Einladung nicht in erster Linie dem Wunsche entsprang, das Evangelium des Friedens zu erhalten. Aber es lag uns viel daran, gerade in Kiwai Fuß zu fassen, weil seine Bewohner ein mächtiges Volk und der Schrecken der ganzen Umgegend waren. Hatten sie doch erst kurz zuvor die aus 23 Personen bestehende Mannschaft eines gestrandeten Schiffes niedergemacht. Sie haben auch uns mehrere Jahre lang viel Not bereitet. Das eine Mal hatten sie bereits den Plan gefaßt, unsere Lehrer zu ermorden, um sich Fleisch für eine große Festlichkeit zu verschaffen, und jene konnten ihr Leben nur durch die schleunigste Flucht während der Nacht retten. Einige Zeit darauf gelang es uns aber wieder, die Missionsarbeit aufzunehmen. Bei einer anderen Gelegenheit bemächtigten sie sich meines Bootes und wir konnten uns nur mit knapper Not retten.

Später, als die Mission mehr Fuß unter diesem Volk gefaßt hatte, bildete Kiwai unsere Centralstation für den Flyfluß. Der äußerste Punkt, an dem wir hier einen Missionsposten anlegten, befindet sich etwa 30 Meilen aufwärts am Fluß. Hier trat mir bei meinem ersten Besuch der entschiedenste Widerstand von seiten der Eingeborenen entgegen. Aufgestachelt von einigen Zauberern, überschütteten sie uns mit Pfeilen, von denen einer gerade über meinem Kopf hinwegflog und in einer Kokospalme stecken blieb. Unter solchen Umständen konnten wir damals nichts Besseres thun, als uns in das Boot flüchten und mit demselben das Weite suchen. Es ist überhaupt als eine wunderbare Bewahrung Gottes zu betrachten, daß bei dem anfangs feindseligen Charakter der Eingeborenen während unserer mannigfachen Versuche, denselben die Botschaft des Friedens zu bringen, es doch niemals zu einem blutigen Ausgang gekommen ist, wiewohl die Kannibalen den Fremden überall von vornherein als Feind betrachten, ihn ermorden und aufzufressen pflegen. Unsere Neu-Guineamission hat sich unverkennbar des besonderen Schutzes und der Leitung Gottes zu erfreuen gehabt, und die späteren Erfolge haben gezeigt, daß ihr auch der göttliche Segen nie gefehlt hat. Denn die drei Hauptstationen des westlichen Distrikts zählen nun über 400 Kirchenmitglieder und die Bewohner der Inseln Murray, Sabai und Mabuiag haben seither das Christentum angenommen, gehen anständig gekleidet und sind heute ein friedliches gesittetes Volk. In Verbindung mit jenen Gemeinden haben wir gute Schulen, die nahezu von der gesamten Jugend dieser Plätze besucht und auch von vielen der älteren Leute dazu benützt werden, das Lesen zu erlernen. Sie zahlen für ihre Schulbücher und Schriftteile und steuern jährlich nach Vermögen für die Mission, ein Beweis, daß das Evangelium unter ihnen bereits soweit Wurzel gefaßt hat, daß sie dasselbe auch den andern heidnischen Stämmen gebracht wissen wollen.

Aber der Einfluß der Mission macht sich nicht bloß im Westen des Papuagolfs bemerklich, sondern hat auch im Mittelpunkt der Küste bis an die Ostspitze hin einen tiefgehenden Einfluß ausgeübt. Die ganze Küstenlinie in einer Ausdehnung von etwa 600 englischen Meilen ist der Mission zugänglich und erforscht. Nicht weniger als 53 Missionsposten sind mit den Jahren längs der

Südostküste angelegt worden, die 4—500 Glieder zählen, während über 2000 Schüler christlichen Unterricht genießen. Ueber 30 Lehrer von den Südseeinseln und einige 20 eingeborene Gehilfen von Neu-Guinea stehen in der Arbeit. Sechs der verschiedenen Sprachen und Mundarten sind bearbeitet worden. Auch ist ein kleiner Anfang zu einer eingeborenen Litteratur gemacht. Der beiden Seminarien, welche die Mission mit eingeborenen Gehilfen versehen, ist oben schon Erwähnung gethan worden. Auf ihnen beruht die Hoffnung der Christianisierung Neu-Guineas; denn unter der Oberleitung einiger europäischer Missionare ist zu hoffen, daß diese eingeborenen Evangelisten das Evangelium und mit ihm die Civilisation bis in das Herz der großen Insel hineintragen werden.*)

Und noch ein weiterer Beweis von der umgestaltenden Macht des Evangeliums läßt sich im Blick auf das ehemals so finstere Neu-Guinea anführen. Man vergleiche nur die jetzige äußere Erscheinung und Lage der Ortschaften, wo sich heute Missionsstationen erheben, mit der vor 20 Jahren. Der Unterschied muß jedem in die Augen springen. Anstatt der früheren Kriegsgesänge, der nächtlichen Tänze und kannibalischen Festgelage, werden jetzt christliche Gottesdienste gefeiert, Familienandacht gehalten und Schulunterricht erteilt. Die Eingeborenen, welche damals in einem wilden Aufzug erschienen, am bloßen Körper bemalt und mit Vogelfedern und Muscheln geschmückt, sie erscheinen heute anständig gekleidet und schämen sich ihrer früheren Erscheinung. An Stelle der schmutzigen, elenden Hütten mit grausamen Ehemännern und vernachlässigten Kindern erblickt man jetzt gutgebaute Häuser, in denen rührige Familien mit intelligenten Kindern ein wohnliches Heim haben. Anstatt der ehemaligen Gesetzlosigkeit, bei welcher jedermann that, was ihn gutdeuchte und die zu beständigen Dorffehden, Plünderung und Krieg führte, sind heutzutage bestimmte Gesetze und Hüter derselben aufgestellt.

*) Im Jahr 1891 standen sechs europäische Missionare auf vier Hauptstationen, während Miss. Lawes zur Erholung in England weilte und Chalmers eine Rundreise auf den Südseeinseln machte. Neuerdings ist die Dinnerinsel an die Regierung abgegeben und dafür die Kwatoinsel von zwei Missionaren besetzt worden. — Nach dem letzten Bericht beträgt die Zahl der eingeborenen Gehilfen im westlichen und östlichen Bezirk zusammen 68.

Alles das kann nun freilich bloß von unseren wenigen Missionsstationen gesagt werden und unsere Mission umfaßt nur einen verhältnismäßig kleinen Teil der großen Insel; und wie die heidnische Welt überhaupt, so ist auch jene bis jetzt sozusagen nur berührt vom Christentum. Aber wo dies geschehen ist, da hat auch dasselbe eine wunderbare Wandlung geschaffen; denn wo immer der Same des Evangeliums im Verein mit den göttlichen Vorbedingungen, im Glauben und mit Gebet ausgestreut worden ist, da ist derselbe auch aufgegangen und hat Früchte getragen. Und dies kann gar nicht anders sein; denn Wachstum und Gedeihen ist Gottes eigenstes Werk, und er verfehlt niemals, soweit es im Missionswerk auf ihn ankommt, die Welt ihrem Erlöser und Heiland zuzuführen.

Von welchen Segnungen aber das Christentum für die heidnischen Völker begleitet ist, davon ist wohl unsere Zeit und unser Geschlecht, sofern dasselbe offene Augen für diese Thatsache hat, überzeugt. Daran zu zweifeln, sollte kaum jemand einfallen; denn die segensreichen Erfolge der Mission sind ihre beredtesten Sachwalter. Geben wir aber zu, daß das Christentum ein großer Segen für die Völker ist, so können wir uns auch nicht der Verpflichtung entziehen, an der Ausbreitung desselben mitzuhelfen. Wie dies zu geschehen hat und wie der Welt das Heil in Jesu Christo durch das Zeugnis seiner Herolde zugänglich gemacht werden könne, dazu hat uns Gott selbst Wege und Mittel an die Hand gegeben. Wir alle kennen seinen Befehl wie seine Verheißung: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur! Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende."

Die Religion der afrikanischen Naturvölker.

So heißt der Titel eines Buches, das vor kurzem erschienen ist.*) Ein merkwürdiger Titel. Ueber einen ganzen großen Weltteil sind diese Völker zerstreut, den verschiedensten Rassen und Familien gehören sie an, tausenderlei Unterschiede in Sprache und Sitte treten uns bei ihnen entgegen und nun ist hier nicht von ihren Religionen, sondern von „der Religion" der afrikanischen Naturvölker die Rede, als ob es eine einzige gäbe! Ja, es giebt wirklich in gewissem Sinne in Afrika eine Religion, sagt der Verfasser. „Die bunte Mannigfaltigkeit der religiösen Vorstellungen und Uebungen wird durch eine überraschende Gleichheit in den Grundanschauungen und in den Hauptgebräuchen der Negervölker beherrscht." Und willst du wissen, was diese Gleichheit in den religiösen Anschauungen, was diese „Religion der afrikanischen Naturvölker" in ihrem wichtigsten Teile ist? Du findest es in folgenden Worten des Verfassers ausgesprochen (S. 97 ff.):

„Wir dürfen mit Nachdruck die Behauptung wiederholen, daß auch die in der Finsternis schmachtenden Bewohner desselben (des dunklen Erdteils') mit der Vorstellung von einem höchsten machtvollen, schöpferischen Wesen vertraut sind. Eine Anzahl von Stämmen giebt ihm einen Namen, der zugleich den Himmel oder einen Himmelskörper oder eine Himmelserscheinung bezeichnet, andere nennen dasselbe Ur- oder Großvater ..... Die Neger sind nicht der Gottesleugnung, sondern der Gottentfremdung anzuklagen; ihr Denken von Gott ist würdiger, als ihr Verhalten gegen ihn; ihrer Gottesidee entspricht nicht ihre Gottesverehrung. Sie schmücken die Gottheit mit den höchsten Vollkommenheiten, mit einer unbegrenzten Macht und Güte, unterlassen aber, die praktischen Folgen aus diesem Glauben zu ziehen. Sie widerlegen die gern gelehrte Auffassung, daß der Mensch erst auf einer höheren Bildungs- und Gesittungsstufe, wo er der Natur mit größerer Ruhe und Sicherheit und im Bewußtsein seines Herrscherberufes gegenüberstehe, zur Ahnung eines gütigen Wesens gelangt sei; sie liefern den

*) Von Prof. Dr. Wilhelm Schneider. Münster i. W. 1891, Aschendorff'sche Buchhandlung. XII u. 283 S. 8°. (Mk. 4.50.)

Beweis, daß auch Menschen von eingefleischter Selbstsucht, abgestumpft gegen fremde Leiden, schonungslos grausam gegen ihre Feinde, den Begriff des Wohlwollens und Wohlthuns in ihre Gottesidee aufgenommen und den tiefen wahren Gedanken ausgesprochen haben, daß das innerste Wesen der Gottheit Liebe und Erbarmen ist. Gott ist den Negern fast ausnahmslos ein Gott der Güte. Härte ist ihm fremd und von außen gewissermaßen aufgenötigt. Wenn er auch von seiner Macht, Uebles zu verhängen, zuweilen Gebrauch macht, so ist doch das Wohlwollen der vorherrschende Zug seines Wesens. Nirgends kündigt er sich dem Bewußtsein als Menschenfeind, als grundböse an. Manche Stämme erheben die Güte Gottes auf Kosten seiner übrigen Vollkommenheiten in einem Maße, daß sie ihn gerade deshalb im Kult hintenansetzen, weil sie von seiner Seite nichts Schlimmes befürchten. Andere bekennen, daß sie infolge der Scheu den grundgütigen Gott als den unmittelbaren Urheber der ungezählten irdischen Mißgeschicke anzusehen und anzuklagen, dem finstern Glauben an eine (nachträglich erst aufgekommene) dämonische Welt- und Menschenregierung verfallen seien..... Ueber den Grund, warum der gütige Schöpfer seinen Kindern fremd und ferne geworden sei und die Auslieferung derselben an die Launen der Geister vollzogen habe, machen sich diese Menschen im allgemeinen weniger Gedanken, als über die Thatsache, daß es so gekommen ist..... Von den meisten werden die Leiden dieser Zeit empfunden und ertragen als Folgen eines unerklärbaren grausamen Verhängnisses."..... So sind „ein starker Glaube an einen guten Gott und im Widerspruche mit ihm ein nicht minder starker Zweifel an einer allwaltenden, weisen und liebevollen Vorsehung charakteristische Merkmale des afrikanischen Gottesbewußtseins. Aus dieser Erscheinung erklärt sich die Seltenheit der Gottesfurcht und eines einigermaßen würdigen Gottesdienstes. Wo aber Gott etwa verehrt wird, da geschieht es nicht nur aus Angst vor ihm, sondern aus dankbarer Liebe zu ihm, und zwar unter Kundgebung eines freudig bewegten Gemütes mit Musik, Gesang und Tanz. Ergüsse wahrhaft kindlicher Ehrfurcht und Liebe klingen auf den Lippen schwarzer Gottanbeter in harmonischen Akkorden zusammen; an den meisten Orten aber ist der Gottesdienst durch die Geisterverehrung zurückgedrängt, wenn nicht gänzlich verdrängt worden."

Manchem wird es überraschend sein, daß diese „Religion", insbesondere daß diese Vorstellung von einem höchsten schöpferischen Wesen, das vor allem voll Güte und Liebe ist, sich bei den Völkern Afrikas finden, ja sogar das diesen Völkern allen gemeinsame Erbgut sein soll. Und doch haben wir es hier nicht etwa mit unbewiesenen Behauptungen des Verfassers zu thun, der übrigens die Naturvölker kennt wie vielleicht wenig andere.*) Was wir gehört haben, ist vielmehr das kurz zusammengefaßte Ergebnis eines Rundgangs, den er vorher mit dem Leser durch den ganzen dunklen Erdteil gemacht hat. An der Hand der Berichte, namentlich der neueren, von Reisenden und Missionaren und zwar, obwohl er selbst augenscheinlich der katholischen Kirche angehört, nicht nur von katholischen, sondern zum mindesten in gleichem Umfang auch von evangelischen Missionaren, bringt er der Reihe nach aus allen Teilen Afrikas ein reiches Beweismaterial bei und zeigt an den Gottesnamen der verschiedenen Stämme, an vielen Aeußerungen der Eingeborenen, an den Schöpfungs- und Urstandssagen, die sich bei ihnen finden, daß jene Züge religiöser Vorstellung und religiösen Lebens, die wir oben kennen gelernt haben, sich in der Hauptsache überall finden. Er mag dabei in einzelnen Fällen in der Deutung dieser Spuren zu weit gegangen sein, obwohl er meist sehr besonnen urteilt; im ganzen genommen aber wird man die obige Darstellung und zwar Satz für Satz, Zug für Zug bestätigt finden. Wir müssen es uns versagen, aus der reichen Fülle des gebotenen Stoffes einzelnes hier mitzuteilen, müssen es vielmehr dem Leser überlassen, an der Hand des Buches selbst den interessanten Ausführungen des Verfassers zu folgen. Doch können wir nicht umhin, wenigstens eine der ansprechendsten Schöpfungssagen, die er mitteilt (S. 37 ff.), hier wiederzugeben. Sie findet sich in West-Afrika (Altkalabar) und knüpft an den Namen des Gottes Abasi-Ikum an.

---

*) Er ist zwar, soviel wir wissen, nie selbst in Afrika gewesen, wobei er ja auch allein nur einen kleinsten Bruchteil jener ungezählten Stämme hätte kennen lernen können; aber er hat vor einigen Jahren ein großes Werk über die Naturvölker geschrieben. — „Die Naturvölker. Mißverständnisse, Mißdeutungen und Mißhandlungen." 2 Theile, Paderborn 1885/86 — das die volle Anerkennung der Sachverständigen gefunden hat.

Abasi schuf alle Dinge, die Gewässer und die Gebirge, die Fische, die Vögel und die Tiere des Waldes. Die Menschen aber wohnten nicht auf der Erde, sondern droben zusammen mit Abasi, und so oft dieser sich niedersetzte und aß, kamen sie herbei, um mit ihm und seiner Gefährtin Atai der Unterhaltung zu pflegen. Einst nun sprach Atai zu Abasi: „Geschaffen sind alle Dinge und sie sind gut. Dort ist die Erde (Isön), die du ausgebreitet hast; hier der Himmel (Enyön), den wir bewohnen. Den Geschöpfen aber fehlt ein Haupt, ein Ordner, und diesem Mangel vermag der Mensch abzuhelfen, wenn du ihn dorthin stellst." Abasi schweigt eine Zeit lang. „Atai!" antwortet er endlich, „ein solcher Versuch liegt außerhalb der Grenzen meiner Macht. Würde ich den Menschen auf die Erde setzen, er würde sich bald mit mir messen wollen und sagen: ich bin ihm gleich; ich weiß alles, was geschehen wird." Atai entgegnet: „Ich werde über ihn wachen und er selbst wird begreifen, daß er sich nicht mit dir vergleichen kann. Gieb ihn in meine Hand und ich werde acht haben, daß er nicht versuche, sich mit dir zu messen, und werde verhüten, daß er dich übertreffe." „Wohl," spricht Abasi, „so mag es sein." Geraume Zeit ist vergangen. Abasi setzt einen Mann auf die Erde. „Dieser," sagt er, „soll auf Erden wohnen. Wenn man aber im Himmel die Essensglocke oder den Tam-Tam läutet, so soll er emporsteigen und bei uns freie Mahlzeit haben und dann wieder hinabsteigen. Am Morgen, am Mittag und am Abend soll er kommen, um sich zu sättigen." Abasi schärft dem Menschen ein, daß er niemals wünschen dürfe, auf Erden Speise zu finden; denn wenn er dort solche gefunden, würde er nicht mehr die himmlische Nahrung begehren, nicht mehr nach oben kommen und infolge dessen Abasi vergessen. Atai bemerkt darauf: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein lebe; er bedarf eines Weibes." Abasi spricht: „So sollte es sein. Allein wenn ich dem Menschen eine Frau gebe, so werden Kinder geboren werden, männliche und weibliche, und die Menschen werden zahlreich werden, darauf aber meiner vergessen." „Laß es nur geschehen," meint Atai, und Abasi giebt nach. Die beiden Menschen also wohnen auf der Erde; wenn die Essenszeit gekommen ist, steigen sie in den Himmel, und nachdem sie gegessen haben, begeben sie sich wieder nach unten. Eines Tages bittet Atai, mit ihnen zur Erde gehen zu dürfen. „Nenne mich Freundin," sprach

sie zum Weibe; „das Land, das ihr bewohnet, scheint gutes Land zu sein. Wie kommt es aber, daß ihr so unthätig seid? Ihr wünschet nicht, euch selbst Nahrung zu bereiten; ist euch denn die lange Reise, die ihr täglich zu unternehmen habt, nicht eine Last? Ihr sättiget euch überdies an fremdem Tische und könntet euch doch ernähren durch eure eigenen Hände. Dieser Wald ist freilich Abasis Eigentum; aber hat euch Abasi nicht erlaubt, hier zu wohnen? Weshalb wollt ihr den Wald nicht bebauen, um euch Speise zu bereiten?" „Du redest wahr," antwortet die Frau, „aber Abasi hat uns dies untersagt." „Er wird nicht zürnen," meint Atai, und sie überreicht nun dem Manne eine Axt zum Fällen der Bäume, unterrichtet sie in der Kunst des Feueranzündens und giebt ihnen verschiedene Arten von Samen, sowie die zum Ackerbau notwendigen Werkzeuge. Der ersten Uebertretung folgt bald die zweite: nachdem die Menschen unter Anleitung ihrer Freundin die Yamsknollen ausgegraben, gekocht und gegessen und überdies eine Tochter bekommen haben, gehen sie nicht mehr zum Essen in Abasis Stadt. Dieser führt Atai gegenüber bittere Klage. „Laß mich nur machen," entgegnet diese, „ich werde wachen." Und damit die Menschen sich ihrer Kraft nicht überheben, sendet sie ihnen den Tod, so daß nun sie und alle ihre Nachkommen sterben müssen. Auch müssen Streit und Zwietracht und ein Heer von Uebeln als die Folge jenes Ungehorsams sie heimsuchen. Während eines solchen Streites nun geschah es, daß der älteste Sohn und die zweite Tochter die Bücher und alle Sachen ihres Vaters, die derselbe nach Art der Weißen zu gebrauchen pflegte, an sich nahmen und in das Dickicht des Waldes entflohen. Die ihnen geschenkten Kinder erbten die weiße Hautfarbe. Die älteste Tochter und der zweite Sohn ergriffen die Hacke, das Schneidemesser und alles, was zum Landbau gehört, und entflohen ebenfalls in den Wald, wo sie Bäume fällten und Feuer anzündeten; durch den Rauch wurden sie geschwärzt und ihre Kinder bekamen ebenfalls die schwarze Haut. So stammen die weißen und die schwarzen Menschen von einem und demselben Ehepaare ab."

Gewiß eine merkwürdige Sage, die in mehr als einem Zug an die Erzählung im ersten Buche Mosis erinnert und vor allem in ihrem Teil eine Illustration des Wortes ist: Der Tod ist der Sünde Sold. Man sollte denken, wo solche Sagen sich finden —

gleichviel wie sie entstanden sind — und wo das Gottesbewußtsein, wie wir gehört, noch keineswegs erloschen ist, so wenig erloschen, daß der Verfasser glaubt sagen zu können (S. 12): „Auch der afrikanische Schwarze gehorcht dem mächtigen Drange, Gott zu suchen, und er findet ihn, da er nicht ferne von einem jeglichen unter uns, — wo dies der Fall ist, da, sollte man meinen, wären die besten Anknüpfungspunkte für die Predigt des Evangeliums gegeben. Und dies umsomehr, als, wie der Verfasser in einem besonderen Abschnitt nachweist, auch der Unsterblichkeitsglaube überall in Afrika verbreitet ist.

Aber freilich die Sache hat auch ihre Kehrseite, wie oben schon angedeutet ist. Der gütige Gott hat sich von der Weltregierung zurückgezogen und die letztere untergeordneten Wesen, den Geistern, überlassen. Diese Wesen sind durchaus nicht alle bösartiger Natur, aber vermöge seiner pessimistischen Weltanschauung nimmt der Neger allerdings an, daß die übelwollenden den gutgesinnten an Zahl wie an Macht überlegen seien. Da die Welt ihnen überlassen, da also auch der Mensch in ihre Hände gegeben ist, so ist das stete Sinnen und Trachten des Negers darauf gerichtet, die Wünsche dieser unsichtbaren Mächte zu erfüllen. „Er weiß kein schlimmeres Unglück, als die Geister oder Fetische zu beleidigen; die Angst vor ihrem Zorn vermag ihn in unheilbare Schwermut zu stürzen; dieselben wieder zu versöhnen ist der Hauptgegenstand seiner Sorge und Mühe, und zu diesem Zweck legt er sich mit einem Opfer- und Heldenmute, der manchmal eines christlichen oder indischen Büßers nicht unwürdig wäre, die schmerzlichsten Entsagungen auf." (S. 19 f.) Diese Geister sind nun zunächst nicht abgeschiedene Seelen, sondern Naturgeister; aber ihre Zahl wird allerdings verstärkt durch den Zuzug der Verstorbenen, deren Seelen sich ihnen beigesellen, und zwar je nach ihrer Gemütsverfassung und sittlichen Beschaffenheit während des Leibeslebens den Schutzgeistern oder den Plagegeistern. Auch den abgeschiedenen Seelen wird Verehrung erwiesen in derselben bunten Mannigfaltigkeit alberner und abgeschmackter Gebräuche, wie den Naturgeistern; nur kommt hernach in vielen Gegenden die Menschenschlächterei hinzu und auch die Menschenfresserei gehört in gewissem Sinn zu diesem Totendienst.

Die Namen der Geister wechseln mit der Sprache und die

rmasken mit dem Geschmack der afrikanischen Heiden; aber Grundgedanken des Geistesglaubens und die Hauptformen der rverehrung sind überall ungefähr dieselben. Um dies zu er-, tritt der Verfasser noch einmal einen Rundgang mit dem durch den „dunklen Weltteil“ an und lehrt ihn die Anschau- und Gebräuche kennen, in welchen bei den einzelnen Stäm- dieser Geisterglaube und Geisterdienst zum Ausdruck kommt. und in zwei folgenden Abschnitten, in denen der Fetischismus der Hexenwahn besprochen werden, tritt die Nacht des afri- hen Heidentums mit all ihrem Grauen uns entgegen, und tiefen Schatten müssen natürlich notwendig zu den anfangs gehobenen Lichtseiten hinzugenommen werden, wenn man ein indiges Bild der afrikanischen „Religion“ gewinnen und den , welchen unsere Missionare zu bearbeiten haben, wirklich lernen will, kennen lernen sowohl nach der Seite seiner änglichkeit, wie in seiner rauhen, steinigen Natur. In bei- Beziehung leistet das Buch, von dem wir reden, treffliche te, wie bis jetzt kein zweites, und wer durch die obigen, nur andeutenden Mitteilungen sich bestimmen läßt, sich näher hm zu beschäftigen, der wird des Belehrenden und Anregenden araus entnehmen. K. St.

Erläuterung zu dem Bild:

Kapelle und Missionshaus in Hongkong.

Nach Mitteilungen von Miss. J. Leonhardt.

ongkong — auf deutsch: „Wohlgeruchshafen“ — ist eine 83 □Km. große Insel, die an der Mündung des großen Kantonflusses liegt.*) Vor etwas mehr denn 50 Jahren zog n ihrer nördlichen Küste das kleine Fischerdorf „Schnrzbandweg“ heute steht an dessen Stelle die schöne Hafenstadt Viktoria mit Sitz des britischen Governers. England, das recht wohl die igkeit dieser Eingangspforte ins südliche China und den Wert ausgezeichneten Hafens erkannte, ließ sich nach dem Opiumkrieg

*) Vergl. Miss. Mag. 1859, S. 153 ff.

die Insel samt einem Streifen des gegenüberliegenden Festlandes am 26. Februar 1842 von China abtreten. Durch gute Verwaltung und dadurch, daß man den Hafen als Freihafen erklärte, gelangte Hongkong in sehr kurzer Zeit zu einer Blüte und Bedeutung, die ihm unter der chinesischen Regierung nie beschieden gewesen wäre. Als die öde Felseninsel in englischen Besitz kam, zählte sie kaum 2000 Einwohner; heute beträgt die Bevölkerung Hongkongs 180,000. Sie ist auch seither zum vierten Hafenplatz der Welt geworden, der Tausenden von Schiffen einen sicheren Ankergrund gewährt. Alle Fahrzeuge, die nach dem östlichen und nördlichen China, nach Japan und an die Ostküste Sibiriens laufen, legen hier an und täglich kann man die Handels- und Kriegsflaggen der verschiedensten Länder vom hohen Maste wehen sehen. Wegen der Wichtigkeit seiner Lage haben auch die Briten den Hafen so gut als möglich befestigt. — Die über 150,000 Einwohner zählende Stadt Viktoria liegt auf der Nordseite der Insel, wo früher das genannte Fischerdorf stand, am Fuß des auf unserem Bilde sichtbaren 500 m hohen Bergkegels. Mit ungeheurem Kostenaufwand werden die Bauplätze dem Felsen und dem Meere abgerungen. Ihre prächtigen Landhäuser aber bauen sich die reichen Kaufleute und Beamten auf den luftigen Höhen der Berge. Die Kapelle und das Missionshaus der Basler Mission, die unser Titelbild vorführt, erhebt sich im westlichen Viertel der Stadt Viktoria. Vor 10 Jahren stand das Anwesen nach zwei Seiten hin noch ganz frei da; aber jetzt ist es ringsum von chinesischen Häusern umgeben, sodaß der „Wohlgeruch" des Hafens nicht mehr so ganz rein zur Station gelangen kann.

Sobald Hongkong in den Besitz Englands gelangte, durften sich auch Missionare unter seinem Schutz niederlassen. Von hier aus wollte der rührige Chinesenmissionar Gützlaff, der die Wichtigkeit der Insel in ihrer höchsten strategischen Bedeutung erkannte, China durch seinen „chinesischen Verein" für den Herrn erobern. Um an diesem Kriegszug teilzunehmen, landeten hier die beiden ersten Basler Missionare Lechler und Hamberg im Frühjahr 1847, als Hongkong noch im Anfang seiner kolonialen Entwicklung stand. Aber ihre Arbeit sollte sich nicht auf Hongkong beschränken, sondern galt vielmehr der ganzen östlichen Hälfte der gegenüberliegenden Kantonprovinz. Sie zogen denn auch bald hinüber aufs Festland. Lechler sollte den Osten bearbeiten, Hamberg aber in nördlicher Richtung vordringen. Bis sie sich jedoch auf dem Festland ständig niederlassen konnten, sollte Hongkong ihr Haupt- und Rückzugsquartier bilden. Es ist bekannt, wie schwer die Anfänge waren und wie es die Missionare zur Genüge erfahren mußten, daß China noch nicht „offen" sei, wie

Geistermasken mit dem Geschmack der afrikanischen Heiden; aber jene Grundgedanken des Geistesglaubens und die Hauptformen der Geisterverehrung sind überall ungefähr dieselben. Um dies zu erhärten, tritt der Verfasser noch einmal einen Rundgang mit dem Leser durch den „dunklen Weltteil" an und lehrt ihn die Anschauungen und Gebräuche kennen, in welchen bei den einzelnen Stämmen dieser Geisterglaube und Geisterdienst zum Ausdruck kommt. Hier und in zwei folgenden Abschnitten, in denen der Fetischismus und der Hexenwahn besprochen werden, tritt die Nacht des afrikanischen Heidentums mit all ihrem Grauen uns entgegen, und diese tiefen Schatten müssen natürlich notwendig zu den anfangs hervorgehobenen Lichtseiten hinzugenommen werden, wenn man ein vollständiges Bild der afrikanischen „Religion" gewinnen und den Boden, welchen unsere Missionare zu bearbeiten haben, wirklich kennen lernen will, kennen lernen sowohl nach der Seite seiner Empfänglichkeit, wie in seiner rauhen, steinigen Natur. In beiderlei Beziehung leistet das Buch, von dem wir reden, treffliche Dienste, wie bis jetzt kein zweites, und wer durch die obigen, mehr nur andeutenden Mitteilungen sich bestimmen läßt, sich näher mit ihm zu beschäftigen, der wird des Belehrenden und Anregenden viel daraus entnehmen. K. St.

Erläuterung zu dem Bild:

Kapelle und Missionshaus in Hongkong.

Nach Mitteilungen von Miss. J. Leonhardt.

Hongkong — auf deutsch: „Wohlgeruchshafen" — ist eine 83 □Km. große Insel, die an der Mündung des großen Kantonflusses liegt.*) Vor etwas mehr denn 50 Jahren zog sich an ihrer nördlichen Küste das kleine Fischerdorf „Schurzbandweg" hin; heute steht an dessen Stelle die schöne Hafenstadt Viktoria mit dem Sitz des britischen Governers. England, das recht wohl die Wichtigkeit dieser Eingangspforte ins südliche China und den Wert ihres ausgezeichneten Hafens erkannte, ließ sich nach dem Opiumkrieg

*) Vergl. Miss. Mag. 1859, S. 153 ff.

Besuches. Die ehemaligen Anstaltsräume über der Kapelle sind nun in Gastzimmer umgewandelt für die Missionsgeschwister, die hier Erholung suchen oder aber sich nach Europa einschiffen und von dort eintreffen. Auch englische und amerikanische Missionsleute kehren bei ihren Durchreisen gern unter dem gastlichen Dache der Basler in Hongkong ein. Von der Veranda des Missionshauses aus wird den neu ankommenden Geschwistern der erste Willkomm, den heimkehrenden der letzte Scheidegruß zugewinkt. Tiefbewegt vernimmt hier der junge Missionar aus Schülermund den ersten christlich-chinesischen Gesang, von dem er allerdings nur die heimatliche Melodie versteht. Zugleich bringt er seinen schnell gelernten Gruß p'in on (Friede) an. Von dieser Stätte aus schaut er hinüber auf die felsige Küste Chinas und entwirft in jugendlicher Begeisterung seine Pläne für die Eroberung des Reichs der Mitte, ohne doch zu ahnen, welche Schwierigkeiten seiner warten. Der erfahrene Missionar aber ruft beim Anblick jenes felsigen Gestades aus: „O Felsen Chinas, wann wirst du dich ganz öffnen?" Gott sei Dank, das Evangelium hat bereits von Hongkong aus seinen Einzug in China gehalten und weder der Fremdenhaß, noch der hartnäckige Widerstand der chinesischen Bevölkerung wird seinen Siegeslauf aufhalten können.

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Liberia.*)

Die politischen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse des liberianischen Freistaates, wie wir sie im vorigen Jahrgang des Missions-Magazins (1891, S. 454ff.) geschildert haben, sind recht trostlos und stellen der Negerrepublik nicht das beste Zeugnis aus. Die Finanzen befinden sich in einem höchst zerrütteten Zustand. Der Staatssäckel ist meist leer und die Gehälter der Beamten werden in Handwechseln (promissory notes) ausbezahlt, die spottweise mit dem Namen "red ink bills" (rote Tinten-Noten) belegt werden. Solcher von der Regierung ausgestellten Handscheine kursieren eine Masse im Land, oft

*) Die Rundschau über die Basler Mission auf der Goldküste und in Kamerun, die wir im Anschluß an Liberia zu geben beabsichtigten, können wir erst später bringen, da die Jahresberichte von 1890 zur Zeit noch nicht vollzählig eingelaufen sind.

man allerwärts gerufen hatte. Mehrmals mußten sie sich vom chinesischen Kontinent zurückziehen und auf Hongkong Zuflucht suchen. Dadurch ergab sich von selbst, daß ihre Arbeit auf dem Festland mit der in Hongkong Hand in Hand ging.*) Anfangs mietete man sich nur im Chinesenquartier ein und erst nach vielen Jahren kam es zum Bau eines eigenen Missionshauses mit Kapelle. Hongkong verblieb somit eine Station der Basler Mission als Ausgangspunkt für die Arbeit auf dem Festland. Aber es blieb nicht bei dieser untergeordneten Bedeutung. Die Basler Mission war trotz verschiedener englischer und amerikanischer Missionen, die in Hongkong arbeiten, durch den Umstand, daß sie ihr festländisches Arbeitsgebiet unter dem Stamm der Hakka gefunden hatte, darauf hingewiesen, sich auch der auf der Insel befindlichen Hakkabevölkerung anzunehmen. Diese zählt etwa 30,000 Seelen, von denen zur Zeit etwa 250 zu den beiden Gemeinden der Basler Mission auf Hongkong gehören. Die Frucht der Arbeit darf aber hier nicht allein nach der Seelenzahl geschätzt werden. Hongkongs Bevölkerung ist zumeist keine ansässige und namentlich die Hakkachinesen wandern als Arbeiter und Geschäftsleute ab und zu. Die Missionsarbeit ist deswegen hier eine Saat auf Hoffnung. Diese wird denn auch unverdrossen ausgestreut. Nicht nur am Sonntag, sondern auch an mehreren Abenden der Woche wird in der Kapelle den Heiden das Wort Gottes verkündigt. Ein gleiches geschieht an mehreren Plätzen der Stadt und auf einem benachbarten Dorf. Ganze Scharen kommen, oft von Neugierde getrieben, herbei und hören bei dieser Gelegenheit das Evangelium. Viele erhalten da ihre ersten Eindrücke und nehmen dieselben als ein fruchtbares Samenkorn mit ins Innere Chinas oder hinaus in die Fremde, wo es zu seiner Zeit aufgeht und Frucht trägt. Auch der Auswanderer, es seien Christen oder Heiden, nehmen sich die Missionare mit Rat und That an und schon manches Dankopfer ist von solchen ausgewanderten Chinesen als Anerkennung für die empfangene Liebe in Gestalt einer Geldanweisung für die Mission eingelaufen. — Neben der Predigtthätigkeit bildet auch die Schule einen wichtigen Missionszweig. Die Chinesenmädchen, die auf unserm Bild unter den Fenstern und auf den Gallerien zu sehen sind, gehören der Anstalt an, die hinter der Kapelle steht. Diese Mädchenanstalt, die jetzt aufs Festland verlegt ist und nur noch als Tagschule fortbesteht, erhielt immer wegen ihrer Examenszeugnisse von der Regierung einen namhaften Beitrag. Auch die Tagschule erfreut sich eines starken

*) Vergl. Miss. Mag. 1875, das die Anfänge der Basler Mission in China in mehreren Artikeln behandelt.

Ferguson, einem farbigen Liberianer, geleitet. Ausländische Missionare scheinen nicht in der Arbeit zu stehen; wenigstens lassen die Berichte nicht darauf schließen. Möglicherweise arbeiten einige amerikanische Fräuleins an den Schulen. Der Schwerpunkt dieser Mission liegt noch immer am Kap Palmas, da sich in dessen Nähe das Gehilfenseminar befindet und von hier aus die Arbeit auf die Stämme des Inneren ausgedehnt wird, während man sich im mittleren und nordwestlichen Gebiet der Republik hauptsächlich mit den angesessenen Liberianern, dem von Amerika her eingewanderten Element, beschäftigt. Hier, am Kap Mount, befindet sich auch der Bischofssitz. Der letzte Jahresbericht des Bischofs, der in der Januarnummer des Spirit of Missions veröffentlicht ist, läßt erkennen, daß die Arbeit dieser Mission in den vier Provinzen des Freistaats eine ziemlich ausgedehnte ist und nicht nur mit allem Eifer, sondern auch mit Erfolg betrieben wird. Ueber den numerischen Stand der Gemeinden und Schulen werden leider keine Angaben gemacht. Die ältere Grebo-Station Hoffmann, die etwas östlich von Kap Palmas am Strand liegt, beginnt einen recht günstigen Einfluß auf ihre heidnische Umgebung auszuüben. So gelang es den dortigen Christen, die Heiden zu veranlassen, ihre alte eingewurzelte Sitte aufzugeben, wonach dieselben bei allen ihren Unternehmungen zuvor ihre Zauberer um Rat fragen und sich durch Beschwörung der Geister den Erfolg zu sichern meinen. Selbst bei der Anlegung von Reispflanzungen pflegten sie diesem Brauch zu folgen. Man scheute sich nicht, von weit und breit her die berühmtesten Geisterbeschwörer kommen zu lassen und sie durch reiche Geschenke zu ihren Zaubersprüchen und allerlei Hokuspokus zu veranlassen. Auf den Hinweis der Christen, daß sie sich diesem nutzlosen Gaukelspiel entziehen und ihr Vertrauen fortan allein auf den allmächtigen Gott setzen möchten, faßten die Heiden den Entschluß, dem Beispiel ihrer christlichen Volksgenossen zu folgen. Selbst bei einem späteren Krieg mit einem Nachbarstamm blieben sie ihrem Vorsatz treu und riefen sogar die Christen der Station zu Hilfe, als es sich um Vertreibung eines Zauberers handelte, der sich in ihrer Stadt einzunisten bemühte. Ebenso gingen sie auf die Vorstellungen der Christen hin auf die Sonntagsheiligung ein. — Auf dem nahen Mount Vaughan ist im letzten Jahr die Arbeit, die hier jahrelang ruhte, wieder aufgenommen worden. Es ist dies derselbe Platz, an dem die protestantisch-bischöfliche Mission am 1. März 1836 mit sieben heidnischen Kindern ihr Werk in Liberia begann. Längere Zeit hatte hier die höhere Schule, eine Art Seminar zur Ausbildung von Kolonisten zu Lehrern und Missionaren, ihren Sitz, bis sie nach dem westlich gelegenen Cavalla verlegt wurde. Hierauf blieb der Ort

zu sehr hohen Summen; natürlich stehen dieselben bei der Unsicherheit ihrer Einlösung sehr bedeutend unter dem wirklichen Wert. Strebsame und unternehmende Leute kaufen diese Noten meist zu einem lächerlich niedrigen Preise auf und erwerben damit von der Regierung große Strecken Landes, die aber nie von ihnen bebaut und darum auch nicht besteuert werden können. Auf diese Weise verschleudert der Staat seine Ländereien zu Spottpreisen, ohne daß sie ihm irgendwelche Einnahmsquellen gewährten. Bei der Unverläßlichkeit der Feldmesser ist die Abgrenzung nur zu oft eine ungenaue, und leidige Landstreitigkeiten und Prozesse können infolge dessen nicht ausbleiben, wodurch die Verwirrung und Unsicherheit in den Eigentums- und Rechtsverhältnissen nur noch vermehrt wird. Dazu kommt die Schwäche und Ohnmacht der Regierung, die bei allem guten Willen ihres Präsidenten Johnson den eingeborenen Stämmen gegenüber sich weder Ansehen zu verschaffen, noch die nötige Ordnung und Sicherheit aufrecht zu erhalten imstande ist. Ein Häuptling, der im letzten Jahr die liberianischen Niederlassungen beunruhigte, wurde zwar von den Regierungstruppen festgenommen und in Monrovia hinter Schloß und Riegel gesetzt; aber nun hat dafür einer seiner Söhne den Kampf aufgenommen und sucht mit Hilfe von Leuten aus dem Innern, die er durch die Aussicht auf Plünderung und Beute an sich gelockt hat, seinen Vater zu rächen, zieht sengend und brennend im Lande umher und macht es zugleich den Kolonisten und friedlichen Eingeborenen unmöglich, das Land zu bebauen oder die Ernte einzuheimsen. Die Leute sehen sich genötigt, ihre Heimstätten zu verlassen und in die Wälder zu flüchten. Die natürliche Folge davon ist allgemeiner Verfall, Verwilderung des angebauten Landes und unausbleibliche Hungersnot. Die Regierungstruppen aber richten so gut wie nichts gegen die Mordbrenner aus, da sich dieselben je nach Umständen zerstreuen und deshalb unerreichbar sind.

Es läßt sich denken, daß diese ungeordneten und unsicheren Verhältnisse auch der Mission in Liberia nicht eben günstig sind, besonders wo dieselbe unter den eingeborenen Stämmen des Inlandes thätig ist. Wir können leider nicht auf alle kirchlichen Richtungen, soweit dieselben außer der geistlichen Bedienung der liberianischen Christen auch unter den Eingeborenen Liberias arbeiten, Bezug nehmen, da uns von den dortigen Methodisten und Baptisten keine Berichte vorliegen.

Der Missionsthätigkeit unter den verschiedenen Negerstämmen der Küstenlinie wie des Inlands widmet sich besonders die amerikanische protestantisch-bischöfliche Missionsgesellschaft. Sie hat alle bedeutenderen Küstenplätze besetzt und wird von dem Bischof

Dem Schulwesen widmet die bischöfliche Mission alle Aufmerksamkeit, und sie läßt es nicht daran fehlen, auf allen ihren Stationen und Außenplätzen sich der Jugendbildung anzunehmen. Zu einer Blüte scheint es aber bei den eigentümlichen Verhältnissen Liberias, wo sich die beiden Volkselemente — der sogenannten civilisierten Kolonisten und der einheimischen ungesitteten Bevölkerung — in zu schroffem Gegensatz gegenüberstehen, nicht recht kommen zu wollen. Von seiten der Regierung ist bei ihrer kläglichen Finanzlage vollends nicht zu erwarten, daß sie etwas zur Hebung ihrer heidnischen Unterthanen in dieser Richtung thäte. Die Mission aber arbeitet fast ausschließlich mit farbigen Lehrern und Geistlichen, denen gerade auf dem Gebiete der Erziehung nicht immer das erforderliche pädagogische Geschick zu Gebote steht, vollends nicht unter Verhältnissen, die wie in Liberia noch der gesunden Grundlage entbehren. Denn wenn wir auch dem Neger keineswegs die Intelligenz absprechen und seine wertvollen Dienste in der Missionsarbeit unter den Volksgenossen nicht verkennen, so ist uns doch genugsam bekannt, wie sehr er in Beziehung auf das Schulwesen der leitenden Hand des Missionars bedarf, um als Erzieher seines Volks mit Erfolg zu arbeiten. Anzuerkennen ist, daß in neuerer Zeit in den meisten liberianischen Missionsschulen, soweit es die Verhältnisse erlauben, viel Gewicht auf die Einführung von Handarbeit und Ackerbau gelegt wird. Diese Bestrebungen, die Jugend zur Arbeit zu erziehen, thut Liberia besonders not und ist sicherlich zweckmäßiger, als die Schüler fast ausschließlich für die höheren Anstalten zu erziehen und sie später in Amerika in den Kollegs studieren zu lassen. Solche amerikanisierte Liberianer sind dann später für ihr Land und Volk von sehr zweifelhaftem Nutzen.

Auf der lutherischen Missionsstation Mühlenberg im Hinterland der Hauptstadt Monrovia, 12 Stunden aufwärts am St. Paulsfluß, arbeitet noch immer der amerikanische Missionar Day mit seiner Frau. Seine anschaulichen Berichte über das afrikanische Leben, die das Missionsblatt seiner Gesellschaft (Lutheran Missionary Journal) von ihm öfters bringt, gewähren ein ansprechendes Bild über das Volk, unter dem er wirkt, und die Art und Weise, wie er seit 1874 das Werk unter den Eingeborenen treibt. Er verbindet mit seiner Missionsthätigkeit den Ackerbau und sucht durch die Erträge desselben den Unterhalt seiner Station soweit als möglich zu bestreiten. Die Christen und besonders die Zöglinge seiner Schule siedelt er in der Nähe der Missionsniederlassung an, wo sie auf eigenem Grund und Boden, der ja in Liberia billig genug zu haben ist, das Land bebauen und im Zusammenhang mit der Mission als Gemeindeglieder

ein christliches Dasein führen. Die Leute werden dadurch an ein seßhaftes Leben gewöhnt, gewinnen ihre Scholle lieb und tragen mit zur wirtschaftlichen Hebung des Landes bei. Der Missionar bleibt nach wie vor ihr geistlicher Seelsorger, Berater und Vater. Ein farbenreiches Bild von der Station und der Thätigkeit von Miss. Day entwirft der Reisende Büttikofer, der seinerzeit einige Tage daselbst verweilte und in nachfolgendem seine Eindrücke von jener Missionsstätte wiedergiebt:*) „Es war ein wunderschöner Sonntagmorgen. Die ringsumher herrschende Ruhe, die Reinlichkeit auf den zwischen den Gebäuden der Mission liegenden Plätzen, die muntern krausköpfigen Negerkinder, die in ihren saubern, leichten Sonntagskleidern in kleinen Gruppen umherstanden, uns beim Herankommen freundlich guten Morgen wünschten und mit ihren schönen, großen Augen in den offenen Gesichtern uns verwundert anschauten — alles das schien dazu beizutragen, jenem Morgen einen feierlichen Charakter zu verleihen. In den tautriefenden Mango- und Melonenbäumen hörte man das fröhliche Gezwitscher von vielerlei Vogelstimmen und in den vor dem Wohnhause des Missionars stehenden drei Kokospalmen, deren lange Fiederblätter sich unter der Last der an ihnen befestigten beutelartigen Vogelnester niederbogen, begann mit dem ersten Sonnenstrahl das ohrenbetäubende Gezeter der darin gesellig lebenden Webervögel. Tief unten im Thal, aus dem das dumpfe Rauschen des St. Paul heraufdrang, wogte ein weites Nebelheer. Große Nebelmassen lösten sich allmählich ab, ballten sich zusammen und zerflossen endlich, an den mit Kaffee- und Limonenbäumen, Bananenbüschen und Strauchwerk bedeckten Abhängen höher und höher emporsteigend, in eine feine Dunstmasse, die im blauen Aether sich verlor. Inzwischen war unser freundlicher Gastherr zu uns herangetreten und führte uns in seinen hübschen Garten, wo allerlei einheimische und fremde Zierpflanzen unser Auge erfreuten..... Um neun Uhr begleiteten wir Herrn und Frau Day zum Gottesdienste in das mit einem Glockentürmchen versehene Schulhaus, das zugleich als Kirche diente. Ich war nicht wenig erstaunt, dort ganze Reihen vorschriftsmäßiger, zweisitziger Schulpulte zu finden, die Mr. Day aus Amerika erhalten hatte. Der Gottesdienst war eine Art Kinderlehre mit ordentlich eingerichtetem Kirchengesang, den der Missionar auf einem Harmonium begleitete. Das sämtliche Personal der Mission, sogar die alte Köchin, war dabei zugegen. Die ganze Versammlung befand sich in einer feierlich ernsten Stimmung, da Mr. Day es vortrefflich verstand, seinen Vortrag dem beschränkten Fassungsvermögen seiner schwarzen

*) Reisebilder aus Liberia. I. Band. S. 71 ff.

Zuhörerschaft anzupassen und seine Erörterungen durch greifbare Beispiele zu erläutern.

Nach dem Gottesdienste begann die Sonntagsschule. Die etwa 60 Schüler und Schülerinnen in einem Alter von 6—12 oder mehr Jahren waren in verschiedene Klassen eingeteilt, deren jede einem etwas älteren, mehr entwickelten Zöglinge unterstellt war, während Mr. und Mrs. Day persönlich die Oberaufsicht führten. Alle diese Kinder waren hinlänglich mit dem nötigen Schulmaterial versehen. Ueber das in der Woche Behandelte wurde eine Art von Repetition gehalten. Es war überhaupt eine Freude, wahrzunehmen, wie die Kinder ihre englischen Buchstabier- und Lesestücke*) zu entziffern suchten, mit ihren magern Händchen einen Buchstaben nach dem andern auf Schiefertafel und Papier malten oder sich in den Rechenkünsten der vier Species übten. Einzelne hatten es mit ihren Kenntnissen schon recht weit gebracht, und ihre großen Augen glänzten vor Freude, wenn man ihrem Eifer durch ein anerkennendes Wort Gerechtigkeit widerfahren ließ." — Ueber die Kulturarbeit von Missionar Day schreibt derselbe Reisende: „Seine ganze Station bietet das Bild eines glücklichen, in jeder Hinsicht wohlgeordneten Familienlebens, einer Musterwirtschaft, deren wohlthätiger, sittlicher Einfluß sich viel weiter als nur in der nächsten Umgebung fühlbar macht. Um seine Zöglinge — Kinder von Eingebornen, meist aus dem Stamme der Gola — nützlich zu beschäftigen, hat Miss. Day auf dem großen, ihm von der liberianischen Regierung abgetretenen Areal außer den Reis-, Maniok- und Batatenfeldern u. s. w., welche die Lebensmittel für den eigenen Bedarf der Mission liefern, eine Kaffeepflanzung angelegt, die nach und nach zu einer der schönsten im ganzen Lande herangewachsen ist. Durch eine umsichtige Leitung hat er es sogar soweit gebracht, daß der Ertrag der Pflanzungen nicht allein die Unterhaltungskosten der Station deckt, sondern es zugleich ermöglicht, ab und zu Reisen nach dem Innern zu unternehmen und weniger günstig situierte Schwestermissionen zu unterstützen.**) Jetzt, acht Jahre nach unserem ersten Besuche, hat Miss. Day ein so großes Arbeiterpersonal herangebildet, daß er, um es lohnend beschäftigen zu können, eine große Zuckerplantage angelegt und zum Zwecke einer rationellen Verarbeitung des Rohproduktes die nötigen Maschinen mit Dampfbetrieb(?) aus Amerika bezogen hat. Der Reingewinn wird

*) In den liberianischen Missionsschulen wird der Unterricht in der englischen Sprache erteilt. Doch hat die protest.-bischöfliche Mission auch eine kleine Litteratur in der Gedebosprache geschaffen.

**) Damit können nur Außenplätze dieser Mission gemeint sein.

ein christliches Dasein führen. Die Leute werden dadurch an ein seßhaftes Leben gewöhnt, gewinnen ihre Scholle lieb und tragen mit zur wirtschaftlichen Hebung des Landes bei. Der Missionar bleibt nach wie vor ihr geistlicher Seelsorger, Berater und Vater. Ein farbenreiches Bild von der Station und der Thätigkeit von Miss. Day entwirft der Reisende Büttikofer, der seinerzeit einige Tage daselbst verweilte und in nachfolgendem seine Eindrücke von jener Missionsstätte wiedergiebt:*) „Es war ein wunderschöner Sonntagmorgen. Die ringsumher herrschende Ruhe, die Reinlichkeit auf den zwischen den Gebäuden der Mission liegenden Plätzen, die muntern krausköpfigen Negerkinder, die in ihren saubern, leichten Sonntagskleidern in kleinen Gruppen umherstanden, uns beim Herankommen freundlich guten Morgen wünschten und mit ihren schönen, großen Augen in den offenen Gesichtern uns verwundert anschauten — alles das schien dazu beizutragen, jenem Morgen einen feierlichen Charakter zu verleihen. In den tautriefenden Mango- und Melonenbäumen hörte man das fröhliche Gezwitscher von vielerlei Vogelstimmen und in den vor dem Wohnhause des Missionars stehenden drei Kokospalmen, deren lange Fiederblätter sich unter der Last der an ihnen befestigten beutelartigen Vogelnester niederbogen, begann mit dem ersten Sonnenstrahl das ohrenbetäubende Gezeter der darin gesellig lebenden Webervögel. Tief unten im Thal, aus dem das dumpfe Rauschen des St. Paul heraufdrang, wogte ein weites Nebelheer. Große Nebelmassen lösten sich allmählich ab, ballten sich zusammen und zerflossen endlich, an den mit Kaffee- und Limonenbäumen, Bananenbüschen und Strauchwerk bedeckten Abhängen höher und höher emporsteigend, in eine feine Dunstmasse, die im blauen Aether sich verlor. Inzwischen war unser freundlicher Gastherr zu uns herangetreten und führte uns in seinen hübschen Garten, wo allerlei einheimische und fremde Zierpflanzen unser Auge erfreuten..... Um neun Uhr begleiteten wir Herrn und Frau Day zum Gottesdienste in das mit einem Glockentürmchen versehene Schulhaus, das zugleich als Kirche diente. Ich war nicht wenig erstaunt, dort ganze Reihen vorschriftsmäßiger, zweisitziger Schulpulte zu finden, die Mr. Day aus Amerika erhalten hatte. Der Gottesdienst war eine Art Kinderlehre mit ordentlich eingerichtetem Kirchengesang, den der Missionar auf einem Harmonium begleitete. Das sämtliche Personal der Mission, sogar die alte Köchin, war dabei zugegen. Die ganze Versammlung befand sich in einer feierlich ernsten Stimmung, da Mr. Day es vortrefflich verstand, seinen Vortrag dem beschränkten Fassungsvermögen seiner schwarzen

*) Reisebilder aus Liberia. I. Band. S. 71 ff.

Während Liberia bei seinen halb civilisierten, halb negerhaften Zuständen recht vieler und besonders tüchtiger Missionsarbeiter bedürfte, beklagt es Miss. Day tief, wie in neuerer Zeit nicht wenige Missionsleute nach Liberia kämen, von denen zwar die meisten recht fromme und eifrige Christen, aber im übrigen religiöse Schwärmer mit ungesunden und unreifen Missionsideen seien. „Sie haben den Kopf voll von den absonderlichsten Ansichten und Plänen hinsichtlich der Bekehrung der Heiden und leiden dabei an einer gewissen Ueberspanntheit und Ueberschwenglichkeit. Vor allem meinen sie, die alten erfahrenen Missionare bekehren zu müssen und halten jeden, der ihren Ansichten nicht unbedingt zustimmt, für einen Ungläubigen." „Da kommt z. B. eines Tages," erzählt Day, „ein solcher eben angelangter Missionar zu mir und sagt: „Lieber Br. Day, Sie sollten doch die Heiden hier vor allem merken lassen, daß Sie sich Ihrer Religion freuen; Sie sollten darob ein Jubelgeschrei anstimmen (shout). Machen Sie denn auch Ihrem religiösen Gefühl gehörig Luft?" „Nein!" antwortete ich mit Nachdruck. „Dann ist es des Herrn Wille, daß ich Sie dazu aufrüttle und das ist auch vielleicht der Grund, wozu er mich gerade hieher gesandt hat." Ich erwiderte ihm darauf: „Dazu muß der Herr ein geeigneteres Material als Sie sind, hieherschicken; Sie aber werden besser thun, einige Meilen weiter zu gehen und dort einige der alten Stockheiden, die es so nötig haben, aufzurütteln." Viele dieser Leute, denen es nicht an gutem Willen und am Eifer für die Sache des Herrn fehlt, greifen es ganz am verkehrten Ende an und denken, daß schon jedes Zeugnis für ihren Herrn, welcher Art es auch sei, genüge, um Seelen für das Reich Gottes zu gewinnen. Alle bisherigen Methoden meinen sie auf den Kopf stellen zu müssen und Afrikas Bekehrung nach ihren Ideen ins Werk zu setzen. Bei dem ersten Fieberanfall aber werden manche ganz anderer Meinung, kehren dem Lande den Rücken und glauben, einem Rufe auf ein anderes Arbeitsfeld folgen zu müssen. Einzelne halten sogar dafür, bei dem richtigen Maß von Glauben das afrikanische Fieber gar nicht zu bekommen und denken, der natürliche Lauf der Dinge müsse in diesem Falle stille stehen. Andere betreten mit so unklaren Ideen das Arbeitsfeld, daß sie selbst kaum wissen, was ihr Zweck und Ziel ist. Eine Missionarin gab als solches an, sie sei gekommen, um dem „Niggertum" ein Ende zu machen. Nicht lange darauf verließ dieselbe Dame eine Gebetsversammlung, weil der Leiter derselben einige eingeborene Christen vor ihr zum Gebet aufforderte, ehe die Reihe an sie kam. Sie fühlte sich dadurch zurückgesetzt und konnte es nicht ertragen, den sogenannten Niggers nachzustehen.

nach Verhältnis der Leistungen unter die Arbeiter verteilt. Bis weit ins Innere hinein ist Mr. Day wohlbekannt, und die Eingeborenen nennen ihn mit einer gewissen Ehrfurcht, da er es verstanden hat, ihnen sowohl durch energisches Auftreten und strenge Rechtlichkeit zu imponieren, als durch herzgewinnende Freundlichkeit ihr Vertrauen zu erwerben. Ueberdies trägt seine Stellung als Missionar sehr viel dazu bei, selbst den heidnischen Eingeborenen Respekt einzuflößen. Man betrachtet ihn eben als Diener eines Gottes, den man für mächtiger hält, als die Götter der Fetischpriester, und als solcher genießt er die Achtung der Eingeborenen in hohem Grade, wie sie denn auch in ihrem verdorbenen Englisch zu sagen pflegen: for him be God-man (wörtlich: denn er sein Mann Gottes)."

So steht denn noch heute Day auf seinem Posten und wirkt in der oben angedeuteten Weise. Seine Missionsmethode, die es außer der Christianisierung der Eingeborenen zugleich auf die wirtschaftliche Hebung des Volkes und Landes abgesehen hat, ist gewiß anzuerkennen: aber seine Einzelstellung, die er einnimmt, der ganze wirtschaftliche Betrieb, dem er als Missionar lebt und in dem er vielleicht mehr Zeit und Kraft opfern muß, als sich mit seiner Aufgabe als Missionar verträgt und worunter sicherlich die direkte Missionsarbeit leiden muß, läßt uns doch bezweifeln, ob damit eine Mission ihre Aufgabe, die sie einem heidnischen Volke gegenüber hat, in der rechten Weise und vollständig erfülle. Sicherlich ist auch die christliche Mission dazu berufen, die wirtschaftlichen Verhältnisse eines Volkes durch Einführung und Verbesserung des Ackerbaues zu heben und die Erziehung zur Arbeit anzustreben, aber hiefür bedarf es, soll das eine vor dem andern nicht zurücktreten, weiterer Kräfte, die sich durch Verteilung der Aufgaben jedem Zweig der Missionsarbeit mit ungeteilter Hingebung widmen können. Es ist uns aber nicht bekannt, daß Mühlenberg außer Miss. Day noch weitere Missionsarbeiter beschäftige. Es scheint auch bis jetzt von dieser Mission kaum die Heranbildung von eingeborenen Predigt- und Schulgehilfen ins Auge gefaßt worden zu sein, sodaß sich eine Ausdehnung der Mission nach außen hin schwerlich erwarten läßt. Eine einzelne christliche Kulturstätte in einem heidnischen Lande, die noch dazu in Schule und Kirche die Landessprache beiseite setzt und das von Amerika eingeführte liberianische Englisch kultiviert, kann unmöglich einen durchgehenden Einfluß auf das ganze Volksleben ausüben. Immerhin ist es eine erfreuliche Thatsache, daß die Mühlenberg-Mission nach dem Bericht von Miss. Day heutzutage wenigstens für die ungefähr 1500 Seelen zählende Bevölkerung der Umgebung das ist, was die Federkraft für das Gangwerk einer Uhr bedeutet.

b) Neuestes und Vermischtes.

Todesfälle. Am 9. März starb in der Niederlößnitz bei Dresden der ehemalige Missionar und Senior der Leipziger evangelisch-lutherischen Mission Heinrich Cordes im 79. Lebensjahre. Er war der erste der von der Leipziger Mission nach Indien abgeordneten Missionare. Am 27. Dezember 1840 landete er daselbst. Bis zum Jahre 1872 im aktiven Missionsdienst stehend, dann am Missionshaus zu Leipzig als praktischer Lehrer und Herausgeber des Leipziger Missionsblattes thätig, seit mehreren Jahren in wohlverdientem Ruhestande lebend, hat Cordes die ganze, mehr denn fünfzigjährige Arbeit der Leipziger Mission in Indien mit durchlebt und durfte Zeuge sein, wie diese Mission im Laufe dieses Zeitraums nach außen und innen sich entwickelt hat. Als Cordes nach Indien kam, um die Arbeit der alten dänisch-hallischen Mission unter den Tamulen wieder aufzunehmen, waren damals etwa 1400 lutherische Tamulenchristen auf einer Hauptstation (Trankebar) und drei zugehörigen Ortschaften vorhanden. Hier waren in 12 Schulen (Klassen) drei Lehrer zum Unterricht von etwa 400 Schülern thätig. Die Jahreseinnahme der Leipziger Mission betrug damals nur 18,063 Mark. — Fünfzig Jahre später, am Schlusse des Jahres 1890 zählte die Leipziger Mission 27 Missionare, die auf 27 Hauptstationen mit 613 zugehörigen Ortschaften unter 14,084 lutherischen Tamulenchristen thätig waren, unterstützt von 17 eingeborenen ordinierten Landpredigern und 197 sonstigen Gehilfen im Kirchen- und Gemeindedienst. An 183 Schulen (Klassen) werden 4753 Schüler von 311 eingeborenen Lehrern unterrichtet. Die Jahreseinnahme betrug 1890: 324,363 Mark. Das Werk der Mission, dem er von seinen ersten Anfängen an gedient, hat er so immer mehr wachsen sehen dürfen. (Chronik der christl. Welt.)

Der englisch-kirchlichen Mission hat der Telegraph in letzter Zeit auch wieder den Heimgang zweier ihrer Arbeiter in Afrika gemeldet. Am 5. März starb der seit Anfang 1890 in der Sudanmission am oberen Niger thätige Wilmot Brooke, der erst kürzlich zur Erholung in England weilte und kaum erst von da an den Niger zurückgekehrt war. Dadurch ist der hoffnungsvolle Posten in Lokodscha wieder ganz von europäischen Missionaren entblößt.

Ebenfalls im März (wahrscheinlich am 8. d. M.) starb am Fieber in Saadani der junge Missionar Redman. Er zog erst im letzten November mit Bischof Tucker nach Ostafrika aus und landete dort am 22. Dezember. Vom Bischof für die Station Mamboia bestimmt, ist er auf der Reise dorthin noch an der Küste gestorben. Zwei seiner Brüder und eine Schwester stehen auf dem indischen Arbeitsfelde.

Ein ſehr ſchwerer Verluſt für die ſchottiſche presbyterianiſche Miſſion in Alt-Kalabar iſt der Heimgang ihres begabten und eifrigen Miſſionars A. M. Porteous, der am oberen Croßfluß auf der entlegenen Station Ikotana arbeitete und am 26. Januar dem Gallenfieber erlag. Porteous ſtand bereits mehrere Jahre im geiſtlichen Amt, als er ſich im Jahr 1889 der presbyterianiſchen Miſſion für Alt-Kalabar anbot und ſeine hervorragenden Gaben in den Dienſt derſelben ſtellte. Er iſt nicht ganz 35 Jahre alt geworden.

Statiſtik: Nach dem letzten (1891) von der Regierung ausgegebenen Cenſus beträgt die Bevölkerung Indiens 288 Millionen. Das ergiebt einen Zuwachs von 35 Mill. während des letzten Jahrzehnts, wobei allerdings in Betracht zu ziehen iſt, daß ſeitdem bedeutende Gebiete Birmas von England annektiert worden ſind und nun mitzählen. Nach ihren Religionen verhalten ſich die Bevölkerungsziffern folgendermaßen: Hindu 207,654,407; Mohammedaner 57,365,204; Chriſten 2,284,191; Dſchains (eine buddhiſtiſche Sekte) 1,416,109; Sikhs (eine mohammedaniſche Sekte) 1,907,836; Buddhiſten 7,101,057; Parſen 89,887; Juden 17,180; Tieranbeter (Bergſtämme) 9,302,083; Atheiſten u. ſ. w. 289; Brahmos 3,401; unbeſtimmbar 500,000. Die Zahl der Hindu hat ſeit 1881 um faſt 10 Mill., die der Mohammedaner um 7 Mill. zugenommen. Die Zunahme der Chriſten beträgt über 300,000. (Bombay Guardian.)

Die ungewöhnlich raſche Erſchließung Japans für die abendländiſche Kultur hat manche glauben laſſen, daß das ganze Inſelreich bis zum Ende dieſes Jahrhunderts das Chriſtentum werde angenommen haben. Dieſe Hoffnungen dürften ſich kaum erfüllen; denn nach den neueren Schätzungen hat Japan eine Bevölkerung von etwa 40 Millionen, wovon nur 40,000 Japaner der chriſtlichen Religion angehören. Das numeriſche Verhältnis des Heidentums zum Chriſtentum iſt trotz der ſtarken Verbreitung des letzteren doch noch immer ein ſolches, daß auf je zwei Chriſten fünf heidniſche Tempel kommen und auf je einen chriſtlichen Bekenner fünf Buddhiſtenprieſter. Immerhin beſteht in Japan eine große Rührigkeit — auch von ſeiten der eingeborenen Chriſten — das Chriſtentum unter der heidniſchen Bevölkerung auszubreiten. Auch ſind die Ausſichten gegenwärtig weit günſtiger, als ſie vor einem Jahr oder zwei zu ſein ſchienen. Nicht nur iſt die Haltung der Japaner gegenüber den Fremden eine ungleich freundlichere, ſondern es bricht ſich auch unter den eingeborenen Kirchengemeinſchaften mehr und mehr die Erkenntnis Bahn, daß ſie doch noch vorderhand des Rats und des Beiſtandes der ausländiſchen Miſſionare bedürfen. (Free Church of scotl. Monthly u. The Miss. Herald.)

Wie der Fremdenhaß in China systematisch geschürt wird und dabei besonders gegen das Christentum gerichtet ist, davon zeugt eine Reihe von Plakaten und Flugschriften, die von der den Fremden feindlichen Partei in der Provinz Honan herausgegeben und verbreitet werden. Text und Bilder sind zum Teil derart, daß sie wegen ihres schmutzigen und gotteslästerlichen Inhalts nicht wiedergegeben werden können. Selbst chinesische Beamte geben zu, daß dieselben wesentlich dazu beigetragen haben, die feindselige Stimmung gegen die Fremden und besonders gegen die Christen zu erregen und die letztjährigen Unruhen hervorzurufen. Diese Publikationen werden von der Provinzialhauptstadt und andern Orten aus nach allen Richtungen hin verschickt und unter dem Volke verbreitet. Ueberall werden sie aufgelegt und selbst neben den kaiserlichen Bekanntmachungen öffentlich angeschlagen. Tausende von Exemplaren werden in den Examenshallen unter den Studierenden verteilt und bereitwilligst geglaubt. Neuerdings sind diese lügnerischen Machwerke, soweit sich dieselben wiedergeben lassen, übersetzt und die im Farbendruck erschienenen Bilder reproduziert worden, damit die verschiedenen Missionen und auswärtigen Konsulate daraus ersehen, mit welchen Mächten sie es zu thun haben. (The Miss. Herald.)

Ein socialdemokratisches Experiment in Ost-Afrika. — Der „Times"-Korrespondent in Wien berichtet von einem sonderbaren Plane, welcher, durch einen Roman angeregt, nunmehr zur Ausführung gebracht werden soll. Es handelt sich um die Gründung eines neuen Musterstaates, in welchem jedermann völlige Freiheit genießen soll. Aller Besitz soll gemeinsam sein, und jeder einzelne Unterthan soll nur die Frucht seiner eigenen Arbeit genießen. Es soll da kein Geld und keine Gewerbe geben. Dieses neue Reich soll im Gebiete von Englisch Ost-Afrika, in der Nähe des Berges Kenia, gegründet werden, welchen man mittels des Tana-Flusses per Dampfschiff erreichen kann. Es heißt, 28 Gesellschaften mit 1000 Mitgliedern hätten sich schon gebildet, um diesen Plan ins Werk zu setzen. Die Mitglieder, meistens Deutsche, hätten schon an 40,000 Mark zusammengebracht, wünschten aber sehr, daß auch England sich daran beteiligen und die Führung der Sache übernehmen möchte. Man sollte fast wünschen, daß dieser sonderbare Plan zur Ausführung käme, damit auch durch dieses Mittel die Unausführbarkeit der socialdemokratischen Ideen erwiesen würde. (Barmer Miss.Bl.)

Wie der Fremdenhaß in China systematisch geschürt wird und dabei besonders gegen das Christentum gerichtet ist, davon zeugt eine Reihe von Plakaten und Flugschriften, die von der den Fremden feindlichen Partei in der Provinz Honan herausgegeben und verbreitet werden. Text und Bilder sind zum Teil derart, daß sie wegen ihres schmutzigen und gotteslästerlichen Inhalts nicht wiedergegeben werden können. Selbst chinesische Beamte geben zu, daß dieselben wesentlich dazu beigetragen haben, die feindselige Stimmung gegen die Fremden und besonders gegen die Christen zu erregen und die letztjährigen Unruhen hervorzurufen. Diese Publikationen werden von der Provinzialhauptstadt und andern Orten aus nach allen Richtungen hin verschickt und unter dem Volke verbreitet. Ueberall werden sie aufgelegt und selbst neben den kaiserlichen Bekanntmachungen öffentlich angeschlagen. Tausende von Exemplaren werden in den Examenshallen unter den Studierenden verteilt und bereitwilligst geglaubt. Neuerdings sind diese lügnerischen Machwerke, soweit sich dieselben wiedergeben lassen, übersetzt und die im Farbendruck erschienenen Bilder reproduziert worden, damit die verschiedenen Missionen und auswärtigen Konsulate daraus ersehen, mit welchen Mächten sie es zu thun haben. (The Miss. Herald.)

Ein socialdemokratisches Experiment in Ost-Afrika. — Der „Times"-Korrespondent in Wien berichtet von einem sonderbaren Plane, welcher, durch einen Roman angeregt, nunmehr zur Ausführung gebracht werden soll. Es handelt sich um die Gründung eines neuen Musterstaates, in welchem jedermann völlige Freiheit genießen soll. Aller Besitz soll gemeinsam sein, und jeder einzelne Unterthan soll nur die Frucht seiner eigenen Arbeit genießen. Es soll da kein Geld und keine Gewerbe geben. Dieses neue Reich soll im Gebiete von Englisch Ost-Afrika, in der Nähe des Berges Kenia, gegründet werden, welchen man mittels des Tana-Flusses per Dampfschiff erreichen kann. Es heißt, 28 Gesellschaften mit 1000 Mitgliedern hätten sich schon gebildet, um diesen Plan ins Werk zu setzen. Die Mitglieder, meistens Deutsche, hätten schon an 40,000 Mark zusammengebracht, wünschten aber sehr, daß auch England sich daran beteiligen und die Führung der Sache übernehmen möchte. Man sollte fast wünschen, daß dieser sonderbare Plan zur Ausführung käme, damit auch durch dieses Mittel die Unausführbarkeit der socialdemokratischen Ideen erwiesen würde. (Barmer Miss.Bl.)

Ein Besuch bei der Universitäten-Mission in Sansibar.

Von J. Richter, Pfr. in Rheinsberg.

Sansibar war bis vor kurzem unbestritten die Hauptstadt der Ostküste Afrikas; hier residierte der bei weitem einflußreichste Fürst vom Kap Guardafui bis nach Natal herunter, dessen politischer Einfluß sich bis zu den großen Seen Central-Afrikas erstreckte. Hier war der Mittelpunkt des in seiner Art großartigen Karawanenhandels, der mit einem Netzwerk von Karawanenstraßen und Handelsniederlassungen ganz Ostafrika vom Sudan bis zum Sambesi umspannte. Und vor allem war hier der Mittelpunkt einer allen Afrikanern unendlich überlegenen Kultur, von deren Moscheen und Palästen, Bazaren und Schiffen weit im Innern wie von märchenhaften Wundern gesprochen wurde. Sansibar war das Herz Ostafrikas. Von hier gingen alle höheren Ideen, auch alle religiösen Impulse in das Innere aus; hierher kehrten, reichbeladen mit den Schätzen des Innern, die Karawanen zurück. Schande über die Araber, daß sie ihre dominierende Stellung in Sansibar fast ausschließlich dazu ausgebeutet haben, um im Dienst ihrer Gewinnsucht und Sinnenlust über ganz Ostafrika das entsetzliche Uebel des Sklavenhandels auszubreiten! Man braucht sich nur die Bedeutung Sansibars recht zu vergegenwärtigen, um zu verstehen, von welcher Bedeutung es für ganz Ostafrika sein mußte, wenn in dieser Stadt das Christentum würdig vertreten war, wenn hier eine Missionsstation im großen Stil begründet wurde. Die Universitäten-Mission wurde teils durch eigentümliche, providentielle Fügungen, teils durch die umsichtige und energische Oberleitung ihres 1882 verstorbenen Bischofs Dr. Steere in die glückliche, aber auch verantwortungsvolle Lage versetzt, der Repräsentant des evangelischen Christentums in der Hauptstadt Ostafrikas zu werden.

Wenn wir den Leser zu einem Besuch dieser Mission in der

Stadt Sansibar auffordern, so müssen wir zwei Bemerkungen zum Verständnis des Folgenden vorausschicken. Der Islam ist bekanntlich einer der gefährlichsten Feinde des Christentums. Im allgemeinen ist die Mission unter den Mohammedanern bis in die neueste Zeit fast erfolglos gewesen, und auch Sansibar macht von dieser Regel keine Ausnahme. Der Fanatismus ist in Sansibar eher größer als anderswo. Der Uebertritt zum Christentum seitens irgend eines Mohammedaners, gleichgültig ob vornehm oder gering, würde fast mit Sicherheit den Tod des Konvertiten zur Folge haben. Die fanatischen Anhänger Mohammeds würden glauben, mit der Beseitigung desselben Allah einen Dienst zu erweisen. Ein mohammedanischer Sprachlehrer, mit dem Bischof Steere viel zu thun gehabt hatte, wagte es eines Morgens, von der Wahrheit des Evangeliums ergriffen, mit den andern Christen in der Kirche entblößten Hauptes niederzuknieen und zu beten. Das genügte, um ihn noch an demselben Tage in das Gefängnis zu werfen. Er schmachtete darin bis zum Tode, weil er sich nicht dazu verstehen wollte, seine christliche Ueberzeugung zu verleugnen. Bei einem so erbitterten und rücksichtslosen Widerstand ist es nicht zu verwundern, daß die Erfolge der Missionsarbeit unter den Mohammedanern zunächst noch verschwindend gering sind. Die Arbeit der Universitäten-Mission ist nur zum kleinsten Teil auf sie gerichtet. Ihre Hauptaufgabe gilt den befreiten Sklaven in und um Sansibar.

Und dann möchte ich den freundlichen Leser bitten, nicht zu bescheidene Vorstellungen von einer afrikanischen Missionsstation zu hegen; es dürfte ihm sonst die Wanderung, die ihm bevorsteht, zu lang werden. Bei uns zu Lande genügt ja zur geistlichen Versorgung eines Christenhäufleins eine Kirche, ein Pfarrhaus, und wenn es hoch kommt, ein Konfirmandensaal. In der Heidenwelt sind vielfach die Verhältnisse verwickelter, die Erfordernisse mannigfaltiger und dem entsprechend die Arbeitszweige reicher und vielseitiger.

Und nun teilen wir unsern Besuch in drei Abschnitte. Zuerst lenken wir unsere Schritte nach dem mitten in der Stadt Sansibar gelegenen Mkunazini, dann geht es hinaus vor das südliche Thor der Stadt nach Kiungani; und von dort lassen wir uns nach dem eine Meile weiter südlich gelegenen Mbweni rudern.

I.

Also nach Mkunazini! Die Wanderung durch die engen, schmutzigen Straßen Sansibars schenken wir uns. Sansibar hat ein so echt orientalisches Gepräge, daß, als vor ein paar Jahren der Sultan zum Jahresfest der Mission in einem mit zwei feurigen Rossen bespannten Wagen fahren wollte, er in den engen, winkligen Straßen regelrecht festfuhr und nur mit Mühe seinen Wagen wieder auf die eine von den beiden fahrbaren Straßen zurückbringen konnte. Unsere Wanderung endet auf einem freundlichen, baumbeschatteten Platze. Welch prächtiges Gebäude steht vor uns! Wir erkennen es auf den ersten Blick als eine christliche Kirche. Es ist unstreitig das schönste Haus in Sansibar. Der Palast des Sultans nimmt sich von außen dagegen aus wie eine Scheune. Das ist die Christuskirche. Sie ist in einem Gemisch von gotischem und maurischem Stil nach den Plänen Bischof Steeres und zum großen Teil unter seiner bis ins einzelnste gehenden Aufsicht gebaut. Man sagt scherzweise, es sei kein Stein an ihr ohne die spezielle Direktive des Bischofs gelegt. Das Werk macht seinem Meister Ehre. Es ist eine schöne Kirche, die sich in jeder Stadt der Christenheit mit Ehren sehen lassen könnte. Und wieviel pietätvoller schauen wir noch auf dies Gotteshaus, wenn wir hören, daß es auf derselben Stelle gebaut ist, wo bis vor 20 Jahren der berüchtigte Sklavenhandel von Sansibar, damals der größte Sklavenmarkt der Welt, abgehalten wurde. Dieselbe Stätte, welche bis dahin jahraus jahrein unsägliche Greuel gesehen, hallt nun wieder von frohem Orgelton und Chorgesang und der Predigt des Evangeliums.

Aber wo ist die Gemeinde für diese große und schöne Kirche? Wir gehen über den Kirchplatz herüber und stoßen am Südende desselben auf ein sehr stattliches, dreistöckiges Haus. Das ist das eigentliche sogenannte Mkunazini, die Geburtsstätte der jetzigen Universitäten-Mission. Fräulein Mills empfängt uns an der Thür, um uns in ihrem Reich herumzuführen. Sie führt uns zuerst zu ihren besonderen Pfleglingen, einer muntern Kinderschar von 50 schwarzen Knaben, alle einfach, aber sauber in lange weiße Hemden gekleidet. Die meisten dieser Kinder sind unter 10 Jahre alt, manche mögen erst zwei oder drei Jahr zählen. Ja, es ist nichts

Unerhörtes, daß Kinder unter einem Jahr der Obhut Frl. Mills anvertraut werden. Und woher kommen diese Kinder? Es sind ausnahmslos befreite Sklaven; manche haben schon schreckliches Elend hinter sich. Als sie in dies Haus eintraten, waren sie dem Tode näher, als dem Leben; noch Jahre lang werden sie infolge der ausgestandenen Strapazen von schweren Krankheiten, besonders von Geschwüren heimgesucht. Aber unter der liebevollen Pflege ihrer Wärterinnen entfalten sie sich wie die Blumen im Sonnenschein. Diese kleinen Burschen bilden den Kirchenchor; sie haben musikalisches Gehör und lernen schnell die Hymnen und Responsorien singen. Jeden Morgen halb 6 Uhr und Abend um 6 Uhr, wenn die Glocken vom Kirchturm läuten, ziehen sie in langer Reihe je zwei und zwei zur Kirche, ihre Gesangbücher ehrbar unter dem Arm, über denselben Platz, wo sie ohne die Dazwischenkunft der Mission erbarmungslos zu lebenslänglicher Sklaverei verkauft worden wären! Frl. Mills ist für diese Schar beides, Hausmutter und Lehrerin, und für ihre Hilfe in der Schule hat sie sich fünf der begabtesten Kinder herangezogen, welche manchmal, wenn sie verhindert ist, tagelang die Schule allein zu halten haben. — Wir halten uns in den Wohnungen der Missionare, den Packräumen ꝛc., die in diesem großen Gebäude untergebracht sind, nicht länger auf, sondern folgen unserer Führerin über eine hölzerne Brücke in ein anstoßendes kleineres Haus. Das ist das Heim für die kleinen Mädchen; es sind ihrer nicht so viele als der Knaben; gewöhnlich sind nur etwa 15 in der Obhut der Mission. Es lohnt deshalb nicht, für sie allein Schule zu halten. Man hat ihre Schule auch den mohammedanischen Kindern der anstoßenden Stadtviertel eröffnet; und so wird doch diese Missionsschule wenigstens von 40 Kindern besucht. Vielleicht fällt dabei doch in manches mohammedanischen Kindes Herz ein Samenkorn des göttlichen Wortes. Sichtbare Früchte durch Bekehrungen hat diese Schule noch nicht getragen; es ist Saat auf Hoffnung. — Indem wir weiter wandern, kommen wir an die Baugerüste eines noch unvollendeten großen Gebäudes. Das soll das Hospital werden. So lange die deutsch-ostafrikanische Missionsgesellschaft ihr Krankenhaus in Sansibar hatte, war ja für die europäischen und etliche einheimischen Kranken gesorgt. Seitdem aber Sansibar unter englisches Protektorat gekommen und infolge davon die deutsche Mission sich

nach Dar es Salaam an der deutschen Küste hinüberzog, konnte sich die Universitäten-Mission ihrer Verpflichtung, auch für die sehr vielen Kranken in der Stadt zu sorgen, nicht länger entziehen. Am 12. Mai 1891 wurde der Grundstein für das englische Krankenhaus gelegt. Es soll noch in diesem Jahre vollendet werden. Die Universitäten-Mission hatte sich auch früher schon, wenn auch in beschränktem Maße, der Kranken angenommen. Sie besaß in Mkunazini eine große Apotheke, in welcher regelmäßig vormittags einige Stunden Poliklinik gehalten wurde; die zeitweilig in Sansibar stationierten Aerzte helfen bei diesem Dienst. Konnte so auch Schwerkranken nur in seltenen Fällen geeignete ärztliche Pflege zu teil werden, so erhielten doch Hunderte ärztlichen Rat und Medizin unentgeltlich; und dieser geräuschlose Dienst der Barmherzigkeit hat nicht zum wenigsten dazu beigetragen, der Mission in der fanatisch mohammedanischen Stadt Boden zu verschaffen. — Gerade dem Hospital gegenüber liegt ein weiteres, zwar bescheideneres, aber doch auch interessantes Haus, das Gesellenheim. Hatten wir vorher im Mkunazini-Haus die ganz kleinen Pfleglinge der Mission besucht, so müssen wir nun denen unsre Aufmerksamkeit zuwenden, welche der Schule entwachsen sind. Da haben wir zunächst die Jünglinge, welche sich praktischen Berufszweigen gewidmet haben. Sie sind bei Meistern in der Stadt in der Lehre. Aber die sind mohammedanisch, das Leben in der Stadt ist versuchungsreich, und diese Jünglinge haben niemand, der sich ihrer annehmen könnte. Da muß die Mission auch über die Schuljahre hinaus schützend ihre Fittiche über sie breiten. Deshalb ist für sie dieses Gesellenheim gebaut; da wohnen und schlafen sie; da haben sie christliche Anregung, und da bringen sie vor allem ihre Sonntage zu. Aber da die Mission in Sansibar bereits fast 30 Jahre arbeitet, hat sie auch noch ältere Pfleglinge. Soll sie dieselben in der großen mohammedanischen Stadt sich selbst überlassen, wo der Einfluß des Islam fast übermächtig ist und Trunksucht und Sinnenlust in abscheulichem Maße herrschen? Schon Bischof Steere machte den Anfang, und sein Nachfolger hat damit fortgefahren, um den Kirchplatz herum Grund und Boden anzukaufen, auf demselben einfache Häuser zu errichten und dieselben gegen ein Billiges an eingeborene Christenfamilien zu vermieten. Die Mission besitzt jetzt etwa 20 solche Häuschen, und

in denselben ist ein Christenhäuflein von etwas über 100 Seelen um die christliche Kirche versammelt. Es geschieht alles, um diesen oft noch schwachen oder schwankenden Christen zum Wachstum ihres geistlichen Lebens behülflich zu sein. Es besteht für sie eine Sparkasse mit günstigen Bedingungen, um sie vor unnützen Ausgaben zu behüten; sie haben einen wöchentlichen Missionsnähverein, einen Enthaltsamkeitsverein u. s. w. Ein Geistlicher, der zugleich die Superintendentur des ganzen Werkes in Mkunazini hat, widmet sich ihrer besonderen Seelsorge.

Nun haben wir unsere Wanderung durch diesen Teil des Missionswerkes vollendet. Nicht wahr, auch für sich schon ein stattliches Werk, und doch ist es nur ein Teil der Missionsarbeit in Sansibar.

II.

Wir gehen durch die engen winkligen Straßen der Stadt zum südlichen Stadtthor hinaus. Dort stoßen wir fast unmittelbar vor den Thoren auf das zweite Gehöft der Universitäten-Mission, Kiungani. Wir treten ein, lassen die Stallgebäude und Nebenräume zur Seite liegen und gehen geradeswegs durch den Garten auf das stattliche, dreistöckige Hauptgebäude zu. Es hat eine schöne Lage; der Garten geht bis zum Meeresufer hinab, sodaß von den Fenstern des Hauses der Blick über das Grün des Bambus und der Palmen auf das Wasser hinausschweift. Kiungani ist nicht ein so mannigfaltiger und vielseitiger Missionsorganismus wie Mkunazini; aber dafür ist es der Schwerpunkt und das Centrum der Missionsarbeit. Wir müssen deshalb hier ein wenig verweilen und vertrauen uns der Leitung des Superintendenten von Kiungani, Archidiakon Jones Bateman an. Wir gehen an den Wohnzimmern des Bischof Smythies vorüber: Kiungani ist das Hauptquartier der Universitäten-Mission, seitdem Bischof Smythies hier seine Residenz aufgeschlagen hat. Aber der Bischof ist nur verhältnismäßig selten zu Haus; den größten Teil des Jahres bringt er auf ausgedehnten Visitationsreisen durch die festländischen Stationen seiner Mission zu. Ueberraschend ist ein Blick in die Kapelle des Hauses; welch eine Pracht und Glanz in diesem Andachtsraume für die verhältnismäßig kleine Hausgemeinde! Der Fußboden Marmor, der ganze Altar weißer Marmor, geschnitzte Chorstühle,

nach Dar es Salaam an der deutschen Küste hinüberzog, konnte sich die Universitäten-Mission ihrer Verpflichtung, auch für die sehr vielen Kranken in der Stadt zu sorgen, nicht länger entziehen. Am 12. Mai 1891 wurde der Grundstein für das englische Krankenhaus gelegt. Es soll noch in diesem Jahre vollendet werden. Die Universitäten-Mission hatte sich auch früher schon, wenn auch in beschränktem Maße, der Kranken angenommen. Sie besaß in Mkunazini eine große Apotheke, in welcher regelmäßig vormittags einige Stunden Poliklinik gehalten wurde; die zeitweilig in Sansibar stationierten Aerzte helfen bei diesem Dienst. Konnte so auch Schwerkranken nur in seltenen Fällen geeignete ärztliche Pflege zu teil werden, so erhielten doch Hunderte ärztlichen Rat und Medizin unentgeltlich; und dieser geräuschlose Dienst der Barmherzigkeit hat nicht zum wenigsten dazu beigetragen, der Mission in der fanatisch mohammedanischen Stadt Boden zu verschaffen. — Gerade dem Hospital gegenüber liegt ein weiteres, zwar bescheideneres, aber doch auch interessantes Haus, das Gesellenheim. Hatten wir vorher im Mkunazini-Haus die ganz kleinen Pfleglinge der Mission besucht, so müssen wir nun denen unsre Aufmerksamkeit zuwenden, welche der Schule entwachsen sind. Da haben wir zunächst die Jünglinge, welche sich praktischen Berufszweigen gewidmet haben. Sie sind bei Meistern in der Stadt in der Lehre. Aber die sind mohammedanisch, das Leben in der Stadt ist versuchungsreich, und diese Jünglinge haben niemand, der sich ihrer annehmen könnte. Da muß die Mission auch über die Schuljahre hinaus schützend ihre Fittiche über sie breiten. Deshalb ist für sie dieses Gesellenheim gebaut; da wohnen und schlafen sie; da haben sie christliche Anregung, und da bringen sie vor allem ihre Sonntage zu. Aber da die Mission in Sansibar bereits fast 30 Jahre arbeitet, hat sie auch noch ältere Pfleglinge. Soll sie dieselben in der großen mohammedanischen Stadt sich selbst überlassen, wo der Einfluß des Islam fast übermächtig ist und Trunksucht und Sinnenlust in abscheulichem Maße herrschen? Schon Bischof Steere machte den Anfang, und sein Nachfolger hat damit fortgefahren, um den Kirchplatz herum Grund und Boden anzukaufen, auf demselben einfache Häuser zu errichten und dieselben gegen ein Billiges an eingeborene Christenfamilien zu vermieten. Die Mission besitzt jetzt etwa 20 solche Häuschen, und

„Nun sind Sie doch seit Bischof Tozer fast 30 Jahre in Sansibar; da müssen Sie doch schon Erfahrungen gesammelt haben. Bewährt sich denn Ihr Plan? Haben Sie schon eine eingeborene Geistlichkeit?"

„Ihre Frage ist ja natürlich; aber sie ist nicht so leicht zu beantworten. Allerdings haben wir schon drei ordinierte eingeborene Geistliche, von denen zwei den Rang der Priester haben und der dritte zur Zeit noch Diakon ist. Aber ich will Ihnen nicht verhehlen, daß diese alle drei ihre vollständige theologische Ausbildung nicht in dieser Kiungani-Schule, sondern in England erhalten haben. Und trotzdem sind wir mit den Resultaten unsrer Schule zufrieden. Denken Sie sich, daß Sie in Ihrer Heimat von der Straße 100 Knaben auflesen mit der Absicht, ihnen eine vollkommene wissenschaftliche Ausbildung zu geben, so würden Sie gewiß die Erfahrung machen, daß ein ziemlich bedeutender Prozentsatz dazu absolut unbrauchbar ist. Diese Erfahrung haben wir auch machen müssen. Das ist uns schmerzlich gewesen und hat uns manche Enttäuschung gebracht; aber es ist doch nicht zu ändern. Wenn uns die Sklavenkinder übergeben werden, so wissen wir doch noch nicht, was in ihnen steckt, und kein Mensch kann es wissen, ehe die Kinder ein paar Jahr regelmäßigen Schulunterricht gehabt haben. So wird es Sie nicht Wunder nehmen, wenn ich Ihnen mitteile, daß drei Viertel von allen Kindern, welche wir in diese Schule aufgenommen haben, sich als für die höheren Ziele der Schule unbrauchbar erwiesen haben. Unsere Arbeit an ihnen ist aber deshalb nicht vergeblich. Sie erhalten immerhin hier eine gute Elementarbildung, und im Alter von 13 oder 14 Jahren werden sie zu einem Meister in die Lehre gethan oder zu irgend einer andern praktischen Arbeit bestimmt. Es sind doch verhältnismäßig wenige, die uns in ihrem späteren Leben Unehre machen. Das Gesellenheim und das christliche Stadtviertel in Mkunazini, das Sie besucht haben, werden zum größeren Teil von früheren Schülern unserer Schule besucht."

„Und was wird mit dem Rest, welchen Sie in Ihren Schulen zurückbehalten?"

„Wir suchen ihnen möglichst eine solche Ausbildung mitzugeben, wie sie für ihren unmittelbaren späteren Beruf notwendig ist. Ihre Aufgabe ist eine zweifache; einmal sollen sie Schulen

eine kostbare Orgel, goldene Abendmahlsgeräte, alles kirchlich korrekt und massiv! Aber wir sind eben in einem Hause streng kirchlicher Richtung. Da dürfen wir uns nicht wundern, wenn auf kirchlichen Schmuck viel Aufmerksamkeit und viel Geld verwandt wird; „und — bemerkt unser Führer auf eine abfällige Bemerkung unsrerseits — die ganze Ausrüstung unserer Kirchen und Kapellen wird aus besonders zu diesem Zweck veranstalteten Sammlungen bestritten; es wird fast nichts dazu aus der allgemeinen Missionskasse genommen. Wollen Sie es unsern hochkirchlichen Freunden verargen, wenn sie uns für die Ausschmückung unserer Kirchen große Summen schenken?"

Wir steigen die Treppe hinauf und kommen nun in die ausgedehnten Schul- und Wohnräume der Kiungani-Schule. Wir finden einige 90 junge Leute im Alter von 11—20 Jahren; die fortgeschritteneren haben noch Unterrichtsstunden; die jüngeren sitzen über ihren Büchern und machen Schularbeiten. „Diese Knaben," erklärt uns unser Führer, „sind bis auf wenige befreite Sklaven, welche uns von den englischen Kreuzern oder vom Sultan überwiesen sind, und es ist unser Stolz und die Hoffnung unserer Mission, aus ihnen eine eingeborene Geistlichkeit heranzubilden. Das war Bischof Tozers Absicht, als er die Mission nach Sansibar verlegte."

„Aber fangen Sie da nicht die Missionsarbeit am verkehrten Ende an? Sonst sind wir doch gewohnt, die Ausbildung einer eingeborenen Geistlichkeit als das letzte Ziel, gleichsam als die Krone und die Probe der erfolgreichen Missionsarbeit anzusehen. Und Sie wollen die Mission damit beginnen?"

„Sie müssen, um unsere Praxis zu verstehen, zweierlei in Rechnung ziehen. Einmal ist das Leben auf den bei weitem meisten Stationen des Innern notorisch ungesund und es ist deshalb dringend wünschenswert, daß sobald als möglich eingeborene Hilfskräfte den europäischen zur Seite treten. Inner-Afrika wird im großen nur durch Afrikaner missioniert werden. Und dann sind wir ja in der glücklichen Lage, daß uns junge Leute in dem für uns brauchbarsten Alter von 10—12 Jahren in genügender Anzahl zur Verfügung stehen, welche als befreite Sklaven vollständig von unserer Mission abhängig sind, sodaß wir sie ganz in unserm Geiste erziehen können."

soweit es in unsern Kräften steht, die Knaben in einer einfachen Form des Lebens zu erhalten. Das ist Lebensbedingung für unsere Mission. Ich muß jedoch eingestehen, daß wir längst nicht alles thun, was wünschenswert ist. Wir wünschten, daß immer in den bei weitem meisten Fächern der Unterricht in der Swahili-Sprache erteilt werde. Aber bei der großen Sterblichkeit unter unsern Missionaren und dem unverhältnismäßig schnellen Wechsel der Arbeitskräfte sind häufig nicht Lehrer genug da, die des Swahili mächtig sind, und dann muß wohl oder übel englisch unterrichtet werden. Wie sehr uns aber daran liegt, daß die Knaben das Swahili als ihre Muttersprache ehren und lieben, sehen Sie am besten aus der ungeheuern Mühe, die wir uns gegeben haben, eine christliche Swahili-Litteratur zu schaffen. Als unsere Mission nach Sansibar kam, war das Swahili noch eine buchlose Sprache. Jetzt hat es schon eine ganz ansehnliche Litteratur, und bei weitem das Meiste und das Beste ist von unsern Missionaren geschrieben, und zum großen Teil auch auf unserer Missionspresse hier in Kiungani gedruckt. Unser Bischof Steere ist der beste Kenner des Swahili gewesen, und seine ausgedehnten Uebersetzungarbeiten haben den Grund gelegt für die Arbeiten seiner Nachfolger. Es wird Sie vielleicht interessieren, wenn ich Ihnen aus der Druckerei das neueste Exemplar unserer Swahili-Zeitschrift Mkimulizi hole. Das Blatt erscheint zum Besten unserer ehemaligen und gegenwärtigen Schüler; sein Redaktor ist ein Schwarzer, und gedruckt wird es gleichfalls von Schwarzen. Der ausgesprochene Zweck des Blattes ist, christlichen Chorgeist unter den vom Nyasa bis nach Usambara zerstreuten ehemaligen Mitschülern zu pflegen. Und daß wir der Eigenart des Afrikaners Gerechtigkeit widerfahren lassen, davon können Sie sich selbst überzeugen. Hören Sie die Knaben auf dem Korridor spielen? Lassen Sie uns ihnen zusehen."

Es ist unter unsern Gesprächen dunkel geworden. Der weite Korridor, auf den wir heraustreten, ist von mehreren Lampen zur Genüge erleuchtet. Da stehen an 50 Knaben in weitem Kreise. Alle singen eine einförmige Melodie und schlagen mit ihren Händen mit erstaunlicher Präzision den Takt dazu. Der Gesang wird schneller, und heftiger schlagen die Handflächen aneinander. Da springen zwei von den Jünglingen in den Kreis und führen einen wirbelnden Solotanz auf; die übrigen lassen sich dadurch nicht aus

gründen und womöglich unsern europäischen Missionaren die Schularbeit ganz abnehmen. Dazu brauchen sie die Ausbildung eines mittelmäßigen Volksschullehrers. Sodann aber sollen sie Evangelisten sein und müssen deshalb mit einer möglichst gründlichen Bibelkenntnis ausgerüstet werden und der freien Rede Herr sein. Es wird Ihnen ja bekannt sein, daß die Bantuneger eine ziemlich bedeutende natürliche Beredsamkeit haben; diese Gabe suchen wir auszubilden und in den Dienst des Evangeliums zu stellen. Dabei aber vergessen wir nie, unsern heranwachsenden Jünglingen als das höhere Ziel, nach dem sie alle zu streben haben, die Ordination zum geistlichen Amt hinzustellen."

„Haben Ihre Jünglinge Strebsamkeit genug, daß ihnen ein so hohes Ziel ein Sporn zum Fleiß und zu gutem Betragen ist?"

„Wir können darüber nicht klagen. Unter denen, die jetzt die beiden obersten Klassen besuchen, sind nicht weniger als 24, welche nach der Priesterschaft streben. Sie haben unter sich einen Bund geschlossen, um sich gegenseitig anzuspornen. Uebrigens sind wir mit der Erteilung der Ordination vorsichtig. Wenn die Jünglinge den Kursus dieser Schule durchgemacht haben, gehen sie zunächst ein paar Jahre in die praktische Arbeit auf irgend einer unserer Missionsstationen; bewähren sie sich da, so werden sie zu einem weiteren theologischen Kursus nach Kiungani zurückgerufen. Dann erhalten sie erst die niederste Weihe, sie werden „Leser." Wieder nach ein paar Jahren können sie zu Diakonen aufsteigen. Und dann erst kommt ihre Zulassung zur Priesterschaft in Frage. Dieser weite Weg unter beständiger Kontrole unserer Missionare ist notwendig, weil nichts bei unsern Negern einer sorgfältigeren Ausbildung bedarf, als die Charakterfestigkeit."

„Sind nun nicht Ihre Knaben, da sie aus ihrer Volksgemeinschaft herausgenommen sind und im beständigen Umgang mit den europäischen Missionaren leben, in hohem Maße der Gefahr ausgesetzt, ihren heimischen Sitten entfremdet und europäisiert zu werden?"

„Allerdings ist das eine große Gefahr unserer Erziehungsmethode, zumal wir in der Nähe einer so großen Stadt leben. Sie würden in Ihrem Bedenken wahrscheinlich noch bestärkt werden, wenn Sie die sonderbaren englischen Vornamen hörten, die viele von ihnen tragen. Aber es ist der oberste Grundsatz,

sind. Zwischendurch schlängeln sich sauber geharkte Sandwege, und unter dem Grün der Bäume lugen die Gebäude der Mission freundlich hervor.

Mbweni umfaßt zwei Missionswerke. Wir wenden unsre Aufmerksamkeit zuerst der Mädchenschule zu, indem wir nach dem großen, zweistöckigen Hause wandern, welches dem Ufer am nächsten liegt. Es wurden der Mission als befreite Sklaven auch junge Mädchen in schulpflichtigem Alter übergeben, Mädchen von 5—15 Jahren. Natürlich mußte die Mission auch an ihnen vollständig Vater- und Mutterstelle übernehmen und für ihre Erziehung sorgen. Aber die große Schwierigkeit war die: welches Ziel der Erziehung sollte für diese Mädchen ins Auge gefaßt werden? Die Universitäten-Mission hatte als ihren Hauptzweck die Ausbildung eingeborener Hilfskräfte zum Missionsdienst hingestellt. Von diesem Gedanken ließ sie sich auch bei der Erziehung der Mädchen leiten. Ihre Pfleglinge sollten ihr später einmal in der direkten Missionsarbeit behilflich sein. Demnach wurde als das Unterrichtsziel der Mbweni-Mädchenschule die Erziehung von Lehrerinnen für die Mission festgesetzt, und der ganze Lehrplan und die Lebensweise wurde dementsprechend geordnet. Es konnte nicht ausbleiben, daß auch in dieser Mädchenschule dieselbe Erfahrung gemacht wurde, wie bei der Kiungani-Knabenschule: ein ziemlicher Prozentsatz der Mädchen hatte nicht geistigen Fonds oder nicht Lerneifer genug, um eine solche Ausbildung zu ermöglichen. Bischof Smythies traf auch hier, wie in Kiungani, die Anordnung, daß ungefähr im Alter von 14 Jahren die unbegabten Mädchen aus dem Seminar entlassen wurden; für sie wurde neben dem Hauptmissionshaus ein Arbeitshaus gebaut, und hier wurden sie in den für einfache afrikanische Frauen notwendigsten Arbeiten, Kochen, Ackern, Mattenflechten, Schneidern u. s. w. unterwiesen. Aber die übrigen Mädchen blieben im Seminar, um mit großer Sorgfalt für ihren Lehrerinnen-Beruf ausgebildet zu werden. Dabei stellten sich aber erhebliche, zum Teil unerwartete Schwierigkeiten heraus. Als Lehrerinnen konnten sie selbstverständlich nicht allein, sondern nur als die Gattinnen der Kiungani-Lehrer ausgesandt werden; denn für eine einzelne, unverheiratete Lehrerin wäre in einem heidnischen Dorfe absolut kein Platz gewesen. Die Mädchen mußten also in dem Institut bleiben und warten, bis die Kiungani-Lehrer kamen und

dem Takt bringen, sie singen genau im Rythmus weiter. Nachdem die beiden Tänzer müde geworden, gehen sie im Takt an ihren Platz zurück, der Gesang wird wieder langsamer, gleichmäßiger, bis neue Tänzer auftreten, und so geht es stundenlang fort. Das ist so ein rechtes afrikanisches Vergnügen; das ist ihre Art von Tanz, die einzige, die durch ganz Afrika eingebürgert ist. Wir sehen ihnen eine ganze Weile zu. Wären nicht die Jünglinge alle bekleidet, und wären nicht die Lampen da, man könnte sich mitten in ein afrikanisches Dorf versetzt fühlen, so völlig sind alle Knaben bei der Sache, so aufgeregt sind die Tänzer. Da es bereits spät geworden ist, verabschieden wir uns von unserm freundlichen Führer. Er geleitet uns bis zur Veranda; auch da bietet sich uns noch ein afrikanisches Bild. Da sitzen im Schein der Flurlampe auf dem Boden gekauert zehn oder zwölf Knaben und hören mit gespannter Aufmerksamkeit einem aus ihrer Mitte zu, der ihnen zum so und so vielten Mal die Geschichte seiner Jugend, seines Sklavenmarsches und seiner Befreiung durch die Engländer erzählt. In der Nacht, um ein Feuer gekauert, Geschichten erzählen oder hören, das ist des Afrikaners Freude. Leider haben viele dieser Knaben eine furchtbare Geschichte hinter sich. Gott sei Dank, daß sie jetzt vor den Sklavenjägern sicher und in christlicher Hut sind!

III.

Wir besteigen bei Kiungani ein Boot und lassen uns südwärts nach der eine Meile entfernten Missionsschamba Mbweni hinausrudern. Solch eine Fahrt längs der Küste von Sansibar ist allerorten von großem Reiz. Prangt doch die ganze Küste im dichten, dunkeln Grün der Mangohaine, über deren Kronen sich die anmutigen Wipfel der Kokospalmen erheben; im Vordergrund die azurblauen Wasser, der gelbe Strand mit den sich brechenden weißköpfigen Wellen; über dem ganzen Panorama ein wundervoller, wolkenloser, tief blauer Himmel. So ist auch der Anblick der Mbweni-Schamba vom Ufer aus entzückend. Früher war es nur unfruchtbarer Sandboden; aber durch die Arbeiten der Mission ist ein hochstämmiger Kokos-Palmenwald aufgewachsen. Daneben stehen hie und da weitschattende Mango, deren grüne, wohlschmeckende Früchte bei Europäern und Eingeborenen gleich beliebt

geborenen, die Mauern aus Stein aufgeführt, mit Kokosblättern gedeckt, mit nur einer ziemlich niedrigen Oeffnung, die zugleich als Thür und Fenster dienen muß. In unsern Augen sind es ja sehr bescheidene Wohnungen, aber im Vergleich mit den Häusern vieler Stämme im Innern, die nur aus Stangen, Lehm und Rohr bestehen, sind sie ein großer Fortschritt zur Wohnlichkeit und Sauberkeit. An dem Kreuzpunkt zweier Straßen steht der Kaufladen, in dem unter Kontrole der Mission alles feil gehalten wird, was den Negern notwendig und nützlich ist, — geistige Getränke sind streng verboten. An dem einen Ende des Dorfes liegt ein langes, niedriges Haus mit vielen kleinen Wohnungen, das Haus für die unverheirateten Frauen, — es sind leider wesentlich mehr Frauen als Männer da, eine große Sorge für die leitenden Missionare. Am andern Ende liegt ein kleineres, aber stattlicheres Haus, die Dorfschule, welche von einem Kiungani-Lehrer und zwei Mbweni-Lehrerinnen fast selbständig gehalten wird. Jedoch gehen in diese Schule nur die kleinen Kinder des Dorfes; die großen Knaben machen jeden Tag den Weg nach Kiungani, und die älteren Mädchen werden mit den Mbweni-Mädchen zusammen unterrichtet. Etwas abseits vom Dorfe, nach dem Missionsgehöft zu, liegt die große Mbweni-Kirche, eine stattliche Kirche mit 400 Plätzen, Kirchturm und Turmuhr. Sie ist unter der Leitung der Missionare fast ganz von den Dorfbewohnern aufgebaut. Wir haben also ein richtiges Dorf vor uns mit allem, was nach unsern Begriffen dazu gehört. Sogar der Dorfschulze fehlt nicht. Wer sind nun aber die Einwohner dieses Dorfes?

Das sind diejenigen befreiten Sklaven, welche schon erwachsen waren, als sie der Mission übergeben wurden. Es würde vergeblich gewesen sein, diesen noch eine höhere, geistige Ausbildung geben zu wollen; sie mußten verbraucht werden, wie sie waren, und es kam darauf an, daß sie sich ihr täglich Brot verdienen lernten, ein ehrbares Leben führten und zur christlichen Taufe gefördert wurden. Man darf an dieses Dorf in keiner Weise hohe Anforderungen stellen; es ist durchaus nicht zu erwarten, daß es in irgend einer Weise ein Glanzpunkt der Mission sein solle. Es war ein Werk der Barmherzigkeit, das die Mission unternahm, als sie den elenden befreiten Sklaven ein Heim anbot, wo sie Freiheit und Lebensunterhalt hatten. Und diese Barm-

um ihre Hand anhielten. Man wird leicht verstehen, daß dadurch die Mbweni-Schule in einer wesentlich schwierigeren Lage war, als ein Lehrerinnen-Seminar bei uns, und die Leitung dieser Schule erforderte sehr viel Takt. Es kam aber noch eins hinzu, die Aufgabe der Schule zu erschweren. Konnten die angehenden Lehrerinnen nur als Ehefrauen ausgesandt werden, so lagen ihnen naturgemäß nach ihrem Auszuge in erster Linie alle Pflichten der Hausfrau ob, und es wurde ihnen in dieser Beziehung gewiß dadurch nicht leichter gemacht, daß sie ihr Heim in irgend einem wüsten Dorf am Nyasa oder am Rovuma hatten, wo sie alle Erleichterungen und Annehmlichkeiten eines civilisierten Lebens entbehren mußten. Sie mußten also bei allem Gewichtlegen auf die intellektuelle Ausbildung, auch in allen häuslichen Arbeiten heimisch gemacht und zur Bescheidenheit in ihren Ansprüchen angehalten werden. Das waren ungewöhnliche Schwierigkeiten, mit denen diese Mädchenschule zu rechnen hatte. Vielleicht hätte man viel besser gethan, wenn man das Ziel weniger hoch gesteckt und sich damit begnügt hätte, die Mädchen zu brauchbaren Hausfrauen der Kiungani-Lehrer zu erziehen. Aber einen Vorteil hatte dieses Nebeneinanderbestehen des Knaben- und Mädcheninstituts: für die heranwachsenden Jünglinge waren christliche, in gleichem Geist erzogene Jungfrauen da, und weder die einen noch die andern waren durch Ehen mit Mohammedanern oder gar Heiden in Gefahr, ihrem christlichen Bekenntnis entfremdet zu werden. Und beide Institute ergänzten sich um so besser, als in beiden ungefähr gleich viel, in jedem etwa 100 erzogen wurden. Zum Mädcheninstitut Mbweni gehören drei Gebäude mit den Nebenräumen: das Hauptmissionshaus mit den Missionarswohnungen und Seminar, das Arbeitshaus für die zu praktischen Arbeiten erzogenen Mädchen und die Schulkapelle. Die letztere ist zur Zeit noch ein sehr einfaches, bescheidenes Häuschen, soll aber jetzt zu einem stattlichen, würdigen Hause ausgebaut werden.

Wir verlassen Mbweni-Haus und wandern ein paar Minuten weiter landeinwärts durch den Kokospalmen-Wald. Dann kommen wir zu dem letzten Teil unserer Wanderung, zu dem Missionsdorf. Es ist ein regelrechtes Dorf, in das wir eintreten. Die breite Dorfstraße ist zur Rechten und zur Linken mit Orangenbäumen bepflanzt. Dahinter liegen die kleinen Häuschen der Ein-

Grade geistiger und geistlicher Bildung zu erziehen. Was diesem Missionswerke seinen charakteristischen Stempel aufdrückt, ist das durchgehende Streben auf intellektuelle Erziehung der Eingeborenen. Das unterscheidet das Sansibar der Universitäten-Mission von dem Freretown der englisch-kirchlichen Mission. Gemeinsam aber haben beide Missionsunternehmungen, daß sie im Dienst der Barmherzigkeit stehen, um die Wunden zu verbinden, die der fluchwürdige Sklavenhandel geschlagen hat. Und wir dürfen uns von Herzen freuen, daß gerade in derselben Stadt, von der das Elend und der Jammer der Sklaverei in den dunklen Erdteil hineingetragen worden ist, die christliche Barmherzigkeit mit der That lauten Protest erhebt gegen die Sklaverei.

William Carey

als Bahnbrecher der evangelischen Mission.

(Schluß)

8. Der Anbruch einer neuen Zeit.

Zwanzig Jahre lang hatte sich die Mission trotz der Ungunst und wider den Willen der Regierung in Bengalen zu halten gesucht und ihre Fortschritte waren mit wachsender Bitterkeit bekämpft worden. Nun sollte mit dem Jahr 1813 der langersehnte Zeitpunkt eintreten, da für die Mission in Indien ein gesetzlicher Rechtsboden ausgewirkt wurde. Der Freibrief vom Jahre 1793, der die auf 20 Jahre lautenden Privilegien der ostindischen Kompagnie enthielt, sollte vom Parlament erneuert und modifiziert werden. Freunde und Feinde der indischen Mission rüsteten sich für die in Frage kommenden Verhandlungen. Diese zogen sich in die Länge und es war somit den Missionsfreunden Zeit gegeben, vereint für die Rechte der Mission bei der wichtigen Entscheidung einzustehen. Alle Kirchenparteien, Anglikaner, Methodisten, Baptisten, Kongregationalisten und Schotten aller Farben traten zusammen und schickten eine Flut von Bittschriften ein, die sich bis

auf 900 beliefen, und einstimmig erscholl der Ruf: Indien muß evangelisiert werden. In den Parlamentsverhandlungen traten die bedeutendsten Redner, vor allen aber der bekannte Wilberforce auf und stritten für die rechtliche Anerkennung und Zulassung der Mission. Andererseits suchten die Gegner derselben zu beweisen, daß die Evangelisation Indiens unvereinbar sei mit der Sicherheit der englischen Herrschaft in Indien. Aber Wilberforce, der in einer dreistündigen Rede für die mißkannte Mission und die christlich-religiöse Hebung Indiens einstand, blieb standhaft auf seinem Posten. Mit 89 Stimmen gegen 36 beschloß das Parlament am 1. Juni die Zulassung der Missionare und das Oberhaus bestätigte den Paragraphen. Es war dies ein hochbedeutsamer Schritt nicht nur für die Rechte der Mission, sondern auch für die gesamte Entwicklung Indiens. Die Ausbeutung des letzteren zu Gunsten einer ausschließenden Körperschaft war vorüber, da auch der Handel freigegeben wurde und die Monopole fielen. Ja, der Minister Granville sprach es schon damals offen aus, daß eine kaufmännische Gesellschaft niemals ein Land gut regieren könne und daß Ostindien — das Juwel der Krone — auch von der Krone allein regiert werden müsse, ein Satz, der damals als kühne Prophezeiung galt, der aber die darin ausgesprochenen Grundsätze mehrere Jahrzehnte später zur Verwirklichung kommen ließ. Der neue Freibrief war in der That nicht nur für die Mission ein Freiheitsbrief, sondern es war auch „der erste Stoß gegen das 56jährige Gebäude der Krämergesellschaft, welche es für ihre höchste Pflicht erachtet hatte, die indischen Provinzen durch Monopole auszubeuten. Das nächste halbe Jahrhundert hat statt dessen ein Reich geschaffen, dem England die Segnungen des gesellschaftlichen Fortschrittes im weitesten Maße zuzuwenden als seine Aufgabe betrachtete."

Für die Mission in Nordindien aber war es gleichermaßen der Anbruch einer neuen Zeit. Bisher waren es die Missionare im Verein mit einigen frommen Militärkaplanen gewesen, die allein gegen den Strom des Unglaubens und der ausschließlich irdischen Interessen schwammen, der sich von der Hauptstadt aus über das ganze britische Indien ergoß. Zwanzig Jahre lang hatten sie es trotz der Ungunst und Feindseligkeit der Behörden gewagt, Christum den Heiden zu predigen und das geistliche Wohl der heid-

nischen Bevölkerung durch Schrift und Wort zu fördern. Nun waren plötzlich die Thüren wenigstens so weit geöffnet, daß fortab ohne sonderliche Schwierigkeiten Missionare aller Gesellschaften den Boden Indiens betreten durften. Die Missionsarbeit konnte von nun an einen ungehemmten Aufschwung nehmen und sich zu der Bedeutung und Macht entwickeln, die sie heute in Indien erlangt hat.

Bald war auch die Stimmung seitens der Behörden eine der Mission günstigere und der neue General-Gouverneur Lord Moira, welcher ganz der geeignete Mann dazu war, die neue Zeit in Indien einzuführen, stattete sogar in Begleitung des ersten Bischofs von Kalkutta der Mission in Serampur einen Besuch ab. Er war erstaunt über die Ausdehnung der Druckarbeiten und die schöne Zahl gelehrter Hindu, die dabei mitwirkten. Drei Wochen später fiel Serampur durch den Wiener Kongreß wieder an die Dänen zurück, deren König die Missionare aufs neue seiner Teilnahme und seines Schutzes versicherte.

Lord Moira war auch der erste General-Gouverneur, der sich für den Unterricht des Volkes interessierte. Ueberall regte er die Schulfrage an und durch die Bestrebungen seiner Gemahlin kam die Gründung einer Schulbuchgesellschaft 1817 zustande, die aus Indiern und Europäern zusammengesetzt, sich durch Abfassung oder Uebersetzung passender Schriften an der neuen Bewegung beteiligte. Nun dehnten auch die Serampurer Missionare ihre Schulthätigkeit nach allen Seiten aus. Sie hatten bis jetzt 20 Schulen auf den Stationen außerhalb der Hauptstadt unterhalten; die Beiträge, welche nun zusammenflossen, ermächtigten sie bald, 45 weitere Elementarschulen zu gründen. Ueberall um Kalkutta her erwachte der Durst nach Erkenntnis. Schulbücher wurden mit großem Eifer bearbeitet, insbesondere durch Careys Sohn Felix, dem es keiner im Bengalischen zuvorthat. Selbst der General-Gouverneur, der mittlerweile den Titel Marquis von Hastings erhalten hatte, unterstützte die Schulen von Serampur, weil, wie er sich äußerte, „kein Almosen in diesem Lande mehr am Platze sei, als Kindern zur Erwerbung sittlicher Grundsätze zu verhelfen.“ Das ermutigte die Missionare, um die Erlaubnis zur Herausgabe einer monatlichen bengalischen Zeitschrift nachzusuchen, und nachdem diese (1818) erteilt war und gut aufgenommen wurde, ließ Marshman auch eine wöchentliche Zeitung, die erste in einer orientalischen Sprache,

auf 900 beliefen, und einstimmig erscholl der Ruf: Indien muß evangelisiert werden. In den Parlamentsverhandlungen traten die bedeutendsten Redner, vor allen aber der bekannte Wilberforce auf und stritten für die rechtliche Anerkennung und Zulassung der Mission. Andererseits suchten die Gegner derselben zu beweisen, daß die Evangelisation Indiens unvereinbar sei mit der Sicherheit der englischen Herrschaft in Indien. Aber Wilberforce, der in einer dreistündigen Rede für die mißkannte Mission und die christlich-religiöse Hebung Indiens einstand, blieb standhaft auf seinem Posten. Mit 89 Stimmen gegen 36 beschloß das Parlament am 1. Juni die Zulassung der Missionare und das Oberhaus bestätigte den Paragraphen. Es war dies ein hochbedeutsamer Schritt nicht nur für die Rechte der Mission, sondern auch für die gesamte Entwicklung Indiens. Die Ausbeutung des letzteren zu Gunsten einer ausschließenden Körperschaft war vorüber, da auch der Handel freigegeben wurde und die Monopole fielen. Ja, der Minister Granville sprach es schon damals offen aus, daß eine kaufmännische Gesellschaft niemals ein Land gut regieren könne und daß Ostindien — das Juwel der Krone — auch von der Krone allein regiert werden müsse, ein Satz, der damals als kühne Prophezeiung galt, der aber die darin ausgesprochenen Grundsätze mehrere Jahrzehnte später zur Verwirklichung kommen ließ. Der neue Freibrief war in der That nicht nur für die Mission ein Freiheitsbrief, sondern es war auch „der erste Stoß gegen das 56jährige Gebäude der Krämergesellschaft, welche es für ihre höchste Pflicht erachtet hatte, die indischen Provinzen durch Monopole auszubeuten. Das nächste halbe Jahrhundert hat statt dessen ein Reich geschaffen, dem England die Segnungen des gesellschaftlichen Fortschrittes im weitesten Maße zuzuwenden als seine Aufgabe betrachtete."

Für die Mission in Nordindien aber war es gleichermaßen der Anbruch einer neuen Zeit. Bisher waren es die Missionare im Verein mit einigen frommen Militärkaplanen gewesen, die allein gegen den Strom des Unglaubens und der ausschließlich irdischen Interessen schwammen, der sich von der Hauptstadt aus über das ganze britische Indien ergoß. Zwanzig Jahre lang hatten sie es trotz der Ungunst und Feindseligkeit der Behörden gewagt, Christum den Heiden zu predigen und das geistliche Wohl der heid-

Leitung derselben mehr als bisher Anteil zu gewinnen. Die freie Bewegung, welche die alten Missionare in Serampur genossen, wurde als unerträgliche Ausnahme empfunden. Inzwischen starben auch die alten Stifter der Gesellschaft und ein neues Geschlecht, das nichts mehr von Joseph und seinen Brüdern wissen wollte, trat an deren Stelle. Das Band des gegenseitigen Vertrauens lockerte sich mehr und mehr, besonders seit ein neues Komitee mit 42 Gliedern zusammentrat und ein anderer Ton als bisher in den Beratungen und Beschlüssen sich kund that. Man fühlte sich nun als Gesellschaft, setzte den Missionaren bestimmte Gehälter aus und verlangte deshalb von denselben Gehorsam. Daß aber Carey und seine Mitarbeiter seiner Zeit unter dem Einverständnis hinausgezogen war, daß die Gesellschaft sie bloß nach Kräften unterstütze, bis sie sich selbst zu unterhalten vermöchten, davon wußte man kaum noch etwas. Die Eigentumsverhältnisse der Mission in Serampur wurden nun nach allen Seiten hin untersucht, selbst mit Verletzung der persönlichen Gefühle der alten Missionare. Diese hatten alles aus ihren eigenen Ersparnissen errichtet; denn von dem Professorengehalte Careys und dem Ueberschuß des von Marshman geleiteten Instituts war nur ein kleiner Teil für den Unterhalt der Familien aufgewendet worden. In der uneigennützigsten Weise hatten die beiden Arbeiter innerhalb von einigen 20 Jahren mehr als 50,000 Pfd. Sterl. in die gemeinsame Missionskasse fließen lassen und sich zu einem gemeinschaftlichen Haushalt bequemt, um der Sache möglichst zu dienen. Nichtsdestoweniger gaben sie die bestimmte Erklärung ab, daß die von ihnen bewohnten Gebäulichkeiten Eigentum der Missionsgesellschaft sein sollten, wobei sie sich jedoch die Verwaltung vorbehielten und sich in ihrer Arbeit als unabhängig erklärten. Die Gesellschaft suchte zwar den Riß zu heilen; aber da sie um keinen Preis gewillt war, die Unabhängigkeit der Serampur-Missionare anzuerkennen, so waren alle Verhandlungen umsonst und der Bruch zwischen beiden Teilen wurde schließlich öffentlich ausgesprochen. Auch Ward, welcher gesundheitshalber vorübergehend in England weilte und als der erste aus dem fernen Osten zurückgekehrte Missionar die heimatlichen Kreise für die Mission in Indien zu interessieren wußte, bemühte sich vergeblich, eine befriedigende Einigung herbeizuführen. Der Parteistreitigkeiten müde und erschöpft von den

erscheinen. Die Beförderung der letzteren begünstigte sogar der Marquis durch Herabsetzung des Portos. Den beiden folgte nun auch bald eine von Marshman herausgegebene englische Monatsschrift, der Friend of India, und von 1820 ab eine Vierteljahrsschrift, in welcher alle indischen Fragen erörtert wurden.

Ein weiterer Fortschritt auf der betretenen Bahn war die Aufhebung der Censur, die durch den General-Gouverneur erfolgte, wodurch ein bedeutendes Hemmnis aus dem Wege geräumt wurde. Vergebens widersetzten sich die Direktoren in London dieser Maßregel; die Regierung hielt aber den Beschluß aufrecht. Zugleich gründete er Schulen in dem neugewonnenen Radschputana und stellte Careys jüngsten Sohn, Jabez, der bisher jahrelang in dem nun wieder holländischen Amboina gewirkt hatte, als Schulinspektor an. In Sirampur aber that sich eine große Anstalt für litterarische und evangelische Erziehung junger Hindu auf, für die Ward, dessen zerrüttete Gesundheit eine Erholungsreise nach Europa nötig machte, das Interesse in England zu wecken suchte.

9. Getrübte Stellung zur Muttergesellschaft und Trennung von derselben.

Während in Indien der gelehrte Brahmane Rammohan Roy durch Schrift und Wort eine zahlreiche Partei um sich sammelte, um die Hindureligion von allen abergläubischen Zuthaten zu reinigen, ohne indes dieselbe selber aufzugeben, und die heidnischen Mißbräuche, wie die Witwenverbrennung, bekämpfte, wodurch er auch zu den Missionaren in ein freundliches Verhältnis trat, wurde denselben ein neues Kreuz auferlegt, das Jahre lang einen Teil ihrer Zeit und Kraft in Anspruch nahm. Es war dies das unerquickliche Verhältnis der Muttergesellschaft zu den alten bewährten Sirampur-Missionaren, welches schließlich zur zeitweiligen Trennung führte. Derselben gingen lange und schwierige Verhandlungen zwischen England und Indien voraus und es griffen diese Mißhelligkeiten tief in den Missionskreis ein. Durch diesen inneren Zwist wurde der bisher so gesegneten Mission, die sich jetzt auf ihrer Mittagshöhe befand, ein schwerer Stoß versetzt. Durch das Ansehen, welche dieselbe auch in der Heimat genoß, wurde allmählich der Wunsch unter den Baptisten in London wach, an der

Leitung derselben mehr als bisher Anteil zu gewinnen. Die freie Bewegung, welche die alten Missionare in Sirampur genossen, wurde als unerträgliche Ausnahme empfunden. Inzwischen starben auch die alten Stifter der Gesellschaft und ein neues Geschlecht, das nichts mehr von Joseph und seinen Brüdern wissen wollte, trat an deren Stelle. Das Band des gegenseitigen Vertrauens lockerte sich mehr und mehr, besonders seit ein neues Komitee mit 42 Gliedern zusammentrat und ein anderer Ton als bisher in den Beratungen und Beschlüssen sich kund that. Man fühlte sich nun als Gesellschaft, setzte den Missionaren bestimmte Gehälter aus und verlangte deshalb von denselben Gehorsam. Daß aber Carey und seine Mitarbeiter seiner Zeit unter dem Einverständnis hinausgezogen war, daß die Gesellschaft sie bloß nach Kräften unterstütze, bis sie sich selbst zu unterhalten vermöchten, davon wußte man kaum noch etwas. Die Eigentumsverhältnisse der Mission in Sirampur wurden nun nach allen Seiten hin untersucht, selbst mit Verletzung der persönlichen Gefühle der alten Missionare. Diese hatten alles aus ihren eigenen Ersparnissen errichtet; denn von dem Professorengehalte Careys und dem Ueberschuß des von Marshman geleiteten Instituts war nur ein kleiner Teil für den Unterhalt der Familien aufgewendet worden. In der uneigennützigsten Weise hatten die beiden Arbeiter innerhalb von einigen 20 Jahren mehr als 50,000 Pfd. Sterl. in die gemeinsame Missionskasse fließen lassen und sich zu einem gemeinschaftlichen Haushalt bequemt, um der Sache möglichst zu dienen. Nichtsdestoweniger gaben sie die bestimmte Erklärung ab, daß die von ihnen bewohnten Gebäulichkeiten Eigentum der Missionsgesellschaft sein sollten, wobei sie sich jedoch die Verwaltung vorbehielten und sich in ihrer Arbeit als unabhängig erklärten. Die Gesellschaft suchte zwar den Riß zu heilen; aber da sie um keinen Preis gewillt war, die Unabhängigkeit der Sirampur-Missionare anzuerkennen, so waren alle Verhandlungen umsonst und der Bruch zwischen beiden Teilen wurde schließlich öffentlich ausgesprochen. Auch Ward, welcher gesundheitshalber vorübergehend in England weilte und als der erste aus dem fernen Osten zurückgekehrte Missionar die heimatlichen Kreise für die Mission in Indien zu interessieren wußte, bemühte sich vergeblich, eine befriedigende Einigung herbeizuführen. Der Parteistreitigkeiten müde und erschöpft von den

Gabe der Bibelgesellschaft für die Uebersetzungen auf einmal abgeholfen, aber die erprobten Mitarbeiter, die der Cholera erlegen waren, zu ersetzen, zeigte sich keine Aussicht. Um die beiden alten Missionare wurde es immer einsamer und es mochte sie doch wohl manchmal die Frage beschleichen, ob sie auch recht und weise daran gethan hätten, ohne weiteres ihre Unabhängigkeit zu erklären und ihr Werk auf einige wenige Persönlichkeiten, die doch nicht immer den Posten behaupten konnten, abzustellen. Dazu kamen noch weitere unvorhergesehene Nöten und Verlegenheiten. Eine beispiellose Ueberschwemmung des Huglyflusses, durch welche Tausende von Dörfern hinweggeschwemmt wurden, setzte auch Sirampur unter Wasser und begrub das Missionshaus in ihren Wellen. Der Verlust war um so empfindlicher, als die Feinde der Mission über den materiellen Schaden, der ihr dadurch erwuchs, hämisch frohlockten und ihn als gerechte Strafe wegen des unliebsamen Streites mit der heimatlichen Gesellschaft hinstellten. Mit der Erweiterung der Mission, die nun zehn Stationen zu erhalten hatte, mehrten sich auch die peinlichen Geldverlegenheiten. Eine Unterstützung von seiten der baptistischen Gesellschaft, die nur sieben Stationen zu versorgen hatte, ließ sie schon hoffen, daß der unglückliche Zwist nahezu beigelegt sei. Doch dem war nicht so. Marshman reiste deshalb 1826 nach England und hoffte dort, die engere Verbindung mit der Muttergesellschaft wieder völlig herzustellen. Doch der Riß war zu groß, um so leicht geheilt zu werden. Die Forderungen, die von beiden Seiten gestellt wurden, ließen es zu keiner befriedigenden Einigung kommen. Und als nun vollends wegen der Sache eine heftige Federfehde in England unter den eigenen Glaubensgenossen entbrannte, räumte der greise Marshman, der Parteikämpfe müde, das Feld und kehrte 1829 in sein altes Sirampur zurück, nachdem er noch zuvor eine überaus freundliche Audienz beim dänischen König in Kopenhagen gehabt hatte. Diese hatte den Erfolg, daß der König der Hochschule in Sirampur einen Freibrief ausstellte, der sie den beiden dänischen Hochschulen in den wichtigsten Rechten gleichstellte und wonach er ihren Unterhalt auf Staatskosten übernahm.

Als Marshman 1829 nach Indien zurückkehrte, fand er zu seiner großen Freude, daß nicht nur Carey das Missionswerk emsig weiterbetrieben und ausgedehnt hatte, sondern daß es auch dem

(1820) einen landwirtschaftlichen Verein Indiens für Europäer und Eingeborene ins Leben zu rufen. Wiewohl derselbe anfangs kaum beachtet wurde, so wuchs er doch bald zu großer Bedeutung heran und besteht unseres Wissens noch heute. Der Verein suchte durch Verteilung von Belohnungen für zweckmäßigen Kaffeeanbau, Einführung von europäischen Fruchtsorten, Veredlung der einheimischen u. and. zu wirken. Carey selbst fand seine liebste Erholung in seinem botanischen Garten und erntete auch von Fachgelehrten Anerkennung für seine erfolgreichen Bemühungen.

Da brach um das Jahr 1822 schwere Krankheitsnot über die Missionsfamilien herein. Zwanzig Glieder des kleinen Kreises raffte die Cholera in acht Monaten weg, darunter Careys Sohn Felix und den nimmer müden Ward (1823). Careys zweite Gattin, die feingebildete und geistreiche Lady Rumohr, die er nach dem Tode seiner irrsinnigen Frau 1808 geheiratet hatte, war schon 1821 zu ihrer Ruhe eingegangen. Er trat später noch einmal in die Ehe mit einer ältlichen Dame, welche die treue Pflegerin seines Alters wurde. Im Jahr 1823 kehrte auch der General-Gouverneur Lord Hastings nach einer ruhmreichen Regierung, in der er die englische Herrschaft bis an den Indusstrom ausgedehnt und das Wohl Indiens nach allen Seiten gefördert hatte, nach England zurück.

10. Das letzte Jahrzehnt. Careys Lebensabend.

Noch immer standen Carey und Marshman an der Spitze der vielverzweigten Arbeit; aber das reiche bewegte Leben der Manneskraft neigte nun zu seinem Niedergang. Die Kräfte waren über Vermögen angestrengt worden und jetzt drohten sie zu sinken. Der Bau der Hochschule hatte große Summen gekostet; dazu kam die Unterhaltung von zehn Missionsstationen und der bedeutende Aufwand, den die Bibelübersetzungen verursachten. Der Missionssäckel war nicht nur öfters leer, sondern es mußten sogar Schulden gemacht und einige Sprachlehrer entlassen werden. Einladungen zur Gründung neuer Missionen, z. B. unter den Garro, konnten unter diesen Umständen nicht mehr berücksichtigt werden. Die Sorge, das Bestehende zu erhalten, trat vielmehr in den Vordergrund. Der zunehmenden Geldnot ward zwar durch eine reiche

Gabe der Bibelgesellschaft für die Uebersetzungen auf einmal abgeholfen, aber die erprobten Mitarbeiter, die der Cholera erlegen waren, zu ersetzen, zeigte sich keine Aussicht. Um die beiden alten Missionare wurde es immer einsamer und es mochte sie doch wohl manchmal die Frage beschleichen, ob sie auch recht und weise daran gethan hätten, ohne weiteres ihre Unabhängigkeit zu erklären und ihr Werk auf einige wenige Persönlichkeiten, die doch nicht immer den Posten behaupten konnten, abzustellen. Dazu kamen noch weitere unvorhergesehene Nöten und Verlegenheiten. Eine beispiellose Ueberschwemmung des Huglyflusses, durch welche Tausende von Dörfern hinweggeschwemmt wurden, setzte auch Sirampur unter Wasser und begrub das Missionshaus in ihren Wellen. Der Verlust war um so empfindlicher, als die Feinde der Mission über den materiellen Schaden, der ihr dadurch erwuchs, hämisch frohlockten und ihn als gerechte Strafe wegen des unliebsamen Streites mit der heimatlichen Gesellschaft hinstellten. Mit der Erweiterung der Mission, die nun zehn Stationen zu erhalten hatte, mehrten sich auch die peinlichen Geldverlegenheiten. Eine Unterstützung von seiten der baptistischen Gesellschaft, die nur sieben Stationen zu versorgen hatte, ließ sie schon hoffen, daß der unglückliche Zwist nahezu beigelegt sei. Doch dem war nicht so. Marshman reiste deshalb 1826 nach England und hoffte dort, die engere Verbindung mit der Muttergesellschaft wieder völlig herzustellen. Doch der Riß war zu groß, um so leicht geheilt zu werden. Die Forderungen, die von beiden Seiten gestellt wurden, ließen es zu keiner befriedigenden Einigung kommen. Und als nun vollends wegen der Sache eine heftige Federfehde in England unter den eigenen Glaubensgenossen entbrannte, räumte der greise Marshman, der Parteikämpfe müde, das Feld und kehrte 1829 in sein altes Sirampur zurück, nachdem er noch zuvor eine überaus freundliche Audienz beim dänischen König in Kopenhagen gehabt hatte. Diese hatte den Erfolg, daß der König der Hochschule in Sirampur einen Freibrief ausstellte, der sie den beiden dänischen Hochschulen in den wichtigsten Rechten gleichstellte und wonach er ihren Unterhalt auf Staatskosten übernahm.

Als Marshman 1829 nach Indien zurückkehrte, fand er zu seiner großen Freude, daß nicht nur Carey das Missionswerk emsig weiterbetrieben und ausgedehnt hatte, sondern daß es auch dem

100 Jahren des neuen Aufschwungs der evangelischen Mission dankbar gedenken, der damals im Jahr 1792 von einem kleinen Kreise ausging, so müssen wir vor allem das Andenken an den Schuhflicker von Northampton und seine geistesmächtige Missionspredigt zu Nottingham auffrischen, von der sein ganzes Missionsleben in Indien ein prophetisches Zeugnis abgelegt hat.

Erläuterung zu dem Bild:
Missionskirche in Guledgudd.

Nach Mitteilungen von Miss. K. Ernst.

Guledgudd, in dessen Mitte sich das Kirchlein erhebt, ist ein Bergstädtchen im Gebiet von Süd-Mahratta und eine seit 1851 von der Basler Mission besetzte Station. Ist gleich dieses Arbeitsgebiet ein harter Boden, wie überall im Südmahrattaland, so zählte doch die Station mit ihren 12 Außenplätzen am 1. Januar 1892 526 christliche Gemeindeglieder. Bei der dort herrschenden außerordentlichen Hitze, durch die sich der Platz auszeichnet, kostete es unsägliche Mühe, bis das nette, bescheidene Kirchlein errichtet war. Meist finden sich in Süd-Mahratta um die Kapellen herum Grabmäler von heimgegangenen Missionsgeschwistern, die hier den letzten schweren Kampf gekämpft haben und zur Ruhe des Volkes Gottes eingegangen sind. Auch die Umgebung der Kirche von Guledgudd hat ihren Gräberschmuck, umfächelt von schattigen und immergrünen Bewinabäumen. Drinnen aber in dem Kapellenraum hören wir „Gesänge vom Ende der Erde," wenn die Heidenchristen am Sonntag in der schmucken reinlichen Landestracht zum Hause Gottes wallen, um hier zu singen, zu beten und die Predigt vom Gekreuzigten und Auferstandenen zu hören. Nach der Sitte des Landes sitzt die Gemeinde auf dem platten Boden, der mit indischen Matten belegt ist. Der eingeborne Pfarrer erscheint in weißem Ornat, aber barfuß — denn der Eingeborene Indiens betritt keine heilige Stätte mit Schuhen — und leitet den Gottesdienst. Es wird, wie in der deutschen Heimat, aus dem Gesangbuch gesungen, dann gebetet, aus der Bibel ein Abschnitt gelesen und gepredigt — aber alles in kanaresischer Sprache. Nachmittags wird Christenlehre gehalten. Da ist es herrlich zu sehen

und zu hören, wie so viele braune Indier sich freuen im Namen ihres Herrn Jesu, auf den sie getauft sind, an den sie glauben und in dem sie auch selig zu werden hoffen.

So weihevoll sich auch ein solcher Gottesdienst vollzieht, so kann doch auch je und je eine Störung von irgend einer Seite eintreten, wenn sie auch nicht immer dem Störefried das Leben kostet, wie das eine Mal. Als nämlich der Missionar auf der Kanzel stand und seiner Gemeinde das Lebenswort verkündigte — siehe, da ertönte plötzlich die Kirchenglocke, als läute man zum Sturm. Die ganze Gemeinde, mit deren Aufmerksamkeit es auf einmal aus war, wurde unruhig, und nicht am wenigsten war der predigende Missionar darüber betroffen, daß während der Predigt ein boshafter Mensch sich erfrechen könne, zu läuten. Ein junger Mann eilte sogleich hinaus, um nach dem betreffenden zu sehen. Aber was erblickt er? Da stand ein großer Affe, der mit allem Eifer das Glockenseil zog und ihn mit seinem boshaften Gesicht angrinzte. Er jagte den unberufenen Küster fort; aber nun rannte dieser schnurstracks in die Kirche hinein und raste wie unsinnig unter den Anwesenden herum, sodaß der Prediger innehalten und warten mußte, bis er entfernt war. Dafür aber wurde dem Störefried mit Recht der Tod zugedacht; denn als er am folgenden Morgen seinen Besuch wiederholte und auf dem großen Tamarindenbaum vor dem Missionshaus saß und auf wer weiß welches Unheil sann, ereilte ihn sein Geschick. Mit einem Schuß wurde er niedergestreckt. Kaum aber drang diese Kunde in die Stadt, als auch fast die gesamte Bewohnerschaft herbeikam, um den Gefallenen zu sehen; denn wie die Kuh, so ist auch der Affe in Indien dem Hindu ein heiliges Tier und besonders den hohen Brahmanen. Jeder Brahmane betet täglich seinen Affengott (Hanuma) an. Als nun das göttliche Wesen im Tode erstarrt dalag, da konnte unter den vielen Neugierigen und Teilnehmenden eine Brahmanenfrau ihren Thränen nicht mehr gebieten. Sie ließ ihrem Schmerz freien Lauf und stimmte eine Totenklage an, jammerte und schrie: Ach, mein Appa, ach, mein Appa, warum bist du doch hierher gekommen? Mein Vater, o mein Vater, du bist hierher gekommen, um zu sterben! — Fürwahr, dachte der Missionar, die Heiden ehren und lieben ihre Affen und Kühe, in denen sie göttliche Wesen erblicken, oft mehr, als manche Christen ihren Heiland. Doch die Zeit wird kommen und ist schon da — dafür zeugt auch das Kirchlein in Guledgudd — daß auch den Heiden das Licht von der heilsamen Gnade Gottes in Jesu Christo aufgeht.

Missions-Zeitung.

Neuestes und Vermischtes.

Statistik. — Die Basler Missionskirche im südwestlichen Indien, in China, auf der Goldküste und in Kamerun wies am 1. Januar 1892 einen Stand von 24,662 Gemeindegliedern und 10,934 Schülern auf. Auf die verschiedenen Arbeitsfelder verteilen sich die Zahlen in nachstehender Weise:

In Indien bei	351	Heidentaufen (während des Jahres 1891) Zuwachs von	479 =	10,365 Gemeindegl.
„ China „	113	Heidentaufen (Abgang von	15) =	3,534 „
a. d. Goldküste „	614	Heidentaufen Zuwachs von	700 =	10,347 „
in Kamerun „	175	Heidentaufen Zuwachs von	158 =	416 „
Heidentaufen zus.	1,253.	Gesamtzuw.	1,337*) =	24,662 Gemeindegl.

Die Zahl der Schüler betrug:

in Indien	bei einer Vermehrung von	157 :	6453
„ China	„ „ „ „	32 :	872
a. d. Goldküste	„ „ „ „	9 :	3031
in Kamerun	„ „ „ „	236 :	578
	Gesamtvermehrung	434 :	10934

Anzeige. Am 29. und 30. Juni gedenkt die Basler Missionsgesellschaft ihr siebenundsiebenzigstes Jahresfest zu feiern.

Nachdem die Berliner Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika (Berlin III) ihre Arbeit von der Küste aus nach dem Hinterland von Tanga ausgedehnt und im Gebiet von Usambara die Station Hohenfriedeberg (Mlalo) angelegt hat, gedenkt sie nun auch von dem südlichen Küstenplatz Dar es Salam aus ins Innere vorzugehen und wenn möglich im Gebiet von Usaramo eine weitere Station zu gründen. — In der Heimat hat die Gesellschaft das Amt eines Inspektors, das seit dem Abgang ihres früheren Inspektors Beyer unbesetzt geblieben war, ihrem bisherigen Reiseprediger Pastor Winkelmann übertragen. (Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission.)

*) Der Zuwachs ergiebt sich natürlich nicht bloß aus dem Uebertritt von Heiden und deren Aufnahme in die Gemeinde durch die hl. Taufe, sondern auch durch die Geburt und Taufe von Kindern der Gemeindeglieder, durch die Wiederaufnahme Ausgeschlossener und Hergezogener.

und zu hören, wie so viele braune Indier sich freuen im Namen ihres Herrn Jesu, auf den sie getauft sind, an den sie glauben und in dem sie auch selig zu werden hoffen.

So weihevoll sich auch ein solcher Gottesdienst vollzieht, so kann doch auch je und je eine Störung von irgend einer Seite eintreten, wenn sie auch nicht immer dem Störefried das Leben kostet, wie das eine Mal. Als nämlich der Missionar auf der Kanzel stand und seiner Gemeinde das Lebenswort verkündigte — siehe, da ertönte plötzlich die Kirchenglocke, als läute man zum Sturm. Die ganze Gemeinde, mit deren Aufmerksamkeit es auf einmal aus war, wurde unruhig, und nicht am wenigsten war der predigende Missionar darüber betroffen, daß während der Predigt ein boshafter Mensch sich erfrechen könne, zu läuten. Ein junger Mann eilte sogleich hinaus, um nach dem betreffenden zu sehen. Aber was erblickt er? Da stand ein großer Affe, der mit allem Eifer das Glockenseil zog und ihn mit seinem boshaften Gesicht angrinzte. Er jagte den unberufenen Küster fort; aber nun rannte dieser schnurstracks in die Kirche hinein und raste wie unsinnig unter den Anwesenden herum, sodaß der Prediger innehalten und warten mußte, bis er entfernt war. Dafür aber wurde dem Störefried mit Recht der Tod zugedacht; denn als er am folgenden Morgen seinen Besuch wiederholte und auf dem großen Tamarindenbaum vor dem Missionshaus saß und auf wer weiß welches Unheil sann, ereilte ihn sein Geschick. Mit einem Schuß wurde er niedergestreckt. Kaum aber drang diese Kunde in die Stadt, als auch fast die gesamte Bewohnerschaft herbeikam, um den Gefallenen zu sehen; denn wie die Kuh, so ist auch der Affe in Indien dem Hindu ein heiliges Tier und besonders den hohen Brahmanen. Jeder Brahmane betet täglich seinen Affengott (Hanuma) an. Als nun das göttliche Wesen im Tode erstarrt dalag, da konnte unter den vielen Neugierigen und Teilnehmenden eine Brahmanenfrau ihren Thränen nicht mehr gebieten. Sie ließ ihrem Schmerz freien Lauf und stimmte eine Totenklage an, jammerte und schrie: Ach, mein Appa, ach, mein Appa, warum bist du doch hierher gekommen? Mein Vater, o mein Vater, du bist hierher gekommen, um zu sterben! — Fürwahr, dachte der Missionar, die Heiden ehren und lieben ihre Affen und Kühe, in denen sie göttliche Wesen erblicken, oft mehr, als manche Christen ihren Heiland. Doch die Zeit wird kommen und ist schon da — dafür zeugt auch das Kirchlein in Guledgudd — daß auch den Heiden das Licht von der heilsamen Gnade Gottes in Jesu Christo aufgeht.

im Thal des Songweſluſſes, der bekanntlich die Grenze zwiſchen dem deutſchen und engliſchen Schutzgebiet bildet. Jener Thalbezirk iſt ſtark bevölkert und liegt etwa 5—7000 Fuß über dem Waſſerſpiegel des Nyaſa. Der Stationsplatz iſt drei Tagereiſen von Karonga und anderthalb von der Brüderſtation Makapalile entfernt.

(The Miss. Record.)

Kaum hat die ſchottiſche Miſſion der Unierten Presbyterianer in Alt-Kalabar (Weſtafrika) ihren tüchtigen Miſſionar Porteous verloren, ſo iſt dieſelbe ſchon wieder durch den Verluſt eines weiteren Arbeiters, des Miſſionsarztes Dr. Rae, ſchwer betroffen worden. Der Tod des erſteren veranlaßte den durch Fieber und Ueberarbeitung geſchwächten Dr. Rae von Duketown aus mit ſeiner Frau die am oberen Croßfluß gelegenen, zum Teil vereinſamten Miſſionspoſten zu beſuchen. Er erreichte die Stationen Ikorofiong, Ikotana und Emuramura. Auf letzterer aber erfaßte ihn ein heftiges Fieber, dem er am 21. Februar nach nur zweitägigem Krankſein erlag. Dr. Rae war 1860 in Glasgow geboren, ſtudierte in Edinburgh Medizin und trat im Oktober 1890 in die ſchottiſch-presbyterianiſche Miſſion in Alt-Kalabar ein. Er hat hier als Arzt und Miſſionar unermüdlich gearbeitet und ſollte eben einen ärztlichen Mitarbeiter in Dr. Wilhelm Fiſcher, einem Deutſchen, erhalten, als er aus ſeiner geſegneten Wirkſamkeit abgerufen wurde. Dr. Fiſcher ſchiffte ſich Ende April von Liverpool aus nach Kalabar ein. (The Miss. Record).

Die in Patagonien, auf den Falklandsinſeln und in Feuerland arbeitende Südamerikaniſche Miſſionsgeſellſchaft hat beſonders am ſtürmiſchen Kap Horn durch die Unwirtlichkeit des Klimas und die Unfruchtbarkeit des Bodens einen ſchweren Stand. Aus dieſem Grund hat man ſich genötigt geſehen, die Station auf der Wollaſton-Inſel, die zudem vom Verkehr faſt abgeſchnitten iſt, nach dem nordweſtlichen Teginikafund zu verlegen, der eine geſchütztere und für die Miſſion zentralere Lage hat. Zugleich iſt die dortige Miſſion darauf bedacht, von hier aus die Ona-Indianer, den ſtattlichſten Stamm der Feuerländer, zu erreichen. Dieſe ſind in Gefahr, nach und nach durch die Unmenſchlichkeit der weißen Anſiedler vertilgt zu werden, wenn es nicht noch rechtzeitig gelingt, ſie unter den Einfluß des Evangeliums zu bringen. Auf allen Seiten von den Anſiedlern umgeben, wird ihnen von denſelben ein Stück Land nach dem andern genommen. Beim Verſuch, ihre Schafe auf dem magern Lande weiden zu laſſen, kommt es zu Reibungen, wobei die Anſiedler keinen Anſtand nehmen, die Eingeborenen einfach niederzuſchießen.

(The Miss. Record.)

Ueber die neuesten Vorgänge in Uganda am Viktoria-Nyansa meldet ein am 19. April von Sansibar aufgegebenes Telegramm: „In dem Krieg, der in dem im Gebiet der englischen Interessensphäre liegenden Uganda ausgebrochen ist, hat die katholische Partei der Eingebornen, an deren Spitze König Mwanga steht, den angesehensten Häuptling der protestantischen Partei getötet. Kapitän Lugard (der englische Bevollmächtigte der dortigen Schutztruppe) sah sich genötigt, vermittelnd einzutreten, um die Ordnung wieder herzustellen, worauf die Katholiken die Flucht ergriffen. Die Algerische Mission wurde angegriffen, konnte sich aber des Schutzes, den ihr Kapitän Lugard anbot, nicht bedienen. Der Bischof, der Priester und ein großer Anhang flüchteten sich auf eine Insel, wurden hier von den protestantischen Eingebornen angegriffen und ein blutiger Zusammenstoß erfolgte. Sechs Priester, die zu Gefangenen gemacht wurden und eine rohe Behandlung erfuhren, wurden durch Lugard befreit. Der Bischof und ein Priester retteten sich nach Bikoba.*) König Mwanga wurde abgesetzt und Lugard zum Nachfolger ernannt." — Nach dem Church Miss. Intelligencer lassen die letzten Nachrichten der Missionare in Uganda vermuten, daß der Krieg, der schon längst bei der gegenseitigen Spannung der Parteien nur noch mühsam von Kapitän Lugard verhindert werden konnte, dadurch zum Ausbruch kam, daß die königliche (kath.) Partei das Anwesen eines angesehenen protestantischen Häuptlings zerstören wollte. Dieser wollte sein Eigentum verteidigen, während der König Leute hinter ihm drein sandte, die ihn ermorden sollten. Der Führer der Schutztruppe scheint sich nun der protestantischen Eingeborenen als der zuerst angegriffenen Partei angenommen und damit zugleich dem König und seinem Anhang eine Niederlage bereitet zu haben. Davon scheint auch die katholische Mission betroffen worden zu sein. Genauere Nachrichten stehen noch aus; aber wir hoffen, daß es dem umsichtigen Eingreifen von Kapitän Lugard gelingen werde, die gestörte Ordnung und einen dauernden Frieden im Lande wiederherzustellen.

(Church Miss. Intelligencer Nr. 5.)

Im Norden des Nyasa, wo seit kurzem die Berliner Mission und die Brüdergemeine ihre ersten Niederlassungen zu gründen angefangen haben, hat auch der freischottische Missionar Dr. Kerr Cross eine weitere Station der Livingstonia-Mission, die am Westufer des Sees arbeitet, neuerdings angelegt und zwar auf deutschem Gebiet,

*) Wahrscheinlich ist Bukoba gemeint, eine deutsche Station auf der Westseite des Sees, nahe der deutsch-englischen Grenze.

im Thal des Songweſluſſes, der bekanntlich die Grenze zwiſchen dem deutſchen und engliſchen Schutzgebiet bildet. Jener Thalbezirk iſt ſtark bevölkert und liegt etwa 5—7000 Fuß über dem Waſſerſpiegel des Nyaſa. Der Stationsplatz iſt drei Tagereiſen von Karonga und anderthalb von der Brüderſtation Makapalile entfernt.
(The Miss. Record.)

Kaum hat die ſchottiſche Miſſion der Unierten Presbyterianer in Alt-Kalabar (Weſtafrika) ihren tüchtigen Miſſionar Porteous verloren, ſo iſt dieſelbe ſchon wieder durch den Verluſt eines weiteren Arbeiters, des Miſſionsarztes Dr. Rae, ſchwer betroffen worden. Der Tod des erſteren veranlaßte den durch Fieber und Ueberarbeitung geſchwächten Dr. Rae von Duketown aus mit ſeiner Frau die am oberen Croßfluß gelegenen, zum Teil vereinſamten Miſſionspoſten zu beſuchen. Er erreichte die Stationen Ikorofiong, Ikotana und Emuramura. Auf letzterer aber erfaßte ihn ein heftiges Fieber, dem er am 21. Februar nach nur zweitägigem Krankſein erlag. Dr. Rae war 1860 in Glasgow geboren, ſtudierte in Edinburgh Medizin und trat im Oktober 1890 in die ſchottiſch-presbyterianiſche Miſſion in Alt-Kalabar ein. Er hat hier als Arzt und Miſſionar unermüdlich gearbeitet und ſollte eben einen ärztlichen Mitarbeiter in Dr. Wilhelm Fiſcher, einem Deutſchen, erhalten, als er aus ſeiner geſegneten Wirkſamkeit abgerufen wurde. Dr. Fiſcher ſchiffte ſich Ende April von Liverpool aus nach Kalabar ein. (The Miss. Record).

Die in Patagonien, auf den Falklandsinſeln und in Feuerland arbeitende Südamerikaniſche Miſſionsgeſellſchaft hat beſonders am ſtürmiſchen Kap Horn durch die Unwirtlichkeit des Klimas und die Unfruchtbarkeit des Bodens einen ſchweren Stand. Aus dieſem Grund hat man ſich genötigt geſehen, die Station auf der Wollaſton-Inſel, die zudem vom Verkehr faſt abgeſchnitten iſt, nach dem nordweſtlichen Teginikafund zu verlegen, der eine geſchütztere und für die Miſſion zentralere Lage hat. Zugleich iſt die dortige Miſſion darauf bedacht, von hier aus die Ona-Indianer, den ſtattlichſten Stamm der Feuerländer, zu erreichen. Dieſe ſind in Gefahr, nach und nach durch die Unmenſchlichkeit der weißen Anſiedler vertilgt zu werden, wenn es nicht noch rechtzeitig gelingt, ſie unter den Einfluß des Evangeliums zu bringen. Auf allen Seiten von den Anſiedlern umgeben, wird ihnen von denſelben ein Stück Land nach dem andern genommen. Beim Verſuch, ihre Schafe auf dem magern Lande weiden zu laſſen, kommt es zu Reibungen, wobei die Anſiedler keinen Anſtand nehmen, die Eingeborenen einfach niederzuſchießen.
(The Miss. Record.)

Den in den türkischen Provinzen arbeitenden Missionen droht von seiten der Regierung ein schwerer Schlag, der umso unerwarteter kommt, als er allen Rechtsverträgen zuwiderläuft und den bestimmten Zweck verfolgt, die bisherigen Rechte der christlichen Gesellschaften auf alle erdenkliche Weise zu beschränken und ihre Wirksamkeit unmöglich zu machen. Ein Regierungserlaß, der vor kurzem erschien, fordert nämlich, daß alle Schulen und kirchlichen Versammlungsstätten bei der Regierung angemeldet werden und mit einem von derselben ausgestellten Ferman oder Erlaubnisschein versehen sein müßten, widrigenfalls die Schulen und kirchlichen Lokale zu schließen seien. Das kann unter Umständen die Einstellung jeglicher Missionsthätigkeit zur Folge haben; denn jedermann, der die türkischen Verhältnisse kennt, weiß, wie schwer es hält, einen Ferman zu erhalten. Darüber können Monate und Jahre vergehen, besonders wenn es den Beamten darum zu thun ist, ihrem Uebelwollen gegen die christliche Mission Ausdruck zu geben. Jener Erlaß aber ist gegen die bis jetzt bestehenden Gesetze und Verträge; denn nach ihnen hat jede Schule gesetzliche Berechtigung, die sich der von der Regierung ausgeübten Aufsicht über die Schulen unterzieht. Dies geschah auch bisher von seiten aller protestantischen Schulen. Es gefällt eben der türkischen Staatsgewalt, wieder einmal einen ungerechten Druck auf die nicht mohammedanische Welt in ihren Grenzen auszuüben. (Miss. Herald.)

Erklärung.

In der Novembernummer des Missions-Magazins 1891, Seite 468ff. veröffentlichten wir einen Bericht aus Hongkong, in welchem Angaben über den katholischen Priester Damian und dessen sittliches Verhalten gemacht wurden. Der Bericht kam uns von durchaus vertrauenswerter Seite zu und die Angaben stützten sich auf die Aussagen einer englischen Dame, die in Honolulu ein Spital geleitet hatte und jene Angaben als „ausgemachte Thatsachen" bezeichnete.

Bei der Art und Weise, mit der Pater Damian wegen seiner Wirksamkeit unter den Aussätzigen auf Molokai von der katholischen Presse verherrlicht wurde, konnte es nicht fehlen, daß es sich diese angelegen sein ließ, die Gerüchte, die über ihn in Umlauf waren und unseres Wissens bereits in englischen Blättern besprochen wurden, zu widerlegen. So sucht denn auch in unserem Fall die (katholische) St. Johanner Volkszeitung durch verschiedene Belege aus Honolulu

zösischen Strafkolonie Cayenne, darunter Leute aus Algier in Afrika und Anam in Hinterindien, kann man da treffen. Auch der Deutsche, der durch irgendwelche Verhältnisse dahin verschlagen worden ist, fehlt nicht. Unter allen diesen verschiedenen Nationalitäten giebts manche, die eine gar dunkle Vergangenheit hinter sich haben und bei denen der Missionar gern jede dargebotene Gelegenheit ergreift, um durch das Wort Gottes an das Gewissen zu reden.

Eine solche ist ihm besonders bei seinen Besuchen im Hospital geboten, wo Krankheit und Elend alle ohne Unterschied der Farbe und des Bekenntnisses neben einander bettet und die Not Leibes und der Seele besonders auf das Wort merken läßt. Begleiten wir deshalb einen Brüdermissionar auf einem solchen Gang durch das Militärhospital in Paramaribo, der Hauptstadt von Suriname, worin nicht bloß kranken Soldaten Pflege zu Teil wird, sondern wo auch viele andere Leute teils gegen Vergütung, teils unentgeltlich Aufnahme finden.*)

Beim Eintritt wird der Missionar von einem stattlichen Mann, dem Thorwart des Hauses, nicht bloß freundlich, sondern brüderlich herzlich begrüßt. Er ist ein Weißer, ein geborner Schweizer, aus dem Kanton Neuchâtel. Mit seiner ganzen Familie hat er aus innerer Ueberzeugung sich unsrer Kirche angeschlossen. Im Jahre 1875 verließ er sein Vaterland, um sich die Welt anzusehen und sein Glück zu machen. Aber jetzt sagt er, seine Erfahrungen kurz zusammenfassend: „Was ich gesucht, habe ich nicht gefunden, und was ich nicht gesucht, das habe ich gefunden!“ Die Jahre, welche er in Suriname zugebracht hat, ließen ihn erkennen, daß das Glück nicht in der Ferne und nicht in dem Besitz von irdischen Dingen zu erlangen ist; vielmehr hat er — wir dürfen es wohl sagen, auch mit durch den Dienst unsrer Mission — dasselbe da suchen und finden gelernt, wo es allein anzutreffen ist. Dieser Mann ist so freundlich, uns eine bereits von ihm angefertigte Liste der neu eingetretenen Kranken, welche zu unsrer Kirche gehören, zu überreichen, und nun begeben wir uns in das an der Straße liegende Frauenkrankenhaus. In 3 nicht sehr geräumigen, ziem-

*) Ein Besuch in Paramaribo. Missionstraktat der Brüdergemeine: Die gute Botschaft. Nr. 3. Von H. G. Schneider. 1 Mk.

lich unfreundlichen, dunklen Gemächern liegen hier die Kranken. Manche freuen sich sehr über den Besuch des Missionars. „Ibri leisi te mi si wan leriman, mi fili wan troostoe“ (Jedesmal, wenn ich einen Missionar sehe, fühle ich einen Trost), sagt die eine, eine andre bestätigt mit andern Worten dasselbe. Wir erkundigen uns nach den Namen der Kranken und fragen, ob sie zur Arnitrikirche (Brüderkirche) gehören; wir lassen uns erzählen, was ihnen fehlt, wie es ihnen ergeht und knüpfen daran unsern geistlichen Zuspruch. Manche, durch eigne Schuld ins Verderben geraten, sehen jetzt wohl ein, wie thöricht sie gehandelt, und sind recht empfänglich für alles, was ihnen der Missionar zu sagen hat. Andre dagegen sind völlig gleichgültig und stumpf und halten sich gleichwohl für vortreffliche Christen. Wie oft muß man auf die Frage: „Betest du denn auch?“ die Antwort hören: „Ke, mi Masra vo mi, mi de begi dei nanga neti!“ (O, gewiß mein Herr, ich bete Tag und Nacht). Wenn das doch eitel Wahrheit und nicht gedankenlose, glatte Unwahrheit wäre! — Eine Heidin, die nach der Aussage andrer viel Böses gethan und nun schwer darniederliegt möchte gern getauft werden. Früher hat sie sich an vielen abgöttischen Tänzen beteiligt und ihr Vertrauen auf obias (kleine, abgöttisch verehrte Gegenstände, zum Schutz gegen Bezauberung am Körper getragen) gesetzt; jetzt fühlt sie, daß das Unrecht gewesen und möchte gern mit dem lebendigen Gott ins Reine kommen. Da freut sich der Missionar, einer solchen armen bekümmerten Seele die Versicherung geben zu dürfen: „Auch du hast einen Heiland, der deine Sünde auf sich genommen hat; gehe nur getrost zu ihm, er wird dich nicht hinausstoßen!“ — Eine Frau, die zu unsrer Kirche gehört, erzählt uns, daß der katholische Priester schon öfters bei ihr gewesen sei und ihr erklärt habe, sie sei auf verkehrtem Wege; die Arnitrikirche, der sie angehöre, sei keine wahre christliche Kirche; wenn sie bei derselben bleibe, werde sie verloren gehen und in die Hölle kommen; sie müsse notwendig katholisch werden. Erst heute habe er ihr wieder zugesetzt; sie aber habe sich im Bett umgewendet und ihm den Rücken zugekehrt mit den Worten: „Mi no ha toe hatti!“ (Ich habe nicht zwei Herzen). — Eine andre an der Elefantiasis leidende Frau hatte zur reformierten Kirche gehört und war darum öfters auch von unserm Missionar freundlich teil-

nehmend angeredet und getröstet worden. In letzter Zeit hatte der Priester sich aber auch sie zum Gegenstand seiner Bekehrungsversuche auserkoren und wirklich sein Ziel erreicht, indem die Frau katholisch geworden war. Unser Missionar, der das hört, will nun mit einem bloßen Gruß an ihr vorüber; aber die Kranke bittet ihn in ihrer harmlosen Einfalt dringend, er möge sie doch ja auch fernerhin besuchen und ihr wie früher zusprechen. —

Durch einen prächtigen, mit den herrlichsten tropischen Gewächsen bepflanzten Garten geht es nun nach dem großen schöngebauten Krankenhaus der Männer, einem langen zweistöckigen Gebäude mit 2 Seitenflügeln. Die Krankensäle gehen alle auf die zu beiden Seiten laufenden Gallerien und stehen den Tag über immer offen, so daß, wenn die Temperatur auch eine sehr hohe ist, doch die Luft in den Räumen immer frisch und gesund bleibt. Eine ganze Anzahl Säle gilt es hier zu durchwandern, in jedem mögen etwa 15—20 Kranke weilen. Das sind nun aber nicht lauter Arawaken, nicht einmal lauter Neger, sondern eine allen erdenklichen Religionsbekenntnissen und Nationen angehörige, bunt zusammengewürfelte Menge. Wir finden da surinamesische, westindische und westafrikanische Neger, ferner Neger aus Demerara und Cayenne, auch Mulatten aller Art, Indianer, dann Nordamerikaner, Holländer, Franzosen, Belgier, Italiener, Portugiesen, Deutsche, Schweizer, weiterhin viele ostindische Kulis, Chinesen, Javanesen, Anamiten, Araber aus Nordafrika ꝛc. Da möchte der Missionar aller Sprachen der Erde mächtig sein, aber ihm steht von neueren Sprachen nur negerenglisch, holländisch, englisch und französisch zu Gebote und damit kann er doch immerhin schon einer großen Anzahl von Kranken sich nützlich erweisen. Auch hier im Männerhaus sieht eigentlich jedermann den Besuch des Missionars gern. Wie freundlich erwidern die braunen Hindus im ersten Saal unsern Gruß mit ihrem lauten „Salám Papa!“ Einer von ihnen, Adjoeda, hat schon vor längerer Zeit um christlichen Unterricht gebeten. So gut es trotz sprachlicher Hindernisse geht, wird ihm derselbe erteilt. Der Mann zeigt sich als gelehriger und innerlich empfänglicher Schüler. Er hat mit großer Mühe die zehn Gebote, das Glaubensbekenntnis und das Vaterunser erlernt und den Inhalt begriffen und beherzigt, er kann nun bald getauft werden. — Ein Chinese dagegen, der in

demselben Saal liegt, will von christlicher Lehre noch nichts wissen. Als wir von dem Heil seiner Seele mit ihm reden und ihn ermahnen, für dasselbe zu sorgen und wenn er wieder gesund geworden, ja die Kirche zu besuchen, da brummt er vor sich hin: „Na kerki foefoeroeman no kom boen“ (In der Kirche werden Diebe (doch) nicht gut). Er hat seine Beobachtungen gemacht und wahrgenommen, daß viele, welche in die Kirche gehen, trotz allen Besuches der Gottesdienste nicht besser werden, keine Aenderung in ihrem Lebenswandel zeigen; also diene es zu nichts, die Kirche zu besuchen. Der Missionar sucht ihn natürlich eines Bessern zu belehren und schlägt ihn auch mit seinen eignen Waffen, indem er ihm ein paar Züge von Dieben erzählt, welche in der Kirche wirklich „gut“ geworden sind. — Im zweiten Saal treffen wir einen Franzosen. Ein Gespräch in der Muttersprache desselben ist bald mit ihm in Gang, bald tritt es aber auch zu Tage, daß der Arme an seinem Glauben völlig Schiffbruch gelitten hat. Er stellt Christum in eine Reihe mit Sokrates und andern Weisen, und als der Missionar anfängt, von der Liebe Gottes zu der in Sünden verlorenen Menschheit mit ihm zu reden und ihm den Spruch anführt: Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn dahingab, — da schaut er den Missionar ganz verwundert an und frägt mit einem spöttischen Lächeln: „Mais Monsieur! Comment? Dieu peut-il avoir un fils?“ (Aber mein Herr, kann denn Gott einen Sohn haben?) Dem Unglücklichen ist leider nicht zu helfen, jedenfalls zur Stunde noch nicht, und doch, das sieht man ihm an, ist sein letztes Stündlein nicht mehr fern. — Wie viel glücklicher zu schätzen ist da nicht der einfältige, kindliche Neger, welcher an seiner Seite liegt! Er kennt seinen Heiland, er nimmt geduldig aus seiner Hand das Leiden an, welches ihn betroffen, und weiß gewiß, daß dasselbe zu seinem Heil, zur Förderung seines inneren Lebens dienen soll. — Aber nicht alle Neger im Hospital sind so ruhig, zufrieden und ergeben wie dieser. Da liegt ein andrer nicht weit davon, der in seinem Gewissen ernstlich beunruhigt ist. Er hat sich, nachdem er die Schule verlassen, Jahre lang um Kirche und Gottes Wort nicht mehr gekümmert, sondern den bösen Trieben seines Herzens völlig freien Lauf gelassen. Indes durch Träume ist er aus seinem Sündentaumel aufgeschreckt worden. Es wurde

ihm gezeigt, welche Strafe ihn ereilen werde, wenn er auf diesem Wege weiter wandle. Auch glaubte er einmal eine Stimme zu vernehmen, welche zu ihm sprach: „Robert, hörst du denn des Sonntags die Kirchenglocken nicht? Sie rufen jedesmal auch dir zu: Komm, komm! Komm, komm!“ Daraufhin nahm er sich fest vor, dieser Stimme Gehör zu schenken. Aber gesund geworden, vergaß er bald seine guten Vorsätze wieder, es fiel ihm nicht ein, die Kirche zu besuchen, sondern, statt zurückzukehren zu Gottes Vaterhause, stürzte er sich noch zügelloser in den Strudel der Lustbarkeiten und Ausschweifungen. Da wurde er abermals krank und mußte in das Hospital gebracht werden. Hier liegt er nun und hat Muße, über die Folgen seines Ungehorsams nachzudenken. Der Missionar aber hält dafür, daß er dem verlorenen Sohne gewiß nicht alle Hoffnung auf Begnadigung abzuschneiden, aber doch zuerst darauf hinzuarbeiten habe, daß ein ernstes, gründliches und in die Tiefe gehendes Werk der Buße in dem Herzen dieses Mannes zu stande komme, welcher die Gnaden seiner Jugend geringschätzig vergeudet und später einen nachdrücklichen Weckruf seines Gottes mit Füßen getreten hat. — In einem der nächsten Säle sind eine ganze Anzahl Kinder von ostindischen Kulis untergebracht, die an bösen Hautausschlägen oder entzündeten Augen leiden. „Salám, salám Papa!“ rufen sie dem Missionar schon von weitem entgegen. Ihre dunklen Augen leuchten vor Freude, wenn derselbe zu ihnen kommt, in der ihnen vertrauten negerenglischen Sprache sich mit ihnen unterhält, ihnen biblische Bilder zeigt und von dem Herrn Jesus erzählt. — Im hintersten Saal des untern Stockes sind die kranken Gefangenen eingeschlossen. Auch zu ihnen ist der Zutritt dem Missionar gestattet. Da treffen wir mehrere französische Flüchtlinge aus Cayenne. Sie freuen sich, in ihrer Muttersprache angeredet zu werden. Nach ihren Aussagen sind sie natürlich alle unschuldig bestraft und in Cayenne unerträglich hart behandelt worden, weshalb sie nicht anders gekonnt hätten, als sich ihrem schrecklichen Lose durch die Flucht zu entziehen. Von Reue ist wenig zu spüren. Doch nehmen sie gern ein ihnen dargebotenes französisches Neues Testament an. Vielleicht kann ihnen dasselbe zu guter Stunde doch einmal zum Segen gereichen. — In einem der oberen Säle, in welchen meist Augenkranke liegen, bittet ein Chinese um

eine Gefälligkeit. Er möchte einem Bekannten in Nickérie Nachrichten von seinem Ergehen geben, doch kann er und dürfte auch in seinem jetzigen Zustand nicht schreiben. Der Missionar leistet ihm gern den kleinen Dienst und läßt sich folgende kurze Depesche in negerenglischer Sprache diktieren:

„Tan Tju Tei läßt alle Menschen grüßen; Auge krank, Auge etwas besser. Grüße Jong Tong, grüße alle Chinesen! Adresse: Jan alter Mann. Hazard. Nickérie." — Auch ein Buschneger liegt da Namens Cossutru. Er bewohnt ein Dorf in der Nähe unserer Missionsstation Kofsikamp. Gefragt, ob er schon in unserer dortigen Kirche gewesen, teilt er mit, daß er der Vetter von Johannes, dem eingebornen Gehilfen des Missionars der Station, ist. In die Kirche wäre er öfters gegangen, aber taufen lassen habe er sich noch nicht. Warum nicht? Er meinte, er habe im Voraus gewußt, daß er bald der Kirchenzucht verfallen sein würde; da habe er lieber warten wollen, bis sein Leben in Ordnung gekommen sei. Jetzt, da er krank geworden, würde es ihm aber sehr lieb sein, wenn der Missionar ihm Unterricht erteilen und ihn taufen würde. Sein Verlangen schien aufrichtig zu sein und es wurde ihm versprochen, er solle als Taufkandidat angesehen und unterrichtet werden. — Ein andrer Buschneger, auch Heide, von der oberen Commevijne, mit dem wir längere Zeit von dem Gott der Christen geredet, ruft ganz erstaunt und verwundert aus: „Hört er wirklich alles? Weiß er, was wir jetzt miteinander reden? Das ist doch höchst merkwürdig!" Die Geschichte von dem leidenden und sterbenden Gottessohn besinnt er sich auch noch gehört zu haben. „Genau so," ruft er aus, „hat mir der Samuel (Sohn eines Christen der Station Maripastoon) die Geschichte erzählt, als er uns besuchte!" Der Mann scheint empfänglich und man muß weitersäen bei ihm. — Dazwischen hat man wieder Gelegenheit, sich in diesem Hospital auch einmal der Muttersprache zu bedienen. Da liegt ein Württemberger, der vor einigen Jahrzehnten mit einem Herrn Kappler in Albina an der Marowijne gearbeitet hat. „Wie geht's?" — Er antwortet in seinem eigentümlichen Surinamer Deutsch: „Habe koorts!. (Fieber); ich habe eine ganze uur koud gehabt!" (eine ganze Stunde Fieberfrost gehabt). — Neben ihm liegt ein todkranker Schweizer aus der Nähe von Interlaken. Wie wachen bei diesem

Manne alle Erinnerungen an seine Heimat, seine Jugend, seine Mutter auf, als er im Dialekt seines Heimatlandes (Schwyzerdütsch) die Geschichte vom verlornen Sohn zu hören bekommt! Vielleicht zeigt das Evangelium seine Gotteskraft auch an diesem Manne in seinen letzten Lebensstunden und errettet einen armen Sünder vom Tode.

So giebt es Kampf, so giebt es Licht, aber auch Dunkelheit in den engen Kammern, wie in den geräumigen Sälen der Kranken. Aber der Missionar, welchem wir in das Militärhospital gefolgt sind, versichert ausdrücklich, — und das wird auch die Erfahrung seiner übrigen Amtsbrüder sein! — daß die Gänge dorthin keine schwere Bürde für ihn bedeuten, sondern daß er auch, wenn er abgespannt und von des Tages Arbeit ermüdet sich auf den Weg gemacht habe, doch stets wieder innerlich erfrischt und im Glauben gestärkt von seinen Besuchen zurückkehre. Und der Herr des Samens und der Ernte, er wird in seiner Gnade und Treue dafür Sorge tragen, daß das in seinem Namen und zu seiner Ehre Ausgestreute da und dort wenigstens auf ein gut Land falle und Frucht trage zu seiner Zeit. —

Eine Bibelübersetzung für Dahome.

Zu den wenigen Gebieten, die dem Evangelium bis zur Stunde beharrlich verschlossen geblieben sind, gehören die beiden großen Negerstaaten Asante und Dahome, deren Namen durch die Ströme von Blut, die dort bis auf den heutigen Tag vergossen worden, eine traurige Berühmtheit erlangt haben. Beides sind Reiche, die nicht nur auf Krieg und Sklavenjagden gegründet sind, sondern in denen auch das afrikanische Heidentum sich in seiner schauerlichsten Gestalt darstellt. Vergeblich hat man sich seit Jahrzehnten bemüht, den von Asante und Dahome beherrschten Gebieten das Wort des Friedens zu bringen; aber ihre Machthaber waren bis jetzt nicht gewillt, dasselbe aufzunehmen und sich mit ihren Völkern unter den Einfluß des Evangeliums zu stellen. Die Boten Christi mußten sich bescheiden, an den Grenzen stehen zu bleiben.

Menschenopfer und Sklavenraub, barbarische Sitten und heidnische Greuel, wie sie zum Teil in vielen westafrikanischen Küstenstrichen längst unterdrückt sind, gehen dort nach wie vor im Schwange und gehören zum traurigsten, was der dunkle Erdteil aufzuweisen hat. Zwar ist Asante, das im Hinterland der Goldküste liegt, im Jahr 1874 von einem englischen Expeditionsheer tief gedemütigt und politisch geschwächt worden und England hat seitdem immer noch ein wachsames Auge auf das Reich gerichtet; aber durch das Schwert läßt sich das Heidentum und heidnische Unsitte nicht aus der Welt schaffen, noch die Wiedergeburt eines Volkes herbeiführen. Hiezu bedarf es geistiger Mächte und geistlicher Waffen, wie sich deren die christliche Mission, die das Schwert des Wortes Gottes mit sich führt, mit Erfolg bedient.

Inzwischen arbeiten in den südlichen und östlichen Grenzgebieten von Asante die Wesleyaner und Basler Missionare unter Negerstämmen, die zu derselben Völker- und Sprachenfamilie gehören. Das Evangelium hat hier überall auf der Goldküste Eingang gefunden und ist bis an die Grenzen von Asante vorgedrungen. Nicht nur macht sich bereits der christliche Einfluß unter diesen Völkern bemerklich und hat eine große Wandlung in den ehemaligen Sitten und Anschauungen geschaffen — es stehen auch allenthalben größere und kleinere Gemeinden als Denkmäler treuer und aufopfernder Missionsarbeit da. Dazu hat die Basler Mission den Tschivölkern, zu denen auch die Asanteer gehören, schon seit mehr als zwei Jahrzehnten die heilige Schrift in ihrer eigenen Sprache zugänglich gemacht und eine christliche Litteratur in derselben geschaffen. Die christlichen Gemeinden der Goldküste besitzen damit einen großen Schatz, der ihnen das Wort Gottes in ihrer eigenen Sprache zugänglich macht, und daß dasselbe in Kirche, Schule und Haus der Boden ist, worauf sich das christliche Gemeindeleben stützt. Das geschriebene Wort unseres Gottes ist es auch, das seine Kraft und Wahrheit sich an den Heiden als eine Kraft Gottes zur Bekehr und zur Ergreifung des ewigen Lebens [illegible] den und Verlorenen ein Führer zu [illegible]

Wie aber die Uebersetzung der [illegible] der Goldküstenvölker eine Segens[illegible] sie zugleich eine wichtige [illegible]

thätigkeit in Asante, wann sich die bis jetzt geschlossenen Thüren in diesem Reich aufthun und dem Evangelium freie Bahn bereitet sein wird.

Aehnlich steht es mit dem Negerstaat Dahome, der einen großen Teil der Hinterländer der Sklavenküste beherrscht und dessen Machtsphäre sogar bis an das Meer reicht. Länger als zwei Jahrhunderte haben die Könige dieses Reiches fast ohne Unterlaß Krieg geführt, und zwar meist zu keinem andern Zweck, als um Sklaven zu erbeuten. Infolge dessen ist die ganze Nachbarschaft in einem Zustand fortwährender Aufregung erhalten worden. Diese verheerenden Raubzüge haben die schönsten und fruchtbarsten Gebiete des Landes erschöpft und zum Teil entvölkert. Wohl ist die Zeit längst vorüber, wo die meisten dieser Sklaven an die portugiesischen Sklavenhändler an der Küste verkauft und von da verschifft wurden; aber der despotische König braucht jährlich eine Menge solcher unglücklichen Gefangenen für die üblichen Menschenopfer bei Totenfesten und andern Gelegenheiten. Und zu dieser Verwüstung von Menschenleben gesellt sich eine maßlose Besteuerung, durch deren Druck alle Wohlfahrt des Landes aufgehalten wird. Ackerbau und Gewerbe liegen bei den unsicheren Verhältnissen ganz darnieder, während Krieg das Lebenselement des Reiches bildet. Die Hauptstärke des Heeres aber, zu dem jeder Häuptling seine Mannschaft zu stellen hat, bildet eine Weibertruppe, die an Tapferkeit und Grausamkeit die Männer weit übertreffen soll. Von der Hauptstadt Abome aus, die etwa 15 Meilen landeinwärts von dem Hafenplatz Weida liegt, übt der König seine Gewaltherrschaft aus und es läßt sich keine blutigere Tyrannei als diese denken. Das Heidentum in Dahome aber ist ein Fetischdienst, der nicht bloß in Zauberei und Verehrung der Geister besteht, sondern sich auch in blutigen Sitten und unmenschlichen Gebräuchen äußert. Ein armes Volk, das tief umnachtet ist und dem keine Leuchte göttlicher Offenbarung scheint!

Auch in dieses Land hat man zu wiederholten Malen das Wort des Lebens hineinzutragen gesucht. Aber sowohl die Missionare, wie die Vertreter der englischen Regierung, die dem König in Bezug auf die Menschenopfer das Gewissen schärfen wollten, mußten wider ihren Willen den entsetzlichsten Menschenschlächtereien macht-

los zusehen und waren froh, diesen Ort der Greuel wieder verlassen zu dürfen. Vergeblich waren und blieben ihre Vorstellungen. Auf eine Bitte englischer Missionare aber, mit der sich dieselben im Jahr 1859 von der Küste aus an den damaligen König um Zulassung ins Innere wandten, entgegnete dieser: „Ich weiß, daß ein wahrer und lebendiger Gott ist, und daß er Töten, Seelenverkauf und Fetischanbetung verbietet; aber da ich in diesen Dingen aufgewachsen bin, kann ich sie nicht aufgeben. Ich weiß, daß wenn meine Leute Gottes Wort hören dürfen, sie einen andern Sinn bekommen und feig werden. Dann beten sie nicht mehr mit mir den Fetisch an und führen nicht mehr meine Kriege." Dabei ist es denn auch bis jetzt geblieben. Nur in den Grenzgebieten stehen die Boten Christi und arbeiten in Geduld, bis Dahomes Stunde geschlagen haben wird. Inzwischen aber wird im Blick daraufhin rüstig daran gearbeitet, die Bibel in die Sprache der Dahomeer zu übertragen, eine Vorarbeit, die zugleich dem Küstenvolk und den nicht von Dahome beherrschten Gebieten zugute kommt.

Dieser Aufgabe widmet sich mit allem Eifer ein eingeborener Missionsarbeiter der englischen Methodisten in Porto Novo. Diese Stadt liegt am südlichen Ufer einer großen Lagune, die sich längs der Küste im äußersten Südosten von Dahome hinzieht. Der Platz stand früher eine Zeitlang unter britischem Schutz, ist aber später aufgehoben worden und kam neuerdings unter französische Oberhoheit. In seiner Nähe fanden denn auch vor zwei Jahren blutige Zusammenstöße zwischen den Dahomeern und den Franzosen statt und Porto Novo stand in großer Gefahr, von den ersteren eingenommen und zerstört zu werden. Auch in neuerer Zeit wird das Gebiet, trotzdem die französische Kolonialregierung dem König von Dahome ein beträchtliches Jahrgeld zahlte, wieder durch feindliche Einfälle und Raubzüge der Dahomeer beunruhigt und es wird sich nun fragen, ob sich Frankreich endlich dazu versteht, nicht nur die bedrohlichen Angriffe des alten Feindes abzuweisen, sondern demselben auch im eigenen Lande eine ernstliche Lektion zu erteilen.

Porto Novo spiegelt mit seinen ungefähr 40,000 Einwohnern in vieler Hinsicht das heidnische Leben und Wesen wieder, wie man es in Dahome, zu dem es bis vor kurzem in einem Abhängigkeitsverhältnis stand, vorfindet; nur daß dessen blutige Sitten nicht

in dem gleichen Maß zum Ausdruck kommen. Doch konnte es noch unlängst vorkommen, daß bei dem Tode eines Häuptlings Menschenopfer dargebracht wurden. Unter dieser Bevölkerung haben die englischen Methodisten schon über 30 Jahre gearbeitet und eine kleine christliche Gemeinde gesammelt. Es hat dabei an mancherlei Druck und Verfolgung von seiten der heidnischen Partei nicht gefehlt, sodaß die Christen sogar eine Zeitlang nach dem englischen Küstenplatz Badagry flüchten mußten. Nur langsam ist das Werk gediehen und lange scheint man die Notwendigkeit, dem Volke die Bibel in seiner Sprache zu geben, nicht genügend erkannt zu haben. Erst vor etwa einem Jahrzehnt ging der in Porto Novo stationierte eingeborene Missionar Th. J. Marshall daran, die heilige Schrift in die Sprache seines Volkes, die zugleich eine Mundart der Dahomeer ist, zu übertragen. Im Jahr 1884 war das Evangelium nach St. Matthäus fertiggestellt und drei Jahre später waren auch die drei anderen Evangelien, die Apostelgeschichte und die Psalmen soweit, daß sie durch den Druck veröffentlicht werden konnten. Inzwischen wurden bis zum Jahr 1890 auch die Episteln übersetzt und so ein Teil der heiligen Schrift nach dem andern den Negerchristen jenes Volkes zugänglich gemacht.

Durch die Uebersetzung der Bibel in diese westafrikanische Sprache, schreibt ein Missionar von dort, ist den Christen das Mittel an die Hand gegeben, welches sie dazu ausrüstet, dereinst als Herolde ihres Heilandes von unserem Vorposten aus gegen Dahome vorzugehen und dessen Völker, die bis jetzt nur Sklavenraub und Menschenopfer kennen, für Christum zu gewinnen. Durch beides ist nicht allein Dahome selbst, sondern auch alles Land ringsum verheert und entvölkert worden. Es gilt nun, diese Verwüstungen an Menschenleben abzustellen und die reichen Quellen des Landes zu erschließen. Man lasse das Volk emporkommen und seine Schwerter zu Pflugscharen schmieden und es wird damit eine der größten Wunden des Menschengeschlechts geheilt sein. Dann wird die Einöde und Wüste, der Dahome heute gleicht, lustig sein und das Gefilde wird fröhlich stehen und wird blühen wie die Lilien.

Die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft.

Es ist schon mehrfach in unsern Bibelblättern auf die umfangreiche Thätigkeit dieser Bibelgesellschaft hingewiesen worden und auf den Segen, den sie durch die Verbreitung des Wortes Gottes und durch den Druck von Bibelübersetzungen weithin gestiftet hat. Nachstehendes, das wir dem in Amerika erscheinenden Lutherischen Kirchenblatt entnehmen, läßt uns wieder einen Einblick in die Wirksamkeit derselben thun und erfüllt uns mit Dank gegen Gott, daß er sich allezeit Herzen erweckt, die auch auf diesem Gebiet seinen Willen ausrichten und sein Werk treiben.

Die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft wurde im Jahre 1804 zu dem Zweck gegründet, das Wort Gottes in der ganzen Welt zu verbreiten. Ueber 11 Millionen Pfund Sterling sind von derselben für Uebersetzung, Druck und Verbreitung der heiligen Schrift ausgegeben worden, und mehr als 123 Millionen Bibeln, Testamente und Teile sind aus ihren Niederlagen hervorgegangen und zwar in etwa 300 Sprachen und Dialekten, von welchen eine Anzahl vordem nicht als Schriftsprachen existierten. In diesem Werke wurde die Bibelgesellschaft unterstützt durch alle Teile der christlichen Kirche, durch Vorsteher und Freunde von christlichen Unternehmungen, durch Gelehrte und Sprachforscher, besonders unter den Missionaren, den englischen und deutschen sowohl als denjenigen anderer Länder.

In der ganzen Welt möchte kaum ein Land zu finden sein, das nicht den Einfluß dieser Gesellschaft gespürt hätte. Dieselbe unterhält nicht allein Agenten und Korrespondenten, Bibelboten und Niederlagen in allen Teilen Europas, sondern sie ist auch zugleich die Gehilfin aller Missionsgesellschaften unter den entferntesten Nationen der Erde. Syrer und Perser, Indianer und Chinesen, Abessinier und Kaffern, die Bewohner von Madagaskar, Neu-Seeland und den Südseeinseln, Malayen und Eskimos und viele andere Völker sind imstande, durch die Hilfe dieser Gesellschaft die großen Thaten Gottes in ihrer eigenen Sprache lesen zu können. Schulen und Hospitäler, Gefängnisse und Besserungsanstalten, Eisenbahn-

stationen und Gasthöfe, Armee und Flotte können den Segen bezeugen, der ihnen durch dieselbe zu teil geworden ist. Für die Wünsche von Armen, Kranken, Notleidenden aller Art und sogar von Blinden hat die Gesellschaft stets ein offenes Ohr. Politische und soziale Bewegung, Auswanderung, Weltausstellungen, Kriege, Feuersbrünste, Ueberschwemmungen u. a. werden benützt, um zum Teil durch außerordentliche Anstrengungen das Wort Gottes auf neuen Wegen unter die Menschen zu bringen.

Der durchschnittliche Versandt des Bibelhauses in London beläuft sich allein auf mehr als 7,000 Bände täglich, und bei den verschiedenen auswärtigen Niederlagen zusammen ist die Verbreitung noch größer. Druckereien werden von der Gesellschaft beschäftigt nicht allein in London, Oxford und Cambridge, sondern auch in Paris, Brüssel, Amsterdam, Berlin, Köln, Leipzig, Wien, Pest, Rom, Florenz Madrid, Lissabon, Kopenhagen, Christiania, Stockholm, Petersburg, Konstantinopel, Beyrut, Bombay, Lahore, Allahabad, Madras, Kalkutta, Schanghai, Kapstadt, Sydney und andern Mittelpunkten ihrer Thätigkeit. Gott allein die Ehre!

Auch Opiumraucher bekehren sich.

Der chinesische Schulmeister Ho-fat-syong, ein Mann, der durch allerlei Trübsal und die Macht des Wortes Gottes zur Erkenntnis der christlichen Wahrheit gekommen ist und am Pfingstfest des letzten Jahres vom Berliner Missionar Leuschner getauft wurde, hatte in seinem Heimatorte einen Kollegen, der zugleich sein Verwandter und ein starker Opiumraucher war. Beider Schulen sind in einer großen Bergfeste untergebracht, die, in den Zeiten des Aufstandes erbaut, zur Unterbringung der Frauen und Kinder, sowie des Viehes und der Wertsachen dienen sollte. Als nun Ho-yin-tshen, so hieß der opiumrauchende Schulmeister, sah und hörte, daß sein Verwandter nach christlichen Büchern unterrichtete, da schreckte er aus seinen Opiumträumen auf. „Was für Zeug paukst du da den Jungens ein? Hast du dich von Fremden

verführen lassen und willst nun die Kinder auch verführen?" Ho-sat-syong entgegnete ihm in seiner gewinnenden schlichten Weise, er solle doch nicht seine Bücher verurteilen, da er sie ja gar nicht kenne, sondern solle sie doch mal erst studieren und prüfen. Das war ein billiges Verlangen, worauf der andere auch einging. Er hatte kaum eins der Bücher durchgesehen, als er sagte: „Es ist doch nicht so, wie ich dachte. Diese Lehre läßt sich schon sehen." Dann las er weiter, ein Buch nach dem andern, bis er eines Tages ganz aufgeregt zu seinem Kollegen geeilt kam und sagte: Diese Lehre ist in der That allein die richtige; bei weitem vollkommener als die des Confucius, wird sie allein unserem Bedürfnisse gerecht; solche Lehren muß ich auch meinen Schülern beibringen, es koste was es wolle. Ich aber gehe mit dir zum Missionar, ich will auch gläubig werden." Ho-sat-syong machte ihn dann zunächst darauf aufmerksam, daß er sich dann vor allen Dingen das Opiumrauchen abgewöhnen müsse. „Natürlich," erwiderte er, „das habe ich bereits beschlossen, und ich werde es ausführen, wenn anders Gott mir hilft." Darauf sandte er zum Missionar, und ließ ihn um etwas Medizin bitten. Von Stund an rauchte er nicht mehr. Die beiden Lehrer hielten dann täglich ihre Andachten zusammen und schrieen auf ihren Knieen zu Gott um Hülfe. Ihnen schloß sich dann noch ein Dritter an. Schließlich schrieb der frühere Opiumraucher dem Missionar nachstehenden Brief, in dem er um die Taufe bat, die er denn auch nach gehöriger Vorbereitung empfing: „Der Himmel (Gott) erhält und versorgt das Volk, nicht die Götzen. Obwohl dies unsere Bücher lehren, so weiß es doch die große Menge nicht. Sie läuft und opfert den toten Götzen, dabei verachtet sie Gott und sein heiliges Gesetz. Als ich die heilige Schrift noch nicht kannte, war auch ich befangen in der Eitelkeit der Welt und des Götzendienstes. Jetzt, nachdem ich das Neue Testament und andere Schriften gelesen habe, weiß ich, daß Jesu Lehre die allein wahre ist. Außerdem sehe ich, was ihr es euch um uns kosten lasset, wie ihr den tausende Meilen langen Weg über das Wasser zu uns kommt, nur um uns das Wort Gottes zu bringen. Ich erkenne daraus, daß eure Lehre aus Gott stammt. Wie gern möchte ich mit ganzem Herzen danach wandeln, doch obwohl der Geist will, so ist doch das Fleisch noch so sehr schwach; denn bedenke, ich bin so lange Jahre ein Sklave

des Opiums gewesen, darum konnte Gottes Wort so lange seine wiedergebärende Kraft nicht an mir beweisen. Doch Gott sei Dank, daß der heilige Geist mir geholfen und der Herr Jesus sich meiner erbarmt hat. Auch sei Dank dir, daß du dich meiner so liebreich angenommen, indem du mir Medizin gabst, daß ich frei vom Opium geworden bin. Im anderen Falle würde ich noch unglücklich sein und mich ruinieren, auch könnte der heilige Geist sein Werk an mir nicht treiben, denn selbst Confucius sagt: „wer gegen den Himmel sündigt, hat nichts mehr, zu dem er beten kann." Ich als Opiumraucher könnte nicht einmal meinen Leib für das irdische Leben retten, geschweige denn Leib und Seele für das zukünftige Leben. Ich hoffe nun, daß ich gänzlich vom Opiumteufel befreit bin und daß ich weiter die Bibel studieren kann. Ich bitte dich, du wollest mich denn aufnehmen in die Gemeinschaft der Jünger Jesu und mir die Taufe verleihen, damit ich so das wahre Leben in dieser und jener Welt gewinne." (Berl. Missionsbl.)

Kleine Mitteilungen.

Menschenwort und Gotteswort. — Im vorigen Jahrhundert weissagte der berüchtigte französische Spötter Voltaire, nach hundert Jahren werde die Bibel ein unbekanntes Buch sein; sie werde nur noch in Altertumssammlungen sich finden als Zeuge der Thorheit früherer Geschlechter. Heute findet sich in demselben Raume, in welchem Voltaire jene Prophezeiung niederschrieb, eine Bibelniederlage der großen britischen Bibelgesellschaft.

(Hannov. Missionsbl.)

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

L. Reinhardt, Buchdruckerei, Basel.

Station Begoro in Akem.

Chinesische Urteile über die Mission.

Die letzten Unruhen in China, die wir glücklicherweise jetzt als beseitigt ansehen dürfen, haben mancherlei Stimmen laut werden lassen, die sich mit deren Ursachen und möglichen Folgen ernstlich beschäftigten. Diese Fragen lagen besonders den Vertretern der im chinesischen Reich arbeitenden Missionen nahe; aber sie drängten sich auch manchen Chinesen auf, die sie sich je nach ihrer Stellung, die sie zum Christentum und zum abendländischen Einfluß einnahmen, zu beantworten suchten. So erschien in der zweiten Hälfte des vorigen Jahres in einer Zeitung des nördlichen Chinas ein Artikel, der sich im Blick auf die ausgebrochenen Unruhen in der gehässigsten Weise gegen die Mission Luft machte und diese nicht bloß als einen kläglichen Mißerfolg bezeichnet, sondern auch in ihr die Ursachen der Unruhen sucht und ihren Einfluß als eine Gefahr für China und die dortigen Ausländer betrachtet.

Der Artikel ist ein um so traurigeres Erzeugnis, als sein Verfasser kein gewöhnlicher Chinese ist, den die hergebrachte Anschauung und chinesische Erziehung in dieser Weise gegen die Mission auftreten läßt, sondern der sich seine Bildung außerhalb von China (wohl in Europa oder Amerika) erworben hat und dabei nach Art solcher Leute bei jeder Gelegenheit mit seinen sprachlichen und anderen Kenntnissen, die er sich in der Fremde geholt hat, prunkt und die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen sucht. Aus diesem Grund darf man wohl auch kein besonderes Gewicht auf seine missionsgegnerischen Aeußerungen legen und vielleicht sogar annehmen, daß er sich auch in diesem Punkt seine Ideen im Ausland als alte Weisheit angeeignet hat. Immerhin fand sein Artikel den Weg in verschiedene andere Zeitungen und erfuhr von

mehreren Seiten widerlegende Erwiderungen, die die in Hongkong erscheinende China Mail teilweise durch Abdruck veröffentlichte.

Man soll sich auch von den Feinden belehren und sagen lassen können; doch ist jener Artikel zu breit gehalten, als daß wir denselben vollständig wiedergeben könnten. Es genüge, wenn wir hier nur die wesentlichsten Punkte aus demselben dem Leser vorführen und dann die Erwiderungen folgen lassen, die von zwei Seiten her darauf veröffentlicht wurden.

Der erwähnte Artikel erschien unter der Aufschrift: „Defensio populi ad populos“ oder Die moderne Mission, betrachtet im Blick auf die letzten Unruhen. Nach dem Verfasser hat die Mission eine dreifache Aufgabe: 1) die sittliche Hebung des Volkes; 2) dessen intellektuelle Erleuchtung und 3) die Ausübung von Liebeswerken.

1) Hinsichtlich des ersten Punktes wird kurzweg behauptet, die chinesischen Bekehrten seien schlechter als alle anderen Chinesen, eine Thatsache, die unter den vorurteilsfreien Ausländern ein offenes Geheimnis und allgemein bekannt sei; nur irgendwelche äußere Vorteile hätten sie bewogen, die alte Religion und was den Chinesen sonst heilig sei, wegzuwerfen und das Christentum anzunehmen. Wen dieses Urteil zu hart dünke, der dürfe nur die Geschichte des Taiping-Aufstandes lesen. Dieser sei von künftigen Geschichtsschreibern Chinas mit Fug und Recht nicht anders als die „Rebellion der chinesischen Auswürflinge der Mission“ zu benennen. Es sei deshalb auch jeder Versuch der Mission, das chinesische Volk durch die Evangelisation sittlich zu heben, ein kläglicher Mißerfolg, und er frage darum die Missionare auf ihr Gewissen, ob nicht gerade dieser Mißerfolg der Grund sei, weshalb sie sich in letzter Zeit auf das, was dieselben Wissenschaft nennten, würfen.

2) Auch in Bezug auf die intellektuelle Erleuchtung des Volkes erreiche die Mission gerade das Gegenteil; denn wenn auch der Missionar imstande sei, die chinesischen Beamten wegen mancher ihrer Handlungen, z. B. bei einer Mondfinsternis, lächerlich zu machen, so müsse er doch selber in der nächsten Stunde seinen Zuhörern die That Josuas als unumstößliche und von der unfehlbaren Bibel bezeugte Thatsache darstellen. Das seien aber nichts als Taschenspielerkünste, weshalb die Missionare mit ihrer Wissenschaft einen um sich fressenden Krebsschaden kultivierten, der

alle Aussicht auf Erleuchtung des Volkes zu nichte machen müsse. Und streiten denn nicht — so läßt sich unser abendländisch gebildete Chinese weiter hören — alle freien Geister der Emanzipation gegen diese Taschenspielerkünste bis auf den heutigen Tag? Wie absurd vollends muß es erscheinen, daß diese Vertreter der christlichen Religion sich in China als Vorkämpfer der Wissenschaft und Verstandeserleuchtung geberden, während sie in Europa Andersdenkende verfolgt und verbrannt haben!*) Vielmehr wird durch sie und ihre Bücher eitel Dunkelheit und Verfinsterung dem Volke aufgedrängt und zwar einerseits mit dem den Europäern eigenen beleidigenden und herausfordernden Selbstbewußtsein, andererseits durch die Drohung von Kriegsschiffen der ausländischen Regierungen. Das veranlasse den gebildeten Chinesen, die Fremden mit einem Grimm zu hassen, den nur der nachfühlen könne, der es mit ansehen müsse, wie alles, was ihm heilig sei, seine Kultur und litterarische Verfeinerung, Gefahr laufe, unwiderbringlich verwüstet und zerstört zu werden. Dies sei die Wurzel des Hasses unter den Gebildeten gegen die Fremden.

3) In ebenso absprechender Weise äußert sich jener Chinese über die von der Mission geübten Liebeswerke. Es heißt da u. and.: Als nicht direkt geistliche Arbeit müssen dieselben auf der Wage zeitlicher Interessen gewogen werden, wobei zugleich die Frage aufgeworfen werden muß, ob sie auch die Kosten wert sind. Durch die Hospitäler und Waisenhäuser wird allerdings einer Anzahl von Chinesen manches Gute erwiesen; aber dieses ist nur ein Ersatz für alles das, was das Volk der Regierung zu bezahlen hat, wenn diese die Missionare schützen und für Verluste entschädigen muß. Schon mit den Zinsen dieser Summen könnte man eine weit tüchtigere Körperschaft von Aerzten und Pflegern — selbst europäische, wenn man will — erhalten, um all das Gute zu thun, was auf dem Wege der jetzigen Einrichtungen geschieht. Weiter muß man fragen, wie viel von den ansehnlichen Summen, die die Mission aufwendet, überhaupt jenen gemeinnützigen Einrichtungen direkt zugute kommt und nicht vielmehr den Missionaren

*) Dieser Passus ist so gehalten, daß er auch auf die Protestanten hinweist. — Der Mann hat sich also auch etwas von abendländischer Geschichte erzählen lassen.

und ihren persönlichen Bedürfnissen. Darum behaupte ich, daß das ganze Missionsunternehmen nichts weiter als eine große Wohlthätigkeitsanstalt für unbeschäftigte Handwerker aus Europa und Amerika sei.

Zum Schluß glaubt er noch darauf hinweisen zu müssen, daß die Unterstützung der Missionen von seiten der ausländischen Regierungen eine Gefahr sei sowohl für die 400 Millionen Chinesen, als auch für die großen kaufmännischen und industriellen Interessen, die damit auch für das Ausland auf dem Spiele ständen. Er appelliere deshalb an jeden unbeteiligten Ausländer, ob es nun nicht an der Zeit sei, im Interesse Chinas und der Fremden die Mission abzuschaffen, oder doch wenigstens zu beschränken..... Der Schluß lautet dann in Deutsch: So hilf mir Gott, ich kann nicht anders! Ein Chinese.

* * *

Diesen sehr oberflächlichen Aeußerungen und unbewiesenen Behauptungen widerfuhr, wie gesagt, die Ehre, daß sie in verschiedenen Zeitungen besprochen und widerlegt wurden. So schrieb u. and. die China Mail: Der gestern von uns veröffentlichte Artikel über die Arbeit und Stellung der Missionare im Zusammenhang mit den letzten Unruhen im mittleren China entstammt der Feder eines in den abendländischen Schulen gebildeten Chinesen, der weniger wegen seiner oberflächlichen Argumente Beachtung verdient, als vielmehr um der Spötteleien und Angriffe willen, die er gegen die Mission richtet und die zugleich der Ausdruck so mancher Gebildeten und Fremden sind. Auch insofern haben jene Meinungsäußerungen ein gewisses Interesse, als sie augenscheinlich von einer Seite kommen, die uns nicht so ganz unbekannt ist, und zwar von einem jungen Chinesen, dem es gelang, das Vertrauen des früheren fremdenfeindlichen Vizekönigs von Kanton zu gewinnen und den dieser von da mit nach Wutschang nahm. Seinem Einfluß ist es auch zuzuschreiben, daß Konsul Gardner große Mühe hatte, den Vizekönig dahin zu bringen, die dortigen Mordbrenner zur Verantwortung zu ziehen und Gerechtigkeit walten zu lassen. Doch wir möchten hier nicht auf die gegenwärtigen politischen

Schwierigkeiten eingehen, sondern einige Worte über den Einfluß und die Stellung der Mission in China sagen.

Zuerst wird von jenem Chinesen den Missionaren zur Last gelegt, daß dieselben hieher gekommen seien, um mit fanatischem Eifer das Evangelium zu predigen, in der Meinung, sie dürften hier nur predigen wie in der Heimat und die Chinesen würden sich ohne weiteres bekehren. Da dies nicht in dem gewünschten Maße eintreffe, so seien die Missionare entmutigt. — Weder trifft das letztere zu, noch daß die Bekehrten schlechter seien, als ihre übrigen Landsleute. Es ist wahr, daß die Bekehrten manche widerwärtige nationale Charakterzüge beibehalten, ein Umstand, der dann skeptische Ausländer, die von den eingeborenen Christen mehr erwarten, als von ihren eigenen christlichen Landsleuten, veranlaßt, solche Mängel und Schwächen Einzelner einer ganzen Klasse zuzuschreiben. Diese Ansicht, daß von allen Chinesen der christliche am unzuverlässigsten sei, wird gern geglaubt und findet dann ihren Weg selbst nach dem Westen und dient dazu, gegen die Mission einzunehmen. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß das Christentum den Charakter eines Volkes nicht im Handumdrehen umwandelt, und es hat achtzehn langer Jahrhunderte bedurft, um das Christentum der heutigen fortgeschrittenen westlichen Völker auszugestalten. Leben und Religion stehen in Wechselbeziehung zu einander und gehen immer und immer wieder neue Kompromisse ein. ..... Ferner: es waren nicht die Gelehrten und Weisen in Athen und Rom, die durch die Predigt Pauli und seiner Nachfolger gewonnen wurden, sondern die Armen, die Geringen und Verachteten des Volkes. Aus diesen Armen und Schriftunkundigen erbaute sich die christliche Kirche, die schließlich Roms Macht stürzte. Die Weisen jener Zeit blickten mit derselben Verachtung auf die Christen herab, wie der heutige Chinese mit seinem Firnis von asiatischer Kultur. Aber die Philosophie der Weltweisen war trocken wie Staub und hatte weder einen Lebenskeim in sich, noch irgendwelche Kraft zur Erneuerung und sittlichen Hebung des Volkes. Sie mußte deshalb der Thorheit des Christentums weichen. Auch Chinas Weisheit, die zu keinem Fortschritt fähig ist, wird derselben Macht weichen müssen. Wenn der chinesische Verfasser sagt, daß durch die christliche Religion nur die Bedürftigen und Lasterhaften angelockt würden und weniger die Reichen und „Gerechten," so weist er

damit nur auf eine Thatsache hin, die zu allen Zeiten der Ruhm der Christen gewesen ist und der der Charakter jeder Religion sein sollte..... Nur das Christentum ist durch seine Eigenschaft, sich allen Völkern und Individuen anzupassen, dazu befähigt, die Religion der fortgeschrittendsten Nationen zu werden und zu bleiben.....

Der Spott des Schreibers über die Liebesthätigkeit der Missionare verdient keine Beachtung; denn niemand, der je in ihre Hospitäler einen Blick gethan hat, wird das Gute verkennen, das dort unserem Volke zu teil wird. Was die feindselige Stimmung und die Ausbrüche des Fremdenhasses betrifft, so kann es natürlich ohne Reibungen nicht abgehen, wo die christliche Predigt einsetzt und Wirkungen hervorruft. Aber ohne Reibung und Kampf kam nie etwas Gutes in dieser Welt zustande. Die chinesischen Litteraten und Beamten hassen die christliche Religion, weil sie ihre Macht und ihr bisheriges Ansehen erschüttert sehen und die chinesische Philosophie und Politik sich überlebt hat. Beide gleichen einem Sumpf stehenden Wassers, der sich ob seiner eigenen Unreinigkeit und Fäulnis in Gärung befindet. Kein Wunder, wenn derselbe je und je die gärenden Stoffe zum Ausbruch kommen läßt und allerlei Unrat ausschäumt. Das ist der gegenwärtige Zustand unserer gesellschaftlichen Verhältnisse, zu deren Erneuerung das Christentum und die Missionare trotz aller ihrer Schwächen die wichtigsten Faktoren bilden. Eine solche Erneuerung aber ist ihrerseits nicht denkbar ohne jenen religiösen Mut und die moralische Begeisterung, die ihnen von unserem Verfasser zum Vorwurf gemacht wird.

Die Behauptung, daß sich die Missionare gegenüber dem Volk lediglich auf den Schutz der fremden Kriegsschiffe stützten, ist eine Ungereimtheit und Unwahrheit; denn das Volk, sofern es nicht aufgewiegelt wird, erkennt die Missionsarbeit gerne an. Die Kriegsschiffe schützen vielmehr das Volk und die Missionare gegen die Ungerechtigkeiten und Willkür der Litteraten und Mandarinen. Ihr Dasein mag immerhin den chinesischen Nationalstolz beleidigen, aber das muß China ertragen lernen, solange Tyrannei und Tortur, Bestechlichkeit und sittliche Versumpfung die Charakterzüge seiner Regierung sind..... Was die Taiping-Rebellion betrifft, so war dieselbe ein verfrühter Ausbruch von zusammenwirkenden Kräften, die die Auflösung des heidnischen Reiches mit seiner tarta-

rischen Dynastie anstrebten.*) Das eigentliche christliche Element hatte wenig damit zu thun. Ein ähnlicher Ausbruch kann unter Umständen in nicht allzuferner Zeit wieder stattfinden, und wenn dann die westlichen Mächte sich wieder dreinlegen sollten, so wird es sicherlich nicht geschehen, um die wankende Macht der jetzigen Regierung, die ohne einen Gordon längst aufgehört hätte zu existieren, zu stützen, sondern um China der übrigen Welt zu eröffnen und seine verschiedenen Provinzen unter die direkte Kontrolle der fortgeschrittenen Völker zu stellen.

* * *

Im Anschluß daran geben wir nur noch die eine Entgegnung wieder, die ein Chinese unter der Aufschrift: „Die Missionsfrage" veröffentlichte. In dieser heißt es u. and.:

Dem Schreiber des Artikels „Defensio populi ad populos" darf man wenigstens das zugestehen, daß er mit aller Offenheit seine Ansichten ausgesprochen hat. Aber sein chinesischer Patriotismus hat sein Urteil völlig verblendet, sodaß er in allen seinen Aeußerungen weit über das Ziel hinausschießt und Behauptungen aufstellt, deren jede eine traurige Verdrehung der Wahrheit ist. Sein Artikel zeugt von der alleroberflächlichsten Kenntnis der Dinge und zeigt, wie man sich bei der Beurteilung von Fragen irren kann, wenn man dieselben nicht gründlich kennt.

Ehe ich aber auf seine Behauptungen eingehe, möchte ich mich gleich von Anfang an als einen zum Christentum bekehrten Chinesen einführen. Als solcher bin ich aber weder ein sozialer „Auswürfling," noch ein Typus der Taiping-Rebellen, noch auch „schlechter als der schlechteste der Chinesen." Ich habe das Christentum angenommen, weil ich davon überzeugt war, daß es im Vergleich mit den Lehren unserer Weisen und nationalen Ueberlieferungen unvergleichlich höher steht als diese. So halte ich auch dafür, daß

*) Ein chinesischer Prediger drückt sich in einer andern Entgegnung über diesen Punkt dahin aus: „Die Rebellion begann in Kongsi und war die Folge von Erpressungen, die sich die Steuereinzieher erlaubten. Ein weiterer Anstoß zu derselben war der Umstand, daß durch die Eröffnung Schanghais und die Ablenkung der Thee- und Seidenausfuhr von Kanton eine Menge Kongsi-Leute verdienstlos wurden."

die Ankunft der protestantischen Missionare in China und die Einführung des Christentums der größte Segen für unser Land sei, und weit entfernt davon, eine Schädigung für die Interessen Chinas und der Ausländer zu sein, das alleinige Mittel ist, die sittliche, intellektuelle und gesellschaftliche Hebung unseres Volkes herbeizuführen.

Wie hierüber der Schreiber obigen Artikels denkt und sich äußert, steht durchaus nicht vereinzelt da. Seine Ansicht wird von einer gewissen Klasse von Eingebornen geteilt und sogar von der Mehrzahl der europäischen Kaufleute im Osten. Aber sie ist ebenso ungerecht als entehrend für die, so sie vertreten, da sie nur das Resultat einer krassen Unwissenheit und eines bigotten Vorurteils ist.

Ich gebe zu, daß ich bei Gelegenheit meiner Reisen hie und da Missionarswohnungen angetroffen habe, die nicht gerade den niedern Hütten von Christi Aposteln glichen. Aber das sind seltene Ausnahmen und sie beweisen nur, daß es auch unter den Missionaren, wie überall unter der Menschheit, selbstsüchtige Leute giebt. Auf der andern Seite aber ist die Zahl aufrichtig frommer, gottseliger Apostel gleich Legion, und indem ich dies schreibe, drängen sich mir allerlei Erinnerungen auf an demütige, selbstverleugnende Männer und Frauen, denen ich begegnete und die ich kannte. Unter den kürzlich Verstorbenen haben wir den Rev. J. Crosset, der, obschon ein tüchtiger Gelehrter und gebildeter Mann, sich selbst das Nötigste versagte, nur um andern helfen zu können und der sich glücklich schätzte, mit den Geringsten des Volkes dieselbe Pritsche und die gleiche Nahrung zu teilen. Wahrlich, sein Leben war für alle, die unter seinen Einfluß kamen, ein leuchtendes Vorbild. Dann ist Rev. James Gilmour, der jahrelang unter den Mongolen wirkte und keine Strapazen und Entbehrungen scheute, unter einem Zelt kampierte und als Vegetarianer lebte, um sein Werk besser ausrichten zu können.

Was die noch lebenden Missionare rechter Art betrifft, so sei auch Rev. Hamden Du Bose erwähnt, von dem mir nachfolgender Vorfall zur Kenntnis kam. Einst predigte er, wie er dies täglich zu thun pflegte, in den Straßen, als ein unverschämter Junge den ehrwürdigen Mann an seinem langen Barte zog. Du Bose legte sachte seine Hand an des anderen Zopf und bemerkte nur:

„Warum wunderst du dich über meinen langen Bart, mein Junge? Der einzige Unterschied zwischen uns ist nur der, daß dein Haar hinten wächst und das meinige vornen.“ Lautes Gelächter der umstehenden Menge beschämte den, der sich belustigen wollte. — Ferner muß ich noch der hingebungsvollen Frau Alexander King Erwähnung thun, die seiner Zeit als Privatärztin von Lady Li, der Gemahlin des Vizekönigs von Chili, eine gesegnete Wirksamkeit unter dem Volke entfaltete. Nie wurde sie vergeblich gerufen und ohne Ansehen der Person leistete sie auch den ärmsten Eingebornen den erbetenen ärztlichen Beistand. Ihre Teilnahme und Fürsorge für ihre Patienten blieb immer dieselbe, gleichviel, ob sie den Gliedern der vizeköniglichen Familie oder den Angehörigen von Tagelöhnern angehörten.

Und nun ein Wort über die drei hauptsächlichsten Beschuldigungen, die der Schreiber gegen die Mission erhebt.

Nach seiner ersten Behauptung soll der christliche Bekehrte, statt moralisch höher zu stehen als der gewöhnliche Chinese, durch seine Berührung mit dem Christentum und seinen Bekennern sogar noch schlechter sein. Ehe ich einen Vergleich anstelle zwischen dem chinesischen Christen und dem Durchschnittschinesen, wollen wir zuvor sehen, wie jeder derselben als Repräsentant der beiden Volksklassen erzogen, gelehrt und durch äußere Einflüsse kontrolliert wird. Von frühester Jugend an wird der Chinese gelehrt, die Konfuzischen Schriften als sein Ideal, als seine sittliche Richtschnur anzusehen. Nach ihr gilt ihm die kindliche Pietät als das höchste Gut in diesem Leben und in gesellschaftlicher Beziehung bilden die fünf Kardinaltugenden seine Sittenlehre. Dabei hält er die Aufrichtigkeit und die Ehrenhaftigkeit nur insoweit für notwendig, als sie ihm ratsam und zuläßlich erscheinen, und er vertritt deshalb den Grundsatz, das Böse mit Bösem, das Gute mit Gutem zu vergelten. Bei solchen Sittlichkeitsideen aber muß das sittliche Ideal des Chinesen notwendig zu einem kläglichen Mißerfolg führen. Und sieht man vollends darauf, wie es mit der chinesischen Wahrhaftigkeit und Ehrbarkeit als Ergebnis der konfuzischen Lehre bestellt ist, so ist es besser, ganz davon zu schweigen. Auch was die Rachsucht als charakteristische Anlage des gewöhnlichen heidnischen Chinesen betrifft, so ist dieselbe zu bekannt, als daß sie weiter erörtert zu werden brauchte.

Anders ist es mit dem christlichen Chinesen und seiner religiös-sittlichen Erziehung. Ihm wird die allgemeine Menschen- und Nächstenliebe als praktische Sittenlehre vorangestellt. Der aufrichtige christliche Chinese, dessen Herz von dieser Liebe erfüllt ist, wird deshalb alle ihre Eigenschaften an den Tag legen, die in ihrer Gesamtheit den Menschen vollkommener erscheinen lassen, als unsere gerühmte altchinesische Moral. Es ist deshalb eine logische Unmöglichkeit, daß der chinesische Christ sittlich niedriger stehen soll, als der heidnische Durchschnittschinese mit seinen konfuzischen Ideen. Auch ist es durchaus unrichtig, wenn behauptet wird, die Bekehrten ließen sich durch materielle Vorteile in die christliche Kirche herüberlocken. Die geringen Unterstützungen, die man einer verschwindend kleinen Anzahl von Armen um ihrer Bedürftigkeit willen verabreicht, können nicht als solche Zugmittel angesehen werden. Thatsache aber ist, daß die chinesischen Christen eine mäßige, friedliebende und ehrliche Klasse von Menschen bilden, die die frohe Botschaft in der Ueberzeugung aufnehmen, daß ihnen damit die Hoffnung auf ein besseres und ewiges Leben eröffnet werde.

Was den zweiten Punkt der Anschuldigungen betrifft, wonach die Missionare durch ihre Taschenspielerkünste den Haß der gebildeten Chinesen gegen das Christentum und die Fremden hervorrufen sollen, so bedarf derselbe kaum einer Widerlegung. Jedermann weiß, daß dieser Haß sich nicht erst von gestern datiert. Er bestand schon lange, ehe die Missionare anfingen den Chinesen die abendländische Wissenschaft zu lehren. Die Wurzel des antichristlichen Grolls unter den Gebildeten Chinas ist vielmehr im Gegensatz der altchinesischen Anschauungen zum Christentum zu suchen. Denn sobald man dem chinesischen Schüler die ersten Zeichen beigebracht hat, so wird er auch gelehrt, daß die Lehre des Konfuzius die allein wahre sei, wogegen alle andern Religionssysteme als ketzerische und verwerfliche hingestellt werden. Als treuen und ergebenen Jüngern des großen Philosophen Konfuzius komme es aber diesen zu, jeden Versuch der Einführung einer fremden Religion im Reich der Mitte mit Gewalt zurückzudrängen. Es ist deshalb nichts als die Furcht, ihren nationalen Abgott entthront und ihre sogenannten heiligen Bücher übertroffen zu sehen, die die Litteraten veranlaßt, dem Christentum auf jegliche Weise zu widerstreben und es zu schmähen. Damit werden sie

auch solange fortfahren, bis die intellektuelle Erleuchtung der Massen dem Volk die Augen öffnen und sich als ein zu mächtiger Faktor erweisen wird.

Was von unserem Gegner über die Liebesthätigkeit der Mission als einer Wohlthätigkeitsanstalt zum Besten unbeschäftigter Leute gesagt wird, verdient keine Beachtung. Dagegen kann ich diesen Artikel nicht schließen, ohne die vielen Wohlthaten anzudeuten, die China schon direkt und indirekt durch die Mission empfangen hat. In der Diplomatie verdankt China die Anknüpfung seiner diplomatischen Beziehungen mit Europa und Amerika dem Eifer und der Gewandtheit eines Anson Burlingame. Der Handel hat das Vorhandensein seiner größten Dampfschifffahrtsgesellschaft des Landes dem unternehmenden Geiste von Tong-King-Ling, einem Zögling der Morrison-Schule, zu verdanken, und dasselbe ist der Fall auf dem Gebiete des Bergbaues und der Eisenbahnunternehmungen. Im Erziehungswesen hat der Einfluß christlicher Gelehrten der hohen Schule in Peking ihren Plan und ihre Einrichtung bestimmt, und man ersieht schon daraus, daß die chinesische Regierung keine Angst vor den angeblichen Taschenspielerkünsten hat, indem sie einen ehemaligen Missionar an der Spitze jener stehen hat. Daß man ferner seit 20 Jahren junge Leute nach Amerika und Europa gehen läßt, ist ebenfalls den Bemühungen eines von der Mission erzogenen christlichen Chinesen zuzuschreiben. Mit einem Wort, die zahllosen über das ganze Reich zerstreuten christlichen Schulen bezeugen das allmähliche intellektuelle Erwachen unseres Volkes. Ja, die Zeit muß und wird kommen, daß auch die undurchdringliche Dunkelheit, die heute China umhüllt, sich zerstreuen muß und dem neuen kräftigen Lichte christlicher Erkenntnis wird weichen müssen.

Auch ein Chinese.

Auch eine Missionsfrucht.

Züge aus dem Leben des bekehrten Hindu Baba Padmandschi.

Von ihm selbst erzählt.

1. Im Vaterhaus.

Meine Eltern waren reiche, angesehene Leute und gehörten zu der Kaste der Kâsârs oder Kupferschmiede. Mein Vater hieß Padmandschi Mânakdschi. Er war Ingenieur und bekleidete ein Regierungsamt. Sein Wohnsitz war meistens die kleine Stadt Belgam (in der Präsidentschaft Bombay). Dort wurde ich im Jahre 1831 geboren und daselbst erlebte ich auch meine Kindheit.

Mein Vater hatte einen schönen Gehalt und wir konnten nicht nur ganz behaglich leben, sondern uns auch manchen Luxus erlauben. Wir bewohnten ein schönes, großes Haus mit einem Garten. Die vordere Veranda, in der man männliche Besuche zu empfangen pflegte, war mit bequemen Bänken ausgestattet; über dem Gartenthor brannte jede Nacht eine große chinesische Lampe. Bei Nacht oder früh am Morgen brachen oft Leute in unseren Garten und stahlen die schönen Blumen, um damit ihren Götzen die Köpfe zu bekränzen. Die Diebe verübten ihre Unthaten allerdings während wir schliefen; aber sie waren sich doch des Frevels

---

Nachstehendes ist dem in Englisch erschienenen Büchlein "Once Hindu, now Christian" (London, James Nisbet und Co.) entnommen, worin der Verfasser seine Lebensführung schildert, wie er zur Erkenntnis der christlichen Wahrheit gelangte und sein Bekenntnis durch die heilige Taufe besiegelte. Die ungeschminkte Darstellung der äußeren und inneren Vorgänge seines Lebens läßt uns zugleich einen Blick in das indische Heidentum und in den Kampf thun, den es kostet, wenn sich ein Hindu ernstlich zu Christo bekehrt und denselben bekennt. Baba Padmandschi ist übrigens keine unbekannte Persönlichkeit. Durch seine hervorragenden litterarischen Arbeiten in der Marathisprache, die er mit unvergleichlicher Meisterschaft handhabt, besonders aber durch seine apologetischen Schriften, mit denen er gegen das indische Heidentum und die unchristliche Presse auftritt, hat er sich nicht nur einen bedeutenden Namen gemacht, sondern sich auch als ein unermüdlicher Arbeiter im Weinberge des Herrn bewährt. Erst Ende des vorigen Jahres rief ein von ihm verfaßtes Flugblatt über den sittlichen Charakter Krischnas große Erregung unter den Hindus in Bombay hervor. D. H.

wußt, denn der Hindu denkt in einem solchen Fall: Der eiligt die Mittel. Unser Haus stand in einer Straße, ptsächlich von Brahmanen bewohnt war, mit denen wir erkehr hatten. Sie waren vornehm und abergläubisch und sten weder in ihre Häuser kommen, noch einen Gegenstand , der ihnen gehörte. Wenn wir aus einem ihrer Brunnen holten, mußten wir Seil und Eimer selbst mitbringen, um s Seil und den Eimer der Brahmanen durch unsere Be- zu verunreinigen. Wenn eine Brahmanenfrau unsere besuchte, so setzte sie sich nicht zu ihnen auf die Matte, auf einen hölzernen Schemel, getrennt von den andern. lver, mit dem verheiratete Frauen sich die Stirne einreiben man deshalb solchen Besuchen anbietet, wurde den Brah- nen von ferne gereicht. Manchmal luden uns die Brah- um Essen ein; aber wir durften dann nicht neben ihnen d unsere Teller wurden nicht von ihren Frauen abgetragen. hmanen spreizen sich überall mit ihrer Heiligkeit und die Kasten lassen sich demütig ihre Anmaßung gefallen.

hatten auch wir durch die Nachbarschaft der Brahmanen Belästigung. Unsere Kaste erlaubte uns den Genuß von fleisch, Geflügel und Fischen, lauter Dinge, die unsern n ein Greuel waren. Da wir die Brahmanen nicht ärgern suchten wir nach allerhand Auskunftsmitteln. Für die aren brauchten wir entweder das englische Wort oder einen rfundenen Namen. Für Fisch sagten wir Wasserbohnen, mmelfleisch rotes Gemüse und die Krabben nannte man mit nmen Namen Schiwa-Biskuits. Wenn Hammelfleisch ge- ourde, so verbrannten wir zu gleicher Zeit Mehl auf dem mit die Nachbarschaft nichts von dem Fleischgeruch merke. ir auf dem Markt Fleischwaren kaufen wollten, mußten sehr geheim halten. Ich erinnere mich noch wohl, wie ich von einer Schar Brahmanen verfolgt wurde, weil ich auf hmarkt gegangen war. Die Brahmanen hielten mich für r Ihrigen und wurden ihres Irrtums erst gewahr, als Begleiter in ihrer nichtbrahmanischen Mundart gegen die ng protestierten.

r waren sehr freigebig gegen die Brahmanen. Jeden schickte ihnen mein Vater Reis; die Büßer bekamen feines

Mehl, die gewöhnlichen Bettler eine Hand voll Korn. Fromme Bettler höheren Rangs erhielten einen Teller voll Reis und etwas Geld. Ueberhaupt schenkte man den Brahmanen oft Geld, besonders bei festlichen Gelegenheiten; oft sammelte man auch bei uns für sogenannte anständige Bettler. Diese wußten aber oft durch allerlei Kniffe mit schamloser Frechheit Geld zu erpressen. So kamen sie z. B. mit einem kostbaren entlehnten Kleidungsstück und behaupteten, ein reicher Mann habe es ihnen geschenkt; dadurch veranlaßten sie dann andre reiche Leute zu ähnlichen Geschenken. Meine liebe Mutter ließ sich oft von solchen Leuten anführen. Wir verehrten aber nicht bloß die Brahmanen, sondern beteten auch zu Hause und in den Tempeln verschiedene Götzen an. Wir hatten ein eigenes Zimmer für unsere Hausgötter und jeder Erwachsene betete des Morgens zu ihnen, nachdem er zuerst seine Abwaschungen verrichtet hatte. Einer von uns hatte die Aufgabe, die steinernen, ehernen, goldenen und silbernen Götzen zu waschen. Sie wurden dann sorgfältig abgetrocknet, mit Sandelholzfarbe, Reis und Wohlgerüchen eingerieben, dann wieder in den Schrank gestellt und mit Blumen geschmückt. Darauf brachte man ihnen Eßwaren, — hauptsächlich ungekochte. Kein Hindu würde sein Frühstück einnehmen, ohne vorher einen Teil davon den Göttern geopfert zu haben. Während der Anbetung zündete man Lichter an, verbrannte Weihrauch und Kampfer und läutete die Hausglocke.

Unsere Familiengottheit war die Göttin Kâlikâ. Ihr Kultus ist mit unsittlichen Gebräuchen verbunden. Mein Großvater, der in die Mysterien eingeweiht war, brachte der Göttin jeden Abend ein alkoholhaltiges Getränk als Trankopfer. Manchmal hielt man große Opferfeste, zu denen Gäste aus der Stadt geladen wurden. Für die Eingeweihten galten bei solchen Gelegenheiten keine Kastengesetze. Brahmanen und Schudras (Bauern) saßen nebeneinander, aßen Fleisch und tranken Wein. Wenn ein gelehrter Brahmane oder sonst ein Eingeweihter nach Belgaum kam, so lud ihn mein Großvater zu einem Opferfest ein.

Die Glieder unserer Kaste haben bestimmte Regeln in Beziehung auf Reinheit, an denen sie ebenso festhalten wie die Brahmanen an den ihrigen. Sie frühstücken nicht, ehe sie gebadet und die Götzen angebetet haben; während des Essens tragen sie wollene oder seidene Kleider. Sie haben Dienstboten von niederer Kaste,

die die häuslichen Arbeiten besorgen und Wasser holen, aber weder die Küche noch die Götterzimmer betreten dürfen. Die Kâsârs berühren keinen Barbier, nachdem sie gebadet haben. Frischgewaschene Wäsche, die der Waschmann gebracht hat, muß durch eine leichte Besprengung mit Wasser gereinigt werden, ein neues Paar Schuhe durch einen Grashalm, den man von ferne darauf wirft, ehe eins von unserer Kaste diese Dinge berühren darf. Leute ganz niederer Kaste werden gar nicht berührt; sogar ihr Schatten gilt für verunreinigend.

Meine Mutter war sehr fromm. Sie hielt die Fasttage und die Festtage gewissenhaft, betete regelmäßig zu dem Familiengott, machte die vorgeschriebene Zahl von Gängen um bestimmte heilige Bäume herum,. besuchte auch zuweilen die Tempel. Ich war oft bei den Andachtsübungen meiner Mutter zugegen und ihre Frömmigkeit machte mir einen tiefen Eindruck. Mein Vater war weniger eifrig, aber doch nicht gleichgültig. Er hatte ein Religionsbuch, das er aufmerksam las und auch auf Reisen mitnahm. Da betete er es anstatt der daheimgelassenen an. Bei Nacht legte ers unter sein Kissen, um dadurch fromme Träume zu bekommen.

---

2. Die Schule.

Ich war noch ziemlich jung, als ich in die im Jahr 1830 gegründete indische Schule geschickt wurde. Ihre Einrichtung war höchst einfach; die Dauer der Lehrstunden bestimmte man nach der Sonne, da keine Uhr vorhanden war. Die Tafeln wurden uns in der Schule gegeben. Es waren entweder Zinnplatten, auf die man mit Tinte schrieb, oder mit feinem Sand bedeckte Brettchen, zu denen die Finger als Griffel dienten. Der Unterricht beschränkte sich auf die Anfangsgründe und die Methode ließ viel zu wünschen; unsere Lehrbücher waren aber sehr anziehend. Das Geographiebuch, das ich als Preis bekam, war in Gesprächsform geschrieben; ich las es mehreremal durch und zeigte es jedermann. Durch die Beweise für die Kugelgestalt der Erde und für die Theorie der Eklipsen ging mir ein ganz neues Licht auf und ich entsagte dem Glauben, daß die Erde flach sei und die Form eines Feigenblattes habe. Auch die schönen bunten Landkarten gefielen mir. Ein alter

Herr, der auf einer solchen Karte den Namen Austria (Oesterreich) las, behauptete, dieses Land sei nur von Frauen bewohnt. (Stria bedeutet in der Marathisprache Frau.) Er erzählte allerhand Schauergeschichten von jenen Weibern. Als später mein Vater nach Aden versetzt wurde, erkrankte mein Großvater vor Schrecken, denn es hatte ihm jemand weiß gemacht, Aden sei in der Nähe von Oesterreich.

Noch aus einem andern Buch habe ich viel gelernt; es war eine kurze Abhandlung über Sittenlehre. Die kurzen Sittensprüche machten mir einen tiefen Eindruck. Ich mußte sie auswendig lernen (eine Erklärung gab man uns nicht) und einige der guten Lehren sind mir noch frisch im Gedächtnis, z. B. Fürchte Gott, ehre den König. — Gott ist barmherzig; wir verdanken ihm alles, was wir haben. — Gott ist der Richter der Welt und straft die Uebelthäter.

Der Lehrer, ein träger, vergnügungssüchtiger Mensch, der nachmittags, anstatt in die Schule zu gehen, sich in einem Nachbarhaus mit Betelkauen und Schachspielen unterhielt, suchte sein Ansehen durch strenge, ja grausame Strafen aufrecht zu halten. Gegen mich war er übrigens freundlich, und er that mich meinem Vater zulieb in die höchste Klasse, obgleich ich nur im Lesen etwas leistete. In diesem Fach war ich allerdings der beste; ich konnte alle meine Lesebücher auswendig.

Ein großes Ereignis wars, wenn der Schulinspektor seinen jährlichen Besuch machte. Er galt für einen sehr vornehmen Mann, denn er hatte einen großen Gehalt, trug schöne Kleider und kam in einem von vier Männern getragenen Palankin.

In unserer Schule und überhaupt in allen nicht christlichen Schulen herrschte ein heidnischer Brauch. Jeden Samstag wurden auf die Schreibtafeln Bilder des Gottes Ganesa und seiner Frau Saraswati gezeichnet und die Besitzer der Tafel mußten die Bilder anbeten. An den Jahresfesten der Götter machte man Götzen aus Lehm und betete sie an.

Ich hatte neben der Schule noch Privatstunden, um Kanaresisch und Sanskrit zu lernen. Ein Prediger lehrte mich die Marathi-Gedichte im Kanzelton hersagen. Mit meinem Sanskritlehrer hatte ich manchmal religiöse Gespräche. Einmal fragte ich ihn, womit sich die Leute im Himmel beschäftigten. Er sagte: Mit Stillesitzen und Nektartrinken.

Es machte mir Freude, die Götterſagen zu leſen und ſie in den Tempeln auslegen zu hören. Wenn ein tüchtiger Prediger in die Stadt kam, lud ihn mein Vater ein, bei uns einen Vortrag zu halten. Ich hörte ihm aufmerkſam zu und ſuchte ihm ebenſo eifrig wie die Erwachſenen, meine Verehrung zu zeigen. Ich legte ihm einen Blumenkranz um den Hals, rieb ihm Wohlgerüche auf die Stirn und warf mich ihm zu Füßen.

Im Jahr 1839 ging ich mit meinen Eltern nach Bombay zu der Hochzeit eines Onkels. Wir hatten uns von den Sterndeutern einen günſtigen Tag für die Abreiſe ſagen laſſen; es gab aber trotzdem allerlei Mißgeſchick unterwegs. Bald nachdem wir Belgam verlaſſen hatten, brach eine Achſe und wir mußten den Schmied des nächſten Dorfes zu Hilfe rufen. Während er arbeitete, fiel ein Funken aus der Schmiede auf ein Strohdach und es entſtand ein Brand, der mehrere Hütten einäſcherte. Mein Bruder bekam unterwegs die Pocken und erblindete. Als wir endlich nach einer zweimonatlichen Reiſe in Bombay ankamen, war alles Geld, das wir für die Hochzeit mitgenommen hatten, verbraucht.

In Bombay glaubte ich in einer neuen Welt zu ſein. Das Menſchengewühl und die zahlloſen Wagen aller Art in den Straßen, die prächtigen Kaufläden, die prunkvollen Gottesdienſte, — all das nahm mir die Sinne gefangen. Wir wohnten in der Nähe eines Tempels und ich konnte ſehen, wie da den ganzen Tag Leute aus und einſtrömten und den Göttern ihre Opfer darbrachten. Die Tempel waren prächtig ausgeſchmückt und die Götzenbilder mit koſtbaren Juwelen bedeckt. Beſonders merkwürdig aber war, was ich in dem einen Tempel ſah. Da war ein Waſſerloch, in dem die Leute ihre Abwaſchungen vornahmen. Die Prieſter beaufſichtigten die Sache und ſangen Gebete dazu. Nackte, ſchmutzige Kerls balgten ſich unter lautem Geſchrei um das Geld, das ein wohlthätiger Banyane unter ſie warf; Trauernde, ſowohl Männer als Frauen, die von dem Ort der Leichenverbrennung kamen, wehklagten laut um ihre Toten und ſetzten ſich an das Waſſerloch, um die letzte feierliche Reinigung vorzunehmen; zahlloſe Tauben verzehrten die Körner, die wohlthätige Banyan-Frauen ihnen reichlich ſtreuten; heilige Kühe und Stiere wanderten frei zwiſchen den Männern, Weibern und Kindern umher; in einem Winkel ſangen eifrige Anbeter das Lob der Götter zu der Begleitung von Zimbel oder Trommel; in

einem stillen Eckchen erklärten gelehrte Brahmanen die Schastras oder erzählten die Göttersagen. Nicht weit von diesem Tempel war und ist noch ein Tierspital. Hier werden nicht nur kranke oder krüppelhafte Rinder verpflegt, sondern hier wird auch das ärgste Ungeziefer von dem Blut eines kräftigen jungen Mannes genährt. Der Mann, der für seine Dienste Bezahlung erhält, wird durch einen berauschenden Trank betäubt und bringt die Nacht in einem Zimmer zu, wo es von ekelhaftem Ungeziefer wimmelt. Früh am Morgen wird er fortgebracht, ehe er wieder zum Bewußtsein kommt.

In Bombay wohnten mehr als 500 Familien, die wie wir den Geschlechtsnamen Mulé hatten. Diese zahlreiche Vetterschaft hatte für uns etwas recht unbequemes, denn so oft ein Mulé starb, mußten wir trauern. Ein Trauernder aber darf weder seine gewöhnlichen Kleider tragen, noch sein gewöhnliches Bettzeug benützen. Er darf nicht das Zeichen der Kaste auf die Stirn machen, er darf weder seine Andachtsübungen vornehmen, noch in den Erbauungsbüchern lesen. Er darf keinen berühren, der nicht auch trauert; deshalb kann er seine Freunde nicht besuchen und muß in der Schule und im Geschäft auf einer besondern Bank sitzen. Die Trauerpflicht kann also recht lästig werden, besonders wenn man den verstorbenen Vetter gar nicht gekannt hat. In Belgam erfuhren wir es selten, wenn ein Verwandter in Bombay starb und brauchten deshalb auch nicht oft zu trauern.

Mein Ruf als guter Leser der Marathisprache verbreitete sich bald in Bombay unter den Kastengenossen, die damals noch wenig Schulbildung hatten. Unsere Bekannten luden mich deshalb oft in ihre Häuser ein, um sich von mir die heiligen Bücher vorlesen zu lassen.

Im Jahr 1843 kam ich in eine englische Schule in Belgam, die der Londoner Mission gehörte. Sie wurde von den Missionaren Taylor und Beynon geleitet. Mein Onkel, der unter Herrn Beynon studiert hatte, stellte mich diesem vor und ich wurde sehr freundlich empfangen. Der Missionar zog mich an sich, legte mir die Hand auf den Kopf und sprach feierlich einige englische Worte.

Schulgeld bezahlte man in dieser Schule nicht, im Gegenteil, die ärmeren Schüler bekamen kleine Unterstützungen. Es ging hier in der englischen Schule ganz anders zu, als in der Regie-

rungsschule, wo die Lehrer ihr Ansehen durch häufigen Gebrauch des Stocks aufrecht erhalten mußten.

Der Oberlehrer, ein Hindu von guter Kaste, wenn auch kein Brahmane, konnte mehrere Sprachen, was in einer Schule, die von Kindern verschiedener Stämme besucht wurde, sehr wichtig war. Er glaubte nicht an die Hindu-Religion, machte sich auch nicht mehr das abgöttische Zeichen auf die Stirn. Einer seiner Gehilfen war ein Parsi, ebenfalls ein vorurteilsfreier Mann, der die Bibel, besonders die Weissagungen, eifrig studierte.

Der Unterricht in der Schule war gründlich. In den oberen Klassen unterrichteten die Missionare selbst. Am Samstag hielt ein Missionar der ganzen Schule eine Ansprache und am Freitag und Samstag schloß er den Unterricht mit Gebet. In den unteren Klassen wurde der Katechismus gelehrt.

Die Schulandachten müssen mir großen Eindruck gemacht haben, denn ich ahmte sie oft zu Hause nach. Ich legte ein Buch auf den Tisch, stellte mich davor, bückte mich so, wie ich es bei dem Missionar gesehen hatte, und wiederholte ein Gebet, das ich von der Schule her konnte.

Aus der Schulbibliothek holte ich mir manchmal Bücher in der Marathisprache. Ich las z. B. Bunyans Pilgerreise und einen Teil des Neuen Testaments, besonders die Apostelgeschichte und die Offenbarung. Daheim las ich auch in der englischen Bibel die Geschichte Abrahams; die Psalmen und die Sprichwörter zogen mich besonders an. Im Neuen Testament las ich nicht so gerne, denn ich hatte einen geheimen Widerwillen gegen den Namen Christi. Ich war noch ein eifriger Götzendiener und einmal zerriß ich einen Traktat in Stücke, weil einige tadelnde Bemerkungen über die Hindugötter darin vorkamen.

3. Religiöses Leben.

Solange ich die Missionsschule in Belgam besuchte, wurde mein Glaube an die Hindu-Religion nicht erschüttert. Im Gegenteil, meine Vorliebe für ihre Gebräuche, deren manche meine Eitelkeit und Vergnügungssucht befriedigten, nahm noch zu. Dem Religionsunterricht der Missionare schenkte ich keine ernste Aufmerksamkeit.

In unserer Straße war ein Tempel des Mâruti oder Hanumân, der für den Schutzgott der Stadt galt. Die Regierung gab für diesen Tempel eine jährliche Beisteuer. Wenn er ausgebessert werden mußte, so gab mein Vater eine große Summe und nahm außerdem keine Bezahlung für seine fachmännische Beihilfe. So war die englische Baukunst dem Hindugott sehr nützlich. Der Tempel wurde von einer Priesterfamilie verwaltet, deren Glieder sich oft um das Tempelgeld zankten. Ein Sohn dieser Familie war mein Schulkamerad. Er hatte den sonderbaren Namen Masana, d. h. Begräbnisplatz. In Indien glaubt man nämlich, daß Kinder mit einem unangenehmen Namen am Leben bleiben. Solche Namen sind z. B. Kandja (Spreu), Dagdja (Stein) u. s. w. Masana hatte den Namen bekommen, weil seinen Eltern vor seiner Geburt mehrere Kinder gestorben waren. Mit Masana ging ich oft in den Mârutitempel. Vor dem Eingang hingen verschiedene Glocken, unter denen eine besonders große von meinem Vater gestiftet war. Ich erstieg die Stufen der Vorhalle und läutete eine Glocke, um den Gott zu wecken und aufmerksam zu machen. Ich ging nun an die Thür und warf mich andächtig vor dem Bild nieder; dann stand ich auf und sang mit gefalteten Händen meine Loblieder. Vor dem Gehen nahm ich etwas heilige Asche; einen Teil davon verzehrte ich, einen Teil rieb ich mir auf die Stirn. Wenn der Vater meines Schulkameraden das Amt im Tempel hatte, bekam ich manchmal etwas von den geopferten Früchten. Zum Schluß des Gottesdienstes machten manche Leute 108 Rundgänge um den Tempelplatz. (108 ist nämlich eine heilige Zahl.) Ich umschritt den großen Platz nur ein paarmal und tummelte mich dann noch eine Weile mit meinen Kameraden spielend im Tempelhof. Montags gingen wir in den Schiwatempel und töteten dort so viele Käfer, als wir erwischten, was ein verdienstliches Werk war.

Manchmal besah ich mir die Affen und andre merkwürdige Tiere, die die wandernden Tempelbettler bei sich hatten. Diese Bettler pflegten vor dem Gottesdienst durch Blasen auf einer Muschel eine unheimliche Musik zu machen. Sie rauchten viel und gerne berauschenden Hanf.

Es gab allerlei Unterhaltung im Tempel. Die Wände waren mit Bildern und Geschichten aus dem Leben der Götter bemalt und beschrieben. Auch religiöse Schauspiele wurden im Tempel

aufgeführt. Die Schauspieler waren Brahmanen, die aber nicht sehr geachtet wurden, weil sie auch Frauenrollen spielten.

In unserer Straße wohnte ein brahmanischer Büßer aus Südindien, der schon morgens um 4 Uhr unter dem Geschrei „Radha Krischna“ (Gelobt sei Krischna und seine Frau Radha) durch die Straßen zog und die Leute um ihren Morgenschlaf brachte. Die Versuche der eingebornen Beamten, dem Unfug zu steuern, waren erfolglos. Meine Angehörigen freuten sich übrigens, wenn sie schon am frühen Morgen das Lob der Götter hörten.

Ein andrer Brahmane, ein Regierungsbeamter, trug seine Frömmigkeit sehr zur Schau. Jeden Freitag gingen Scharen von Menschen in sein Haus, um zuzusehen, wie er seine Andacht verrichtete. Er hatte einen großen Kasten für seine Götzen. Die heiligen Gefäße waren von Silber. Er band sich Glöckchen an die Füße und tanzte, während er zugleich das Lob seiner Gottheit (es war eine Göttin) sang und den Gesang mit der Violine begleitete. Nach einiger Zeit aber unterschlug er Regierungsgeld. Als man ihn festnehmen und vors Gericht bringen wollte, entfloh er in eine einsame Gebirgsgegend und lebte dort als Einsiedler.

Wenn der Schankarâtschâria*) in unsere Stadt kam, so wohnte er in dem Mâruti-Tempel. Fiel sein Kommen in den heiligen Monat Schrâwan (Juli-August), so mußte man ihm zu Ehren Schiwas zehn Millionen Lingams (Symbole des Gottes) liefern. Diese aus Lehm gefertigten Bildchen hatten die Größe einer Betelnuß und wurden auf einem Tuche ausgebreitet. Uebrigens wurden zwar zehn Millionen bestellt, aber niemals wirklich geliefert; der Lieferant bestach die Beamten des Schankaratscharia und sie drückten ein Auge zu.

Es war sehr kostspielig, diesen „Lehrer der Welt“ zu einem Gottesdienst ins Haus einzuladen; unter 100 oder 200 Rupien kam man dabei nicht weg. Arme Leute machten ihm deshalb in seiner Wohnung ihre Aufwartung. Einmal ging ich mit den Meinigen zu einem Festessen, das dem großen Mann gegeben wurde. Die Kuchen, die es da gab, waren dick und rauh. Sie wurden

*) Vor ungefähr 1000 Jahren lebte ein großer Religionslehrer dieses Namens. Einige Männer, die sich für seine Nachfolger ausgeben, pflegen sich den Namen beizulegen. Der hier erwähnte wohnt in dem Distrikt von Belgam und genießt großes Ansehen unter den Mahrattas.

auf Eisenplatten über dem Feuer gebacken. Der Zucker und die Hülsenfrüchte zu dem Kuchenteig hatte man nicht gemahlen, sondern mit den Füßen klein getreten. Als ich heim kam, tadelte ich das Essen, aber man sagte mir, über heilige Speisen dürfe man nichts Schlechtes sagen.

Ich habe schon erwähnt, daß ich einen Hauslehrer hatte, der mich die heiligen Bücher lesen lehrte. Ich fing bald mit meinen Kenntnissen zu dienen an, indem ich den Frauen unseres Hauses aus den Büchern vorlas. Viele nicht brahmanische Frauen aus der Nachbarschaft kamen zu der Vorlesung. Ich legte das Buch auf einen hohen Schemel, setzte mich selbst auf einen niederen Schemel davor, wie es die berufsmäßigen Ausleger der heiligen Schriften machten, und fing an zu lesen. Zum Anfang und zum Schluß sang ich einen Sanskritvers, zuletzt wurde auch noch die heilige Lampe geschwungen. Manche Frauen legten Zucker, Plantanen u. s. w. als Opfer vor das heilige Buch und umgaben meinen Hals mit einem Blumenkranz. Ich pflegte während der Regenzeit abends vorzulesen, außerdem an allen hohen Festtagen. In den Büchern waren die bedeutendsten Götter und Heroen des Hindugötterhimmels geschildert. Damals waren diese Bücher noch nicht gedruckt und die Handschriften waren oft schwer zu bekommen. Ein Buch, das damals 15 Rupien kostete, kann man jetzt hübsch gedruckt um eine Rupie haben. Die Bücher, die wir nicht eigen hatten, liehen uns unsere Nachbarn, jedoch nur immer ein kleines Stück des Buchs auf einmal.

Zur Zeit meiner Einweihung hatte man mich einige Gebete gelehrt, aber die allerheiligste Hymne, Gâjatri genannt (eine Anrufung der Sonne), durfte ich nicht lernen, weil die Glieder meiner Kaste nicht das Recht haben, diese Hymne zu beten. Doch pflegte ich meine Hand zu bedecken, den heiligen Faden zwischen Daumen und Zeigfinger zu nehmen und anstatt der heiligen Gâjatri einige andre Verse zu sprechen. Unter den Regeln, die man mir damals gab, waren z. B. folgende: ich dürfe nicht auf einem Hund reiten, nicht zwischen zwei Eseln durchgehen, nicht ins Wasser sehen, nicht auf einen Baum klettern, nachts in einen Spiegel sehen u. s. w. Bei meiner Morgenandacht las ich immer in einem kleinen Buch und frühstückte nie, ehe ich das gethan hatte.

Nachdem ich mit der heiligen Schnur bekleidet worden war,

stand ich auf einer höheren Stufe des religiösen Lebens und genoß größere Rechte. Ich durfte jetzt bei dem Kultus der Familiengötter Hand anlegen, in der Weise wie es Seite 270 näher beschrieben ist. Doch gab es auch gottesdienstliche Uebungen, an denen kleine Knaben nicht teilnehmen durften, z. B. wenn im heiligen Monat Schrâvan oder an besonderen Festtagen Schiwa verehrt wurde. Ich durfte dann nur zusehen und am Schluß den Gott mit Betelblättern bestreuen. Als ich meine Mutter bei einem solchen Fest in den Tempel begleitete, sah ich, wie sie 100,000 Dochte in zerlassener Butter verbrannte.

Die Brahmanen werden stets als irdische Götter verehrt. Wir tranken das Wasser, in das einer von ihnen seine große Zehe getaucht hatte. Wenn ein Brahmane seinen Segen gab, so saß der zu Segnende vor ihm und breitete sein Gewand aus; dahinein warf der Brahmane ein paar Reiskörner, die Träger des Segens. Dieser Segen kam auch auf alle Zuschauer. Ein Brahmane hatte die Aufgabe, für uns den Gott Mâruti anzurufen. Wenn er uns heilige Speisen brachte, so untersuchten wir sie sorgfältig, ehe wir davon genossen, denn der Brahmane gehörte zu der Karhâdâ-Sekte und man glaubt, daß deren Glieder zuweilen jemand ermorden, um ihre Göttin Bhawâni zu versöhnen.

Manchmal kamen Astrologen, um uns die heiligen Tage der Woche und des Monats zu sagen. Kalender waren damals noch etwas ganz Neues und schwer zu bekommen. Die Astrologen bemerkten die wichtigen Daten auf einem Stückchen Papier, das sie zusammengefaltet im Turban trugen. Sie stellten für jedes neugeborene Kind das Horoskop und bestimmten günstige Tage für besondere Unternehmungen. Ich glaubte unbedingt an die Sterndeuter und fürchtete die übelgesinnten Planeten. Um mich vor dem schlimmen Einfluß des Saturn zu schützen, schwang meine Mutter oft Oel über mir und schenkte es dann den Mângfrauen.*) Ich besaß einige Kenntnisse in der Sterndeutung und wußte die gereimten astrologischen Sanskrit-Regeln auswendig. Mein Glaube an die Kunst wurde jedoch erschüttert, als ich die Schrift eines Hindu las, der das indische System mit dem kopernikanischen in Einklang zu bringen und mit Hilfe der indischen Schriften selbst

*) Die Mâng sind ein sehr niedrig stehender kastenloser Stamm.

die Ansprüche der Astrologie zurückzuweisen suchte. In dem Buch sind einige Sanskrit-Verse angeführt, in denen schön gesagt ist, wenn Gott uns schütze, hätten die Planeten keine Macht über uns.

Bei Krankheiten und Unglücksfällen pflegten die Meinigen auch Zauberer und Teufelsbeschwörer um Rat zu fragen. Diese Leute schreiben alles Unglück dem Einfluß der höllischen Mächte zu und sagten uns, wie man dieselben aussöhnen müsse. Einmal fanden wir vor unserer Hausthür einen Haufen von Blättern, Nadeln und rotem Pulver. Ein Feind hatte das hingelegt, um uns böse Geister auf den Hals zu bringen. Natürlich waren wir sehr erschrocken. Ein paarmal in jedem Monat suchten wir die Dämonen zu versöhnen. Am Neumond opferten wir ihnen in unserem Hof Kokosnüsse, Stückchen von trockenen Datteln, gedörrtes Korn und Zuckerbackwerk.

Wir kamen durch dieses Hexenwesen nicht nur um unser Geld, sondern es gab auch viel Streit und Feindschaft, selbst zwischen den Familiengliedern, denn die Zauberer säeten Zwietracht, damit wir nachher ihre Dienste brauchen möchten.

Ich erinnere mich einer alten Frau aus Bombay, die von sechzig Dämonen besessen war. Diese hatten eine besondere Vorliebe für Ziegen- und Hühnerfleisch, Eier und geistige Getränke. Wir fragten die Frau oft um Rat und glaubten alles, was sie sagte, obgleich sich ihre Behauptungen durchaus nicht immer als wahr erwiesen.

Wenn die Frau ihre Geister fragen wollte, löste sie die Haare auf, hielt die Hände vor die Stirn und saß eine Weile nachdenklich, mit geschlossenen Augen und verhaltenem Atem auf ihren Fersen. Dann bewegte sie sich vor und zurück, atmete schwer und gewaltsam und legte die Hände mit ausgestrecktem Daumen auf die Knie. In dieser Stellung antwortete sie unter fortwährendem Keuchen auf unsere Fragen. Ehe der Geist über sie kam, mußten wir viel Weihrauch und Kampfer vor ihr verbrennen. Dann gossen wir Wasser in eine Tasse und ließen von Zeit zu Zeit etwas Asche und Reis hineinfallen. Die Frau las die Antworten in den Figuren, welche Reis und Asche auf dem Wasser machten, oder in den Rußfiguren eines Betelblatts, das sie über die Kampferflamme hielt. Sie gab kurze Antworten, z. B.: O, der Brief ist abgeschickt. — Das kranke Kind ist von dem Dämon unter dem

Tamarindenbaum angefallen worden. — Feinde haben die Götter gegen euch aufgereizt. — Der oder der Gott ist beleidigt. — Wenn der Geist sie verließ, warf sie sich heftig auf den Boden. Manchmal kam der Geist nicht wieder, dann bespritzten wir sie mit Wasser, um sie vollends zu beruhigen; manchmal aber fing die ganze Sache wieder von vorne an. Nicht immer war sie während der Besessenheit so ruhig, sie konnte sich auch auf dem Boden wälzen oder mit einem Säbel in der Hand springen und tanzen.

Bei besondern Veranlassungen opferte man den Geistern eine Menge von Ziegen, Hühnern, Eiern, Süßigkeiten und geistigen Getränken. Wir glaubten wirklich, daß die Geister etwas von den Opfern verzehrten und zum Dank für das Mahl dem Wirt den Segen hinterließen. Auch an Musik fehlte es bei solchen Gelegenheiten nicht. Wenn ich all diese wunderbaren Dinge mit ansah, wünschte ich mir oft, auch besessen zu sein, der Wunsch wurde mir aber, solange ich in meines Vaters Haus in Belgam war, nicht erfüllt.

So steckte ich tief in den Netzen des Hinduismus. Der Religionsunterricht in der Schule hatte mich noch nicht aus diesem traurigen Zustand befreit. Ein paarmal war ich sogar sehr ärgerlich über die Missionare, die mich unterrichteten. Ich hatte in einem kleinen Schulaufsatz die Fasttage der Hindus verteidigt und der Missionar hatte die Arbeit getadelt. Ein andermal schalt er einen Knaben, der in schmutzigen Kleidern in die Schule kam. Ich nahm dies übel, weil der Knabe zu Ehren des Holifestes in ungewaschenem Zeuge ging. Eine Abhandlung über Logik, die sich gegen den Hinduismus wandte, erzürnte mich so, daß ich einige dem Christentum feindliche Sätze, die ich in einem ungläubigen Buch gefunden hatte, hineinschrieb. Im ganzen aber haben mich wohl solche Vorkommnisse für die Aufnahme der Wahrheit vorbereitet. Ich fühlte mich unbefriedigt von meinen religiösen Uebungen, und sehnte mich nach etwas Höherem, nach der Gabe, Wunder zu thun. Ich lernte einige Zauberformeln und hoffte mit ihrer Hilfe den Vorrat an Lebensmitteln zu vermehren. Wenn alles im Hause schlief, sagte ich meine Sprüche vor dem Bild der Göttin Anna Purnâ, der Nahrungspenderin, her. Ehe ich meinen Spruch aufsagte, mußte ich baden. Ich erreichte niemals meinen Zweck, suchte

aber die Schuld nicht in den Zauberformeln, sondern glaubte, ich hätte die Zeremonien nicht richtig gemacht. Die Zauberſprüche ſind nichts als ein Betrug, erſonnen, um einfältige Gemüter zu täuſchen. Sie ſind ein Miſchmaſch von Mârathi, Sanskrit und neuerfundenen Wörtern, ganz ſinnlos, und nur mit Rückſicht auf das Reimgeklingel aneinandergereiht. Unſer Hausarzt verſchrieb uns nicht nur Arzneien, ſondern auch Amulette; dieſe beſtanden aus dünnen Goldplättchen mit einer Zuſchrift und wurden in kleinen ſilbernen Büchschen getragen. Für gewöhnlich ſchätzten wir dieſe Amulette ſehr hoch, aber als wir einmal in Geldverlegenheit waren, ſchmolzen wir ſie ein.

Eine Zeitlang wollte ich durchaus den Stein der Weiſen entdecken; ich trug ein Stück Eiſen bei mir und rieb es an jedem Fels, den ich ſah. Ich dachte ernſtlich daran, Alchemie zu ſtudieren, aber Gott bewahrte mich vor dieſem Irrweg. Ein engliſches Buch, das mir unter die Hände kam, klärte mich über das Weſen jener falſchen Wiſſenſchaft auf.

Unſere Familie gab ſich auch mit mohammedaniſchen Religionsübungen ab. Mein Onkel wallfahrtete jede Woche mit Opfergaben zu dem Grab eines mohammedaniſchen Heiligen und nahm eins von uns Kindern mit. In Krankheitsfällen ließen wir mohammedaniſche Fakire kommen und uns von ihnen Amulette geben. Dieſe beſtanden aus beſchriebenen Papierſchnitzeln, die um den Hals getragen oder in Waſſer getaucht wurden. Das Waſſer mußte dann getrunken werden.

Ich feierte gern die Götzenfeſte, z. B. das prunkvolle Feſt des Ganpati oder Ganeſa, des elefantenköpfigen Gottes. Ich beſuchte ſelbſt übelberüchtigte Häuſer, in denen ich ſolche Feierlichkeiten mit anſehen konnte. Auch bei den tollen Zeremonien mohammedaniſcher Feſte war ich oft Zuſchauer. Ich trug dann wie die Mohammedaner bunte Fakirkleider und ich machte mirs ſogar zur Pflicht, mit einem Teller und einer Schrift in der Hand betteln zu gehen. Meine Freunde unter den Brahmanen lachten mich deshalb aus, denn die Brahmanen von Belgam begünſtigen nicht, wie die Brahmanen an manchen andern Orten, den mohammedaniſchen Aberglauben. Mein brahmaniſcher Lehrer, ein Anbeter des Schiwa, lehrte mich die Verehrung des Wiſchnu verabſcheuen. Er behauptete, ſie werde in 500 Jahren ganz aufhören. Ich konnte

übrigens die Wischnutempel in Belgam gar nicht besuchen, denn die Wischnuanbeter meiner Vaterstadt waren viel abergläubischer und frömmer, als die Verehrer Schiwas, und ließen keinen Nichtbrahmanen ihre Tempel betreten.

Während ich also in meinen Religionsübungen sehr eifrig war, bemühte ich mich nicht, in gleichem Maße ein hohes sittliches Ideal zu erreichen. Es liegt dies auch gar nicht in dem Geist des volkstümlichen Hinduismus. Das Heidentum, auch in seinen besten Gestalten, verlangt nicht mit dem Nachdruck wie das Christentum moralische Reinheit.

(Fortsetzung folgt.)

Leben und Wirken des Negerbischofs S. Crowther.

Von Missionar A. Mann.

1. Gefangen und befreit.

Daß außer den zahlreichen protestantischen Missionsblättern und kirchlichen Zeitschriften aller Länder auch die erste englische Zeitung, die Londoner Times, dem Heimgang eines Negers Westafrikas einen ausführlichen und anerkennenden Nachruf widmet und auf die Lebensführung und Stellung des Mannes hinweist, ist gewiß ein Geständnis, daß derselbe etwas zu bedeuten hatte, das ihn der öffentlichen Anerkennung wert machte. Und dem ist so in der That. Denn faßt man

Ueber den am 31. Dez. des vorigen Jahres entschlafenen Negerbischof S. Crowther ist zwar schon manches veröffentlicht worden und es dürfte der Lebensgang desselben in seinen Hauptzügen vielen Lesern bereits bekannt sein. Wir bringen aber trotzdem im Nachfolgenden eine kurze Skizze seines Lebens und Wirkens zum Abdruck, weil sie einen langjährigen Freund und Mitarbeiter Crowthers zum Verfasser hat.

Crowthers Herkunft und seine spätere Stellung — seinen Lebensgang von einem armen hilflosen Sklavenknaben bis zum angesehenen Bischof der englischen Kirche — ins Auge, so kann man nicht anders, denn bekennen, auch dieser Sohn Hams gehörte zu den Persönlichkeiten, von denen der deutsche Dichter sagt: „edle Seelen zahlen mit dem was sie sind, geringere mit dem was sie thun." Allerdings, wenn es hoher wissenschaftlicher Bildung bedarf und wenn einer alle höheren Schulen durchlaufen und die akademischen Grade auf dem üblichen Wege erworben haben muß, um den geistigen Adel beanspruchen zu dürfen, dann ist obiges Wort nicht auf Crowther anzuwenden. Wenn sich aber ein Geist aus der Tiefe der Barbarei zur Höhe der Kultur emporarbeitet, die ihn befähigt, eine hervorragende Stellung in der gebildeten Welt einzunehmen und wenn man in Betracht zieht, wie dieser Mann sein ganzes Leben dem Wohl seines Volkes widmet und in nie ermüdender Weise bis ins Greisenalter hinein an der religiösen und gesellschaftlichen Hebung der afrikanischen Rasse arbeitet — dann hat man gewiß ein Recht, jenen Ausspruch auf diesen Afrikaner im vollsten Sinne anzuwenden. Aber die Höhe, die er von Stufe zu Stufe erstieg, diente ihm nicht zur Selbstverherrlichung, sondern er erkannte in seiner Lebensführung die gnadenreiche Hand Gottes mit aller Demut an, wie er denn auch am liebsten die Worte unter sein Bild zu schreiben pflegte: „Aus Gnaden bin ich was ich bin."

* * *

Die Jahre 1810—1830 waren eine unglückliche Zeit für das Königreich Joruba, das aus verschiedenen Volksstämmen bestehend, im Hinterland der Sklavenküste zwischen Dahome und dem Niger einen bedeutenden Flächenraum einnimmt. Durch beständige Sklavenkriege beunruhigt, wurden damals gegen 3—400 blühende Städte und Dörfer in Asche gelegt und die friedlichen Bewohner derselben teils in die Sklaverei geschleppt, teils niedergemacht. Auf verschiedenen Reisen kam der Schreiber dieses wenigstens durch 50 solcher Ruinenstädte, darunter auch über die Ebene, wo vordem die bevölkerte Stadt Oschogun*) lag. Rings um dieselbe lief ein tiefer Graben und innerhalb dieses diente eine hohe Lehm-

*) Der Name bedeutet: „er macht Arzenei oder Gift."

ls Befestigung. So glaubten sich ihre Bewohner sicher
ten keinen Angriff zu fürchten. Aber sie sollten sich bitter
sehen. Eines Morgens, im Frühjahr 1821, waren die
Oschogun, ohne eine Gefahr zu ahnen, aufgestanden; die
waren mit der Bereitung des Frühstücks beschäftigt, die
waren ihren verschiedenen Geschäften nachgegangen — da
h plötzlich das Geschrei: „Die Mohammedaner kommen!"
nner stürzten mit den Waffen in der Hand zu den Mauern
zen ihre Weiber und Kinder in den nahen Wald fliehen.
war zu spät! Der Feind hatte bereits jedes Thor besetzt
Flucht unmöglich gemacht. Die Männer wehrten sich wie
elte und fochten für Leben und Freiheit und alles, was
uer war. Doch vergebens. Die Feinde drangen in die
ündeten die Häuser an, mordeten alles, was sich ihnen
te, und bemächtigten sich der Weiber und Kinder und alles
vas verkäuflich war. Dieselbe Sonne, die in tropischem
ber der geschäftigen blühenden Stadt Oschogun aufgegangen
chien nur noch eine rauchende Trümmermasse und plötzlich
rochenes Elend. Wie Schafe wurden die Gefangenen in
gen von 20 und 30 zusammengekettet und als Sklaven
nen getrieben und nach dem 4 Stunden nordwestlich ge-
Ssehin verbracht. Hier wurde die Beute verteilt.
ter den Gefangenen war auch der Knabe Adschai (der nach-
Crowther), der bei der Verteilung dem Häuptling als An-
l, während seine Mutter, mit einem Töchterchen an der
nd einem älteren Mädchen an der Hand, dem Krieger der
uet hatte, überlassen blieb. Mit der den Sklavenjägern
Härte, die nichts nach dem Gefühl einer Mutter und nach
ern Trennungsschmerz fragt, wurden nun Mutter und Kind
n getrennt. Der Vater scheint im Kampf gefallen zu sein.
damaliges Alter wird verschieden angegeben, bald zu 11,
12 Jahren; aber nach seiner eigenen Aussage muß er
on gegen 15 Jahre alt gewesen sein, da er damals be-
eigenes Jamsfeld bebaute, dessen Ertrag er seiner Mutter
kauf brachte, die nach dortiger Landessitte den Erlös über-
Seine Geburt würde demnach etwa in das Jahr 1807
h am gleichen Tage wurde der Knabe für ein Pferd um-

getauscht; da aber der Handel mit dem Pferd nicht nach Wunsch ausgefallen war, so wurde er wieder verkauft und nach dem Ort Dada abgeführt. Hier hatte er die Freude, seine Mutter samt den beiden Schwestern wiederzutreffen und sie während eines dreimonatlichen Aufenthaltes gelegentlich zu sehen. Aber die Freude währte nur kurz. Es ging bald darauf weiter über den Ogunfluß, hinüber nach Idschaje, in dieselbe Stadt, in der später die englisch-kirchliche Mission im Jahr 1852 eine Station errichtete. Crowther konnte noch im Jahr 1856 das Thor zeigen, durch welches damals die Sklaventruppe die Stadt betrat und erinnerte sich auch noch des Namens seines Meisters, der ihn dort zuerst kaufte. Von hier wurde er weiterverkauft und da er sich nun einmal auf der durch das Idschebuland führenden Karawanenstraße befand, so drohte ihm das Geschick, an die Küste verbracht zu werden und damit zugleich in die Hände der Weißen zu fallen, von denen er die Verbringung ins Ausland zu befürchten hatte. Und so geschah es. Sein vierter Besitzer verhandelte ihn nach Eko, dem Königsstadtteil des heutigen Lagos. Er wurde von einem portugiesischen Sklavenhändler gekauft und zum ersten Male legte sich die Hand eines Weißen auf die schwarze Sammethaut des Knaben. Die Vorstellung, die er sich von seinem künftigen Los machte, war die einer grausamen Behandlung und des Geschlachtetwerdens. Unter diesem Eindruck kam der geängstete Knabe mehrmals in die Versuchung, sich im Fluß zu ertränken oder sich mit seinem Gürtel zu erhängen. Doch das allsehende Auge Gottes wachte über ihm und des Herrn Hand bewahrte ihn vor diesem Schritt. Die Einschiffung auf einem Sklavenschiff, die er mehr als alles andere fürchtete, sollte ihn aber der Freiheit entgegenführen. Ehe es indes zur Verschiffung kam, durfte sich der Jüngling noch einiger Erleichterung erfreuen; denn da noch einige weitere Männer an die Kette geschmiedet werden sollten und diese hiefür zu kurz war, so machte man einige Knaben von derselben los, darunter auch Adschai. Es wurde ihm nun auch soweit Freiheit der Bewegung gewährt, daß er je und je im Auftrag seines Meisters durch die Straßen der Stadt gehen durfte. Hier hatte er Gelegenheit, noch andere Sklavengewahrsame zu sehen, deren Anblick ihm in steter Erinnerung blieb. Vier volle Monate verbrachte er in der Sklavenbaracke bei schlechter Kost und dumpfer Luft.

Endlich, im Jahr 1822, ging die Einschiffung vor sich. In einer dunkeln Nacht wurde Adschai mit den übrigen Sklaven durch Sumpf und Sand ans Meeresufer abgeführt und durch die tosende Brandung auf Booten an ein Sklavenschiff übergesetzt. Im Schiffsraum, der nur 4 Fuß hoch und 10—12 Fuß breit war, wurden die unglücklichen Schwarzen in liegender Stellung an den Boden gefesselt. Fast unerträglich war der Geruch, Nahrung und Wasser nur ungenügend, und das Lager, das keinerlei Bewegung zuließ, eng und hart. Die Ladung bestand aus 187 Schwarzen, die als Opfer eines schändlichen Gewinns über den atlantischen Ozean hinüber nach Kuba oder Brasilien verschifft werden sollten. Der Portugiese hatte aber, ehe er die hohe See gewinnen konnte, vorerst noch die Blockade der den Sklavenschiffen auflauernden englischen Kriegsschiffe zu durchbrechen. Der Versuch mißlang. Schon am folgenden Tag kam das Kriegsschiff Myrmidon in Sicht. Das Entfliehen glückte nicht und an einen Kampf war nicht zu denken. Der Portugiese wurde genommen und samt seiner Ladung nach Sierra Leone geführt. Von dieser Reise erzählte Crowther später im Freundeskreis: Die Fesseln der Sklaven wurden gelöst und einige der jüngeren Leute durften an Deck des Kriegsschiffes kommen. Aber anfangs erwarteten dieselben nichts anderes als geschlachtet und aufgefressen zu werden, während ihr Blut dazu dienen sollte, das rote Militärtuch der Weißen zu färben. Denn solcherlei Dinge war ihnen von den Sklavenhändlern eingeredet worden. In dieser Befürchtung wurden sie durch die schwarzen Kanonenkugeln bestärkt, die sie für die Schädel ihrer unglücklichen Landsleute hielten. Und was konnten die geräucherten Schinken anders sein als Menschenfleisch? Doch bald wich jede Angst, als sie merkten, wie freundlich und liebevoll man ihnen begegnete. Auch noch ein anderer eindrücklicher Anblick bot sich ihnen auf dem Myrmidon dar. Adschai erblickte hier auf dem Verdeck den Kapitän des Sklavenschiffes, gefesselt und seiner Strafe entgegensehend, die ihn nach dem englischen Gesetz treffen mußte. Spottend und höhnend tanzte Adschai mit seinen Gefährten um den gefesselten Mann; aber — so setzte Crowther später jedesmal hinzu: „es war nicht recht!“

Auf demselben Kriegsschiff befand sich damals auch ein Lieutenant zur See, Namens Smith, der später Kommodore oder Geschwaderchef in der britischen Marine wurde und dessen Sohn

Shergold Smith, ebenfalls Seelieutenant, im Jahr 1875 die erste Missionstruppe nach Uganda führte.*) Eine wunderbare Verkettung im Leben der Menschen! Der Vater muß einen Sklavenknaben befreien helfen, der später der Bahnbrecher der Mission in einem Teile des westlichen Afrikas werden sollte, wo ganz besonders der Sklavenhandel und das roheste Heidentum herrschte — und der Sohn hilft ein halbes Jahrhundert später als Bote des Evangeliums im Osten desselben Erdteils eine Mission pflanzen, die zur Unterdrückung des Sklavenhandels im Innern Afrikas und zur Hebung der afrikanischen Völkerschaften mitzuwirken berufen ist.

2. Lehrjahre.

Am 17. Juni 1822 schiffte der Myrmidon seine Ladung aus, indem er Adschai und die andern Negersklaven in Sierra Leone ans Land setzte. Die Wegnahme des Sklavenschiffs war ein Rechtsakt, der nach einem Vertrag vom Jahre 1816 vollzogen wurde. Wie vordem England den Hauptanteil am Betrieb des fluchwürdigen Sklavenhandels zwischen Westafrika und den amerikanischen Kolonieen gehabt hatte, so darf es sich auch mit Recht das Verdienst zuschreiben, nicht allein den Anstoß zur Abschaffung desselben gegeben, sondern auch die gänzliche Aufhebung desselben durchgesetzt zu haben. Wie schwunghaft dieser Menschenhandel betrieben wurde, ist bekannt. Im Jahr 1771 verließen 192 Schiffe die Häfen Englands mit einem Lagerraum für 47,146 Sklaven. Ueber 70 Häfen standen an der Westküste Afrikas den Sklavenschiffen offen und viele Tausende von Schwarzen wurden Jahr für Jahr von da verschifft. Nun trat eine Wendung ein und es erhoben sich gewichtige Stimmen gegen diesen schmachvollen Handel. John Wesley hatte bei einem Besuch in Amerika dieses „heimatliche Institut" aus eigener Anschauung kennen gelernt und prote-

*) Lieutenant Shergold Smith machte 1873 u. 74 den Asantekrieg mit, studierte dann Theologie und trat 1875 in die Dienste der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft. Im Dezember 1877 wurde er mit seinem Begleiter O'Neill, weil sie einem arabischen Sklavenhändler, der sich zu ihnen geflüchtet hatte, das Leben zu retten suchten, von den Eingeborenen auf der Insel Ukerewe erschlagen. D. H.

stierte in England mutig gegen den Kauf und Verkauf von Menschenfleisch. In Deutschland scheint schon früher das Gefühl für das Unwürdige und Unmenschliche dieses Gewerbes erwacht zu sein; denn bereits im Jahre 1688 setzte eine evangelische Gemeinde deutscher Auswanderer (Bielefelder Leinenweber), die sich in der Nähe von Philadelphia niedergelassen hatten, einen ernstlichen Protest gegen die Sklaverei auf und reichten denselben der englischen Kolonialregierung ein. Aber erst im Jahr 1772 geschah ein wichtiger Schritt in dieser Beziehung, indem ein Regierungserlaß jeden Sklaven für einen freien Mann erklärte, der seinen Fuß auf britischen Boden setzte. Damit war ein Anfang gemacht, die Menschenrechte der Schwarzen, die bisher nur als verkäufliche Ware angesehen wurden, anzuerkennen und von da ab ruhten auch nicht die Bestrebungen, dem Sklavenhandel ein Ziel zu setzen. Im Jahr 1787 bildete sich eine Gesellschaft für diesen Zweck und 1788 begann der edle Wilberforce seinen zwanzigjährigen Kampf für die Abschaffung des Handels und für die Rechte der schwarzen Rasse. Endlich im Jahr 1807 wurde in allen britischen Gebieten und auf allen britischen Schiffen der Sklavenhandel verboten. Damit aber die übrigen seefahrenden Nationen dieses Gewerbe nicht weiter treiben könnten, schloß es 1815 mit denselben Verträge ab, die der britischen Marine das Recht einräumten, die Seepolizei gegen die Sklavenhändler auszuüben. Der Wachsamkeit der englischen Kriegsschiffe, die wegen der vielen Todesfälle an Bord das „Sarg-Geschwader" genannt wurden, gelang es, die Sklavenausfuhr an der westafrikanischen Küste bedeutend zu beschränken. Als gänzlich beseitigt konnte aber der Sklavenhandel erst angesehen werden, als sein Hauptstapelplatz, die Stadt Lagos an der Sklavenküste, im Jahr 1852 von den Briten genommen wurde und sich kein Absatzgebiet mehr für die schwarze Ware in den amerikanischen Kolonien fand. Die von den Kriegsschiffen aufgebrachten und befreiten Negersklaven aber wurden insgesamt nach Sierra Leone gebracht und in der für diesen Zweck gegründeten Kolonie ans Land gesetzt.

Dies geschah auch mit Adschai und seinen Gefährten. Während man die Erwachsenen in die verschiedenen Dörfer verteilte, wurde das junge Volk an die bestehenden Missionsschulen abgegeben. Für Mädchen waren besondere Anstalten errichtet, an

denen lange Zeit deutsche Missionsfrauen gewirkt haben. Adschai fand in Bathurst, einem Dorf in den Bergen der Kolonie, seine Unterkunft. Hier trat er in die Schule ein, über die ein englischer Lehrer, Namens Davey, die Aufsicht führte. Aus Mangel an Lehrern wurden in diesen Schulen ältere Schüler als Lehrgehilfen (oder Monitoren) verwendet, und ein solcher war es auch, der Adschai in die Geheimnisse des Alphabets einführte. Er war dabei so lernbegierig und eifrig, daß er am Schluß des ersten Schultages in die etwa anderthalb Stunden entfernte Stadt Freetown lief und sich dort von einigen Landsleuten das Geld zum Ankauf einer Alphabetkarte erbettelte. Schon nach einem sechsmonatlichen Unterricht konnte er das Neue Testament lesen, wenn auch nicht mit vollem Verständnis. Später wurde auch Adschai als Monitor mit einem monatlichen Gehalt von 60 Pfennigen angestellt, während die Regierung die Beköstigung dieser Lehrschüler übernahm.

An derselben Schule in Bathurst, und zwar für die Industrie, stand damals noch ein weiterer englischer Lehrer, Namens Weeks. Dieser, der später als ordinierter Missionar in der Kolonie wirkte und als Bischof von Sierra Leone starb, machte den jungen Adschai auch mit dem Hobel und der Maurerkelle bekannt; Frau Weeks aber nahm ihn öfters des Abends besonders vor und erteilte ihm Unterricht mit einem Mädchen, Namens Asanu, das dem gleichen Stamm angehörte und ebenfalls als befreites Sklavenkind nach Sierra Leone gekommen war. Für Adschai war die an ihn gerückte Mühe keine vergebliche; denn er war anstellig, fleißig, gehorsam und besaß eine sehr leichte Auffassungsgabe. Von dieser Zeit erzählte er später, wie er des Vormittags Schüler und des Nachmittags Lehrer war. Und wie ihm damals das Lernen über alles ging, so öffnete er auch sein Herz dem christlichen Einfluß, unter dem er stand. Mit dem reiferen Verständnis des Englischen ging ihm mehr und mehr der innere Sinn für die Wahrheit des Evangeliums auf, sodaß er am 11. Dezember 1825 die heilige Taufe empfangen konnte. Frau Weeks versah bei ihm Patenstelle und erhielt dadurch das übliche Recht, dem Täufling den christlichen Namen zu geben. Sie wählte den Namen eines ehrwürdigen Geistlichen in London, dessen Sonntagsschülerin sie früher gewesen war. So erhielt der frühere Sklavenknabe Adschai den Namen Samuel Crowther.

Bald darauf, im Jahr 1826, widerfuhr dem lernbegierigen Samuel das Glück, von seinem Lehrer Davey mit nach England genommen zu werden, wo er für einige Monate die Gemeindeschule in Islington (London) besuchte. Aber schon im nächsten Jahr wurde er aus Gründen, die uns unbekannt sind, wieder nach Afrika zurückgeschickt. Es war dies gewiß auch eine Führung Gottes, die über dem Leben des jungen Crowther wachte; denn das rauhe nördliche Klima hatte seine Gefahren für den noch in der Entwicklung stehenden Afrikaner.

Inzwischen war in Sierra Leone 1827 von seiten der englisch-kirchlichen Mission ein Lehrerseminar errichtet worden, eine halbe Stunde flußaufwärts von Freetown, in der sogenannten Fourah-Bay, das heute noch als theologisches Kolleg besteht. Unter den sechs jungen Männern, die in demselben Aufnahme fanden, befand sich auch Samuel Crowther. Er rechtfertigte auch hier das ihm geschenkte Vertrauen; denn schon nach wenigen Monaten wurde er an demselben als Lehrgehilfe angestellt. Oft lehrte er, erzählt er später, des Nachmittags, was er des Vormittags oder des Tags zuvor vom Oberlehrer gelernt hatte. In dieser Stellung, die ihn schon frühzeitig für sein Volk wirken ließ, that Crowther einen unvergeßlichen Blick in die wunderbare Führung seines Lebens und nannte den Tag seiner Gefangennahme einen Segenstag, den Gott für ihn bestimmt habe, um wie Abraham auszugehen aus seines Vaters Hause und in ein Land zu ziehen, in dem das Wort des Lebens gepredigt wurde. — Auch ein weiteres Glück erblühte ihm bald darauf, im Jahr 1829, indem er mit Asanu, dem Mädchen, welches seiner Zeit mit ihm von Frau Weeks unterrichtet worden war, an den Altar treten durfte, um den Bund der Ehe zu schließen. Er hat mit ihr eine mehr als 50jährige glückliche Ehe führen dürfen. Im Jahr 1879 feierte das greise Paar seine goldene Hochzeit, wiewohl getrennt; denn der Gatte befand sich damals am Nigerfluß, während seine Frau in Lagos weilte.

(Fortsetzung folgt.)

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Die Basler Mission auf der Goldküste und in Kamerun.

1) Die Basler Mission auf der Goldküste, deren Erfolge nur durch viele Opfer und Verluste aus den Reihen ihrer Missionsarbeiter erkauft worden sind, hat im verflossenen Jahr keinen Todesfall zu beklagen gehabt. Diese gnädige Verschonung ist um so dankenswerter, als ihr eine solche seit dem Jahr 1870 nicht mehr beschieden gewesen ist.*) Dagegen brachten es die klimatischen Verhältnisse des Arbeitsfeldes mit sich, daß eine Reihe von älteren und jüngeren Missionsgeschwistern Erholung in der europäischen Heimat suchen mußte. Andere durften zwar neugestärkt wieder auf ihre Posten zurückkehren und junge Kräfte traten in die Lücken ein; aber immerhin ist und bleibt der beständige Wechsel des Arbeiterpersonals eine Kalamität, die zum Kreuz einer westafrikanischen Mission gehört.

Bei alledem ist die Arbeit auf der Goldküste schon seit Jahren von dem besonderen Segen Gottes begleitet. Das Werk hat stetig zugenommen und sich nach allen Richtungen hin bedeutend ausgedehnt. Ein Netz von Stationen und Außenposten umspannt in gemessenen Abständen das ganze Gebiet, während zugleich da und dort ein weiterer Vorstoß im Nordwesten und Nordosten, wo noch vor zwei Jahrzehnten die Gebiete der Mission verschlossen waren, schrittweise unternommen werden kann. Stattliche Gemeinden und zum Teil rührige Christenhäuflein auf vereinzelten Plätzen finden sich unter geordneter Pflege und üben trotz mancher nationalen und sittlichen Schwachheiten einen unverkennbaren Einfluß auf die heidnische Umgebung aus. Größere und kleinere Schulen und Bildungsanstalten verbreiten Erkenntnis

*) Von den 9 Missionaren, die von 1828—1838 nach der Goldküste ausgesandt wurden, blieb nur ein einziger am Leben. Dieser kehrte 1840 vorübergehend nach Europa zurück und das Arbeitsfeld blieb bis Anfang 1843 unbesetzt. Von da ab wurde die Mission wieder neu aufgenommen und blieb von Todesfällen verschont nur in den Jahren 1843/44, 1846—48, 1850—55, 1861, 1865, 1870, 1891. Die meisten Todesfälle entfallen auf die Jahre 1862, 1866, 1868, 1875, 1878 mit je 4 (durchschnittlich ca. 8% des europäischen Arbeiterpersonals; 1877 und 1881 mit je 5 (= ca. 10%); 1882 mit 6, 1883 und 1886 mit je 7 (= ca. 12%, 16% und 14%). Die Gesamtzahl der seit 1828 auf dem Arbeitsfelde (und auf der Heimreise) gestorbenen Missionare und Frauen beträgt 99 Personen, nämlich 65 Männer und 34 Frauen. Ausgesandt wurden von 1828 bis 1. Januar 1892 298 Missionsarbeiter und zwar 201 Männer (Missionare, Aerzte, Kaufleute, Handwerker) und 97 Frauen.

und Licht in diesem dunkeln Teil Westafrikas und dienen zugleich als Pflanzstätten, in denen sich die Mission ihre Nationalgehilfen heranzieht, deren Zahl sich am 1. Januar 1892 auf 16 eingeborene Geistliche und gegen 160 Katechisten, Hilfskatechisten, Lehrer und Lehrerinnen belief. Die Gemeinden zählten bei einem Zuwachs von 700 Seelen (während des Jahres 1891) 10,347 Glieder und verteilten sich auf 10 Hauptstationen, 76 Außenstationen und 41 Filialen. Während des verflossenen Jahres fanden 614 Heidentaufen statt und die Schulen und Anstalten wurden von 3031 Schülern besucht.

Was die Arbeitsgebiete im einzelnen betrifft, so ist auf den älteren Stationen an der Küste und im Inland kein wesentlicher Fortschritt zu bemerken. Die Gemeinden bilden hier kirchliche Gemeinwesen, die zwar unter der Oberaufsicht der Missionare stehen, aber von eingebornen Pfarrern bedient werden. Manchen dieser Gemeinden wäre mehr geistliche Regsamkeit und Entschiedenheit in ihrem Christenberuf zu wünschen und vor allem ein geförderteres christliches Familienleben. Besonders aber treten die Schwächen des Gemeindelebens da am stärksten hervor, wo es an Kirchenältesten von gereiftem christlichem Charakter fehlt; denn von dem Einfluß und Mitwirken dieser Organe auf die Entwicklung einer Negergemeinde hängt bei den afrikanischen Verhältnissen außerordentlich viel ab. Auf den inneren Stand mancher Gemeinden, wie z. B. an der Küste, üben auch die Verhältnisse des Küstenlebens, des Verkehrs und des Handels eine sehr ungünstige Wirkung aus. Immerhin treten auch erfreuliche Züge im Gemeindeleben hervor, selbst an Plätzen, wo die Arbeit eine besonders schwierige ist. So im unteren Voltagebiet unter dem Stamm der Adangmeer, wo der Handelsgeist und der von Europa eingeführte Schnaps seine Gegenmission treibt. Der dortige eingeborne Pfarrer kann z. B. berichten, daß sich der Schulbesuch gehoben habe und die Christen im allgemeinen der Wahrheit des Evangeliums gehorchten, die Kirchensteuer pünktlich entrichteten und die kirchlichen Versammlungen fleißig besuchten. Und von den Heiden schreibt er: „Wenn ich in der Stadt (Adâ) und in den umliegenden Dörfern, wo ich schon so lange die Heilsbotschaft verkündige, die Leute frage, warum sie noch immer nicht zu Christo kämen, so erhalte ich nicht selten die Antwort: Werde nur nicht mutlos! Du hast viele Schüler, die du selbst nicht kennst. Wir werden nach und nach alle kommen." — Auf der andern Seite geben allerlei fahrende Christen, die der Handel und das Gewerbe an diese Küstenplätze verschlägt und die nicht immer in geordneten Familienverhältnissen leben, Heiden und Christen ein böses Beispiel.

In den Gebieten von Agona, Fante und Kotoku, westlich vom Ayesufluß, ist man erst neuerdings dazu gekommen, mit dem Bau einer Europäerstation in der Stadt Nsaba zu beginnen. Gegenüber den früheren Erfolgen ist im letzten Jahr ein gewisser Stillstand eingetreten, der vielleicht dazu dient, das Werk nach innen und außen zu befestigen. Im Kotokugebiet, das auf der äußersten Linie gegen das südöstliche Asante hin liegt, scheinen die Thüren für das Evangelium offen zu stehen; aber die Furcht vor der Macht der Fetischpriester, die sich zugleich auf die Despotie der politischen Gewalt stützen, hält manche noch gefangen.

Den größten Fortschritt weist der Akemdistrikt auf, wo die noch immer feindselige Stellung der königlichen Partei auch im letzten Jahr das Wachstum des Werkes nicht hat aufhalten können. 215 Seelen, darunter 135 Erwachsene und 80 Kinder konnten hier innerhalb des Jahres 1891 getauft werden. Die Zahl der Gemeindeglieder ist von 1676 auf 1905 angewachsen — also ein Zuwachs von 229 Seelen. Diese Mehrung erstreckt sich fast auf alle einzelnen Gemeinden. Immerhin erweist sich das Heidentum noch als eine große Macht, wie dies schon die Thatsache zeigt, daß sich ganze Dörfer und Städte einem heidnischen „Gottesgericht" unterwarfen, das von einem Fetischmann da und dort im Lande veranstaltet wurde und dem verschiedene Menschenleben zum Opfer fielen. Solche Vorgänge, die zugleich manchem Heiden die Augen öffneten, zeigen aber auch, wie die Fetischpriester beständig auf Mittel und Wege sinnen, um dem erschütterten Glauben an die Fetische wieder aufzuhelfen. Umsomehr bedeutet es einen Sieg des Evangeliums, daß in einem Jahr drei Fetischpriester sich unter dasselbe beugten und aus dem Heidentum heraustraten.

Während die Gemeinden Akems innerlich und äußerlich erstarken, wächst auch ihre Leistungsfähigkeit bezüglich der kirchlichen Abgaben, die sich im letzten Jahr auf £ 170.19.9 (3420 Mk.) beliefen, während sie außer diesen Barbeträgen zugleich zur Errichtung von Schulen, Kapellen und Lehrerwohnungen herbeigezogen werden. Das geordnete Leben, dessen sich die Christen befleißigen müssen, läßt dieselben zu einem gewissen Wohlstand kommen, der freilich auch seine großen Gefahren hat. Denn mancher Christ, der sein Gut sich mehren sieht, vergißt darüber das Trachten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit.

In der Hauptstadt Kyebi hat der alte Groll der heidnischen Partei, an deren Spitze der König steht, wieder einen neuen Anlauf gegen die Christen genommen, indem er ihnen den Rechtsschutz versagte. Diese fortwährende Spannung zwischen dem heidnischen und

christlichen Volkswesen, wobei es das erstere nicht an gelegentlichen Bedrückungen fehlen läßt, dient jedoch nur dazu, das christliche Leben der Gemeinde frisch und rege zu erhalten. Große Bewegung rief der Uebertritt von zwei angesehenen Häuptlingen hervor. Der eine derselben nahm den ersten Rang nach dem König ein und sein Ansehen im Gerichtshof war so groß, daß sein Urteilsspruch als entscheidend galt. Ihm stand auch die Erhebung des Königs auf den Stuhl und dessen Bestattung im Fall des Todes zu. Dem Uebertritt dieses einflußreichsten der Häuptlinge folgte bald darauf der des zweiten, dem zugleich alles Land um die Hauptstadt herum gehört. Auch er hatte nicht nur eine gewichtige Stimme an des Königs Hof, sondern genoß besonders als Priester des Berimflusses großes Ansehen unter allem Volk. Beide Häuptlinge, bisher Stützen der heidnischen Partei und des königlichen Hauses, ließen sich auf der Station nieder und empfingen mit wahrem Heilsverlangen den christlichen Taufunterricht. Ihre Taufe war ein schwerer Schlag für das heidnische Kyebi und nichts wurde unversucht gelassen, um sie abwendig zu machen; aber sie blieben standhaft.

Auf der Hauptstation Begoro selbst, von der aus die Akem-Mission geleitet wird und die mit drei Missionaren besetzt ist, fanden zwar auch Uebertritte statt, aber im ganzen entwickelt sich das Werk hier langsamer als in Kyebi. Als Hauptposten für Akem ist die Lage Begoros, das seit 1875 für das nördliche Gebiet besetzt wurde, nicht sonderlich günstig, da es an der Peripherie des Landes liegt. Die über den ganzen Distrikt zerstreuten Gemeinden und Predigtplätze lassen sich nur mit einem Aufwand von viel Zeit und unter großen Strapazen erreichen. Das zentraler gelegene Kyebi, das auch die größte Akemgemeinde aufweist und nach und nach zu einer christlichen Stadt heranwächst, während die heidnischen Quartiere zerfallen, mußte schon vor Jahren wegen seiner ungesunden Lage als Europäerstation aufgegeben werden. — Von Bedeutung für die Akemmission ist die aufblühende Mittelschule in Begoro, worin junge Akemer ihre Vorbildung für das Predigerseminar erhalten. Bei der fortschreitenden Ausdehnung des Werkes macht sich der Mangel an Nationalgehilfen sehr bemerklich, zumal bei den ungesunden Verhältnissen Akems die europäischen Kräfte aufs äußerste beschränkt werden müssen. Die Versorgung der 22 Außenplätze mit ihren Gemeinden und Schulen, sowie die Bedienung von 13 Filialen und die Bearbeitung des weiten Gebiets durch die Reisepredigt erfordert ein ziemlich zahlreiches Personal.

Unser Titelbild stellt die auf einem Gebirgsstock von etwa 1500 Fuß Höhe gelegene Station Begoro dar. Etwas seitlich von der

Kapelle — auf dem Bilde nicht mehr sichtbar — liegt die Ansiedelung der Christen.

Die Mission im Gebirgsland Okwawu bildet noch immer den Vorposten gegen Asante hin, auf dem Miss. Ramseyer, der ehemalige Gefangene von Kumase, seit 15 Jahren steht.*) Seit dieses Inlandgebiet (etwa 50—60 Std. von der Küste entfernt) unter englischem Schutz steht, herrscht Friede und Ruhe und seine Bewohner haben von Asante, dem es früher tributpflichtig war, nichts mehr zu fürchten. Das Missionswerk, das sich von der Station Abetifi aus auf sechs größere Städte und Ortschaften ausgedehnt hat, schreitet im ganzen nur langsam voran. Doch konnten im letzten Jahr 56 erwachsene Heiden und 35 Kinder getauft werden, gewiß eine ungewöhnlich reiche Ernte. Die Gemeinden erhielten dadurch einen Zuwachs von 95 Seelen. Für das Unterrichtswesen haben die Okwawuer leider immer noch kein rechtes Verständnis und Interesse. Wichtig für die Ausdehnung der Okwawu-Mission ist die Besetzung der Stadt Bompata wodurch man sich der Asante-Hauptstadt Kumase bis auf 2—3 Tagereisen genähert hat.

In den Gebieten östlich vom mittleren Volta, dem Stationsgebiet von Anum, ist man ebenfalls um einen Schritt weiter nach Norden vorgedrungen, indem der Hauptort der Landschaft Boem, Worawora, im August v. J. vom eingeborenen Miss. N. Clerk und einem Lehrer besetzt wurde. Damit hat das Anum-Stationsgebiet längs dem Volta eine Ausdehnung von 40—50 Stunden erhalten. Außer Boem wurde auch Kpando als Arbeitsposten aufgenommen. Diese Stadt ist ein wichtiger Knotenpunkt für den Handelsverkehr des Inlandes, genießt aber auch in sittlicher Beziehung einen sehr üblen Ruf und ist bis heute noch der Platz, von dem noch immer Sklaven an die Goldküste ausgeführt werden. — Daß die Mission in diesen Hinterländern der Gold- und Sklavenküste trotz der vereinten Macht des finstersten Heidentums und des Islams nicht vergeblich arbeitet, davon zeugen die Erstlingstaufen in den Ortschaften Atschumuru und Vakpo. Besondere Schwierigkeiten aber bereitet der Verkündigung des Evangeliums und der Schularbeit die Sprachenverschiedenheit in diesen Gegenden; denn es sind Grenzgebiete, wo mehrere Sprachen und Mundarten ineinanderfließen. Nur durch Gewinnung von eingebornen Arbeitern aus diesem Distrikt selbst wird sich allmählich das Hindernis beseitigen lassen. Ebenso erwächst der friedlichen Missionsarbeit manche Schwierigkeit aus der politischen Lage. Die eng-

*) Vergl. Vier Jahre gefangen in Asante. Missionsbuchhandlung Basel. 1892. 30 Pf.

utsche Grenzlinie durchschneidet nämlich nach dem Vertrag vom
1890 das Stationsgebiet etwas nördlich von Anum, sodaß
innerhalb der englischen Grenzen liegt, die meisten Arbeits-
gegen Norden hin aber sich auf deutschem Gebiet befinden.
tämme nun, die sich bisher unter englischem Einfluß glaubten
h jetzt plötzlich unter die deutsche Schutzherrschaft gestellt sehen,
n diese zum Teil nur ungern an und manche haben die deutsche
höchst zögernd und widerstrebend angenommen. Denn während
der deutsche Name bisher ein unbekannter Klang war, gilt
seit lange der englische als Inbegriff aller Macht, insofern sie
Zeit durch England vom Joch der Asanteer befreit wurden
ohl wissen, daß es diesen gefürchteten Feind in den westlichen
n seither im Schach hält. Die Folge dieser kolonialen Ab-
igen ist, daß die Stämme am oberen Volta eine Politik befolgen,
der dem Lande noch der Mission frommt. England, das zu-
reten ist, haben sie nicht mehr zu fürchten und von Deutschland
sie nichts. Sie fühlen sich somit unabhängig und keiner Macht
ber verantwortlich. So sind langjährige und verjährte Feind-
ten zwischen einzelnen Stämmen wieder zum Ausbruch ge-
1. Amfoi und Kpando stehen sich seit Monaten bewaffnet
ber, aller Verkehr ist abgebrochen und die Wege gesperrt. Im
ber wurde ein Stamm, weil er es vor mehr als 20 Jahren
n Asanteern gehalten hatte, meuchlings von den Boern über-
und zu Sklaven gemacht, oder geköpft. Es war dies aber
ur ein Racheakt, sondern die Boer wollten sich auch dadurch
verschaffen. Da sich unter den Gefangenen und Getöteten
ngehörige eines andern Stammes befanden, so hat dies wieder
wicklungen mit diesem geführt. Weiteres Blutvergießen konnte
das Dazwischentreten des eingebornen Missionars verhindert
. Auch die heidnischen Grausamkeiten im Zusammenhang mit
tischdienst treten dadurch wieder offener zu Tage. So wurden
iet von Akonya verschiedene Morde an durchreisenden Fremden
teils um sie zu berauben, teils um weitere Schädel und Ge-
ür ihre Fetischfeste zu erbeuten. Was früher nur unter der
und im geheimen geschehen konnte, scheut heute nicht mehr die
lichkeit. Die deutsche Regierung aber, der es weder an Energie
n gutem Willen fehlt, steht solchen Vorgängen vorderhand
s gegenüber. Mit Waffengewalt durchzufahren ist noch nicht
Zeit, da dies die Gemüter nur noch mehr erbittern und das
uen, das erst noch gewonnen werden muß, für lange zerstören
Zudem steht der deutschen Kolonialregierung gar nicht die
Militärmacht zu Gebote. Um aber auf friedlichem Wege, auf

dem der Unterhandlungen und Vermittelungen Ordnung herzustellen, dazu reicht ihr Einfluß noch nicht aus. Das läßt sich erst von einer späteren Zeit hoffen. Inzwischen blüht auch der Sklavenhandel in jenen Gebieten eher auf, als daß er abnehme. Alles das — die politische Aufregung, die Stammesfehden, das bigotte Fetischwesen und der Einfluß des an den Grenzen stehenden Islams — stellt der Mission große Hindernisse in den Weg. Andererseits darf sie aber auch die Wahrnehmung machen, daß das Evangelium, das sie den Völkern bringt, sich trotzdem durch alle Wirrnisse Bahn bricht und den Sieg davon tragen wird. Davon sind die 12 Gemeinden mit ihren 551 Christen im Anumsprengel ein beredtes Zeugnis.

2) Etwa 150 Meilen weiter östlich, in der Bucht von Biafra, hat die Basler Mission ihr zweites westafrikanisches Arbeitsfeld, Kamerun. Auch diese Mission hat in den 5 Jahren ihres Bestehens schon manches Opfer gekostet und wenn auch im letzten Jahr nur ein Todesfall vorkam, so nötigte doch das ungesunde Klima fünf ihrer Arbeiter zur zeitweiligen Rückkehr nach Europa. Dies machte zugleich die Aussendung von ebenso vielen Ersatzkräften nötig, denen inzwischen in diesem Jahr zwei weitere junge Missionare nachgefolgt sind.

Ein Lichtblick in den besonderen Schwierigkeiten dieser Mission ist die große Empfänglichkeit für das Evangelium, die in weiten Kreisen unter der Bevölkerung zu finden ist. Im Stationsbezirk Bonaberi an den Flußläufen des Mongo und Wuri konnten im letzten Jahr allein 13 Kapellen und 2 Lehrerwohnungen errichtet werden. Bei diesen Bauten haben Christen und Taufbewerber anerkennenswerte Hilfe geleistet und zwei Drittel der Herstellung auf sich genommen. Es war ein wahrer Wetteifer. Jedes Dorf wollte das schönste Gotteshaus haben, und das Volk selbst drängte zur Anlegung von Versammlungs- und Schulhäusern. Bei Gelegenheit der Einweihungen wurde an mehreren Orten kollektiert, und es gingen dabei hübsche Summen ein. Das erfreulichste aber ist, daß 80 Seelen (darunter 4 Kinder) die heilige Taufe empfingen. 56 Taufen fanden bei Eröffnungen von Kapellen statt, die dadurch zu großen Festtagen wurden. Taufbewerber befinden sich auf allen Außenposten und selbst in den Dörfern des Mongoflusses ist die Arbeit trotz der Opposition der Baptisten vorwärts gegangen. Flußaufwärts werden von vielen Ortschaften Lehrer erbeten, die man ihnen leider wegen des Mangels an Arbeitern bis jetzt noch nicht geben konnte.

Auch die alte Station Bakundu im oberen Mongogebiet ist nun nicht mehr der entfernteste Posten der Kamerunmission, sondern man ist dort eine Tagereise darüber hinaus bis nach Bakake oder

Bombe vorgedrungen. An beiden Orten sind neue Kapellen erbaut worden und Miss. Scholten konnte sich bei der Eröffnung derselben überzeugen, daß das Evangelium auch hier sich im offenen Kampfe mit dem Heidentum befindet und den Sieg über dasselbe davonträgt. Zugleich mit der Einweihung der schönen Kapelle in Bakundu, zu der sich eine Menge Volkes mit dem ersten Stadthäuptling, einem arglistigen und feindseligen Menschen, einfand, wurden elf junge Männer getauft. Eine große Bewegung unter der Bevölkerung rief aber besonders die in offener Volksversammlung abgegebene Erklärung des zweiten Häuptlings hervor, daß er sich fortan vom Fetischdienst lossage und Christ werden wolle. Die in seiner Wohnung verwahrten Götzen und Fetischgegenstände müßten noch heute aus seinem Hause hinaus. Ueber diese Erklärung, mit der es ihm voller Ernst war, entsetzte sich alles Volk, vollends, als er Miss. Scholten seinen ganzen Fetischkram übergab und um die Entfernung der Gegenstände bat. Diese bestanden in einer Anzahl geschnitzter Figuren, in allerlei Flechtwerk, das bei den Tänzen angelegt wird, in einer Menge von Stäben und in einem Sack voll Tier- und Menschenschädeln. Als die Christen und Taufkandidaten die Sachen hinaustragen und verbrennen wollten, legten sich die Alten der Stadt drein, sprangen herzu, spuckten die Figuren und jedes Fetischstück an und verbrachten unter lautem Geschrei alles an einen andern Ort. „Nie rührte mich," schreibt Miss. Scholten, „die Blindheit der armen Heiden so tief als bei dieser Scene. Der Häuptling reißt sich mutig von den Götzen los und überantwortet sie dem Feuer; seine Leute aber schließen dieselben in ihre Arme und tragen sie als ihr größtes Heiligtum davon." Der Häuptling schloß dann sein Haus ab und begab sich mit den Christen auf die Station, wo er auf die Taufe vorbereitet werden soll. — Bakake (Bombe), das neue Filial, wo ebenfalls eine Kapelle eingeweiht wurde und vier Heiden bei dieser Gelegenheit die hl. Taufe empfingen, liegt 5 Std. nordöstlich von Bakundu, und zwar am Mongofluß. Dicht beim Dorfe auf einer Anhöhe erhebt sich die Kapelle und ist weithin auf dem Fluß sichtbar. Bei ihrer Einweihung beteiligten sich die Häuptlinge mit Geschenken.

Auch im Abo- und Wurigebiet hat das Werk einen fröhlichen Fortgang genommen und es hätte wohl noch mehr für dasselbe von Mangamba aus geschehen können, wenn die Arbeitskräfte nicht durch Krankheit und Abgang vielfach geschwächt und unzureichend gewesen wären. Immerhin wurden verschiedene Kapellen und Lehrerhäuser errichtet und die Gemeinden erhielten in diesem Stationsgebiet einen Zuwachs von 38 Seelen, während 56 Personen im Taufunterricht stehen. In drei Städten konnten die Erstlinge getauft

werden. Die Christen haben sich im ganzen wacker gehalten und durch ihren Lebenswandel bewiesen, daß es ihnen mit dem Christentum ernst ist. Die Empfänglichkeit für das Evangelium unter den Heiden dauert fort und von vielen Orten ergehen Bitten um Lehrer, die der Mission leider noch nicht in genügender Anzahl zu Gebote stehen. Vielfach muß man sich vorderhand dadurch helfen, daß man geeignete Christen auf der Station für Predigtausflüge vorbereitet und sie in der Nachbarschaft das Wort Gottes verkündigen läßt. Aber auch ohne Zuthun der Missionare dringt die Heilsbotschaft in weitere Städte und dieselben haben hier nur dem Evangelium zu folgen. So wird von einem König im Nordosten, wo ein Abo-Christ mehrmals Versammlung hielt, erzählt, daß er die Arbeit am Sonntag untersagte. Im Wurigebiet hob sogar der König Ngale von Bodiman den Fetischdienst des Jengu, eines Flußgottes auf. Der Evangelist Koto von Mangamba ging deshalb nach Wuri, verbrannte mit Einwilligung der Eingebornen in mehreren Städten die bei diesem Götzendienst gebrauchten Gegenstände und bezeugte überall das Wort des lebendigen Gottes. Fast wäre es auch im Abogebiet dazu gekommen. Für die Missionare aber besteht zur Zeit die Hauptaufgabe darin, das Gewonnene zu pflegen und fester zu gründen.

In der Umgebung der Station Bethel (Bonaku) breitet sich ebenfalls das Werk aus und von hier aus ist im letzten Jahr die neue Station Ndokomanye (Lobethal) im Bakokogebiet gegründet worden. Das freundliche Entgegenkommen der Bevölkerung läßt auch hier auf eine erfolgreiche Arbeit schließen.

Im Stationsbezirk Viktoria am Fuß des Kamerungebirges, dessen Bevölkerung zu den weniger empfänglichen Bakwiri gehört, erweckt die Arbeit in Bota besonders Hoffnungen. Die Gottesdienste sind gut besucht und das Gemeindlein, dessen 7 Erstlinge getauft werden konnten und denen noch weitere 11 Täuflinge folgten, zeigt eine gewisse Lebensfrische. Von Viktoria aus wurde auch das südöstlich gelegene und vom Isubustamm bewohnte Bimbia besetzt und der Grund zu einer kleinen Gemeinde gelegt. Die rege Teilnahme am Gottesdienst und der Eifer für die christliche Sache, den die Isubu bezeugen, kennzeichnet sie als Stammverwandte der Duala. Nur steht die Vielweiberei dem Uebertritt sehr im Wege. Bis jetzt wurden 7 Personen getauft und 5 befanden sich in der Vorbereitung.

Auf dem Gebirge selbst, wo die Mission seit der Zerstörung von Buea nur in dem Bergdorf Bondjongo einen Lehrer stationiert hat, geht es nicht recht vorwärts. Wohl wird derselbe in der Umgegend freundlich aufgenommen und willig angehört, aber die wilden Bakwiri zeigen sich bis jetzt äußerst unempfänglich und gleichgültig

gegenüber dem Evangelium. Weiter aufwärts erſtreckt ſich die Miſſionsthätigkeit nur bis Boana, wo aber auch von keinem Erfolg die Rede iſt. Von hier führt der Weg in das höchſtgelegene Bergdorf Buea. Aber dieſes iſt der Miſſion vorderhand verſchloſſen. Seit der Gravenreuth'ſchen Expedition, die ſo unglücklich für deren Führer ablief, iſt der Weg dahin geſperrt und jede Annäherung bei Todesſtrafe verboten. Das Miſſionshaus, das zugleich den Miſſionaren als Geſundheitsſtation diente, iſt von den erbitterten Eingebornen zerſtört worden und alle Friedensverhandlungen ſind abgebrochen.

Stand der Kamerun-Miſſion am 1. Januar 1892: Heidentaufen (1891) 175. Gemeindeglieder 258. Schüler 578. Europäiſche Arbeiter: 8 ord. Miſſionare, 1 Kaufmann (für das Oekonomiſche) und 1 Handwerker (für die Bauten).

Beim Blick aber auf das Miſſionswerk in Kamerun, beſonders angeſichts der geſegneten Erfolge im Flußgebiet, drängt ſich uns die Bitte auf: Die Ernte iſt groß, aber wenige ſind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in ſeine Ernte ſende!

---

b) Neueſtes und Vermiſchtes.

Zur Lage in Uganda. Ueber die Vorgänge in Uganda ſind leider bis jetzt noch keine direkten Nachrichten von den engliſchen Miſſionaren eingelaufen, während die Zeitungen mehrfach Berichte der von dort vertriebenen und ins deutſche Gebiet geflüchteten katholiſchen Miſſionare bringen. Daß dieſelben den Grund zu den Verwicklungen und die Veranlaſſung des Ausbruchs des Krieges einſeitig darſtellen, iſt jedem klar, der die Geſchichte Ugandas in den letzten Jahren aufmerkſam verfolgt hat. Wir bringen deshalb im Intereſſe des wahren Sachverhalts eine Darlegung der dortigen Verhältniſſe aus der Feder D. Warnecks (Allgem. Miſſionszeitſchrift, Juni 1892) und bedauern nur, wegen Raummangels nicht den ganzen Artikel wiedergeben zu können:

Nach den neueſten Drahtberichten iſt es in Uganda nun leider doch zum Kampf zwiſchen der katholiſchen und proteſtantiſchen bezw. der antiengliſchen und engliſchen Partei gekommen. Die Veranlaſſung dazu hat die auf Befehl Muangas erfolgte Ermordung des Führers der Proteſtanten, vermutlich des Katikiro, gegeben. Hiernach ſcheint es daß die römiſche Partei, welche numeriſch die weit ſtärkere iſt, den bisher durch Kapitän Lugard mühſam aufrecht erhaltenen Frieden

gebrochen hat. Um ein sicheres Urteil zu fällen, wird man jedoch den Eingang der Spezialberichte abwarten müssen.

Unterdes sucht die ultramontane Presse die öffentliche Meinung durch offenbare Entstellung des Sachverhalts zu verwirren. Bevor wir diese tendenziöse, auf die Unwissenheit des großen Publikums berechnete ultramontane Berichterstattung reproduzieren, wird es gut sein, eine kurze Uebersicht über den bisherigen Gang der Ereignisse zu geben.

1876 trafen die ersten evangelischen Missionare, bekanntlich Sendboten der englischen Kirchenmissionsgesellschaft, in Uganda ein. Unter den despotischen Launen des damaligen Königs Mtesa hatte die evangelische Mission, besonders unter der Führung des hochherzigen und genialen Alex. Mackay, eben etwas Fuß zu fassen begonnen, als 1879 die römischen Missionare, Sendboten des Kardinals Lavigerie, sich in Uganda eindrängten und durch ihr aggressives Verhalten eine Periode der unheilvollsten Wirren herbeiführten.

Um solche Wirren in Ostafrika zu vermeiden, hatte man evangelischerseits mit dem Pater Horner, dem damaligen Vorsteher der Mission von Bagamoyo, ein Abkommen getroffen, die gegenseitige Konkurrenz dadurch zu vermeiden, daß, wo die Mission der einen christlichen Konfession bereits Niederlassungen gegründet, da solle die der andern Konfession sich nicht niederlassen. Als den Eindringlingen in Uganda dieses verständige Abkommen vorgehalten wurde, erwiderten sie: „wir kennen es wohl, aber wir sind an dasselbe nicht gebunden, da wir einem andern Orden angehören."

Schon zu Lebzeiten Mtesas überschritt die römische Rücksichtslosigkeit, um keinen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen, alle Grenzen; aber noch viel schlimmer gestaltete sich die römische Gegnerschaft unter seinem unreifen und blutdürstigen Nachfolger Muanga, der ein Schüler der römischen Missionare gewesen war. Anfänglich trat dieser jungenhafte Tyrann als ein fanatischer Christenfeind auf; er setzte eine blutige Christenverfolgung in Scene, in welcher zum Teil unter den raffiniertesten Martern ganze Scharen, besonders jugendlicher Ugandachristen, evangelischer wie katholischer, hingerichtet wurden. Auch den evangelischen Missionsbischof Hannington ließ er an der Grenze seines Landes heimtückisch ermorden. Diese Mordregierung wurde selbst den Mohammedanern unerträglich und sie jagten im Bunde mit den Christen beider Bekenntnisse den „Bluthund", wie Junker ihn nennt, aus dem Lande. Später mußten dann freilich unter dem mohammedanischen Druck auch die Christen und viele Nichtchristen, die mit ihm nicht zufrieden waren, fliehen. Muanga fand Aufnahme bei den nach dem Süden des Sees gezogenen römischen Missionaren und bald

ie Welt durch das Gerücht überraſcht, er ſei katholiſch ge-
und habe den Namen Leo angenommen.
terdes ging es in dem revolutionierten Uganda drunter und
ſo daß die Flüchtlinge daran dachten, den entthronten Muanga
inzuſetzen. Beſonders die katholiſchen Chriſten verbanden ſich
ührung ihrer Miſſionare mit ihm. Die evangeliſchen Miſ-
rieten aufs allerentſchiedenſte von ſolch einem Bündnis ab:
ten Religion und Politik, Miſſion und Krieg nicht miteinander
t haben, abgeſehen davon, daß ſie dem jetzt die beſten Ver-
gen gebenden Muanga nicht trauten. Leider kam ihr Rat
; die Proteſtanten hatten ſich bereits den Katholiken ange-
und befanden ſich ſchon auf dem Kriegspfade. Auch waren
zen Ugandachriſten für die evangeliſch-ideale Anſchauung der
ig von Religion und Politik noch nicht reif.
ach wechſelvollen Kämpfen gelang es den vereinigten Chriſten
den Muanga wieder auf den Thron zu ſetzen. Ihre Häupter
ich in die Macht, und da Muanga katholiſch war, ſo wurde
ten Miniſter (Katikiro) ein Proteſtant gewählt. Schon von
waren die Intriguen der Römiſchen, welche die Majorität
dahin gerichtet, die wichtigſten Aemter bezw. Häuptlingsſchaften
Leute zu bringen, was in der Zukunft immer dreiſter ver-
urde und den Ausgangspunkt für die Konflikte gebildet zu
cheint.
i dieſe Zeit der Gährung fiel nun die oſtafrikaniſch kolonial-
e Kataſtrophe und mit ihr beginnt eine ganz neue Kompli-
er unheilvollen Wirren. Dr. Peters kam nach Uganda und
dortigen evangeliſchen Miſſionare Engländer waren, alſo wie
vornherein annahm, Gegner ſeiner deutſchen kolonialpolitiſchen
ſo verſtand es ſich für ihn von ſelbſt, daß er ſich mit den
ſchen katholiſchen Miſſionaren verband, welche ihrerſeits bereit-
erſprachen, die deutſchen Intereſſen gegenüber den engliſchen
nſtigen, ſelbſtverſtändlich unter der Vorausſetzung, daß hin-
m die deutſche Kolonialpolitik die katholiſchen Intereſſen gegenüber
durch Engländer vertretenen — evangeliſchen begünſtige. So
zu einem antiengliſchen und in ſeiner Konſequenz natürlich
tievangeliſchen Bunde zwiſchen dem Dr. Peters und den ka-
n Miſſionaren in Uganda, eine Allianz, die zu ihrer Folge
aß der konfeſſionelle Gegenſatz zwiſchen katholiſch und evan-
nun auch zu einem politiſchen Gegenſatz zwiſchen deutſch bezw.
iſch und engliſch wurde.....
un wurde aber bekanntlich der zwiſchen Dr. Peters und Muanga
ene Vertrag dadurch hinfällig, daß auf Grund des deutſch-

englischen Abkommens Uganda der englischen Interessensphäre zugewiesen wurde. Die katholischen Missionare bereiteten der englischen Schutzherrschaft die größten Schwierigkeiten und je länger je mehr kam es dahin, daß katholisch und antienglisch sich deckte. Die britisch ostafrikanische Gesellschaft sandte einen überaus tüchtigen, erfahrenen Mann in das aufgeregte und zerwühlte Land, den Kapitän Lugard, dem es nicht bloß gelang, den mohammedanischen Feind zu besiegen, sondern auch die sich feindlich gegenüberstehenden beiden christlichen Parteien vom Religionskrieg zurückzuhalten. Bis dahin ist ihm allseitig, selbst von den Katholiken, das Zeugnis großer Weisheit und Gerechtigkeit gegeben worden. Seine protestantische Objektivität ist eher zu weit als nicht weit genug gegen die Katholiken gegangen. Wenn nun jetzt selbst die Energie des Kapitän Lugard den Ausbruch der Feindseligkeiten nicht länger hat verhindern können, ja wenn es zum zweiten Male zur Absetzung Muangas und selbst zur vorübergehenden Gefangennahme katholischer Missionare gekommen ist, so muß etwas sehr Schlimmes geschehen sein. Was? das werden uns ja bald die Spezialberichte melden.

Ich bemerke nur noch, daß die Katholiken in Uganda 15,000 — ja nach neueren Bulletins: 25,000 — Anhänger zu besitzen behaupten, während die Zahl der Protestanten nur 2,000 betragen soll. Rätselhaft ist nur, wie diese mehr als siebenfache Majorität von der kleinen protestantischen Minorität vergewaltigt werden kann.

In Puna (in der Präsidentschaft Bombay, Indien) hat sich nach einem Bericht des Church Intelligencer eine Anzahl Mohammedaner bekehrt, die am 14. August v. J. getauft wurden. Einer derselben ist ein Maulwi oder mohammedanischer Religionslehrer, der 18 Jahre in Arabien gelebt und 16 Pilgerfahrten nach Mekka gemacht hat. Bei seiner umfangreichen Kenntnis des Korans und des Arabischen besitzt er großen Einfluß unter seinen Religionsgenossen. Als Lehrer von 2—300 Schülern ist er bemüht, dieselben zu Christo zu weisen.

Missionshaus in Viktoria (Kamerun).

Leben und Wirken des Negerbischofs S. Crowther.

Von Missionar A. Mann.

(Fortsetzung)

3. Crowther als Lehrer und Missionar.

Die Zeit war nun gekommen, daß Crowther als selbständiger Arbeiter in einen größeren Wirkungskreis gestellt werden konnte. Er trat 1830 als Lehrer an die Schule des Ortes Regent, dessen Gemeinde sein früherer Lehrer Weeks als Missionar bediente. Erfreut konnte letzterer über ihn schreiben: „Ich habe an Samuel Crowther einen tüchtigen Gehülfen, von dem ich die besten Hoffnungen hegen darf. Der Herr gebe ihm Gnade und erhalte ihn in der Demut." Zwei Jahre später wurde er dann nach Wellington im Flußgebiet der Kolonie versetzt, von wo er aber schon 1834 als Lehrer an das Seminar in Fourah-Bay gestellt wurde. Mit großer Treue arbeitete er hier fast sieben Jahre lang zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten. Unter den damaligen Zöglingen befanden sich auch seine späteren Schwiegersöhne. Neben der Schularbeit widmete er sich mit den Lehrern und Schülern fleißig der Verkündigung des Worts in einer nahen Kapelle und der dortigen Sonntagsschule. Zugleich vertrat er während der Abwesenheit des Seminarvorstehers dessen Stelle.

Indessen war dem jungen Mann ein Posten vorbehalten, der ihn zum ersten Mal an die Oeffentlichkeit treten ließ und die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ihn zog. Das Bekanntwerden des bisher rätselhaften Stromlaufs des Nigers durch die Gebrüder Lander im Jahr 1830, wodurch besonders auch die Mündung desselben festgestellt wurde, führte zu jener bekannten Nigerexpedition, die den dreifachen Zweck verfolgte: die Quellen des Sklavenhandels im Herzen von Afrika zu verstopfen, dem Handel und der christlichen Kultur die Gebiete des Innern zu erschließen und zugleich dem Evangelium den Weg dahin zu bahnen. Unter diesen

drei Gesichtspunkten rüstete die englische Regierung drei Dampfschiffe aus, die den Niger hinauffahren sollten. Aerzte, Naturforscher, Sprachgelehrte, Gärtner u. and. schlossen sich der Expedition an, die im Jahre 1841 zur Ausführung kam. In Sierra Leone nahm man schwarze Matrosen, sowie eine Anzahl von Leuten ein, die den am Niger wohnenden Nationen angehörten und als Dolmetscher dienen sollten. Auch die Missionare fehlten nicht: Schön und Samuel Crowther, ersterer ein Deutscher und ehemaliger Basler Zögling, der im Dienst der englisch-kirchlichen Mission in Sierra Leone arbeitete, erhielten die Weisung, die Expedition zu begleiten. Ueber dieser schwebte aber ein unglückliches Verhängnis. Weder erreichte sie ihr Ziel am oberen Niger, noch erfüllte sie ihren Zweck. Das Fieber hauste so furchtbar auf den Schiffen, daß von 150 Weißen binnen zwei Monaten 42 demselben erlagen. Fast die gesamte Bemannung lag krank darnieder, und während Kranke und Sterbende überall die Schiffe füllten, glichen die vom Fieber verschont gebliebenen wandelnden Skeletten. Man sah sich genötigt, die Rückfahrt anzutreten, und nur mit Mühe gelang es bei dem Mangel an gesunden Bedienungskräften mit den Dampfern die Mündung des Nigers und die hohe See zu gewinnen. Die Unternehmung war trotz ihres guten Zweckes fehlgeschlagen. Missionar Schön und Crowther waren verschont geblieben und kehrten nach Sierra Leone zurück. Beide schrieben ihren Bericht über die Expedition, von denen jeder interessante Aufschlüsse über das Nigergebiet, seine Völker und Sprachen enthielt. Immerhin hatte die Nigerfahrt, so unglücklich sie auch ablief, den Missionaren gezeigt, daß die dortigen Häuptlinge und Völkerschaften willig waren, Lehrer und Boten des Evangeliums bei sich aufzunehmen. Zugleich hatte man bei dieser Gelegenheit Crowthers praktischen Verstand, seine Energie während der schweren Unglücksfälle und seinen Takt bei den Verhandlungen mit den Eingeborenen achten gelernt. Der Führer der Expedition, Admiral Trotter, stellte dem jungen Afrikaner öffentlich ein so anerkennendes Zeugnis aus, daß dieser dadurch zum erstenmal die Augen des englischen Volks auf sich zog und von da ab zum Liebling desselben wurde, eine Gunst, die es ihm 50 Jahre lang unerschütterlich bewahrt hat.

Crowthers Tüchtigkeit hatte aber auch in Missionar Schön den Gedanken wachgerufen, daß dem Afrikaner, der sich als Lehrer der

Mission und Mitglied der Nigerexpedition so trefflich erprobt hatte, die kirchliche Ordination erteilt werden sollte, um ihm hiedurch ein weiteres Feld seiner Thätigkeit zu eröffnen. Die Sache war freilich damals, wo man noch darüber streiten konnte, ob der Schwarze überhaupt zur menschlichen Familie zu zählen sei, noch so neu und unerhört, daß es an Widerspruch nicht fehlte. Trotz der vielen Vorurteile, die in dieser Beziehung bestanden, ging doch das Komitee der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft mutig auf obigen Gedanken ein und berief Crowther nach England, wo er am 3. September 1842 eintraf. Es war dies seine zweite Reise dahin, der später noch sieben weitere folgen sollten.

Hier in London trat Crowther in das Missionsseminar in Islington ein und bereitete sich mit allem Eifer für die kirchliche Ordination vor. Als er dem Bischof von London, D. Blomfield, vorgestellt wurde und dieser ihn etwas geprüft hatte, äußerte sich derselbe dahin: „Wenn man ihn ein wenig im Griechischen und Hebräischen zustutzt, wird es ganz gut gehen." Um so besser war es mit seiner Bibelkenntnis bestellt, in der er den Kandidaten von der Hochschule überlegen war. Uebrigens bestand er sein Staatsexamen mit allen Ehren, sodaß Professor Scholefield von der Universität Cambridge, der dem Examen anwohnte, sich hinterher Crowthers Antworten auf die apologetischen Fragen aus: „Paleys Beweise des Christentums" einreichen ließ, um daraus seinen „alten Freunden" den Beweis zu liefern, daß ein Afrikaner auch die Fähigkeit des logischen Denkens besitze. Am 11. Juni und am 1. Oktober 1844 erhielt Crowther als der erste seiner Rasse die beiden kirchlichen Weihen der englischen Kirche zum geistlichen Amt. Bischof Blomfield aber, der Crowther ordinierte, drückte seine Freude darüber am nächsten Jahresfest der Missionsgesellschaft aus, an dem er die Festrede hielt, und äußerte sich u. and.: „Wie viel Ursache haben wir doch, dem Herrn zu danken, daß er nicht nur die Arbeit seiner Knechte unter einem verachteten und verfolgten Geschlecht gesegnet und durch sie viele zur Erkenntnis des Heilandes gebracht hat, sondern auch dafür, daß er sich unter einer Rasse, der man alle Intelligenz abzusprechen pflegt, Männer erweckt, die selbst hinsichtlich der Kenntnisse recht wohl befähigt sind, andern die Heilswahrheiten zu übermitteln und so Prediger des Evangeliums unter ihren Brüdern nach dem Fleisch zu werden!" Hier in diesem

Fall ließ sich jenes Wort in besonderem Sinn anwenden: „Der Herr rief den Knaben Samuel."

Während seines Aufenthaltes in England trat auch Crowther mit einer sprachlichen Leistung hervor, die alle Anerkennung verdiente. Auf seiner Reise den Niger hinauf hatte er die freien Stunden dazu benutzt, um ein Wörterbuch in seiner Muttersprache, dem Joruba, auszuarbeiten, das nun mit einigen grammatischen Elementen und Traditionen des Jorubavolkes im Druck erschien. Es bildet zugleich einen der ersten Versuche, eine der vielen westafrikanischen Sprachen schriftlich darzustellen. Eine wissenschaftliche Bearbeitung des Gegenstandes ist zwar dieses Buch nicht; aber zieht man die Verhältnisse in Betracht, unter denen es entstand, so wird man nicht umhin können, der mühsamen Arbeit alle Achtung zu zollen; denn nicht nur existierten keinerlei Vorarbeiten für die in Schrift zu fassende Sprache, es hielt auch überaus schwer, an Bord des Flußdampfers die nötige Ruhe für eine solche Arbeit zu finden. Klagten doch die Naturforscher, die die Nigerexpedition begleiteten, bitter über den Mangel an Raum; wie wird erst ein Schwarzer von der Schiffsmannschaft an die Wand gedrückt worden sein!

Bald nach seiner Ordination verließ Crowther England und schiffte sich wieder nach Afrika ein. Seine Landung in Sierra Leone am 2. Dezember 1843 war ein großes Ereignis für die ganze Negerkolonie. Kopf an Kopf standen seine Landsleute am Landungsplatz von Freetown, um ihren Bruder zu begrüßen, der wie sie seinerzeit die Sklavenfessel getragen und nun zum geistlichen Amte „gekrönt" in das Land seiner schwarzen Brüder zurückkehrte. Das war nicht nur etwas Neues aus Afrika, sondern auch etwas ganz Neues für Afrika. Tags darauf, einem Sonntag, predigte Crowther vor einer ungeheuren Zuhörerschaft von Negerchristen über den Text: „es ist noch Raum," und administrierte sodann das heilige Abendmahl. Am Abend dieses denkwürdigen Tages aber schrieb er in sein Tagebuch: „Das ungewohnte Ereignis, einen Eingeborenen als Geistlichen den Gottesdienst halten zu sehen, erregte das größte Interesse unter den Anwesenden. Aber die Frage, die ich mir stellte: Wer hat dich vorgezogen?*) erfüllte

*) Nach der englischen Bibelübersetzung: Who maketh thee differ from another? (1 Cor. 4, 7).

mich mit Scham und Beugung; denn es gefiel dem Herzenskündiger, mir Gnade in den Augen des Volkes zu geben, und wo ich mich nur zeige, begrüßt man mich als einen Gesandten Jesu Christi."

Crowther blieb aber nicht bei der Verkündigung des Evangeliums mittelst der englischen Sprache stehen. Wohl war die letztere gewissermaßen zur Muttersprache für die Negerbevölkerung der Kolonie geworden; denn bei dem Zusammenfluß von allerlei Stämmen, denen die befreiten Sklaven angehörten, und worunter etwa 120 verschiedene afrikanische Sprachen und Mundarten vertreten waren, ergab sich die Notwendigkeit, sich in Schule und Kirche des Englischen zu bedienen. Aber die älteren Leute lernten dieses höchst unvollkommen und nur das heranwachsende jüngere Geschlecht, das die Schulen besuchte, hatte den Segen einer einheitlichen Sprache zu genießen. Da nun etwa ein Viertel der Bevölkerung von Freetown der Yorubanation angehörte, deren Sprache dadurch ein gewisses Uebergewicht über die andern afrikanischen Mundarten erlangte, so faßte Crowther bei seinem praktischen Sinn den glücklichen Gedanken, seinen Landsleuten in ihrer eigenen Sprache, die ja auch seine Muttersprache war, das Wort des Lebens zu verkündigen. So hielt er jeden Donnerstag Abend einen Gottesdienst für dieselben und predigte zur großen Freude der Eingeborenen in Yoruba. Am Schluß des ersten Gottesdienstes brach die Gemeinde einstimmig in den Ruf aus: Ki o sche bâe — ja, so soll es sein!

Diese Wirksamkeit unter den Yorubaleuten im fremden Land war für Crowther nur der Anfang zu seiner späteren Thätigkeit auf heimatlichem Boden, wo er nach Gottes Ratschluß 12 Jahre unter seinem Stammesvolk leben und wirken sollte.

4. Wieder auf heimatlichem Boden.

Seit Crowthers Wegführung aus seinem Heimatlande Yoruba hatte sich dort manches geändert. Die Reste der Egba-Nation, die ein mehr als 20jähriger innerer Krieg und fortwährende Sklavenraubzüge fast vernichtet hatten, fingen an, sich wieder zu sammeln. Flüchtlinge aus nicht weniger denn 145 zerstörten Städten thaten sich zusammen und ließen sich am östlichen Ufer des Ogun-

flusses rings um einen hohen Felsen nieder, der sich hier aus der Ebene erhob. Allmählich wuchs dieser Zufluchtsort zu einer Stadt von 80,000 Bewohnern an, die nach ihrer Zusammengehörigkeit unter eigenen Häuptlingen standen und ihre besonderen Gemeinwesen bildeten. Der Stadt selbst, die sich in einem Umkreis von mehreren Stunden ausdehnte und von einer Mauer umgeben war, gab man den Namen Abe-okuta, d. h. „Unterm-Stein." Der Mann aber, der diese verschiedenen Elemente zu einem festen starken Ganzen zusammenzuknüpfen wußte, war seit 1829 Schodeke, der Häuptling der Stadtgemeinde Ake. Diese Vereinigung der Egbas und deren Eintracht war ihre Kraft. Von da ab vermochten sie allen Angriffen von außen zu trotzen und sich den Frieden zu sichern.

Die Kunde davon drang auch mit der Zeit nach Sierra Leone, wo viele der befreiten Negersklaven der Joruba-Nation angehörten. Die Liebe und der Zug zur Heimat erwachte in vielen, besonders unter denen, die ihr Herz bis jetzt dem Evangelium verschlossen hatten und die sich in der christlichen Luft von Sierra Leone nicht heimisch fühlten. Zugleich waren manche derselben, die zu einigem Wohlstand gelangt waren, dazu geführt worden, einen Handel zwischen Sierra Leone und Badagry, dem damaligen Hafenplatz des Joruba-Küstengebietes, zu eröffnen. Das lockte auch andere ihrer Landsleute, in ihr Vaterland zurückzukehren und dort zu verbleiben. So zogen denn in den Jahren 1839—42 gegen 800 Jorubas von Sierra Leone in ihre Heimat und ließen sich in dem aufblühenden Abeokuta nieder. Unter den einwandernden Scharen befanden sich auch Christen, die sich nun ohne geistliche Pflege sahen und deshalb dringend um Zusendung eines Missionars von Sierra Leone baten. Ihre Bitte bildete die Brücke, auf der die kirchliche Missionsgesellschaft nach Abeokuta geführt wurde und wodurch es zur Gründung einer Mission daselbst kam.

Missionar Townsend wurde deshalb im Jahre 1842 von Sierra Leone abgesandt, um zunächst eine Untersuchungsreise nach Abeokuta zu machen und sich über den Stand der Dinge zu unterrichten. Da sein Bericht günstig ausfiel, so erhielt er mit den Missionaren Gollner und Crowther den Auftrag, die neue Mission in Joruba zu beginnen. Sie verließen am 18. Dezember 1844 mit ihren Frauen und vier eingebornen Gehilfen Sierra Leone und

erreichten am 17. Januar 1845 den Küstenplatz Badagry. Hier wurde ihnen jedoch zunächst Halt geboten, denn ihrer Weiterreise nach Abeokuta stellten sich unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Schon wenige Tage nach ihrer Landung lief die Kunde ein, daß der Häuptling Schodeke, der die Mission nach Abeokuta eingeladen hatte, gestorben sei, und obgleich sein Nachfolger Sagbua bald darauf versicherte die früher gegebenen Zusagen zu erfüllen, so verhinderte doch der unruhige Zustand des Landes und ein Zwist, der zwischen Abeokuta und einer andern Stadt ausgebrochen war und wodurch die Wege gesperrt waren, ihren Aufbruch ins Innere volle 18 Monate. Die Missionare blieben indes nicht unthätig, sondern fingen ihre Arbeit in Badagry an. Einer der ersten Schritte war, daß man dem Kriegslager der Abeokuta-Häuptlinge unfern der Küste einen Besuch abstattete, und hier hielt Crowther seine erste Ansprache an sein Volk auf heimatlichem Boden. Bei seinem praktischen Sinn hatte er aber auch sein Augenmerk auf das leibliche Wohl der Bevölkerung gerichtet und ermutigte dieselbe zur Anlegung von Pflanzungen und Gärten, wofür er 150 Preise, die ihm ein Engländer in die Hand gegeben hatte, erteilte. Ebenso führte er den Gebrauch einer Kornmühle ein, die er aus den Mitteln jenes englischen Menschenfreundes angeschafft hatte. Das Volk lernte dadurch bald erkennen, daß ein Unterschied zwischen den Sklavenhändlern und den Missionaren bestünde, von denen sie sich sagen mußten, daß ihnen das Wohl der Schwarzen am Herzen liege. Einen großen Theil seiner Zeit aber widmete Crowther während seines Aufenthaltes in Badagry den Uebersetzungsarbeiten der heiligen Schrift in seine Muttersprache.

Endlich mußte ein portugiesischer Sklavenhändler in Porto Novo das Werkzeug sein, um den Friedensboten den Weg nach Abeokuta zu bahnen. Unter der allgemeinen Verkehrsstockung litt auch sein Handel und es gelang ihm, durch Vermittlungen und Geschenke die Häuptlinge zur Aufhebung der Wegsperre zu veranlassen. Zugleich erhielten die Missionare die Einladung, nach Abeokuta zu kommen. Am 3. August 1846 zogen Townsend und Crowther unter dem Jubel der Christen und Heiden und aufs freundlichste vom Oberhäuptling Sagbua bewillkommt, in der Stadt ein. Hier war es auch, daß Crowther bald darauf, am 21. August die große Freude erlebte, seine Mutter Afala nach einer 25jährigen

Trennung wiederzusehen. Sie war seither mehrmals als Sklavin verkauft worden und schließlich von ihren zwei Töchtern ausgelöst worden, mit denen sie in der benachbarten Stadt Abaka lebte. Längst hatte sie die Hoffnung aufgegeben, ihren Adschai je wiederzusehen, bis sie bei Gelegenheit von Townsends erstem Besuch in Abeokuta erfuhr, daß ihr Sohn lebe. Nun fanden sich Mutter und Sohn unverhofft wieder und das Wiedersehen war für Beide ein unvergeßlicher Augenblick.*) Bald darauf wurden die beiden Schwestern mit ihren Männern und vier Kindern zu Sklaven gemacht, als die Stadt Abaka von Feinden eingenommen und zerstört wurde. Crowther hatte nun die Freude, sie loskaufen zu können. Seine Mutter aber, die bei ihm geblieben war, kam unter die geistliche Pflege von Missionar Townsend und war eine der ersten Früchte der Abeokuta-Mission. Sie empfing am 6. Februar 1848 die heilige Taufe und in ihr den Namen Hanna. Sie hat noch lange im Hause ihres Sohnes gelebt und dessen Kinder und Kindeskinder heranwachsen sehen. In hohem Alter ist sie am 13. Oktober 1883 gestorben, „voller Freude, zu ihrem Heiland gehen zu dürfen." Crowther konnte, wenn er auf die Schicksale seiner Familie zu sprechen kam, sich kaum der Thränen erwehren und wußte nicht genug von der Treue Gottes zu rühmen, die alles so wohl gefügt hatte.

In den folgenden elf Jahren, von 1846—1857, war Crowther ein einflußreiches Mitglied der Yorubamission und arbeitete mit anerkannter Tüchtigkeit neben den englischen und deutschen Missio-

*) Crowther beschreibt diese Begegnung mit folgenden Worten: „Die Losung auf den heutigen Tag (21. August) hieß: „Du bist der Waisen Helfer" (Ps. 10, 14). Ich habe die Kraft dieses Spruches nie tiefer und stärker empfunden als heute, da ich meine Mutter, aus deren Armen ich vor 25 Jahren hinweggerissen ward, durch Gottes wunderbare Führung wiedersah. Als sie meiner ansichtig wurde, zitterte sie und konnte ihren eigenen Augen nicht trauen. Wir umschlangen einander und sahen eines das andere schweigend und staunend an, während große Thränen über ihre mageren Wangen rollten. Sie bebte vor innerer Bewegung, während sie mich bei der Hand hielt und mich mit all den liebkosenden Namen nannte, mit denen einst meine Großmutter mich zu nennen pflegte, die seitdem in der Sklaverei verstorben ist. Wir konnten nicht viel reden, sondern saßen eben still da und sahen einander immer wieder mit Blicken der Liebe an — mit Blicken, die uns um der Grausamkeit der Menschen willen so lange nicht vergönnt waren, mit einer Liebe, die eine 25jährige Trennung nicht hatte auslöschen können."

waren, die im Laufe dieser Jahre miteinander das Werk in Abeokuta trieben. Seine Berichte darüber schildern die schönsten Tage dieser Mission, deren Aussaat eine ungewöhnlich rasche Ernte folgte. So schreibt Crowther unter dem 3. August 1849: „Heute ist diese Mission drei Jahre alt. Was hat doch Gott in dieser kurzen Zeit des Kampfes zwischen Licht und Finsternis gethan! Wir haben 500 regelmäßige Kirchenbesucher, gegen 80 Kommunikanten und nahezu 200 Taufbewerber. Eine große Anzahl Heiden haben den Götzendienst aufgegeben, andere haben ihre Fetische weggeworfen und sind drauf und dran, sich unter das Banner Christi zu stellen." Diesem Umsichgreifen des Christentums folgte bald eine heftige Verfolgung von seiten der Heiden. Eine Zeitlang war es den Bekehrten bei Todesstrafe verboten, mit den Missionaren zu verkehren und Crowthers Haus wurde Tag und Nacht bewacht. Unter den Christen befand sich auch ein Verwandter Crowthers. Da der Mann von aufbrausendem Charakter war, so bauten seine Feinde ihren Plan darauf, um ihn zu vernichten. Sie reichten ihm ein Rasiermesser in der Erwartung, er werde sich im ersten Zornesausbruch selbst umbringen oder einen seiner Angreifer verwunden. Der Christ aber faßte sich und sagte ruhig: „Ich besitze zwei Messer, die den Dienst thun würden; aber ich habe das Gebot Gottes gelernt: Du sollst nicht töten!" Man warf ihn dann ins Gefängnis und legte ihn in den Stock, eine Tortur, die nur wenige längere Zeit aushalten. Crowther wollte sich nicht dreinmischen und ließ ihn nur durch einen Boten zur Standhaftigkeit ermahnen. Er ließ ihm zurückmelden: Crowther solle seinetwegen nur ruhig sein; er sei bereit, für Christum zu leiden und zu sterben.' Noch fünf Tage lang mußte der Arme mit geschwollenen Gliedern die grausame Behandlung ertragen, bis die Stimme des Volkes zu seinen Gunsten entschied.

Crowthers Thätigkeit beschränkte sich aber nicht bloß auf die Verkündigung des Evangeliums, sondern er war auf alle Art und Weise darauf bedacht, seinen Einfluß zum Besten der Bevölkerung geltend zu machen. Schulen wurden in erster Linie eröffnet und Schulbücher in Arbeit genommen. Er versuchte den Ackerbau des Landes zu heben und einen Handel mit Baumwolle einzuführen. In Gemeinschaft mit den Missionaren suchte er die Häuptlinge dahin zu bringen, die unmenschlichen und barbarischen Volkssitten

zu mildern oder abzuschaffen. Diese Bestrebungen waren auch nicht ganz ohne Erfolg. Vor allem aber richtete er sein Augenmerk auf die durch das Anwachsen der Gemeinde nötigwerdenden Uebersetzungsarbeiten. Es galt Tauf- und Abendmahlsformulare, sowie die für den Gottesdienst üblichen Kirchengebete in der Landessprache abzufassen. Von Uebersetzungen der heiligen Schrift erschienen zunächst die Evangelien St. Lukas und St. Matthäus. Vom Psalter, der erst später durch den Druck veröffentlicht wurde, lehrte man vorerst die Christen einzelne Psalmen in ihrer Sprache auswendig. Von dem kirchlichen Gebetbuch (das Common Prayer Book), das ebenfalls übersetzt wurde und von den Christen hoch gehalten wurde, schreibt damals Crowther (Juli 1850): „Unsere Kirchengebete erregen bei den Heiden das größte Erstaunen. Verwundert rufen die Häuptlinge aus: Ha, diese Christen bitten Gott um alles, ja für alles Volk und selbst für ihre Feinde! So was hat man noch nie zuvor gehört."

Im Jahr 1848 benutzten die Egba-Häuptlinge die Heimreise von Missionar Townsend, um der Königin von England einen Brief zu senden, worin sie derselben ihren Dank aussprachen für die Befreiung so vieler Landsleute aus der Sklaverei. Zugleich baten sie um völlige Abschaffung des Sklavenhandels und Eröffnung eines gesetzlichen Handelsverkehrs mit Joruba. In demselben Brief stellten die Häuptlinge auch der Mission unter ihrem Volk ein rühmliches Zeugnis aus. Ein huldreiches Schreiben der Königin, das im Mai 1849 in Abeokuta einlief, war die Antwort darauf. Crowther fiel die Aufgabe zu, es in einer großen Ratsversammlung öffentlich vorzulesen und Satz für Satz zu übersetzen. Es hieß darin u. a.: „Handel allein kann eine Nation nicht so groß und glücklich machen, wie es England heute ist; England ist vielmehr groß und glücklich geworden durch die Kenntnis des wahren Gottes und Jesu Christi." Den Beweis hiefür, schreibt Crowther, suchte ich damit zu geben, daß ich die beiden prachtvoll gebundenen Bibeln (die eine in Englisch, die andere in Arabisch), von denen der königliche Brief begleitet war, in den Händen haltend auf die gesegneten Regierungen eines Königs David, Josaphat, Hiskia und Josia hinwies, die Gott fürchteten. Dann wurde die Maismühle aufgestellt, die Prinz Albert, der Gemahl der Königin, als Geschenk geschickt hatte. Etwas Welschkorn wurde oben in den Trichter ge-

wortete kurzweg: „Königliche Hoheit, nehmen Sie Lagos!" Diese Stadt, etwa eine Stunde von der See auf einer Flußinsel gelegen, war damals noch der einzige Platz, an dem die Sklavenschiffe ungehindert ihre Ladung einnehmen und von wo sie auslaufen konnten. Das Wort Crowthers und sein Hinweis auf die Wichtigkeit der Wegnahme dieses Stapelplatzes durch die Engländer wurde vom Prinzen nicht vergessen. Der Kommodore des westafrikanischen Geschwaders, so erzählt man, erhielt ein versiegeltes Schreiben, das er erst auf hoher See eröffnen durfte. Sein Inhalt war: Lagos muß genommen werden. Anfangs Dezember 1851 wurde ein Angriff auf dasselbe unternommen, aber ohne Erfolg. Erst Ende des Monats war die angreifende Truppe stark genug; am 25. Dezember wurde Lagos erstürmt. Die Sklavenausfuhr hatte damit ein Ende, und als Schreiber dieses im folgenden Jahr (1852) auf einem englischen Kriegsschiff von Sierra Leone nach Cape Coast Castle fuhr, war auf dem langen Weg dahin kein Sklavenschiff mehr zu sehen. Als der erste von Europa kommende Missionar konnte er unbehelligt in Lagos landen, das von da ab unter englischer Verwaltung sich zu hoher Blüte entwickelte und die Eingangspforte für die Jorubaländer wurde.

Noch eine weitere wertvolle Bekanntschaft machte Crowther während seines Aufenthalts in England. In einem kleinen Dorfe in Sussex lebte ein Geistlicher, Namens Owen Vidal, der Nachkomme einer Hugenottenfamilie und ein warmer Freund der Mission. Eine ungewöhnliche Begabung für Sprachforschung zeichnete diesen Mann aus. Um mit den eingebornen Christen in Tinewelly korrespondieren zu können, hatte er Tamil gelernt und im Interesse einer neuen Mission in Borneo Malaiisch. Dann studierte er in Verbindung mit Dr. Krapf die ostafrikanischen Mundarten und ging schließlich auf Anraten der kirchlichen Missionsgesellschaft zu den westafrikanischen Sprachen über. Zu der neuen Ausgabe von Crowthers Joruba-Wörterbuch, bei dessen Veröffentlichung er wesentliche Dienste leistete, schrieb Vidal ein wertvolles Vorwort über das Verhältnis des Joruba zu den übrigen Sprachen der Westküste. Bald darauf (1852) erhielt Vidal dadurch eine weitere Bedeutung für Westafrika, daß er der erste Bischof der englischen Kirche in den westafrikanischen Kolonien wurde. Aber schon Anfang 1855 erlag er dem Klima.

Leben und Wirken des Negerbischofs S. Crowther.

Von Missionar A. Mann.

(Fortsetzung)

3. Crowther als Lehrer und Missionar.

Die Zeit war nun gekommen, daß Crowther als selbständiger Arbeiter in einen größeren Wirkungskreis gestellt werden konnte. Er trat 1830 als Lehrer an die Schule des Ortes Regent, dessen Gemeinde sein früherer Lehrer Weeks als Missionar bediente. Erfreut konnte letzterer über ihn schreiben: „Ich habe an Samuel Crowther einen tüchtigen Gehülfen, von dem ich die besten Hoffnungen hegen darf. Der Herr gebe ihm Gnade und erhalte ihn in der Demut." Zwei Jahre später wurde er dann nach Wellington im Flußgebiet der Kolonie versetzt, von wo er aber schon 1834 als Lehrer an das Seminar in Fourah-Bay gestellt wurde. Mit großer Treue arbeitete er hier fast sieben Jahre lang zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten. Unter den damaligen Zöglingen befanden sich auch seine späteren Schwiegersöhne. Neben der Schularbeit widmete er sich mit den Lehrern und Schülern fleißig der Verkündigung des Worts in einer nahen Kapelle und der dortigen Sonntagsschule. Zugleich vertrat er während der Abwesenheit des Seminarvorstehers dessen Stelle.

Indessen war dem jungen Mann ein Posten vorbehalten, der ihn zum ersten Mal an die Oeffentlichkeit treten ließ und die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ihn zog. Das Bekanntwerden des bisher rätselhaften Stromlaufs des Nigers durch die Gebrüder Lander im Jahr 1830, wodurch besonders auch die Mündung desselben festgestellt wurde, führte zu jener bekannten Nigerexpedition, die den dreifachen Zweck verfolgte: die Quellen des Sklavenhandels im Herzen von Afrika zu verstopfen, dem Handel und der christlichen Kultur die Gebiete des Innern zu erschließen und zugleich dem Evangelium den Weg dahin zu bahnen. Unter diesen

Achtung abnötigte. Stets erfreute er sich einer überaus guten Gesundheit, war dabei ein rüstiger Fußgänger und sicherer Reiter. Der kleine Mann und das Pferdchen, das er 12 Jahre lang besaß, schienen ein Ganzes zu bilden. Schon der erste Eindruck, den Crowther auf den Fremden machte, war Vertrauen erweckend. Ueber Tisch oder bei einer Tasse Thee war er stets ein heiterer Gesellschafter und wußte die Unterhaltung mit allerlei Anekdoten zu würzen, die aber immer den Zweck eines lehrreichen Humors und nicht den eines leeren Witzes hatten. Sein Benehmen war, was die Engländer gentlemanlike nennen, gebildet und taktvoll und ohne jene Großthuerei mancher geschulten Schwarzen. Man fühlte ihm im Umgang ab, daß er nur einen Lebenszweck verfolgte, und zwar den, seinem Afrika zu dienen. Demütig erkannte er an, daß viele seiner schwarzen Brüder ihn an Kenntnissen überträfen; ihm liege aber nur daran, äußerte er sich öfters, mit dem wenigen, was er gelernt, die Aufgaben des Tages zu lösen. Wie kaum einer seiner Rasse, war Crowther frei von allem Dünkel, der sonst so viele Gebildeten derselben, besonders wenn sie zu Ehren und Ansehen gelangen, so unangenehm macht. Von seinen hohen Bekanntschaften und Gönnern in England redete er ungern und nur in kleinen Kreisen, wenn es das Gespräch mit sich brachte. Bezeichnend ist, was ein Freund von ihm erzählt: „Bei seinen häufigen Besuchen in England wetteiferten gewöhnlich große Herren, ihn bei sich aufzunehmen. Er gab aber einem kleinen Zimmer im vierten Stockwerk des Missionshauses mitten im nebligen und rauchigen London den Vorzug. Wo er eigentlich schlief, konnte man bei einem Besuch dort oben nicht recht erkennen; denn die wenigen Möbel und das Bett waren buchstäblich mit allerlei Schriften und Papieren bedeckt.“ Niemand konnte mehr die Einfachheit lieben, niemand eingezogener leben als er. Die Ehrenbezeugungen der Welt ließen ihn kühl. Dagegen war es ihm Bedürfnis, vom Morgen bis zum Abend thätig zu sein. Besonders wenn er in England weilte, waren die Anforderungen, die an seine Arbeitskraft gestellt wurden, ganz außerordentliche. Kaum konnte er die Flut von Briefen und Anfragen wegen Uebernahme von Predigten, Missionsreden und andern Ansprachen bewältigen. Einlaufende Drucksachen, amtliche Schreiben u. a. m. wollten erledigt sein. Dabei reiste er landauf landab, um das Missions-

interesse für Afrika zu wecken. Im öffentlichen Reden war Crowther, wie die meisten seiner Landsleute, ein Meister. Ueberall, wo er auftrat, wußte er seine Hörer zu fesseln, ohne sich dabei in den Vordergrund zu stellen. Oft erledigte er sich in höchst gewandter Weise der ihm gestellten Aufgabe. Davon nur ein Beispiel: Einst sollte er in London in einer Versammlung reden, aber nicht über Afrika, sondern über Frauenarbeit. Die große Exeterhalle war gedrängt voll. Crowther holte nicht weit aus, sondern erzählte zwei einfache Geschichtchen kurz und treffend, sodaß der Beifall kein Ende nehmen wollte. Frauenarbeit! hub er an, und fuhr fort: Die erste Missionsfrau, die ich kennen lernte, hat mich zu Christo geführt und eine andere Frauenarbeit hat einen Feind der Mission zu einem Freund derselben gemacht. Als ein Häuptling am Niger hörte, daß die Mädchen in der Missionsschule auch — kochen — lernten, gab er mir die Hand und sagte: dann kann ich auch mit euch gehen!

Ueber Crowthers Lebensgang aber urteilt ein englischer Gelehrter: „In der ganzen Geschichte giebt es keinen Fall, der diesem gleichkommt. Tausende kamen als befreite Negersklaven nach Sierra Leone; aber nur einer wurde ein Samuel Crowther. Seine Laufbahn trägt aber auch einen ganz ungewöhnlichen, ja romantischen Charakter."

(Schluß folgt.)

Gemeinsame Aufgaben

der Mission und der Kolonialregierung im Togoland.

Von Miss. Matthäus Seeger.

Es sind nun bald acht Jahre verflossen, seit der Reichskommissar Dr. Nachtigal die ersten Schutzverträge mit einigen Häuptlingen an der Togoküste in Westafrika abschloß. Nach ihm kamen dann noch andere Bevollmächtigte und erweiterten die Grenze.

Dieser Artikel ist in etwas verkürzter und überarbeiteter Form einem Vortrag entnommen, den der Verfasser als Missionar der Norddeutschen Missionsgesellschaft im April d. J. vor dem Kolonialverein in Köln gehalten hat. Derselbe dürfte auch für Missionskreise von Interesse sein. D. H.

Einen bedeutenden Zuwachs aber erhielt später das Gebiet infolge des deutsch-englischen Vertrages vom 1. Juli 1890. Durch diesen kamen ganz ungesucht auch zwei Stationen der Norddeutschen Missionsgesellschaft unter den deutschen Reichsschutz. Genannte Gesellschaft hatte schon seit 1853 ganz unbekümmert um Politik in diesen Gegenden gearbeitet. Die älteste Station, Keta an der Küste, die zum englischen Gebiet gehört, wurde in jenem Jahr angelegt und seither ist man von hier aus unter allerlei Wechselfällen auch weiter landeinwärts vorgedrungen.

Wie bekannt, brachte es die Kolonialära mit sich, daß man von verschiedenen Seiten aus darauf hinwies, die deutschen Schutzgebiete sollten vor allem von deutschen Missionen besetzt und bearbeitet werden. Man hatte das richtige Gefühl, daß uns die unter deutscher Flagge stehenden Eingebornen näher gerückt und daß dieselben als Pflegebefohlenen und Mitbürger zu betrachten seien. Freilich vertraten dabei manche die irrtümliche Meinung, als seien damit zugleich die Missionen in den unmittelbaren Dienst der Kolonialregierung zu stellen. Dagegen erhoben mit Recht Sachkenner entschiedene Einsprache und betonten die völlige Unabhängigkeit beider von einander. Verschiedene deutsche Missionsgesellschaften haben es denn auch als ihre Pflicht erkannt, sich den deutschen Schutzgebieten zuzuwenden und neue Arbeitsfelder in denselben in Angriff zu nehmen.

Im Togogebiet war von alledem nicht die Rede; denn soweit die Mission dort in Betracht kommt, so sind die Verhältnisse, wie sie heute bestehen, geschichtlich geworden und haben ihren Anfang zu einer Zeit genommen, noch ehe man von deutschen Kolonien sprach. So ist unsere Station Ho, die heute im deutschen Gebiet liegt, schon 1859 gegründet und nach ihrer Zerstörung durch die Asanteer (1869) im Jahr 1876 wieder aufgebaut worden. Auch die Errichtung unserer Erholungsstation Amedschovhe (etwa 30 Stunden landeinwärts) war schon im Jahr 1887 — also vor der Grenzregulierung zwischen England und Deutschland — beschlossene Sache.

Das Togoland bildet nun das gemeinsame Feld sowohl für die Unternehmungen der Norddeutschen Mission, als auch für die der deutschen Kolonialregierung. Das Togovolk, oder richtiger die Ewehevölkerung, ist der Gegenstand, an dem beide gleicher-

maßen zu arbeiten haben. Lassen Sie mich darum dieses Land und Volk kurz schildern und zwar im Blick auf die gemeinsamen Aufgaben, die der Mission, wie der Kolonialregierung dort gestellt sind.

Beide haben als Ausgangspunkt ihrer Wirksamkeit den gleichen Boden unter den Füßen. Der Beamte wie der Missionar hat unter denselben klimatischen Verhältnissen zu leben und mit diesen zu rechnen. Der eine wie der andere hat es mit demselben Volk und seinen Eigentümlichkeiten zu thun. Sie sind denselben Lebensbedürfnissen unterworfen und haben diesem Umstand ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Wen seine Berufsstellung an einen ständigen Ort bindet — und das ist mehr oder weniger beim Beamten wie beim Missionar der Fall — der ist vor allem darauf angewiesen, sich eine den Landesverhältnissen entsprechende angemessene Wohnung zu beschaffen. Bei der Frage einer Niederlassung aber wird sichs gleich darum handeln, wo? und wie? gebaut werden solle. Da ergiebt sich für beide in erster Linie die Notwendigkeit, daß die Station an einem möglichst gesunden Ort angelegt werde und daß sich daselbst Wasser finde und frische Luft genügend Zutritt habe, da beides Lebensbedingungen im tropischen Afrika sind. Zugleich wird sich als unerläßlich herausstellen, daß die Regierung und die Mission, wie die Verhältnisse in Westafrika einmal liegen, bei ihren Niederlassungen vor allem darauf zu sehen haben, einen Stützpunkt und eine Operationsbasis an der Küste zu gewinnen, von wo aus sie gegen das Inland vorgehen und die dortigen Stationen z. B. mit den nötigen Bedürfnissen versehen können. Ohne eine solche Basis entbehren die weit vorgeschobenen Posten des nötigen Rückhalts und sind allzuleicht allen möglichen Kalamitäten ausgesetzt. Das Togogebiet hat deswegen einen solchen Stützpunkt an der Kommissariatsstation Sebbe bei Klein-Popo, während die Mission von Keta aus ihre Inlandstationen versorgt.

Ein weiterer wichtiger Punkt, der für die Mission wie für den Kolonialbeamten in Betracht kommt, ist die Verbesserung und Hebung der Verkehrswege und Verkehrsmittel. Meist sind es höchst kümmerliche Pfade, die das Land durchziehen, die Ortschaften mit einander verbinden und auf denen der Reisende sich durchschlagen muß. Zuweilen fußtief ausgetreten und kaum so

breit, daß der Schuh noch eben eingesetzt werden kann, bilden die landesüblichen Wege zur Regenszeit tiefe Rinnen, in denen das Wasser sich seine Bahn sucht und oft mit reißender Schnelligkeit dahinfließt. Wo der Pfad aber durch den Wald führt, da ist derselbe in den meisten Fällen so von Wurzeln durchzogen, von Gebüsch überwachsen und von Schlingpflanzen durchwoben, daß die Träger, die nach Landessitte alles auf dem Kopf zu befördern pflegen, sich mit ihren Lasten nur mit Gewalt und Anstrengung hindurchzuarbeiten vermögen. Dazu kommen die fortwährenden Schlangenwindungen und Krümmungen, die jeden westafrikanischen Weg mehr oder weniger zu einem Umweg machen; denn einen Stein oder umgefallenen Baumstamm aus dem Wege zu räumen, fällt keinem Neger ein. Jedes Hindernis wird einfach umgangen oder überstiegen. Von einer Ueberbrückung der Flüsse und Bäche ist vollends keine Rede, es sei denn, daß ein Baum, den man am Ufer gefällt hat, zufällig so günstig fällt, daß er zugleich als Steg dienen kann. Im andern Fall müssen die Gewässer durchwatet oder durchschwommen werden. Eine Verbesserung der Verkehrswege ist deshalb eine Hauptaufgabe für jeden Zivilisator Afrikas. Die deutsche Regierung im Togolande hat in dieser Beziehung bereits ein anerkennenswertes Stück Kulturarbeit gethan. Der Karawanenweg von der Küste bis zu der sieben Tagereisen im Innern gelegenen Handelsstadt Kpando kann eine deutsche Leistung genannt werden. Es ist freilich immerhin noch keine Römerstraße, sondern nur ein einfacher Negerweg; aber er ist doch breiter, geebneter und stellenweis auch gerader, als die üblichen Pfade. Und wenn erst einmal die vorhandenen, zum Teil schon in der Ausführung begriffenen Pläne verwirklicht sind, so werden wir mit der Zeit in Togo einen Heerweg haben, der in einer Entfernung von 5—6 Tagereisen (die Tagereise zu 8—10 Wegstunden gerechnet) eine Landstraße genannt zu werden verdient.

Mit dieser Errungenschaft wäre auch die Möglichkeit gegeben, die Güter fortan zu Wagen statt auf dem Kopf des Negers zu befördern, wenn nicht ein anderer Umstand diese Möglichkeit in Frage stellen würde. Man hat nämlich in manchen Strichen des Togogebiets mit dem Dasein der Tsetsefliege zu rechnen, deren Stich alles Zugvieh, wie Pferde, Ochsen, Esel und Maultiere erliegt. Diese leidige Thatsache bildet eines der bedeutendsten Hin-

dernisse einer Einführung der Kultur auf diesem Gebiet. Mehrfache Versuche auf der Missionsstation Ho, Pferde und Rindvieh zu halten, sind teils an diesen, teils an anderen Schwierigkeiten gescheitert. Und wenn schon mit dem aus dem Inneren eingeführten Zugvieh diese Erfahrung gemacht wurde, so läßt sich noch viel weniger von einer aus Europa, von Madeira oder von den kanarischen Inseln übergeführten Rasse ein Erfolg erwarten.*)

Es ist uns deshalb zweifelhaft, ob unter den gegebenen Verhältnissen je zu hoffen ist, daß in diesen Gebieten von Afrika die Beförderung der Güter durch Wagen und Zugvieh eine Zukunft haben werde. Dazu kommt, daß ein Gefährt für westafrikanische Verhältnisse eine viel zu komplizierte Einrichtung ist. Sobald etwas in die Brüche geht, hält es schwer, bei dem Mangel an Handwerkern den Schaden zu ersetzen. Zur Einführung von Kamelen, die sich als Lasttiere verwerten ließen, ist es leider bis jetzt noch nicht gekommen. Sollte dies aber doch geschehen und der Versuch gelingen, so wäre damit viel erreicht.**) Muß man aber von alledem absehen, so ließe sich schließlich an den Bau von Eisenbahnen denken und es haben in der That bereits einzelne Beamte auch schon Vorschläge hiefür gemacht. Ob man dabei auf seine Rechnung kommen dürfte und die Aussichten hiezu ermutigen, ist uns unbekannt. Jedenfalls versprechen wir uns vorderhand, so lange das Verkehrswesen noch so im Argen liegt, nicht sonderlich viel von einer Eisenbahn, sondern erwarten vielmehr eine gesunde Entwicklung des Handels und Gewerbes nur von einer langsameren, aber stetig fortschreitenden Besserung der gewöhnlichen Verkehrsmittel.

Daß die Mission auch auf diesem Gebiet etwas leistet, bezeugt die bessere Beschaffenheit der Wege in der Umgebung ihrer Stationen. So sind z. B. die fünf Dörfer des Hostammes, unter

*) Auf der Goldküste, wo so ziemlich die gleichen Verhältnisse bestehen, hat die Mission und die englische Regierung nichts unversucht gelassen, um nach Herstellung von Wegen dieselben fahrbar zu erhalten und durch Einführung von Zugvieh die Verkehrsmittel zu heben. Aber auch hier erlag dasselbe der Tsetsefliege. Wo dagegen dieselbe nicht vorkommt, wie z. B. in den Regionen des Urwalds, fehlt es an entsprechendem Futter und fahrbaren Verkehrswegen. D. H.

**) In einem früheren Artikel der Deutschen Kolonialzeitung wurde nachgewiesen, daß das Kamel ebenfalls der Tsetse unterliegt. D. H.

dem sie arbeitet, durch breite, gerade Wege miteinander verbunden. Das gute Beispiel feuerte auch hier zum Fortschritt an. Die Mission legte einen dieser Wege als Muster an, worauf die Eingebornen dem gegebenen Beispiel folgten.

Doch nun einen Schritt weiter von der Beschaffenheit der bloßen Daseinsbedingungen zur eigentlichen Berufsthätigkeit. Für den jungen Missionar beginnt diese vor allem mit der Erlernung der Sprache. Eine gründliche Kenntnis derselben ist für ihn eine unumgängliche Notwendigkeit, nicht nur, damit er lehren und predigen könne, sondern damit er die Leute auch verstehe und einen Blick in ihr Inneres thun könne. Ist ja doch die Sprache die Seele des Volkes. In ihren Bildern, Wendungen und Anspielungen sind tausende von uralten, wie auch ganz neuen Erfahrungen und Anschauungen des Volkes niedergelegt. Denken und Empfinden, sowie das ganze Volksleben spiegelt sich in ihr wieder. Es kann deshalb auch nur der das Volk verstehen und mit ihm fühlen, der ohne Dolmetscher mit jedem Einzelnen verkehren kann.

Die Kenntnis der Landessprache ist aber nicht nur für den Missionar, sondern auch gleichermaßen für den Beamten ein unerläßliches Erfordernis; denn ohne sie ist er nur zu oft ein Opfer bald der Unwissenheit und Beschränktheit, bald der absichtlichen Täuschung seiner eingeborenen Dolmetscher. Und darunter haben dann je nach Umständen alle Beteiligten, am meisten aber diejenigen zu leiden, denen der Beamte ein gerechter Schutzherr und Vorgesetzter sein soll.*)

Mit der Kenntnis der Landessprache hängt dann die genaue Bekanntschaft mit den Sitten und Gebräuchen der Bewohner zusammen. Mißverständnisse, Verstimmungen und Reibungen werden sehr oft nur dadurch erzeugt, daß man mit denselben nicht genügend vertraut ist. Andererseits aber ist nichts so geeignet, dem Beamten oder Missionar das Vertrauen der Häuptlinge und die Liebe der Geringsten im Volke zu sichern, als eine genaue Bekanntschaft mit den bestehenden Landessitten und eine möglichste Anbequemung an

*) Die englische Kolonialregierung auf der Goldküste zahlt jedem ihrer europäischen Beamten, der in einer der Landessprachen (Gã, Asante oder Hausa) ein Examen besteht, eine Gehaltszulage von £ 50 (1,000 Mk.).

dieselben. Das persönliche Vertrauen, das die Unterthanen in den Beamten setzen, ist seine stärkste Macht. Mit ihr vermag er alles zu erreichen, ohne sie ist seine Stellung ohne Einfluß. Für den Missionar aber bildet das gegenseitige Vertrauensverhältnis die Thür zu den Herzen der Eingebornen, durch die er sich ihnen mit dem Evangelium, dem Besten, was er ihnen zu bieten hat, naht, und die er sich, soll seine Arbeit eine fruchtbringende und gesegnete sein, nicht verschließen darf. Bei ihrem ausgeprägt konservativen Sinn sind die Neger gewöhnlich allen Neuerungen von vornherein feind und doppelt abhold, wenn dieselben durch fremde Menschen eingeführt werden. Ohne den Wert oder den Zweck der Sache unparteiisch zu prüfen, stehen sie ihr mißtrauisch gegenüber und mutmaßen Unheil. Es ist deswegen sehr zu bedauern, daß die klimatischen Verhältnisse einen so häufigen Personenwechsel mit sich bringen. Denn kaum ist das gegenseitige Vertrauensverhältnis gewonnen, so erscheinen neue Persönlichkeiten auf dem Arbeitsfeld und die vorigen treten auf kürzere oder längere Zeit vom Schauplatz ab. Für den Neuling aber gilt es sich erst die vorhin genannten Eigenschaften und Kenntnisse zu erwerben, durch die Erfahrung sich für seinen Beruf auszurüsten. Dazu bedarf es einer längeren Lehrzeit, und es ist nur zu wahr, daß man aus Unkenntnis der Verhältnisse oft im ersten Jahr manches anordnet und unternimmt, was man späterhin mit Recht verurteilt. Diesem beständigen Wechsel sollte man deshalb so viel als möglich vorbeugen und den Angestellten der Regierung und der Mission eine längere Dienstzeit ermöglichen — wenn auch nach mehrjährigem Dienst mit kurzen Erholungsperioden in Europa —; denn verläßt einer schon nach Jahresfrist sein Arbeitsfeld, so hat weder das Volk noch der Beamte irgendwelchen Gewinn von seinem bisherigen Wirken. Es sind deswegen Gesundheitsstationen, auf denen man die durch Fieber und andere klimatische Einflüsse geschwächte Kraft wieder neu beleben kann, ohne vor der Zeit nach Europa zurückkehren zu müssen, von außerordentlichem Wert.

Ist das Lehrjahr überstanden — und oft wird das ein Jahr sein, das mehr als 12 Monate zählt — so kann erst die eigentliche Wirksamkeit beginnen. Auch hier berühren sich die gemeinsamen Aufgaben der Kolonialregierung und der Mission, wenn auch beider Mittel und Wege, Beweggründe und Ziele in vielen

Dingen auseinandergehen. Jedes aber in seiner Art muß ein gleiches Interesse haben z. B. an der wirtschaftlichen Hebung des Landes. Denn das Gedeihen einer afrikanischen Kolonie hängt schon deshalb von der Hebung der Landwirtschaft ab, weil dadurch die Produktion und der Handel gesteigert werden. Darum werden auch von seiten der Regierung wie von einzelnen Handelshäusern an der Togoküste Baumwollenpflanzungen angelegt und weite Strecken mit Kokospalmen besetzt (wozu — nebenbei bemerkt — die Mission einen Teil der nötigen Saatnüsse liefert), sowie Kaffeebäume gepflanzt. So kommt es, daß dort, wo man noch vor wenigen Jahren ziemlich gleichgültig über den Besitz und Wert der Ländereien dachte, jetzt fast aller Grund und Boden in Beschlag genommen ist. Das sind freilich nur zunächst bloße Versuche auf die Ertragsfähigkeit des Bodens und die Rentabilität der Unternehmungen; sollten sich diese aber als erfolgreich erweisen, so werden sie sicher Nachahmung von seiten der Eingebornen finden und den Aufschwung des Landes anbahnen.

Die Mission steht solchen wirtschaftlichen Unternehmungen keineswegs gleichgültig gegenüber. Schon im Jahr 1869 zerstörten die Asanteer blühende und ertragfähige Kaffeepflanzungen auf der Missionsstation Ho. Man pflanzte also dort fast zwei Jahrzehnte schon Kaffee, ehe überhaupt jemand an eine Togokolonie dachte. Auch einige eingeborne Christen besaßen in jenem Gebiet seit den siebenziger Jahren Kaffeeplantagen, und ich darf wohl ohne Uebertreibung behaupten, daß unsere Station Ho die schönsten Kaffeepflanzungen im ganzen Togolande aufzuweisen hat. Von dort ist denn auch in diesem Jahr der erste Kaffee aus Deutsch-Togo ausgeführt worden. Auch auf der neuen Gebirgsstation Amedschovhe sind bereits Pflanzungen angelegt. Die Beweggründe zur Anlage solcher Kulturpflanzungen sind nun freilich bei der Mission andere als auf seiten der Regierung oder Plantagengesellschaften; denn die Mission sieht zunächst davon ab, ob für ihre Kasse dabei irgend ein Gewinn herauskommt oder nicht. Ihr steht der erzieherische Zweck obenan. Sie will damit den Eingeborenen ein Beispiel geben und sie dazu anleiten, ihr brachliegendes Land auszunützen und ihre schlummernden Kräfte zu wecken. Mit den meisten Sachkennern ist sie der Ueberzeugung, daß Afrikas Schätze in erster Linie durch Afrikaner gehoben werden sollten. Um aber

das nicht nur vorübergehend zu erreichen, sondern auf die Dauer von Generationen hinaus gesunde Verhältnisse im ganzen Volkswesen zu schaffen — dazu läßt sich die Mission durch kein Opfer zurückschrecken. Im Bewußtsein dessen, daß sie ihren Zweck nur dann erreicht, wenn das Volk von innen heraus erneuert wird, sieht sie ihre Aufgabe darin, unter dem Volk vor allem das Christentum zu pflanzen und dadurch auf die Stufe zu heben, auf welcher sie nicht nur der Kultur und Zivilisation zugänglich sind, sondern aus dem beides naturgemäß hervorwächst. Die Norddeutsche Mission hat nun bald eine 50jährige Erfahrung hinter sich und kann sich darauf berufen, daß die bloß ökonomische Hebung eines Volkes auf einen kulturell höheren Standpunkt noch keine thatsächliche Veredelung des Negers bedeutet. Er ist damit noch keineswegs aus dem Sumpf des rohen Heidentums herausgehoben, während wir Beweise genug für die Thatsache anführen könnten, daß bei normalen Verhältnissen der, welcher durch das Christentum „das Beste in der Welt gefunden hat, auch für die menschliche Gesellschaft ein nützliches und ehrenwertes Mitglied geworden ist. Wir bieten dem Heiden ebensogern eine hilfreiche Hand wie dem Christen zu seiner kulturellen Hebung; aber in den meisten Fällen weist sie der Heide mit allerlei Ausreden zurück. Er hat weder Interesse noch Verständnis für sie. Im tiefsten Grund aber wurzelt seine ablehnende Haltung im Fetischismus, in den herrschenden Rechtsverhältnissen und in den aus beiden sich ergebenden sozialen Zuständen — also im Heidentum. Der Christ dagegen, der dieses überwunden hat, nimmt die ihm gebotene Hilfe an, ist für Belehrung zugänglich und bringt es zu etwas.

Während die Mission in diesem Sinne ihre Aufgabe als Förderin der Kultur unter den afrikanischen Völkern auffaßt, sieht die Kolonialregierung den Zweck ihrer wirtschaftlichen Unternehmungen erst dann erfüllt, wenn dieselben auch einen für das heimatliche Vaterland lohnenden Gewinn aufweisen und dem Handel und Gewerbe zu gute kommen.

Noch mehr als in obigem Punkte hat die Mission und die Regierung ein gleiches Interesse an der Heranbildung eines eingeborenen Handwerkerstandes. Bauhandwerker z. B. sind für jede afrikanische Mission eine unerläßliche Notwendigkeit. Es handelt sich darum, Brettschneider, Schindelspalter, Zimmerleute,

Tischler und Maurer, wie solche der benachbarten Basler Mission auf der Goldküste schon längst zu Gebote stehen, heranzuziehen. Doch sind wir auch in Togo jetzt so weit, daß wir unsere Bauten vollständig an Ort und Stelle fertig stellen können, abgesehen von den Eisenwaren. Bei unserem letzten Stationsbau im Amedschovhe waren allein 10 eingeborene Lehrlinge beschäftigt, die allerdings nach Vollendung dieser Arbeit noch keine fertige Meister waren, aber doch genug gelernt hatten, um es mit der Zeit zu etwas Tüchtigem bringen zu können. Ein zweistöckiges Haus mit 10 Zimmern, 31 m lang und 11 m breit, mit soliden Steinmauern und gewölbten Fenstern, an dem der ganze Oberstock aus mehr als 40,000 gebrannten Backsteinen erstellt ist, die Herstellung von Thüren, Fenstern, Jalusien, Treppen und sämtlichen Möbeln an Ort und Stelle aus bestem einheimischem Holz — und das alles nur durch Neger unter Leitung eines einzigen europäischen Missionars bewerkstelligt — das ist gewiß eine achtenswerte Leistung. So gut dies aber die Mission imstande ist, sollte es auch der Regierung möglich sein, wenn sie darauf sieht, sich die erforderlichen Kräfte aus den Eingebornen heranzuziehen. Die Station Misahöhe hat bisher den dort lebenden Beamten nur recht dürftige Wohnräume geboten. Zwar ist ein größerer Bau geplant, der aber nicht ohne eingeborene Arbeitskräfte ausgeführt werden kann. So weit ins Land hinein läßt sich ein in Europa gezimmertes Haus bei den oben geschilderten Verkehrsmitteln nicht tragen. Die Unmasse von Brettern und Balken müssen an Ort und Stelle beschafft werden und zwar von solchem einheimischem Holz, an das die Termiten nicht gehen, während das von Europa bezogene Nadelholz binnen kurzem von denselben zerstört ist.

Ferner ist die schulmäßige Heranbildung der Jugend ein Bedürfnis, das die Regierung mit der Mission gemeinsam hat. Togo hat ja nun auch wie Kamerun seinen Reichsschulmeister und der gute Anfang scheint einen erfreulichen Fortgang zu versprechen. Je mehr sich aber die Kolonie entwickelt, um so größer wird sich auch für sie die Notwendigkeit herausstellen, der Regierung allerlei geschulte Leute, wie Schreiber, Dolmetscher ꝛc. zu stellen. Die niederen Beamtenstellen müssen mit solchen besetzt werden, und ist einmal der Telegraph vom englischen Keta bis nach Klein-Popo weitergeführt, was nur eine Frage der Zeit ist,

so ergiebt sich hieraus ein weiteres Bedürfnis nach anstelligen und einigermaßen gebildeten Eingeborenen.*)

Auch hierin ist die Mission schon lange mit gutem Beispiel vorangegangen. Sie hat an 13 verschiedenen Punkten Schulen mit rund 500 Schülern. Zur Heranbildung eines eingeborenen Lehrer- und Predigerstandes besitzt sie ein Seminar mit ungefähr 30 Zöglingen. Im Dienste unserer Norddeutschen Mission stehen jetzt 3 Eingeborene, die ihre Ausbildung in Afrika und Europa erhalten haben; 4 weitere sind zum nämlichen Zweck gegenwärtig in Württemberg.

Die Schule hat aber auch ihre Gefahren für den vorher kulturlosen Afrikaner, denen es gilt rechtzeitig vorzubeugen. Es handelt sich darum, daß der Schulmann seine Schüler nicht dem Müßiggang in die Arme führt. Bei den Charaktereigentümlichkeiten des Negers, wonach derselbe geneigt ist, seinem Aeußeren mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, als seiner geistigen Ausbildung, hantiert er viel lieber mit Nadel und Faden, als mit der edlen Wissenschaft. Darin pflegen sie es auch bald zu einer gewissen Fertigkeit zu bringen. Jeder Pfennig, den sie auftreiben, wird dann zur Beschaffung einer stutzerhaften Kleidung verwandt, und anstatt in den Ferien den Eltern eine Hilfe zu sein, möchten die jungen Herren ein Studentenleben führen, wozu sie wirklich eine geniale Anlage haben. In den Missionsschulen widersetzen wir uns diesem Trieb so gut wir können, und nicht ohne einigen Erfolg. Aus diesem Bestreben, die Schuljugend außerhalb der Unterrichtsstunden an eine geregelte Arbeit zu gewöhnen, sind in erster Linie jene Kaffeepflanzungen auf der Station Ho hervorgegangen und diese werden noch heute von den Schülern besorgt. Als die Station noch zum englischen Gebiet gehörte, hat die dortige Schule von dem englischen Schulinspektor unter allen Schulen der Goldküstenkolonie den ersten Preis für Handarbeit davongetragen. Ich erwähne das hier nicht zu unserem Ruhme, sondern um zu zeigen, wie sich die Mission bemüht, die Nationalfehler der Ein-

*) Der einzige tüchtige Schreiber und Dolmetscher des deutschen Kommissariats in Sebbe ist ein früherer Zögling der Norddeutschen Mission, der seine Ausbildung teils in Afrika, teils in Deutschland erhalten hat. Keiner der übrigen Dolmetscher ist bis jetzt der deutschen Sprache einigermaßen mächtig.

geborenen zu korrigieren. Daneben darf auch noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß diese Schüler, wenn sie einmal erwachsen sind, der Kolonie recht brauchbares Material liefern. Die Art und Weise aber, wie die Mission diese wichtige Aufgabe der Anleitung zur Handarbeit betreibt, zielt darauf ab, dieselbe den Schülern interessant zu machen. Es ist keine bloße Abrichtung, sondern man bemüht sich, sie im arbeiten selbständig zu machen. Sie sollen, um mit dem Dichter zu reden, „im inneren Herzen spüren, was sie erschaffen mit der Hand."

Und nun noch ein weiterer Punkt, worin sich, wenigstens im Inland, der Missionar und vor allem der Beamte, vor eine gemeinsame Arbeit gestellt sehen. Es ist die Gerichtsbarkeit der Eingeborenen. Nicht daß ich meine, der Missionar habe wie der Regierungsbeamte die Gerichtspflege in die Hand zu nehmen und sie unter dem Volk auszuüben; aber die Fälle sind nicht selten, daß die Eingeborenen bei ihren Rechtshändeln und Streitigkeiten die Vermittelung des Beamten wie des Missionars nachsuchen. Nun ist es ja jeden guten Bürgers Pflicht, soviel an ihm ist, zur Aufrechthaltung des Friedens und der öffentlichen Ordnung im Lande beizutragen. Darum kann sich auch der Missionar nicht immer dieser für ihn oft lästigen und zeitraubenden Aufgabe entziehen. Weil er selbst an den Händeln der Schwarzen unbeteiligt ist, so kann er nach Anhörung des Falles — wenn er der Sprache genügend mächtig und mit den Rechtsanschauungen der Neger vertraut ist — ganz unparteiisch seine Meinung äußern. Als einer, der weder auf der einen noch auf der andern Seite steht, sondern ein Freund aller Parteien und des gesamten Volkes ist, kann er zur Aussöhnung und zum Frieden raten und in manchen Fällen durch seinen Einfluß Bürgerkrieg und Blutvergießen rechtzeitig verhindern.

Im wesentlichen nehmen selbst die Beamten der Kolonialregierung auf den Binnenstationen, so verwunderlich das auch erscheinen mag, diese Stellung ein. Denn bei der geringen Militärmacht, die ihnen hier zu Gebote steht, sind auch sie in erster Linie darauf angewiesen, den Eingeborenen gegenüber meist nur als Ratgeber und friedliche Schiedsrichter aufzutreten. Der persönliche Einfluß kommt da mehr zur Geltung als eine äußere Machtentfaltung. Es ist aber von außerordentlicher Wichtigkeit,

daß die Gerichtspflege so viel als möglich von dem Beamten des Bezirks in die Hand genommen werde und nicht der Entscheidung der Häuptlinge überlassen bleibe. Denn die Rechtspflege und Gerichtsvollstreckung der Eingeborenen gehört zum dunkelsten, was der dunkle Erdteil aufzuweisen hat. Gottesgerichte, Giftbecher, Hexenglauben, Zauberei, Aberglauben, raffinierte Intriguen der Fetischpriester samt der Bestechlichkeit und Habgier der Volkshäupter vereinigen sich da zu einer wahren Höllenmacht. Wenn irgendwo, so ist hier dem Beamten eine zivilisatorische Aufgabe gestellt. Leicht ist die Sache freilich nicht; denn die meisten Fälle sind in keinem Gesetzbuch vorgesehen, und wären sie es auch, so läßt sich doch selten weder Urteil noch Strafmaß unserer Gesetzbücher auf jenes Land und Volk übertragen. Es muß deshalb dem gesunden Menschenverstand und dem Takt des Beamten überlassen bleiben, das Rechte zu treffen. Bei dem feinen Rechtsgefühl der Neger wird das Vertrauen und Ansehen desselben in dem Grade wachsen, als er ohne Ansehen der Person nach Recht und Gerechtigkeit richtet. Einen Vollzug der Strafe sieht auch der heidnische Neger als sühnenden Akt der Gerechtigkeit an.

Je friedlicher aber die Entwickelung einer Kolonie vor sich geht, desto rascher wird sie voranschreiten, desto reicheren Ertrag wird sie abwerfen, desto geringer werden die Opfer an Geld und Menschenleben sein, desto größeren Gewinn wird auch die Mission von dem Walten einer Regierung haben. Es giebt ja freilich vereinzelte Fälle, in denen ein energisches Einschreiten der Kolonialmacht nicht zu umgehen ist. Dies wird aber nur dann von ersprießlichem Erfolg begleitet sein, wenn die unbeteiligten Nachbarstämme unter dem Eindruck stehen, die Regierung habe nach Anwendung friedlicher Mittel ein nicht zu umgehendes Exempel statuiert.

Der Mission muß dabei alles daran liegen, nicht in die Lage zu kommen, die Kolonialregierung in Anspruch zu nehmen, es sei denn in Fällen, wo sichs lediglich um Unterstellung unter ihren Schutz handelt. Sie würde in diesem Fall nur dasjenige Recht für sich beanspruchen, was jedem friedlichen Unterthanen zusteht. Eine Unterstützung ihrer Wirksamkeit aber durch den Einfluß der Regierung wird jede evangelische Mission prinzipiell verschmähen, da es nicht im Geist und Sinn Christi wäre, der da gesagt hat:

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Auf der andern Seite aber wird die Mission auch nicht wünschen können, daß die Regierungsorgane sich in ihre Angelegenheiten einmischen und auf die Art des Betriebs der Mission irgendwelchen Einfluß ausüben. Hierin muß einer Mission, soll sie segensreich wirken und sich frei entwickeln, die nötige Selbständigkeit und Freiheit gewahrt bleiben.

Immerhin giebt es des Gemeinsamen genug, worin sich die Aufgaben einer Mission und der Kolonialregierung trotz der Verschiedenheit ihrer Wege und Prinzipien berühren. Es läßt sich auch, wie wir gesehen haben, recht wohl ein friedliches und schiedliches Nebeneinanderarbeiten ermöglichen. Auf diesem Boden wird beider Thätigkeit, sofern sie das Wohl des Landes und Volkes im Auge hat, den erwünschten Erfolg haben und das Gedeihen der Kolonie und des Missionsfeldes sichern.

Auch eine Missionsfrucht.

Züge aus dem Leben des bekehrten Hindu Baba Padmandschi.

Von ihm selbst erzählt.

(Fortsetzung)

4. Wieder in Bombay.

Im Jahr 1847 reisten wir wieder nach Bombay. Hier ließ mein Vater seine Familie; er selbst ging nach Aden, wo er eine Anstellung von der Regierung hatte. Ich trat dagegen in eine höhere Regierungsschule ein. Der Lehrer meiner Klasse war ein Brahmane, ein Mann von sanftem Charakter, den seine Schüler sehr liebten und achteten. Er hatte auch eine gute Lehrmethode. Meist begleitete ich ihn in die Schule. Wenn er sich einem Tempel näherte, so blieb er jedesmal stehen und verneigte sich vor der Gottheit. Ich that dasselbe, solange ich diese Schule besuchte. Mein Glaube an die Hindu-Religion wurde durch meinen Schulbesuch nicht erschüttert, denn die Lehrer sprachen über nichts als

über die weltlichen Gegenstände in unsern Schulbüchern. In der Nähe der Schule war ein Tempel, in dem ich meine Andachten zu verrichten pflegte. Ich betete da zu Màruti, dem Affengott, um Erfolg für meine Studien. Auf dem Heimweg ging ich gewöhnlich noch in einige andere Tempel und hörte zu, wie die Religionsbücher erklärt wurden. Auch besuchte ich die Märkte und Feste, die in Stadt und Land zu Ehren der Götter gehalten wurden, und unter den Büchern, die ich las, behandelten viele die Hindureligion.

Im Jahr 1849 wurde ich verheiratet. Die Hochzeit wurde mit dem landesüblichen kostspieligen Prunk gefeiert. Zur Unterhaltung der Gäste hatte man zwei Tänzerinnen bestellt. Ich weiß nicht mehr, ob ich auch mit schuld war, daß man solch übelberufene Mädchen zu dem Fest kommen ließ; es geschieht dies aber in Bombay fast bei allen Hochzeiten. Nur ganz arme Leute verzichten auf Tänzerinnen. Mein Vater, der von Aden auf Urlaub gekommen war, hatte hinsichtlich meiner Heirat auch nach meinen Wünschen gefragt. Die Braut war erst zehn Jahre alt und sie konnte weder lesen noch schreiben, war aber reich und von guter Familie. Die Sterndeuter, die wir befragten, konnten uns natürlich nicht voraussagen, daß die Ehe später getrennt werden würde. Unsere Kastengenossen wollten zuerst die Heirat verhindern, denn sie behaupteten, mein Vater habe durch seinen Aufenthalt in Aden die Kaste verloren, weil dort Araber zum Wasserholen verwendet würden. Mein Vater bewies jedoch, daß er sich von seinen indischen Arbeitern das Wasser tragen ließ. So streng war man damals. Jetzt gehen sogar Brahmanen nach England und essen dort Fleisch, und wenn sie wieder heimkommen, macht man ihnen selten einen Vorwurf daraus.

Mein Vater nahm jetzt seine Familie mit nach Aden. Da dort keine Schule war, konnte ich meine Studien nicht fortsetzen. Ich bekam ein Amt in der Kanzlei meines Vaters, das mir aber nicht zusagte. Einigen Trost gewährte mir das Lesen englischer Zeitungen, die ich von den Offizieren bekam. An der Religion aber lag mir damals nicht viel.

Ich habe schon erzählt, daß ich mir manchmal wünschte, von einem Dämon besessen zu sein. In Aden wurde mir dieser Wunsch erfüllt. Ein mohammedanischer Geist erkor mich zu seiner Woh-

nung. Wenn ich unter seinem Einfluß war, so rief ich: Ich bin von Belgam und muß wieder dahin zurückkehren! Zuerst tobte ich, aber allmählich wurde ich ruhig. Die Hausgenossen behandelten mich mit großer Ehrfurcht und fragten mich in schwierigen Fällen um Rat. Endlich schickten mich meine Eltern nach Belgam, wo ich bei meinem Onkel wohnte. Doch war ich auch hier nicht frei von dem Dämon. Einmal ließ er mich nachts aufstehen, in ein benachbartes Dorf gehen und dort unter einem Baum stehen bleiben. Ich mußte gehorchen und machte mich sogleich mit ein paar Gefährten auf den Weg. Seit meiner Bekehrung läßt mich der Dämon in Ruhe. Der Herr Jesus ist gekommen, um die Werke des Teufels zu zerstören, und wer sich an den Herrn hält, dem kann der Böse nichts anhaben.

Im Jahr 1849 sollte ich meine Großmutter in Bombay abholen und sie nach Aden zu meiner Mutter begleiten. Ich mußte aber in Bombay bleiben, weil mir die Regierung keine freie Ueberfahrt gewährte. Das war zwar nicht nach meinem Sinn; aber jetzt sehe ich ein, daß Gottes Vorsehung es zu meinem Besten so gefügt hat.

Ein junger Mann meiner Kaste redete mir zu, in das Seminar der freien schottischen Kirche einzutreten und ich folgte seinem Rat. Mein Lehrer war hier Narajan Scheschadri, ein bekehrter Brahmane, gegen den ich, als gegen einen Abtrünnigen, zuerst ein Vorurteil hatte. Er trug damals noch die Brahmanentracht. Sein ganzer Anzug vom Turban bis zu den Strümpfen war rein weiß. Es machte mir einen guten Eindruck, daß er die Nationaltracht nicht abgelegt hatte, und da er sehr liebenswürdig war, verschwand meine Abneigung bald. Er war zudem ein trefflicher Lehrer und Erzieher. Ich schrieb meinem Vater, daß ich in das Seminar aufgenommen sei und daß ich an Herrn Scheschadri einen ausgezeichneten Lehrer gefunden hätte.

5. Verhältnis zum Hinduismus.

Ehe ich erzähle, wie ich allmählich für das Christentum gewonnen wurde, will ich noch darlegen, wie ich damals zu der Hindureligion stand, an der ich zunächst noch unerschüttert festhielt.

Meine Erkenntnis gründete sich fast ganz auf die Puranas, welche die volkstümliche Darstellung des Hinduismus enthalten. Die Bücher, die die Religion philosophisch behandelten, sprachen mich wenig an. Die Prediger ließen allerdings ihrer Erklärung der Göttersagen gewöhnlich eine kurze philosophische Einleitung vorausgehen, von der aber die Hörer nicht viel Gewinn hatten. Weder Prediger noch Zuhörer erhoben sich zu einer mehr geistigen Auffassung der Religion. Sie blieben Götzendiener bis zu ihrem Tode. Ich hatte auch von den höheren Formen des volkstümlichen Hinduismus, obgleich ich nach meiner Art fromm war, keinen geistigen Gewinn. Der sinnliche Kultus der Puranas, die Anbetung des Râma, des Krischna, des Schiwa mit all ihren blendenden Zeremonien gaben mir keinen Halt. Ich sank tiefer und tiefer, bis ich bei der niedersten Form des Aberglaubens, beim Dämonenkultus, angekommen war. Dabei glaubte ich zugleich an die widersprechendsten Lehren und übte gänzlich unvereinbare Kultusformen. In all dem war ich aber vollkommen aufrichtig. Man hatte mich gelehrt, nicht nur Götter und tugendhafte Menschen, sondern auch ekelhaftes Ungeziefer, wie z. B. die Schlange, anzubeten. Mein Glaube an das, was ich gelehrt worden war, hatte mich zu einem ganz gemeinen Fetischanbeter gemacht.

Von sittlicher Reinheit war bei meinem Religionsunterricht fast gar nicht die Rede gewesen, sondern nur von der äußeren Reinheit, die mit dem Kultus und dem Kastenwesen zusammenhängt. Ich hatte keine Gottesfurcht. Zwar enthielt ich mich verbotener Speisen und Getränke, aber ich enthielt mich nicht des Lügens, Stehlens, Fluchens u. s. w. Ich dachte nicht, daß solche Dinge den Göttern ein Greuel seien, im Gegenteil, ich hatte Grund zu glauben, daß Unsittlichkeit von der Religion gebilligt werde. Während des Hôli-Festes stahl ich meinen Eltern Geld und während des Divâli-Festes fröhnte ich dem Hazardspiel. Dann that ich dem Mâruti ein Gelübde und bat ihn, mich vor Entdeckung und Strafe zu schützen. Ich glaubte wirklich, daß die Götter mich retten würden. Die Göttergeschichten, die ich mit Andacht las, bestärkten mich in solchen Ansichten. Selbständiges Erforschen der Religionswahrheiten hatte man mich auch nicht gelehrt. Ich sollte einfach das glauben, was meine Eltern und meine Kastengenossen mir sagten. Sie glaubten nebenher auch an den Mohammedanis-

mus und ich machte öfter mohammedanische Gottesdienste mit. Ja, ich hörte oft behaupten, alle Religionen seien gleich gut.

Manche Leute meinen, der Götzendiener komme allmählich dazu, das geistige Wesen anzubeten, das der Götze darstellen soll. Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Die sichtbare und greifbare Gestalt erfüllt den Geist und macht ihn zu einem geistigen Begreifen der Gottheit unfähig. Ich saß oft stundenlang vor den Götzenbildern, opferte, ging mehreremale um sie herum, betrachtete sie, stellte mich vor sie und sang ihr Lob, betete auch um irdische Dinge, aber niemals erhob ich mich in die höheren Regionen, wo der geistige Herr des Weltalls seine ewige Herrlichkeit offenbart. So verehrte ich auch die Brahmanen und Büßer, aber ich fragte nicht nach ihrem sittlichen Charakter. Was ich unter Heiligkeit verstand, war ja etwas rein Aeußerliches. Die heiligen Männer sollten mir nicht zur Erleuchtung und zur Seligkeit helfen, und so begehrte und empfing ich nichts von ihnen, als einige durch ihre Berührung geheiligte Früchte und Kuchen. Manchmal lehrten sie mich einige mystische Worte hersagen; aber nie ermahnten sie mich zur Mäßigkeit, Reinheit oder Frömmigkeit. Die treuen Anhänger der Brahmanen hielten streng die Fasttage, feierten die Feste und besuchten die Gottesdienste, aber ihr Leben war oft durch die abscheulichsten Laster befleckt.

Doch trotz meiner Unwissenheit und Sünde handelte Gott auch in jenen finstern Tagen gnädig an mir. Es war gut für mich, daß ich ein paarmal den Wohnort wechselte. Als ich in Belgam in schlechte Gesellschaft geraten war, kam ich nach Bombay; als ich dort in Gefahr war, den Versuchungen zu erliegen, wurde ich nach Aden versetzt, und als ich auch da auf schlechte Wege geriet, mußte ich wieder nach Bombay gehen. Durch meine Erziehung in der Missionsschule von Belgam, durch das wahrhaft christliche Leben meiner Lehrer, durch ihre Gebete, durch ihren Religionsunterricht wurde ein guter Same in mein Herz gelegt; freilich sollte er erst viel später aufgehen. Auch einige bekehrte Hindus machten tiefen Eindruck auf mich, ebenso ein Mitschüler, der dem Hinduismus entsagt hatte. Wenn seine Mitschüler ihn mit Gewalt in den Màruti-Tempel schleppten, so blieb er mit festgeschlossenen Augen vor dem Götzenbild stehen. Er wurde Christ, nachdem ich Belgam verlassen hatte. Ich hatte immer eine

gewisse Freude an religiösen und moralischen Aussprüchen, die mir in Büchern begegneten. Diese Vorliebe und das Studieren solcher Worte bewahrte mich davor, ein Atheist zu werden und ich konnte den Gedanken an Gott und die Religion nie ganz los werden.

Die Unfähigkeit des Hinduismus, eine sittliche Umwandlung hervorzubringen, sah ich an den Gliedern meiner eigenen Familie. Sie befolgten die Regeln und Zeremonien ihrer Religion aufs genaueste; aber diese Frömmigkeit vermochte nicht die Wirkung zu erzielen, daß sie in Liebe und Frieden zusammenlebten; es gab im Gegenteil viel Streit und Zank. Ich erwähne dies ungern, muß es aber thun, da es von großer Bedeutung für meine religiöse Entwicklung wurde. Die Schuld lag dabei weniger an den Menschen, als an ihrer Religion und an den Lehrern, die sie verehrten. Man ermahnte sie nie, nach den Gesetzen der Sittlichkeit zu leben oder eine Frömmigkeit zu üben, die nicht im Essen und Trinken bestand.

---

6. Im Seminar.

Als ich in das Seminar der schottischen Freikirche eintrat, herrschte in Indien gerade eine lebhafte religiöse Bewegung. Viele junge Männer fingen an, nach der Wahrheit zu forschen und gründeten Vereine für religiöse und soziale Reformen. Leute aus allen Ständen hielten öffentliche Besprechungen, die meistens von den Missionaren geleitet wurden. Unter den Männern, die fast täglich in den belebtesten Straßen Bombays predigten und sich nachher mit den Leuten besprachen, war auch mein Lehrer Scheschadri. Anfangs that ihm der Pöbel allerlei Schimpf an: man schlug ihm den Turban vom Kopf und bewarf seinen Rock mit Schmutz. Aber die Geduld und Sanftmut des Mannes, sowie seine Bereitwilligkeit, auch seinen Verfolgern Dienste zu erweisen, machte ihn bald allgemein beliebt.

Der Unterricht im Seminar machte tiefen Eindruck auf mich. Damals that ich schriftlich, im Namen des höchsten Geistes, des Schöpfers und Erleuchters der Welt, ein feierliches Gelübde, nie mehr Klötze und Steine, sondern nur den Schöpfer anzubeten, dem Lügen und Stehlen, der Unreinheit, den schlüpfrigen Liebesliedern

und Schauspielen, Tänzen und wüsten Reden für immer und auf jede Weise — selbst auf Lebensgefahr hin — zu entsagen. „Möge Gott — schrieb ich — mir helfen, mein Gelübde zu halten. Wenn ich in eine der erwähnten Sünden falle, so soll es mir so schwer angerechnet werden, als wenn ich hundert Kühe getötet hätte und ich möge dann durch den Höllenkönig Jama zur Hölle verdammt werden. Dann werde ich meine Sünde bereuen und dich, o Gott, um Verzeihung bitten, denn ohne deine Gnade ist all unsere Mühe umsonst." Nach der Schule begleitete ich manchmal Herrn Scheschadri ein Stück Wegs. Er fragte dann oft, wie es den Meinigen gehe, und diese Teilnahme machte mir einen guten Eindruck, daß ich ihn immer lieber gewann; niemals aber nahm ich es an, wenn er mich zum Thee oder Kaffee einladen wollte.

Der Unterricht im Seminar hatte einen ausgesprochen christlichen Charakter; das spürte man selbst wenn der Unterrichtsgegenstand nicht gerade ein religiöser war. Wir hatten übrigens jeden Tag eine Religionsstunde und außerdem Morgen- und Abendandachten. Ich durfte selbst in einer Klasse biblische Geschichte geben. Da ich mich auf die Stunde sorgfältig vorbereitete, lernte ich viel durch diesen Unterricht. Ich ließ die Knaben Sprüche lernen und kleine schriftliche Arbeiten machen. Zuweilen unterrichtete ich mit solchem Ernst und Eifer, daß meine Schüler sagten: Wenn du das alles glaubst, warum bekennst du es dann nicht öffentlich? Manchmal, wenn ich Gottes Wort erklärte, schenkte er mir solche Erleuchtung, daß ich wie verzückt war und meine Augen sich mit Thränen füllten, besonders einmal (im Jahr 1851) bei Erklärung der Worte Christi: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid. Die Knaben saßen ganz still und fragten mich dann wieder mit großem Ernst, warum ich kein Christ würde.

Um diese Zeit schrieb ich in eine Zeitung einen Brief, dessen Schluß ich hierhersetzen will, da er meinen damaligen Standpunkt kennzeichnet: „Manche Leute meinen, sie können durch das Licht der natürlichen Religion in den Tempel der Wahrheit eindringen; aber wie ist dies möglich bei jenem trüben Licht? Kann uns die Natur etwas von dem Zustand des Menschen nach dem Tode sagen? Wie kann sich der sündige Mensch dem sündlosen Gott nahen? Wie kann Gottes Gnade mit seiner Gerechtigkeit versöhnt werden? Wenn Gott Sünde vergäbe, ohne die Gerechtigkeit

walten zu lassen, würde das den Menschen nicht antreiben, weiter zu sündigen? Versündigungen gegen Gottes unendliche Majestät schließen eine unendliche Schuld in sich. Eine unendliche Schuld aber kann nur durch unendliches Verdienst ausgelöscht werden. Die Natur giebt keine Antwort auf all diese Fragen und doch wird der Mensch nie zu Ruhe kommen, ehe sie befriedigend gelöst sind. Ich bitte darum alle gescheiten Anhänger der natürlichen Religion, der Welt mitzuteilen, worauf sie ihre Hoffnung, selig zu werden, gründen." Besonders anregend war für uns der Unterricht in der Kirchengeschichte. In jugendlicher Begeisterung bewunderten wir Luthers Heldenmut. Es war uns, als würden wir mit ihm verfolgt, wir freuten uns seines Heldenkampfs mit dem Papst und seines Sieges, als wären wir auch mit dabei gewesen.

Während so bei mir der Hinduismus in seinen Grundfesten erschüttert wurde, bereitete sich zugleich der Bau des herrlichen Tempels Christi vor. Das Lesen christlicher Schriften trug auch dazu bei, mich zu fördern. Die mohammedanischen Hausierer, die mit ihren Büchern von Haus zu Haus gingen, kannten meinen Geschmack. Die religiösen Schriften, die ich mir kaufte, las ich sehr aufmerksam und gründlich. Auch einigen christlichen Blättern verdanke ich viel. Aber ich las auch antichristliche Blätter, deren Behauptungen ich dann in andern Blättern widerlegte. Welcher Art der Inhalt jener dem Christentum feindlichen Zeitungen war, zeigt z. B. die folgende Stelle aus einem Aufsatz: „Die Armen und die Bettler, die Ausgestoßenen, die Unwissenden, die, die gern von sich reden machen, das sind die Leute, die in den Netzen der Missionare gefangen werden."

Zugleich war ich Berichterstatter über die Vorträge, die von gelehrten Hindus zur Verteidigung des Hinduismus gehalten wurden. Die Besprechungen, die sich denselben anschlossen, öffneten vielen die Augen. Auch die Missionare hielten religiöse Vorträge für ein gebildetes Publikum. Einer der Redner war Dr. Wilson. Dieser pflegte nachher einige der Zuhörer in seine Wohnung einzuladen. Man sprach über gesellschaftliche und religiöse Verbesserungen. Frau Wilson war eine höchst liebenswürdige Wirtin sowohl gegen die europäischen als gegen die eingebornen Gäste. Diese Gesellschaften halfen dazu, den Eindruck, den die Vorträge gemacht hatten, zu vertiefen und die Kluft zwischen Europäern und

Hindus zu überbrücken. Wir Studenten gingen ohne Furcht und ganz unbefangen in die Häuser der Missionare. Ich hatte Dr. Wilson früher einmal sprechen hören; damals war es in der Mărăthi-Sprache und vor einer Zuhörerschaft aus den ärmsten und verachtetsten Klassen der Hindus. Aus Furcht vor Verunreinigung setzte ich mich nicht auf dieselbe Bank mit diesen Leuten, sondern stand abseits wie ein hochmütiger Pharisäer. Ich ging nun hauptsächlich mit ernst gesinnten jungen Leuten um. Wir besprachen soziale und religiöse Fragen und lasen mit Aufmerksamkeit die Bibel. Diese Freunde waren zwar noch nicht alle Christen, aber sie glaubten doch im geheimen. Einer von ihnen legte, wenn er daheim im Kämmerlein betete, den heiligen Faden ab, den er um die Schultern trug.

Durch den Umgang mit diesen ernsten christlichen Freunden wurde ich sehr gefördert in der seligmachenden Erkenntnis Jesu Christi. Andererseits hatte ich aber auch nichtchristliche Freunde, die sich in jeder Weise bemühten, mich ganz vom Christentum abwendig zu machen. Ich gehörte zu der Reformpartei, ließ mich aber doch nicht gerne einen Reformer nennen, denn das Wort hatte wegen der Sünden mancher Glieder der Reformpartei in Bombay und Puna eine schlimme Nebenbedeutung. In Bombay stand es übrigens besser als in Puna. Dort war der Atheismus noch nicht so verbreitet und die Reformer waren meistens ernste Leute, die ihren Glauben an Gott bekannten. Sie machten sich auch an mich und suchten mich von der Verwerflichkeit des Kastenwesens zu überzeugen. Als ihnen dies gelungen war, baten sie mich, ihnen auf der Stelle einen Beweis von meiner Aufrichtigkeit zu geben. Ich wußte nicht, was sie wollten; da holte einer einen Zwieback und forderte mich auf, ihn zu essen. Eine solche Probe hatte ich nicht erwartet. Ich sagte, ich würde essen, wenn sie es auch thäten, denn ich hielt das bei würdigen Brahmanen für unmöglich; aber siehe da: jeder steckte ein Stückchen von dem unreinen Essen in den Mund und schluckte es hinunter. Es half nichts; ich mußte mit einigen andern Neulingen dem kühnen Beispiel folgen. Einer meiner Genossen konnte die unheilige Kost nur mit Hilfe von einem Glas Wasser hinunterwürgen. Auf diese That hin befand ich mich in großer Not und Angst. Ich fürchtete mich heimzugehen, weil ich die Rache meiner rechtgläubigen Verwandten

erwartete und glaubte nichts anderes, als daß mich meine Mutter aus dem Haus jagen und mein Volk mich als einen Christen und Ausgestoßenen scheuen werde. Ja ich meinte wirklich, alle Hindus würden mich verabscheuen, man würde mich „Unreiner" schelten, ein Schimpfwort, das damals in den Straßen und Gassen von Bombay den bekehrten Hindus nachgerufen wurde.

Ich hatte also die Kaste zum erstenmal in Gegenwart meiner Hindu-Freunde gebrochen. Meine christlichen Lehrer und Freunde legten aber auf solch unbedeutende Dinge wie Essen und Trinken keinen hohen Wert und ich will hier gleich erwähnen, wie Dr. Wilson sich über die Sache aussprach. „Ein Hindu," sagte er, „sollte nicht bloß aus Eßlust die Kaste brechen, sondern das muß aus Pflichtgefühl geschehen. Das Kastenwesen ist etwas Sündhaftes, denn Gott will keine gesellschaftlichen Einrichtungen, die Zwietracht unter seinen Kindern veranlassen. Wenn also ein Mensch aus Ueberzeugung das Kastenjoch abwirft, so thut er recht und Gott wird ihm in den Verfolgungen, die er deshalb erdulden muß, beistehen." Dies war ein guter Rat und Dr. Wilson handelte darnach. Er bot allen, die zu den offenen Abenden kamen, Thee an, aber verlangte nie, daß die Hindus welchen trinken sollten.

Nachdem ich die Kaste gebrochen hatte, wurde ich in den Reformverein aufgenommen. Er bezweckte hauptsächlich, Kaste und Götzendienst abzuschaffen und die Wiederverheiratung der Witwen zu ermöglichen. Bei der Einweihung mußte ich etwas Wasser in die Hand nehmen, meine Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der Gesellschaft erklären und dann das Wasser ausgießen. Hierauf mußte ich eine Tasse Milch trinken, von der die andern schon gekostet hatten, und ein Stück europäisches Brot essen. Jede Sitzung des Vereins wurde mit Gebet angefangen und geschlossen. Die Mitglieder verpflichteten sich, über die Wirksamkeit des Vereins Stillschweigen zu beobachten; erst wenn die Zahl der Mitglieder tausend erreicht hätte, sollte die Sache bekannt werden. Aber ein junger Mann, der aufgenommen worden war, brach sein feierliches Versprechen und verriet die Geheimnisse des Vereins. Er machte die Namen der Mitglieder bekannt und sagte, sie würden bald alle Christen werden. Nun entstand eine große Aufregung unter dem Volk. Viele junge Leute wurden aus den Missionsschulen genommen und ins Land hineingeschickt. Die Zeitungen waren voll von be-

unruhigenden Nachrichten, man verbreitete Spottgedichte und ein gelehrter orthodoxer Brahmane schrieb ein Buch zur Verteidigung des Hinduismus; die Reformer aber nahmen mutig den Kampf mit dem Brahmanen auf.

(Fortsetzung folgt.)

Erläuterung zu dem Bild:
Missionshaus in Viktoria.

Man sieht es dem bescheidenen Missionshaus am fernen Kamerunstrand kaum an, daß es sich auf einem der lieblichsten Punkte Afrikas erhebt. Schon seine nächste Umgebung läßt uns das inne werden. Auf einer Anhöhe gelegen, an deren Fuß die Wogen der stillen Ambasbucht branden, ist das einstöckige Holzhaus auf zwei Seiten von einem Gärtchen umgeben, dessen ausländische Pflanzen und blühende Sträucher dem Ganzen einen eigenen Reiz verleihen. Wohlgepflegte Kieswege, von Basaltgestein eingefaßt und mit bläulichem Lavasand bedeckt, führen zwischen Blumenrabatten und niedriggehaltenen Grasflächen dahin. Zur Seite fällt ein Bergbach in raschem Lauf in die Meeresbucht und mischt sein krystallhelles Süßwasser mit der salzigen Flut. Hinter dem Missionshügel liegt zwischen Palmen und Bananen versteckt das kleine Dorf Viktoria mit den niedrigen Hütten der Eingeborenen. Den großartigsten Anblick aber gewährt der Blick in die Ferne. Vor sich hat man die schöne Ambasbucht, deren Gestade vom üppigsten Pflanzenwuchs bedeckt und von grünlichen Basaltklippen eingerahmt ist. Den Hintergrund der Meeresbucht schließen mehrere kleine Inseln und die wildaufragenden, von den Meereswogen zerklüfteten Räuberfelsen ab. Am fernen Horizonte taucht die hohe Pyramide der Insel Fernando Po auf, dessen Bergland den Clarence-Pik umgürtet und sich majestätisch aus dem Ocean erhebt. Hinter Viktoria aber steigt das Kamerungebirge wie ein mächtiger Grenzwall auf, der teils mit Wald, teils mit wogendem Gras bedeckt ist, auf seinen höchsten Höhen aber Lavafelder und Aschenkegel aufweist.

Viktoria bildet den Ausgangspunkt der Basler Mission für die am Fuß und auf den Abhängen des Gebirges ansäßige Bakviribevölkerung, die sich aber zur Zeit noch ziemlich unempfänglich für

das Evangelium erweist. Die Lage in der abgeschlossenen Bucht macht Viktoria zu einem sehr heißen, schwülen und ungesunden Platz, sodaß die schöne Umgebung ein rechter Fieberherd ist. Seit der deutschen Besitzergreifung hat der Ort dadurch an Bedeutung gewonnen, daß er den Sitz des Bezirksamtmanns für den westlichen Teil von Kamerun bildet. Aus diesem Grunde ist auch für den früher unbedeutenden Platz außerordentlich viel von seiten der deutschen Regierung geschehen.*)

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

1. Die Norddeutsche Mission an der Sklavenküste.
2. Die schottischen Presbyterianer in Alt-Kalabar.

1. Dicht neben dem Missionsgebiet der Basler, nur durch den unteren Lauf des Voltaflusses von demselben geschieden, liegt das Arbeitsfeld der Norddeutschen Mission. Sie hat es mit dem Evhevolk an der Sklavenküste zu thun, deren südwestliche Ecke zur englischen Kolonie der Goldküste gerechnet wird, während der Osten und das Hinterland zum deutschen Togogebiet gehört. Die Norddeutsche Mission bebaut dieses Feld schon seit 1847 und hat ihre Arbeiter zur Zeit auf den drei Hauptstationen Keta, Ho und Amedschovhe stehen. Unter oftmaligen Opfern an Leben hat sie im Laufe der Jahre 13 Gemeinden gegründet und sich eine schöne Anzahl von Nationalgehilfen herangebildet.

Den Ausgangspunkt der Mission bildet die Küstenstation Keta, die auf einem schmalen Landstrich zwischen der See und einer zwei Stunden breiten Lagune liegt. Seit Jahren hat die andringende See, die hier nicht gegen felsiges Gestade, sondern nur an lose Sanddünen brandet, Teile dieser Landzunge nach und nach hinweggerissen, und es liegt die Gefahr nahe, daß bei einer Springflut einmal der ganze Sandstreifen, auf dem sich die etwa 4000 Einwohner zählende Stadt Keta erhebt, hinweggeschwemmt und von der See begraben werden könnte. Einstweilen aber ist die Bevölkerung in steter Zunahme begriffen. Hausahändler siedeln sich in größerer Anzahl an;

*) Näheres über Viktoria und Kamerun überhaupt findet man in: Reiseeindrücke vom Missionsfeld in Kamerun. Missionsbuchhandlung Basel. 30 Pfg.

Leute aus Lagos und Sierra Leone lassen sich als Regierungsbeamte nieder, oder um dem Handel obzuliegen; Flüchtlinge aus Dahome finden hier eine Zufluchtsstätte und gründen häusliche Herde. Auch sonst führt der Erwerb allerlei Leute von den verschiedensten Küstenstrichen nach diesem Strand, sodaß das fremde Element nächstens die ursprüngliche Bewohnerschaft überwiegen wird. Dementsprechend steigert sich auch Handel und Verkehr. Neue Handelshäuser von Deutschen, Engländern, Franzosen und Farbigen mehren sich zusehends. Leider bildet der Branntwein den bedeutendsten Einfuhrartikel, dessen Zoll die englische Regierung beträchtlich herabgesetzt hat, um dem Schmuggel zwischen der deutschen Togoküste, wo der Zollansatz für den Schnaps ein sehr geringer ist, so viel als möglich zu wehren. Dadurch hat der Branntweinumsatz in Keta in erschrecklichem Maß zugenommen und es übt derselbe bis tief ins Innere hinein seine demoralisierenden Wirkungen aus. Zwei französische Handelshäuser führen nichts als Branntwein, wogegen von allen Firmen nur die eine deutsche von Vietor und Söhne (in Bremen) sich dieses Handels enthält.

Das Sprachengemisch der Bevölkerung, die traurigen Wirkungen des Branntweins und der entsittlichende Einfluß vieler hier lebender Europäer machen Keta und seine Umgebung zu einem recht schwierigen Missionsposten. Dazu hat sich vor zwei Jahren auch noch die katholische Mission vom östlich gelegenen französischen Gebiet aus hier eingedrängt und sich von Anfang an in sehr unschöner Weise, d. h. mit unwahren Aussagen über die protestantische Missionsthätigkeit eingeführt. Ihre Erwartungen, einen raschen Eingang unter der Bevölkerung zu finden und die evangelische Mission aus dem Felde zu schlagen, haben sich aber bis jetzt nicht erfüllt. Weder Christen noch Heiden, soweit diese dem Evangelium überhaupt zugänglich sind, haben sich vom Pomp des römischen Kultus blenden lassen. Krankheit, Abzug und Sterben unter den Arbeitern hat die katholische Mission in Keta nicht recht festwurzeln lassen und sie vielmehr zu der Erkenntnis geführt, „daß Keta kein Boden für sie sei.“ Trotz dieses Zugeständnisses sieht sie sich nicht veranlaßt, das Feld zu räumen, da es ihr ja daran liegt, durch ihr Dasein der evangelischen Mission entgegenzuarbeiten. Doch ist bis jetzt noch kein Fall bekannt geworden, daß von der evangelischen Mission ausgeschlossene Christen sich von den Katholiken hätten noch einmal taufen lassen. Die Heiden erkannten vielmehr in ihren Tauffeiern „nur eine andere Form des Heidentums.“ Als Schädigung der Norddeutschen Mission erschien anfangs die Abnahme ihrer Schülerzahl, indem sich nicht wenige Schüler durch den Reiz der Neuheit bestechen ließen und die evan-

gelische Schule mit der katholischen vertauschten. Dazu trug besonders der Umstand bei, daß sie in der letzteren in kurzer Zeit „beredte Engländer“ zu werden hofften. Ein großer Teil der Schüler ist aber später wieder in die evangelischen Schulen zurückgekehrt und trotz der römischen Konkurrenz ist deren Schülerzahl im verflossenen Jahr von 415 auf 501 gestiegen.

Ein schwerer Verlust für die Norddeutsche Mission war der Tod ihrer beiden Arbeiter Knüsli und Längle. Ersterer konnte kurz vor seinem Heimgang das schon von mehreren seiner Vorgänger angefangene Wörterbuch in Evhe-Englisch-Deutsch fertigstellen, eine Arbeit, die um ihrer großen Schwierigkeit willen und bei ihrer Wichtigkeit für die Missionsarbeit besondere Anerkennung verdient.

Eine erfreuliche Wendung zum Bessern hat die Gemeinde in Waya genommen. Nachdem dieselbe einige Jahre unbesetzt war, konnte im letzten Jahr wieder ein Lehrer dort stationiert werden. Zu diesem Schritt wurde die Mission auch dadurch veranlaßt, daß sich sogar Heiden verpflichteten, für genügenden Schulbesuch zu sorgen. — Leider konnte der benachbarte Stamm der Agotimer, der vor Zeiten von der Goldküste herüber an die Ufer des Todzieflusses verschlagen wurde, immer noch nicht so in den Bereich der Missionsthätigkeit hereingezogen werden, wie es gern geschehen wäre.

Auf der Hauptstation Ho, die etwa 24 Stunden landeinwärts liegt und sich auf deutschem Gebiet befindet, ist die Arbeit in gesegneter Weise fortgeschritten. Sie bildet einen wichtigen Mittelpunkt für das Werk im Inland, dessen Bevölkerung sich seit den Kriegsstürmen von 1869 besonders empfänglich für das Evangelium zeigt. Der Herr hat die Station mit ihrer neuen schönen Kapelle und den andern Missionsgebäulichkeiten, die im Laufe der Jahre (von 1876 ab) auf dem Ho-Hügel errichtet worden sind, vor einem Grasbrand gnädig bewahrt. Brennende Grashalme, die auf das Schindeldach des einen Hauses flogen, hatten bereits das letztere in Brand gesetzt. — Durch Besetzung neuer Plätze hat das bestehende Netz von Außenposten, die überall einen Fortschritt aufweisen, weiter ausgedehnt werden können. Auf der neubesetzten Außenstation Akovievhe haben die Heiden in Gegenwart des Missionars ein Gesetz unter sich erlassen, wonach alle diejenigen, die ihre Kinder vom Schulbesuch abhalten, empfindlich gestraft werden sollen. Auch erstellten die Heiden die Lehrerwohnung und das Schullokal.

Besonderen Takt und viel Umsicht erforderte die Leitung der Gemeinden im Pekithal während der Wirren, die durch die deutsche Besitzergreifung des Gebietes unter den Nachbarstämmen hervorgerufen wurden. Was sich bisher unter englischer Oberhoheit glaubte, wollte

sich nicht im Handumdrehen unter die deutsche Schutzherrschaft stellen, und es war für die Missionare keine geringe Aufgabe, ihre christlichen Gemeindeglieder bei der politischen Aufregung zu einem neutralen Verhalten zu bestimmen. Das Gemeindeleben ist hier ein besonders reges, wennschon es nicht an manchen Uebelständen fehlt, die mit dem afrikanischen Volkscharakter zusammenhängen und von den Missionaren nachhaltig bekämpft werden müssen. Anzuerkennen aber ist besonders die Lernbegier, durch die sich die Pekier vor allen andern Stämmen des Inlandes vorteilhaft auszeichnen. Die dortigen Schulen sind in stetiger Zunahme begriffen. Auch in wirtschaftlicher Beziehung ist der Pekistamm allen übrigen Evheern überlegen und er zeigt eine Strebsamkeit, wie sie dem Neger nicht überall eigen ist. Die ökonomische Entwicklung des Landes ist in den letzten Jahren in ein ganz neues Stadium getreten. Mit einer früher nie gekannten Energie strebt man darnach, das Eigentumsrecht an den Ländereien ins Klare zu bringen und sich die Besitztitel zu sichern. Wer es vermag, sucht Land zu erwerben und dasselbe zu verwerten. Kaffee- und Kakaopflanzungen von ansehnlichem Umfang werden angelegt. Besonders lassen sichs die Christen, die als solche eine höhere Lebensordnung kennen, angelegen sein, auf dem Wege des Landbaues ihre socialen Verhältnisse zu verbessern. Die Christengemeinden haben auch in dieser Beziehung bereits einen bemerkbaren Vorsprung vor den Heiden erlangt, denn von ihnen ging die Sache aus. Ohne Zweifel ist das gute Beispiel der christlichen Gemeinden in Akuapem (Goldküste), wo die Pekier während ihrer Vertreibung durch die Asanteer (1869—75) eine zeitweilige Zufluchtsstätte fanden, von einigem Einfluß gewesen. So liefern diese Stämme den Beweis dafür, daß sich die Negervölker selber zur Arbeit erziehen, wenn sie durch die Annahme des Christentums in geordnete sociale Verhältnisse eingetreten sind, die zur Erhaltung irdischer Errungenschaften Garantie bieten, was dagegen im Heidentum gar nicht möglich ist. Es läßt sich aber auch nicht leugnen, daß andererseits hierin wieder eine Gefahr liegt, indem das wirtschaftliche Emporkommen der Gemeinden verlockend auf die Heiden wirkt und sie zum Anschluß an dieselben veranlaßt, ohne daß es wirkliches Herzensbedürfnis wäre. In solchem Fall ist es für den Missionar oft schwer, trotz der sorgfältigsten Prüfung der Taufbewerber — und selbst nach einer längeren Vorbereitung für die Taufe — die unlauteren oder doch durch äußere Umstände herbeigezogenen Elemente ferne zu halten. Gelingt es indes, diese Elemente so unter den Einfluß des Evangeliums zu stellen, daß ihnen das Christentum doch noch zur Herzenssache wird, so kann auch solchen die christliche Gemeinschaft zum Segen werden.

Von besonderer Wichtigkeit für das Missionswerk ist die Fertigstellung der Bergstation Amedschovhe, die sich neun Stunden nördlich von Ho in einer Höhe von etwa 700 m. auf dem Gebirge erhebt und zugleich als Erholungsstation dienen soll. Gerade für diesen Zweck scheint der Platz mit seiner herrlichen Lage und frischen Bergluft besonders geeignet zu sein. Das solide Wohnhaus mit zwei Nebengebäuden wurde unter Leitung des Missionar Seeger mit Hilfe afrikanischer Arbeiter erbaut. Die Station liegt im Avatimeland, das seit 1890 zum deutschen Togogebiet gehört. Unter diesem Volk ist schon seit Jahren durch Reiseprediger gearbeitet worden und die Mission hat hier vielversprechende Aussichten. Nur das Verständnis für den Schulunterricht fehlt dem Bergstamm noch sehr. Eine Eigentümlichkeit der Avatimer ist, daß sie nicht nur Könige, sondern auch Königinnen haben, die wie jene eingesetzt werden und ohne die keine das weibliche Geschlecht betreffende Angelegenheit verhandelt werden kann. Die sittliche Versumpfung des weiblichen Geschlechts beim Avatimevolk ist eine noch tiefere als bei manch anderem Stamm der Eyheer und ist mit der Hauptgrund, daß bisher das weibliche Geschlecht fast ganz unter den Getauften und Taufbewerbern fehlte. Das gilt auch von der Schule. Bezeichnend ist auch, daß unter den bis jetzt Getauften kein einziger aus dem Dorf Amedschovhe ist. Im übrigen macht das Völklein, besonders soweit es in den Bergen wohnt, den Eindruck urwüchsiger, kräftiger, im Vergleich mit andern ziemlich intelligenter Menschen.

Während sich das Missionswerk im ganzen Arbeitsgebiet in recht erfreulicher Weise entwickelt, macht sich nur der Mangel an Nationalgehilfen sehr bemerklich und mancher Bitte um einen Lehrer kann nicht entsprochen werden. Wohl sucht die vorhandene Mittelschule und das Seminar in Keta diesem Uebelstand abzuhelfen, aber der Handelsstand mit seinen glänzenden Aussichten, das freie lockere Leben ohne sittliche Einschränkung entzieht manchen Schüler, der zu schönen Hoffnungen berechtigt, dem entsagungsvollen Missionsdienst.

Ungeachtet aller Schwierigkeiten, Hindernisse und Verluste, hat doch das letzte Jahr auf allen Gebieten auch äußerlich ein Wachstum der Gemeinden und Schulen aufzuweisen. Der Census verzeichnet am 1. Januar 1892 bei einem Zuwachs von 91 Seelen einen Gesamtstand von 891 Gemeindegliedern und 501 Schülern. Da und dort regt sich wohl auch das Heidentum gegen den Einfluß des Evangeliums, wenn es sich von den Christen irgendwie eingeengt sieht in der Ausübung seiner finstern Werke. Aber im allgemeinen sind die vorhandenen Christenhäuflein noch zu klein und fehlt es ihnen meist auch an selbständig energischen Gliedern, um schon jetzt einen

nachhaltigen Druck auf das Heidentum auszuüben. Auch innerhalb der Christengemeinden muß christlicher Geist und christliche Sitte beständig kampfbereit sein gegen wiederauflebendes Heidentum von innen und den Anlauf von außen, wenn sie obenauf bleiben sollen. Doch ist jede der 13 Gemeinden, wenn auch in verschiedenem Grade, ein Licht in der Finsternis.

Zur Anlage einer weiteren Station an der Togoküste wird nach einem passenden Ort gesucht. Dieselbe soll irgendwo ins deutsche Gebiet zu liegen kommen, wie denn auch die ganze Anlage der bisherigen Arbeit die Norddeutsche Mission von selbst dorthin weist.

Die Arbeit der vier Diakonissen in Keta muß sich zunächst auf die Erziehung von Mädchen beschränken. Nach verschiedenen Wechselfällen sind sie aus dem dortigen Regierungshospital, wo man sich eine Zeitlang gern ihrer Dienste bediente, ausgewiesen worden. Eine private Krankenpflege aber ist durch ein Regierungsverbot ausgeschlossen.

In der Arbeit stehen zur Zeit 3 verheiratete und 6 unverheiratete Missionare, 4 Diakonissen und 1 Lehrerin. (Nach Mitteilungen von Missionar M. Seeger.)

2. Die Mission der schottischen unierten Presbyterianer in Alt-Kalabar sieht schon auf eine längere Arbeitszeit zurück und hat ihren Schwerpunkt im sumpfigen Deltagebiet des Kalabarflusses, wo ihre Arbeit lange auf die großen Handelsplätze Duketown und Creektown beschränkt blieb. Der numerische Erfolg war deshalb trotz aller Gründlichkeit der Arbeit lange ein verhältnismäßig recht geringer, wiewohl der Einfluß der Mission auf die Bevölkerung im unteren Flußgebiet in mancher Hinsicht entschieden bessere Zustände und mildere Sitten herbeigeführt hat. Dazu haben besonders einflußreiche Mitglieder der Gemeinden, wie z. B. König Eyo von Creektown, das ihrige mit beigetragen. In den letzten Jahren hat nun die Mission verschiedene Vorstöße gegen das Innere unternommen und mehrere Plätze flußaufwärts am Croßfluß in Arbeit genommen, sodaß zur Zeit 8 Stationen und 10 Außenposten teils von Europäern, teils von Farbigen in einer Ausdehnung von 160 engl. Meilen landeinwärts besetzt sind. Man hat es dort mit Stämmen zu thun, die bisher vom Evangelium gänzlich unberührt geblieben sind. Abgesehen von einer Separatgemeinde in Duketown, die vor Jahren mit einem Missionar der unierten Presbyterianer an der Spitze sich von der Muttermission trennte, haben die Schotten in Kalabar das Feld allein inne.

Große Schwierigkeit bereitet ihnen, wie den meisten Missionen an der afrikanischen Westküste, das mörderische Klima, das sich im letzten Jahrzehnt durch das häufige Auftreten des gefürchteten Schwarzwasserfiebers (oder Gallenfiebers) gegen früher noch bedeutend verschlimmert zu haben scheint. Durch dasselbe verlor die Mission im Januar dieses Jahres den tüchtigen Missionar Porteous, der in Ikotana am oberen Croßfluß arbeitete und nach kaum zweijährigem Dienst auf der Station Ikorofiong seinen Lauf beschloß. Ihm folgte bald darauf der Missionsarzt Dr. Rae, der, obwohl durch Fieber geschwächt und überarbeitet, es unternahm, die vereinsamten Posten am obern Fluß zu besuchen. Er erreichte das entlegene Emuramura, wurde aber hier nach kurzem Kranksein vom tückischen Fieber dahingerafft. Dazu waren mehrere Missionare, darunter der in gesegneter Arbeit stehende Luke, genötigt, infolge geschwächter Gesundheit zur Erholung nach Europa zurückzukehren, sodaß eine Zeitlang alle Stationen am oberen Fluß bis auf eine unbesetzt waren. Die Missionsgesellschaft ist nun zwar bemüht gewesen, die Lücken möglichst rasch durch die Aussendung von Ersatzkräften wieder auszufüllen, aber ein Uebelstand ist und bleibt doch der beständige Wechsel des Arbeiterpersonals. Die Gewinnung desselben scheint auch in den kirchlichen Kreisen der Presbyterianer in Schottland gerade für dieses Arbeitsfeld größere Schwierigkeiten zu bereiten, als z. B. in England, wo sich der kirchlichen Mission Laien und Theologen in genügender Anzahl für alle ihre Missionsgebiete zur freien Verfügung stellen. Man klagt deshalb auch von jener Seite darüber, daß der Kongo und die China-Inland-Mission so viele Kräfte an sich ziehe und daß ein Arbeitsgebiet wie Kalabar so wenig Sympathien unter denen erwecke, die doch sonst bereit seien, sich in den Missionsdienst zu stellen. So hat man lange vergeblich einen zweiten Missionsarzt für Kalabar gesucht, der sich bei den ungünstigen Klimaverhältnissen in die Arbeit mit Dr. Rae teilen sollte. Man fand einen solchen schließlich in einem Deutschen, Dr. W. Fischer von Langensalza in Thüringen, der sich eine Zeitlang in Edinburgh aufhielt, um sich für den ärztlichen Missionsberuf in Indien vorzubereiten. Das dringende Bedürfnis in Kalabar bewog ihn dann, sich für dieses Missionsfeld anzubieten. Ende April ist derselbe nach Kalabar abgegangen. Inzwischen ist aber, wie schon gesagt, Dr. Rae, an dessen Seite er treten sollte, dem Klima erlegen, und so sieht sich Dr. Fischer allein der Aufgabe gegenüber gestellt, wofür man nun endlich zwei geeignete Kräfte zu haben glaubte. Um der Stationen im Innern willen, die bei ihrer Entlegenheit vom Arzt nur sehr schwer vom untern Flußgebiet zu erreichen sind, ist die Gesellschaft bemüht, einen weiteren Missionsarzt

für das Inland zu gewinnen. Ebenso will man für die Flußstationen ein Dampfboot beschaffen, das, kleiner als der bisherige Dampfer David Williamson, den Verkehr zwischen denselben erleichtern soll.

Besondere Aufmerksamkeit will man in Zukunft dem Betrieb der Industrie in Kalabar zuwenden. Man hat hiefür drei Handwerker, die die Sache in die Hand nehmen sollen, kürzlich hinausgesandt.

Einen recht schmerzlichen Verlust hat die hartgeprüfte Kalabarmission auch durch den unerwarteten Tod des Königs Eyo Honesty erlitten, der als Kirchenältester eine Stütze der Gemeinde in Creektown war. Er starb am 24. März an einem Schlagfluß. Der einflußreiche Mann war bereits Christ, ehe er zum König erwählt wurde, und erhielt diese Stellung von der Bevölkerung trotz seines Festhaltens am Christentum. Er hat der Mission durch sein treues Bekenntnis und christlichen Lebenswandel, wie durch seinen Einfluß große Dienste geleistet, war Kirchenältester und Leiter der Sonntagsschule. Wenn nötig, beteiligte er sich auch an der Abhaltung von Gottesdiensten, und er that dies stets mit Wärme und Eifer für die Sache Christi. Obschon im Besitz einer kleinen englischen Bibliothek, bildete doch die Bibel seine Lieblingslektüre. Als König regierte er mit Weisheit und Gerechtigkeit sein Volk, und seine Rechtlichkeit im Handel, dem die dortigen Könige alle mehr oder weniger obliegen, war von allen europäischen Kaufleuten anerkannt und geschätzt. Wie er als Christ in lebendigem Glauben starb und treu war bis ans Ende, so ging auch seine Bestattung in christlicher Weise vor sich, während bei früheren Anlässen dieser Art Hunderte von Sklaven dem verstorbenen König ins Jenseits nachgesandt zu werden pflegten.

Die Mission am Croßfluß hat es mit dem finstersten Heidentum zu thun. Der ehemalige Sklavenhandel hat hier die Bevölkerung sehr gelichtet und die Stämme unter sich zersplittert. Die persönliche Unsicherheit ist zur Zeit noch so groß, daß kein Freier vom unteren Flußgebiet sich in jene Gegenden wagt. Die Mission hofft durch ihre Anwesenheit und den Einfluß des Christentums, wodurch die feindlichen Stämme unter sich zur Eintracht und friedlichem Verkehr gebracht werden, jene entlegenen und bis jetzt verschlossenen Gebiete zu eröffnen.

Stand der Kalabar-Mission vom Juni 1892: 8 Hauptstationen und 10 Außenposten. Ordinierte Missionare 9 (davon 2 Eingeborene), 1 Arzt, 7 europäische und 26 eingeborene Hilfsarbeiter, 375 Kommunikanten und 130 Taufbewerber, 13 Sonntagsschulen mit 974 Schülern, 19 Tagschulen mit 885 Schülern.

b) Neueſtes und Vermiſchtes.

Neueſter Stand der Rheiniſchen Miſſionsgeſellſchaft: Auf 65 Haupt- und 118 Außenſtationen, auf denen 43,912 eingeborene Chriſten in Pflege ſtehen, arbeiten 88 Miſſionare (darunter 2 Aerzte) und 4 Schweſtern und 213 Nationalgehilfen (darunter 16 eingeborene Geiſtliche). Bei einer Geſamtausgabe der Geſellſchaft von Mk. 466,206.28 betrugen die Einnahmen nur Mk. 422,579.58 Das ſich ergebende Defizit von über 40,000 Mk. wurde von den Miſſionsfreunden in kurzer Zeit getilgt. Durch die Ermordung zweier Miſſionare in Neu-Guinea, durch den Tod und Abgang verſchiedener Miſſionsarbeiter in Afrika, Sumatra und Neu-Guinea, durch Pocken, Heuſchrecken und Raubzüge (in Afrika), ſowie durch Maſern und Cholera (in Sumatra) iſt die Miſſion im letzten Jahr auf den betreffenden Gebieten ſchwer heimgeſucht worden. Aber es hat ihr auch nicht an mancherlei Aufrichtung gefehlt, indem nicht weniger als 3546 Heiden und Mohammedaner getauft werden konnten. Im Ovamboland, das neu beſetzt wurde, fand die Erſtlingstaufe ſtatt.

Die Goßnerſche Miſſion hat auf ihrer Hauptſtation Ranchi (unter den Kols) den Grundſtein zu einem Krankenhaus gelegt, womit ein Anfang zu einer ärztlichen Miſſion gemacht werden ſoll. Nur fehlt noch der Miſſionsarzt. Leider hat die Geſellſchaft, der es auch an der genügenden Anzahl von europäiſchen Arbeitskräften mangelt, mit einem bedeutenden Defizit zu kämpfen.

In der Generalverſammlung der Leipziger ev.-luth. Miſſionsgeſellſchaft iſt beſchloſſen worden, eine neue Miſſion und zwar in Oſtafrika zu beginnen. Man ſcheint anfangs auch Japan im Auge gehabt zu haben, ſich ſchließlich aber für die Arbeit in einem deutſchen Kolonialgebiet entſchieden zu haben.

Die Annahme, daß die unheimliche Flamme des Fremdenhaſſes in China wenigſtens inſoweit gedämpft ſei, daß vorderhand keine Gewaltthätigkeiten zu befürchten ſeien, ſcheint ſich nicht zu beſtätigen; denn nach einem Telegramm von San Francisko iſt es neuerdings wieder zu Ausſchreitungen des chineſiſchen Pöbels gekommen. Diesmal fanden dieſelben in Gebieten ſtatt, wo die engliſch-kirchliche Miſſion und die Geſellſchaft der chineſiſchen Zenanamiſſion arbeitet. Nach dem Drahtbericht vom 12. Juni ſtürmte am 27. April ein Pöbelhaufe das von den beiden Miſſionarinnen Johnſon und Newcombe bewohnte Haus, wobei dieſelben drei Stunden lang einer rohen Behandlung ausgeſetzt waren, bis der Mandarin ſie aus ihrer ge-

fährlichen Lage befreite. Etwa vierzehn Tage später (am 11. Mai) wurde die kleine Dispensary (ärztliche Station) der englisch-kirchlichen Mission vor den Thoren der Stadt Kieng-Ning angegriffen und nur mit knapper Not entrann Dr. Rigg dem Tode. Nach demselben Telegramm fand auch kürzlich eine missionsfeindliche Demonstration in Chun-King statt, die durch aufreizende Schriften und die Haltung des Vicekönigs hervorgerufen wurde. Die hier stationierten Missionare sollen zur Stadt hinausgeschafft worden sein, nachdem der Pöbel die Dächer der Missionshäuser abgedeckt hatte. Der Church Missionary Intelligencer, dem wir diese Nachricht entnehmen, weist darauf hin, daß es nicht das Volk im großen und ganzen sei, sondern vor allem die sogenannten Litteraten und amtlichen Persönlichkeiten, die die Volksmassen zu solchen Ausschreitungen aufstacheln.

Die englisch-kirchliche Mission steht noch immer vor der schwierigen Frage, in welcher Weise und mit welcher Persönlichkeit sie den erledigten Posten des verstorbenen Bischofs Crowther besetzen soll. Verschiedene Vorschläge sind zwar in dieser Hinsicht bereits wiederholt zur Beratung gekommen, aber noch sieht man den Weg nicht klar vor sich. Die größte Schwierigkeit ist wohl die, den rechten Mann für die Leitung der Nigermission zu finden, besonders im Fall der Wahl eines Afrikaners. Allem Anschein nach wird man aber davon absehen, die ganze Niger-Diözese einem eingeborenen Bischof zu unterstellen, sondern denkt vielmehr daran, einen europäischen Bischof, dem ein afrikanischer Bischof beigegeben werden soll, an die Spitze zu stellen, wobei ihm zugleich das Jorubagebiet überwiesen werden würde. Letzteres stand bisher unter dem Bischof von Sierra Leone. Doch ist, wie gesagt, noch kein endgültiger Beschluß in dieser Angelegenheit gefaßt worden.

Berichte der englischen Missionare aus Uganda sind leider bis jetzt (Anfang Juli) noch nicht eingetroffen und sind erst für Mitte Juli in Aussicht gestellt. Wahrscheinlich ist die direkte Route nach Süden durch den vertriebenen Muanga gesperrt. Nach einem Telegramm aus Sansibar meldet aber Lugard unter dem 11. Februar, daß „die Unruhen ihren Ursprung in der Ermordung eines protestantischen Häuptlings durch die Katholiken gehabt. Darauf sei ein direkter allgemeiner Angriff auf die Protestanten und auf das englische Fort gefolgt.“ Es scheint demnach klar zu sein, daß die katholische Partei das Blutvergießen begonnen hat und daß die Protestanten die Angegriffenen gewesen sind.

Reisender Mandarin.

Die Missionsarbeit in Indien, ein Geduldswerk.

Ansprache von Missionar W. Schmolck am Basler Missionsfest.
(29. Juni 1892.)

Wenn ich auf die 23 Jahre, die seit meiner ersten Aussendung nach Malabar verflossen sind, zurückblicke und den damaligen Stand der dortigen Missionsarbeit mit dem heutigen vergleiche, so kann ich nicht anders, als von Herzen rühmen: „Der Herr hat Großes an Malabar und an ganz Indien gethan!“ Und dies sage ich trotz der besonders in den letzten Jahren in den heimatlichen Missionskreisen vielfach verbreiteten Ansicht, daß es mit der indischen Missionsarbeit nicht recht vorwärts gehen wolle und daß Indien kein sehr fruchtbares Missionsfeld sei.

Zur Beurteilung eines Missionsgebietes auf seine Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit hin ist doch gewiß nicht bloß das ins Auge zu fassen, was eben die zahlenmäßigen Nachweise an Getauften uns vorführen, sondern man muß auch diejenigen Erfolge beachten, welche sich in Zahlen nicht darstellen lassen, die aber doch mühsam vorbereitet werden müssen, wenn es überhaupt zu förmlichen Uebertritten zum Christentum kommen soll. Diese mehr verborgenen Erfolge sind aber meist auch das Ergebnis der stillen vorbereitenden Arbeiten, von deren Umfang man sich in der europäischen Heimat kaum eine richtige Vorstellung machen kann und die doch so überaus wichtig sind für den Fortschritt des Werkes.

Und gerade die eigenartigen Verhältnisse auf dem indischen Missionsfelde erheischen besonders viele stille Arbeit für die Zubereitung des Feldes zur Aufnahme des göttlichen Wortes. Man gestatte mir einen Vergleich. Den Missionaren der Südsee war es beschieden, ganze Inselgruppen in kurzer Zeit vom Götzendienst und Kannibalismus zur christlichen Religion zu bekehren und zur Gesittung zu führen. Es war verhältnismäßig leicht, die Wilden, die

sich in blutigen Kriegen zerfleischten, davon zu überzeugen, daß sie durch das Christentum nur gewinnen konnten. Selbst bei dem Kulturvolk der Japaner macht das Christentum rasche Fortschritte, weil der praktische und nüchterne Japaner zu der Erkenntnis gekommen ist, daß seine Schintoreligion doch zu arm ist an eigentlichem Glaubensinhalt, um Herz und Gemüt anzusprechen und höhere Bedürfnisse zu befriedigen, während er dem neu verkündigten Evangelium abfühlte, daß es eine Religion des Herzens und nicht bloß der äußern Form ist. Ganz anders aber verhält sich die Sache bei dem Hindu. Dieser ist schon von Geburt an ein religiös angelegter Mensch, der sein Leben lang in seiner Religion lebt und webt. Sein Reden und Denken, sein Thun und Lassen, sein Schlafen und Wachen, sein Essen und Trinken sind ebenso viele religiöse Handlungen, die bis in die geringsten Einzelheiten hinein durch genaue Vorschriften geregelt sind. Ein angesehener Kenner des Hinduismus sagt daher nicht mit Unrecht: „Der Hindu ißt und trinkt religiös, er badet und kleidet sich religiös, ja, er sündigt religiös.“ Wo er aber auch geht und steht, was er thut und treibt, im Wachen und im Schlafen umgiebt ihn seine Religion und sie hat für alle Lagen und Zufälle seines Lebens eine Anweisung, eine Warnung, eine Drohung bereit; und wenn ihn das auch im Grunde nicht befriedigt, so fühlt er sich doch bis auf einen gewissen Grad im Schoße dieser Religion geborgen. Wenn der malabarische Holzsäger am Abend seine mühsame Arbeit beschließt, so stellt er sich vor seine Säge hin, verneigt sich vor ihr und bringt ihr ein kurzes Dankgebet dafür dar, daß sie ihm am verflossenen Tag seinen Reis erarbeitet hat. Schreibt der Gelehrte ein Buch, so beginnt es immer mit dem Lobpreis Ganapatis, des Gottes der Weisheit: „Hari Schri Ganapatiyé namah!“ d. h. „Preis dir, heiliger Ganapati!“ Zündet man in der Abenddämmerung die Lampe an, so geschieht dies immer unter Anrufung des Gottes Rama. In dem kleinen Königreich Puttukoffa in Südindien stehlen die Glieder der Diebskaste zu Ehren ihrer Schutzgöttin, die sie bei jedem Raubzug um ihren Beistand anrufen. Die nun glücklicherweise unterdrückten Anhänger der Mörderkaste der Thags in Centralindien brachten ihrer Schutzgöttin Kali regelmäßig Opfer, wenn ihnen die Ermordung harmloser Reisender gelungen war.

Ich glaube nicht, daß irgend ein anderes heidnisches oder mohammedanisches Volk in seiner Religionslehre so bewandert ist, wie das Hinduvolk, das besonders religiöse Fragen mit auffallender Vorliebe erörtert. Für Zwecke seiner Religion giebt der Hindu, wie mir zuverlässige Eingeborne versicherten, jahraus jahrein ein Fünftel bis ein Drittel seines gesamten Einkommens. Er unterzieht sich als Wallfahrer, Einsiedler und Büßer den denkbar größten Strapazen. In seinen Schastras finden sich neben allerlei Thorheit auffallend viele religiöse Wahrheiten, so daß der katholische Bischof von Pondicheri in seinem Werk über die Hindureligion sich geradezu dahin auszusprechen wagt, daß viele dogmatische und ethische Sätze des Brahmanismus der Bibel entnommen seien. (!) Und wenn auch der Hindu nicht immer nach dem handelt und lebt, was ihm seine Schastras vorschreiben, so wird er doch an seiner Religion nicht so leicht irre. Bei einem Menschen aber, der so mit allen Fasern seines Daseins mit der väterlichen Religion verwachsen ist, daß alle seine Schritte und Tritte davon beherrscht sind, bei dem darf es uns nicht wundern, daß er die neue Religion, die ihm der Missionar verkündigt, nicht nur ein- oder zweimal, sondern zehn- und hundertmal besieht und mit seiner Religion vergleicht, ehe er sich dafür entscheidet. Uns steht als unzweifelhaft, ja als selbstverständlich fest, daß das Christentum besser ist als der Hinduismus; dem Hindu erscheint dies aber gar nicht so selbstverständlich. Er ist von Natur ein guter Denker, aber seine Logik führt ihn oft auf ganz andere Schlüsse, als wir erwarten. Seine religiösen Begriffe sind andere und seine Anschauungen auf dem Gebiete des Glaubens decken sich nicht mit den unsrigen.

Aber auch sein *sittliches Urteil* ist in vielem ein ganz verschiedenes von dem unsrigen. Ich will nur auf eine Sache hinweisen. Der Glaube an das *unabänderliche Schicksal*, das jedem Menschen von der Gottheit ins Hirn geschrieben sei und die mit allem philosophischen Scharfsinn ausgebildete Lehre, *daß Alles Gott sei*, somit auch der Mensch selber, und daß es infolge dessen *keinen freien, persönlichen Willen* gebe und darum auch *keine persönliche Verantwortlichkeit*, ist nicht nur etwa die Grundlehre der sogenannten Vedanta-Philosophen, sondern diese Anschauung ist bis in die untersten Schichten des Volkes gedrungen und beherrscht das Denken und das sittliche Urteil der Leute.

Eine Einwirkung auf das Gewissen, die in der Missionsarbeit so überaus wichtig ist, ist deshalb beim Hindu gar nicht so leicht. Was soll aber ein Hindu mit dem Sünderheiland Jesus Christus anfangen, so lange er die Sünde auf Gott als deren Urheber zurückführt und alle persönliche Verantwortlichkeit von sich abweist? Wahrlich, da giebt es für den Missionar viel Schutt falscher Anschauungen wegzuräumen, bis dem Evangelium ein geeigneter Boden bereitet ist! Wie viel leichter hat es in dieser Beziehung der Missionar bei den einfachen Naturvölkern, wo er meist bald auf den Grund des Sündengefühls und Sündenbewußtseins aufbauen kann.

In der Kaste und Brahmanenherrschaft, den Haupthindernissen gegenüber dem Fortschritt des Christentums, sieht der Hindu nicht nur so ohne weiteres den Fanatismus und die Herrschsucht seiner Priester und Leiter; nein, vielmehr eine von Gott weislich geordnete Einrichtung und jede Auflehnung dagegen erscheint ihm als eine Rebellion gegen eine göttliche Ordnung, und dieser Kastenstolz findet sich in allen Schichten der Bevölkerung bis herab zum armen Reissklaven.

Die unmoralische Einrichtung der Kinderheiraten, wie das traurige Verbot der Wiederverehelichung der Witwen erscheinen dem Hindu aus Gründen, die ich hier nicht erörtern kann, als Gott wohlgefällige Dinge und alles Rütteln daran als ein Frevel. Die nichtswürdige Sitte des malabarischen sogenannten Neffenerbrechts mit all den sittlichen Verirrungen, die sie in die Familien hineinträgt, wie auch die schändliche Unsitte, daß bei Brahmanen nur der älteste Sohn heiraten darf und die meisten Töchter zu einem lebenslänglichen Cölibat verurteilt sind, das alles sind Hindernisse im Werk der Mission, wie sie kaum schwieriger gedacht werden können.

Wir mögen das Leben der Hindu nach irgend einer Seite hin, sei's in religiöser, sei's in sittlicher Beziehung oder auf dem Boden der bürgerlichen Verhältnisse betrachten, überall begegnen wir Einrichtungen, die im Namen der Religion den Hindu von der Wiege bis zum Grabe zu dem verdammen, was sein Vorfahre auch gewesen ist und gethan hat. Nicht Tugend, nicht Verdienst, noch Energie verschafft dem Hindu seine Stellung in der Welt, oder

bestimmt sein Los in der künftigen, sondern nur seine Geburt; deshalb hält er auch einen Religionswechsel für etwas Unerhörtes.

Welch ein weiter und dornenvoller Weg ist es da von der Ansicht des heidnischen Fischers Padiattu, der auf sich selbst deutend sagt: „Aham Brahma!“ d. h. „Ich bin Gott!“ bis zu dem demütigen und glaubensfreudigen Bekenntnis des sterbenden christlichen Fischers Padiattu: „Kruschu ente sangedam!“ d. h. „Das Kreuz ist meine Zuflucht!“ — Da sehen wir einen Brahmanen, der an einer Tempelmauer mit der Zubereitung seiner Mahlzeit beschäftigt ist. Er hat ein zwei Meter im Quadrat haltendes Plätzlein vom Unkraut gesäubert, die Erde festgeschlagen, ringsum einen niederen Damm als Grenze aufgeführt und das Ganze mit dem heiligen Kuhdung bestrichen. Hierauf verrichtet er seine Andacht und seine Ceremonien und sagt die vorgeschriebenen Verse aus den Vedas her. Dann knetet er einen Teig aus Reismehl, um sich auf einem kleinen Feuerlein einen Reiskuchen zu backen. Wir treten in aller Unschuld näher; aber, o Unglück, unsere harmlose Schuhspitze hat kaum merklich den kleinen Damm berührt! Mit einem halbunterdrückten Wutschrei und mit zornfunkelnden Augen fährt der große „Erdengott“ auf, reißt den Teig aus der Pfanne und schleudert ihn mit einem Fluch ins nahe Gebüsch. Das bißchen Rindsleder an unserer Schuhspitze hat dem heiligen Brahmanen seine ganze Mahlzeit, ja seine ganze Küche verunreinigt und seine Ceremonien profaniert. Er muß die ganze Prozedur von vorne anfangen. — Etwa 10 Jahre später treffen wir auf einer Außenstation der Mission in einsamer Waldgegend einen christlichen Schulmeister; er stammt, wir sehen es an seinen edlen Gesichtszügen und seiner strammen Haltung, aus hoher Brahmanenkaste; er unterrichtet arme Pariakinder und pflegt nebenher einen verlassenen dysenteriekranken Feldsklaven. Seine Schüler und sein Pflegling sind Leute, die so niedrig stehen, daß ihr Atem auf 70 Schritte einen Brahmanen verunreinigt. Und wenn sich nun herausstellt, daß dieser demütige christliche Schulmeister ein und dieselbe Person ist, deren Bekanntschaft wir vor 10 Jahren an jener Tempelmauer gemacht haben, werden wir da noch an der Meinung der Unfruchtbarkeit der indischen Mission festhalten? Ist das ein kleiner Erfolg, wenn ein stolzer „Erdengott“, der zehnmal lieber stürbe, als aus unserer reinlichen, europäischen Hand ein wenig

Reis zu genießen, durch Gottes Geist und sein Wort dahin kommt, daß er als demütiger Jünger Jesu den ärmsten seines Geschlechts ein treuer Lehrer und ein barmherziger Samariter wird?

Laßt mich noch ein Wort reden über unsern lieben und demütigen Paul Karunagara in Perampara. Er, der vornehme reiche Nayer, war als Polizeimeister einst der Schrecken der Brahmanen! Welch ein innerer Zwiespalt und welche innere Zerrissenheit, welche Unzahl von Nöten aller Art hatte er zu erfahren und zu überstehen von dem Augenblicke an, wo er vor 15 Jahren am Morgen seines schon bestimmten Tauftages, von Zweifeln erfaßt, ohne Taufe von meiner Station spurlos verschwand, bis zu dem Zeitpunkt, wo er etwa 7 Jahre später mit einem gebrochenen und zerschlagenen Herzen sich wieder bei uns einstellte, um nun voll und ganz Christi Schmach und Kreuz freudig auf sich zu nehmen. Und wenn man sieht, wie der, welcher einst in trotzigem Nayermut die stolzen Brahmanen zu Paaren trieb, sich jetzt abmüht, einen armen, verkommenen Christenknaben mit unsäglicher Geduld wieder auf den rechten Weg zu leiten, so stellt sich seine Bekehrung unsern Augen gewiß nicht als ein Missionserfolg dar, den man einfach mit einer toten Zahl registrieren darf, sondern als ein solcher, der abgewogen werden muß mit dem vollen Gewicht eines siebenjährigen leidensvollen Sichdurchringens von heidnischer Finsternis zum vollen Lichte und zur vollen Freiheit in Christo.

Wißt Ihr wohl, liebe Freunde, welche Untugend dem Hindu als der größte, sittliche Mangel erscheint? Es ist die Ungeduld. Und das ist sehr begreiflich; denn der Hindu selber ist ein sehr geduldiger Mensch, meist geduldiger als der Europäer. Kommt nun der junge europäische Missionar nach Indien, so ist seine erste und wichtigste Lektion nicht etwa das Erlernen der Sprache; nein, sondern das Geduldlernen. — Das erste, worauf der Hindu den Missionar beobachtet und examiniert, ist, ob derselbe auch Geduld besitze, und erst in zweiter Linie fragt er nach seinem Wissen. Nach dem Grade seiner Geduld wird der Missionar vom Hindu geschätzt und geachtet und seine Predigt beurteilt. Findet er, daß der Missionar keine Geduld hat, so zieht er daraus den Schluß, daß auch die Religion, die er predigt, nicht viel wert sein könne.

Soll aber der indische Missionar in Geduld arbeiten können, so muß er sich nicht nur von Gott täglich neue Geduld erbitten,

sondern es muß auch eine geduldige Missionsgemeinde in der Heimat hinter ihm stehen. Nur mit ausharrender Geduld werden wir in Indien etwas erreichen, aber mit dieser auch gewiß!

Möge der treue Vater im Himmel uns indischen Missionaren und auch den lieben Missionsfreunden ein reiches Maß von der Geduld schenken, die ihre Wurzeln hat in der Liebe zu dem, der uns zuerst geliebet hat.

Leben und Wirken des Negerbischofs S. Crowther.

Von Missionar A. Mann.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Zwölf Jahre waren seit der verunglückten Nigerexpedition verflossen. Das Interesse für den Strom und seine Erschließung für den Handelsverkehr war den Augen der englischen Welt fast ganz entrückt. Nur unter den Eingebornen des Nigers lebte noch das Andenken an die Weißen, die ihre Ufer im Jahr 1841 besucht und ihnen Lehrer versprochen hatten. Der Gedanke an eine Nigermission wurde aber besonders dadurch aufs neue wachgerufen, daß bald nach der Ankunft von Bischof Vidal in Sierra Leone (1852) hundert bekehrte Neger aus dem Ibo-Volke (auf dem westlichen Ufer des Niger) demselben eine Bittschrift überreichten mit dem Verlangen, es möchten doch wie nach Joruba, so auch in ihr Vaterland Missionare geschickt werden. Ein eingeborner Missionar, den man mit drei Ibo-Christen daraufhin nach Fernando Po schickte, um Erkundigungen einzuziehen, fand jedoch den Weg noch nicht offen.

Endlich kam es zu einer zweiten Nigerexpedition. Diesmal wurde dieselbe mit einem einzigen Schiff unternommen, das ein Freund Afrikas, der edle Macgregor Laird, auf seine eigenen Kosten, aber in Verbindung mit der Regierung, zu dem Zweck ausrüstete. Crowther erhielt freie Fahrt und sollte die Expedition als Schiffsgeistlicher begleiten. Diese Nigerreise war von einem glänzenden

Erfolg begleitet. Obgleich der Plejade — so hieß der Dampfer — 118 Tage auf dem Niger verweilte und fast die doppelte Zeit der ersten Expedition auf sein Unternehmen verwandte, so verlor derselbe doch keinen einzigen Mann durch den Tod, und hatte auch keinen ernstlichen Krankheitsfall an Bord zu verzeichnen. Diesen günstigen Umstand hatte man zum Teil der Beobachtung Crowthers zu danken, dem es nicht entgangen war, daß die große Sterblichkeit auf der ersten Nigerfahrt der schädlichen Ausdünstung zuzuschreiben war, die das frischgefällte und im Schiffsraum verstaute Feuerungsholz entwickelte. Auf seinen Rat wurde dasselbe nun in besonderen Böten, die dem Dampfer angehängt waren, mitgeführt. Der Erfolg bestätigte die Ansicht Crowthers und der Leiter der Expedition, Dr. Baikie, erkannte es offen an, wie viel Crowther durch Rat und That, besonders auch im Verkehr mit den verschiedenen Negerstämmen, dazu beigetragen habe, den Erfolg des Unternehmens zu sichern. Ein solcher war diese Nigerfahrt sowohl in geographischer Hinsicht, als auch im Blick auf die geplante Mission. Crowther faßte das Resultat der Reise zusammen in die Worte: „Die Aufnahme, die wir überall bei den Königen und Häuptlingen der Länder fanden, war über alle Erwartung. Ich achte die Zeit für gekommen, da das Christentum an den Ufern des Niger eingeführt werden muß ..... Gott hat die Werkzeuge zum Beginn dieses Werkes vorbereitet in den befreiten Afrikanern der Kolonie Sierra Leone, die von den Ufern des Niger sind." Es galt nun zu handeln; denn überall waren die Leute geneigt, Lehrer aufzunehmen und mit England in den Verkehr zu treten. Den in Sierra Leone lebenden Negerchristen, die aus den Nigergebieten stammten, waren die verschiedenen Muttersprachen noch geläufig, die heimischen Sitten und Gebräuche noch erinnerlich. Auch wies das Vordringen der mohammedanischen Fellatas vom Norden her darauf hin, daß keine Zeit zu verlieren sei. Die Schwierigkeit war nur die, wie ein regelmäßiger Verkehr auf dem Niger hergestellt werden könne. Handelsfahrzeuge, die ihn heute so zahlreich befahren, gab es damals noch nicht auf dem Strom. Auch die englische Regierung, die gerade durch den Krimkrieg beschäftigt war, wollte sich nicht dazu verstehen, einen kleinen Anfang damit zu machen. So war die Nigermission vorderhand wieder aufs Warten angewiesen.

Inzwischen begab sich Crowther 1855 nach Lagos und vertrat die Stelle des nach Europa zurückgekehrten Missionars Gollmer. Hier arbeitete er an der Uebersetzung der Bibel ins Joruba weiter und begann zugleich mit Hilfe eines christlichen Ibo, Namens Simon Jonas, der Crowther auf den beiden Nigerreisen begleitet hatte, die am Niger gesprochene Ibo-Sprache zu bearbeiten. Diese Vorarbeiten auf eine künftige Nigermission erstreckten sich zunächst auf die Herstellung einer Fibel, eines Wörterbuches und die Uebersetzung einiger Schriftteile.

Aber nicht allein die Verkehrsschwierigkeiten verzögerten die Ausführung der geplanten Nigermission, sondern auch der Mangel an geeigneten Arbeitern für dieselbe. Wohl waren solche von Sierra Leone aus dem Ibo-, Nupe- und Hausavolk zugesagt worden und Bischof Weeks, der in Begleitung der beiden Missionare Beale und Frey im Dezember 1856 Lagos besuchte, wollte das Werk möglichst zu fördern suchen. Aber alle drei wurden hintereinander vom Klima dahingerafft. Beale starb schon in Lagos und die beiden andern gleich nach ihrer Rückkehr in Sierra Leone. Gleichwohl kam im Jahr 1857 eine neue Nigerfahrt und die Anlegung der ersten Missionsstationen zustande. Der gleiche Afrikafreund, Macgregor Laird, rüstete mit Unterstützung der englischen Regierung ein Schiff aus und am 18. Juli 1857 dampfte der „Dayspring" den Niger hinauf, um an dessen Ufern an verschiedenen Punkten Handelsniederlassungen zu gründen. Als Vertreter der Mission befanden sich nur Crowther, der eingeborne Missionar Taylor, der Lehrer Simon Jonas und zwei Hausa-Jünglinge an Bord.

Für die Mission am Niger hatte man die weitgehendsten Pläne entworfen. Crowther wollte fünf verschiedene Hauptplätze mit Lehrern besetzen und dann von Raba aus mit Dr. Baikie, dem Leiter der Expedition, auf der Landroute die bedeutende Stadt Sokoto zu erreichen suchen. Aber es hieß auch hier des Herrn Zeit und Stunde abzuwarten. Schon der Mangel an ausreichenden Arbeitern setzte den kühnen Plänen von vornherein eine Schranke entgegen und auch sonst fehlte es nicht an Enttäuschungen.

Für die Ibo-Mission wurde Onitscha als Centralstation erwählt und mit Taylor und Simon Jonas besetzt. Von da gings weiter nach Idda und Gbebe, wo der Kworra und Binue zusammenfließen. Hier ließ Dr. Baikie aus Ermangelung eines anderen

Lehrers einen christlichen Händler mit der Weisung zurück, eine Tagschule zu errichten. Schließlich fuhr der Dayspring bis Egan und Raba hinauf, wo die mohammedanischen Fula-Häuptlinge Crowther nicht nur mit aller Freundlichkeit entgegenkamen, sondern ihm auch die Erlaubnis erteilten, den Heiden die Religion der „Nazarener" zu lehren. Von Raba dampfte man am 6. Oktober weiter flußaufwärts; aber schon am folgenden Tag lief das Schiff auf einen Felsen auf und wurde zum Wrack. Eingeborne eilten in ihren Booten herbei und retteten die Mannschaft. Man schlug nun unfern Raba ein Lager auf und wartete auf den Dampfer „Sunbeam", der dem Dayspring folgen sollte. Dessen Ankunft verzögerte sich aber und man sah sich genötigt, ein volles Jahr in Raba geduldig auszuharren. Die Wartezeit hatte indes auch ihr Gutes. Man knüpfte Beziehungen mit den benachbarten Häuptlingen an und Crowther lernte Raba als einen wichtigen Punkt für die Missionsarbeit kennen. Auf der Karawanenstraße zwischen der Hausahauptstadt Ilorin (nördlich von Joruba) und dem Innern des Sudans gelegen, wird der Niger bei Raba von Tausenden von Reisenden überschritten. Eine Fähre mit festgesetzten Preisen vermittelt das Uebersetzen von einem Ufer ans andere. Hier hatte man Gelegenheit, den verschiedensten Völkerstämmen Westafrikas, ja selbst solchen aus dem tiefen Innern, wie von den Küsten des Mittelländischen Meeres, nahe zu kommen. Ein Araber von Tunis konnte sogar bezeugen, daß er von seiner Heimat her die Engländer als harmlose Leute kenne.

Man suchte sich nun auf der Landroute über Joruba in Verbindung mit der Küste zu setzen und auf diesem Weg erreichte auch die Nachricht von dem Unglück des Dayspring England in drei Monaten.

Im Oktober 1858 erschien endlich der Sunbeam und man konnte die Rückreise antreten. Crowther kehrte aber nicht nach der Küste zurück, sondern blieb zunächst in Onitscha, wo das Werk zu den besten Hoffnungen berechtigte. Dies veranlaßte ihn in Böten wieder stromaufwärts nach Raba zu fahren und von hier zu Fuß den Landweg über Ilorin und Abeokuta nach Lagos einzuschlagen. Im Februar 1859 langte er glücklich in letzterem an.

Noch im gleichen Jahr fuhr Crowther wieder mit einem andern Dampfer den Niger hinauf. Aber man gelangte nur bis zum

Zusammenfluß des Niger mit dem Binue; denn Dr. Baikie, der als Agent der englischen Regierung am obern Niger weilte, berichtete, daß Raba im Augenblick für alle Missionsunternehmungen verschlossen sei. Die eingebornen Lehrer am Niger waren dadurch auf eine harte Probe gestellt; denn nachdem Crowther an die Küste zurückgekehrt war, sollten zwei lange Jahre vergehen, ehe sie wieder von einem Missionar besucht werden konnten. Nicht nur war der Landweg, wahrscheinlich infolge der erwachten mohammedanischen Eifersucht, gesperrt, sondern auch die Flußfahrt war nicht mehr sicher, da die Gefährdung des Sklavenhandels die Feindschaft der Bevölkerung reizte. Diese äußerte sich zunächst darin, daß der Dampfer bei seiner Rückreise im Nigerdelta von den Eingeborenen beschossen wurde. Zu allem Unglück starb auch um jene Zeit der edle Macgregor Laird, nach dessen Heimgang seine Handelsschiffe zurückgezogen und die Faktoreien geschlossen wurden. Die Christianisierung der Nigerstämme schien damit weiter als je in die Ferne gerückt.

Erst im Juli 1861 bot sich wieder eine Gelegenheit, den Niger hinaufzufahren. Crowther benutzte dieselbe, um die beiden Stationen Onitscha und Gbebe zu besuchen und die dortigen Lehrer abzulösen. Zu gleicher Zeit wurde der Handelsplatz Akassa an der Nun-Mündung als Basis für die Nigermission besetzt. Zugleich war Crowther bemüht, die Vorbereitungen für eine Besetzung des Nigers im größeren Stil zu treffen. Es gelang ihm, eine Missionstruppe von 33 Personen (mit Einschluß der Frauen und Kinder) zusammenzubringen und sie im August 1862 in Akassa zur Einschiffung bereit zu halten. Als aber das erwartete Kanonenboot eintraf, fand sichs, daß der Kapitän keinerlei Anweisung erhalten hatte, die Gesellschaft den Fluß hinaufzunehmen. Die Enttäuschung war groß, aber aus Mitgefühl für den Leiter der Truppe wußte man es einzurichten, daß doch noch Raum für 27 Personen beschafft wurde. Am Abend des 5. September warf man vor Onitscha Anker. Aber schon hier mußte Crowther erfahren, wie wenig es der Mission frommt, wenn sie für den Verkehr lediglich auf ein Kriegsschiff angewiesen ist. Schon am nächsten Morgen in aller Frühe wollte dasselbe seine Reise fortsetzen. Crowther hatte somit weder Gelegenheit, die Häuptlinge zu besuchen, noch Zeit, mit der Bevölkerung zu reden, sondern mußte die ganze Nacht hindurch

mit dem dort stationierten Lehrer arbeiten, dessen Bericht über die Arbeit anhören, Rechnungen durchsehen u. a. m. Dann gings weiter nach Gbebe. Hier hatte er die Freude, am 14. September die Erstlinge der Nigermission, 8 Erwachsene und 1 Kind, taufen zu dürfen. Die Getauften gehörten sechs verschiedenen Völkerstämmen an.

Die wenigen Wochen, die Crowther in Gbebe zubrachte, kaufte er gründlich aus, wie er denn überhaupt gewohnt war, überall mit Anspannung aller Kräfte zu arbeiten. Er predigte, lehrte, organisierte, verbesserte sein Nupe-Wörterbuch und übersetzte einige Kapitel des Evangeliums St. Matthäi in diese Sprache. Nebenher richtete er eine Industrieschule ein, um jungen Leuten die Behandlung der Baumwolle für die Ausfuhr beizubringen und dadurch dem Handel in diesem Artikel die Bahn zu brechen.

Die kleine Gemeinde in Gbebe entwickelte sich in erfreulicher Weise. Aber schon in den nächsten Jahren hatte sie durch Krankheit und Todesfälle allerlei Proben zu bestehen. Ein besonderer Schlag für sie war aber der Tod des alten Königs, der sich immer freundlich gegen die Mission gestellt hatte, und noch auf seinem Sterbebette den Häuptlingen die Mahnung zurief: „Lasset den Fremden kein Leid geschehen, sie sind meine Gäste!" Seinem Tode folgte Bürgerkrieg, in dem Gbebe im Jahr 1866 zerstört wurde. Die Mission mußte aufgehoben werden und wurde von da nach Lokodscha verlegt.

---

6. Crowther als Bischof.

Ein Anfang der Nigermission war gemacht. Je mehr sich aber das Arbeitsgebiet derselben erweiterte, desto fühlbarer machte sich das Bedürfnis nach einheitlicher Leitung an Ort und Stelle. Wohl befand sich ein Bischof in Sierra Leone, dessen Sprengel sämtliche englische Kolonien Westafrikas umfaßte; aber die Entfernungen waren zu groß, als daß er überall die nötige Aufsicht hätte ausüben und die kirchlichen Funktionen verrichten können. Dazu wiesen die klimatischen Verhältnisse des ungesunden Nigergebietes darauf hin, eine Persönlichkeit mit dem Amt zu betrauen, die dem Klima und den aufreibenden Strapazen der Flußfahrten gewachsen, der Sprache mächtig und den Angestellten

persönlich bekannt wäre. Die Wahl für den Träger dieses kirchlichen Amtes konnte nur auf Crowther fallen. Ihn ließen nicht nur die Jahre einer langen unermüdlichen Dienstzeit dazu tauglich erscheinen — es war auch die innere Charaktereigenschaft, wie sie 1 Tim. 3, 1—4 gezeichnet ist, die ihn dazu vor andern befähigte. Um deswillen beantragte im Frühjahr 1864 die kirchliche Missionsgesellschaft bei dem Erzbischof von Canterbury, daß Crowther die Weihe zum Bischof und zur Ausübung bischöflicher Amtshandlungen in den Ländern außerhalb der englischen Besitzungen in Westafrika erteilt werde. Es geschah dies, nachdem Crowther von der Universität Oxford zum Doktor der Theologie ernannt worden war. Am 29. Juni 1864 empfing der frühere Sklavenknabe in Gegenwart einer großen Versammlung hochgestellter Persönlichkeiten in der Kathedrale zu Canterbury die bischöfliche Weihe. Frau Missionar Weeks, die ihn 40 Jahre früher zu Christo geführt und im Jahr 1825 seine Taufpatin gewesen war, erlebte noch diesen Tag und wohnte der feierlichen Handlung an. Mit seiner Konsekrierung zum Bischof war Crowther die Aufgabe gestellt, „die afrikanische Kirche auf der Westküste auf festen evangelischen Grundlagen aufzubauen, tüchtige Negerkatechisten zum Predigtamte zu ordinieren und dem jungen kirchlichen Gemeinwesen einen gesunden evangelischen Geist einzuhauchen."

Mit welchem Ernst der neue Bischof seine Aufgabe erfaßte, bezeugten seine Abschiedsworte, die er am 19. Juli an das Komitee seiner Gesellschaft richtete: „Je mehr ich über die Stellung nachdenke, zu der ich jetzt berufen bin, um so größer erscheint mir ihre Bedeutung und Verantwortlichkeit. Ehedem als westafrikanischer Missionar war es meine Pflicht und meine Freude, meinen Brüdern Rechenschaft abzulegen. Meine gegenwärtige Stellung ist eine andere. Ich bedarf daher vieler geistlicher Unterstützung, und indem ich dieses Amt auf mich nehme, folge ich nicht meinem eigenen Willen, sondern vertraue vielmehr auf den Willen des allmächtigen Gottes. Ich kann nur versprechen, mein Urteil, meine Vorsicht, meinen Eifer für die Ausbreitung der Herrlichkeit des Herrn aufs beste anzuwenden, indem ich mich auf seine Hilfe und Macht verlasse. Ich weiß, meine neue Stellung macht mich zu einer Art Grenzstein, welcher von der Kirche und von der Heidenwelt notwendig muß gesehen werden, und ich ahne, daß ein einziger falscher

Schritt, den ich thue, alle eingebornen Kirchen schädigen wird. Aber wenn Gott meine Schritte bewahrt, so wird auch das Geschrei der Gegner verstummen und die Missionsgesellschaft Mut bekommen, vorwärts zu gehen nicht in eigener Kraft, sondern in der Kraft des Herrn. Was ich bitte, das ist: Betet für mich! Ich gehe zurück an die finsteren Orte des Götzendienstes und des Aberglaubens; möge ich getragen sein von den fortwährenden und heißen Gebeten der Kirche und gestützt auf die Verheißung des Heilandes: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!"

Crowther eilte nun von England auf seinen Posten zurück. Am 10. August berührte er Sierra Leone, wo ihm als dem ersten afrikanischen Bischof von seinen Landsleuten ein begeisterter Willkomm zu teil wurde. Adressen wurden von den verschiedensten Seiten an ihn gerichtet, die einheimischen Zeitungen besprachen seinen Besuch und feierten sein Kommen. Alles sah sich durch ihn geehrt. Aber alle diese Ehrenbezeugungen vermochten Crowthers Sinn nicht zu beeinflussen. Mit eindringlichem Ernst hielt er den Zöglingen des Predigerseminars zu Fourah-Bay, dessen erster Schüler und späterer Lehrer er gewesen, eine Ansprache, worin er sie ermahnte, einmal tüchtige Streiter für das Kreuz Christi zu werden.

Nach kurzem Aufenthalt in Lagos, wo er fortan seinen Sitz haben sollte, fuhr er schon im September den Niger hinauf und waltete seines bischöflichen Amtes. Seitdem hat er Jahr für Jahr diesen seinen ausgedehnten Sprengel besucht, neue Thüren geöffnet, Stationen gegründet, als Oberhirte unter seinen Mitarbeitern gearbeitet und das Werk sich in verschiedenen Richtungen ausdehnen sehen. Wir können leider im nachfolgenden seine Arbeit nicht Schritt für Schritt während der 27 Jahre seines Wirkens verfolgen. Es genüge, wenn wir, um die Aufgabe des Bischofs und seine Thätigkeit besser zu verstehen, die besonderen Schwierigkeiten seiner Nigerdiözese kurz zu zeichnen versuchen und an einzelnen Zügen die Arbeit Crowthers charakterisieren.

Wie schon gesagt, gab es keine regelmäßige Verkehrsverbindung auf dem Fluß und seinen unzähligen Wasserläufen. Wie alle afrikanischen Ströme, hat auch der Niger einen periodischen Wasserstand, der je nach der Jahreszeit steigt und fällt. Nur während seines Steigens — also von Juli bis November — ist überhaupt ein

Verkehr auf dem Fluß, der uneingedämmt in 22 Mündungsarmen dahinflutet, durch Schiffe möglich, und auch da nur etwa 140—160 Stunden stromaufwärts. Weitere Reisen oder bei ungenügendem Wasser hat man sich der Baumboote der Eingebornen zu bedienen. In den acht Monaten, wenn der Fluß fällt und sich verflacht, ist der Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten. Die zurücktretenden Gewässer aber verwandeln das Delta, dessen Küstenlinie etwa 120 englische Meilen beträgt, in ein Sumpfland, das die schädlichsten Ausdünstungen aushaucht und die gefährlichsten Fieber erzeugt. Die jährlichen Ueberschwemmungen am unteren Lauf nötigen viele Eingeborne, sich während dieser Zeit in höher gelegene Gegenden zurückzuziehen. Die Stationen, die man im Deltagebiet anlegte, mußten deshalb auf Pfählen errichtet und in möglichst standhafter Weise erbaut werden. Jede Reise — und deren hat der Bischof etwa 30 gemacht — brachte bei den großen Entfernungen und mancherlei Hindernissen eine längere Trennung von der Familie mit sich und war nichts weniger als eine Vergnügungstour. Eine solche Nigerreise war dazu eine recht umständliche Sache. Zuerst ging die Einschiffung auf dem Postdampfer in Lagos vor sich, der weit draußen auf der offenen Reede liegend, nur durch ein Dampfboot, das die gefährliche Barre zu passieren hat, zu erreichen ist. Dann wurde derselbe in Akassa an der Nunmündung verlassen und mit dem Flußdampfer vertauscht. Letzterer bot nur äußerst wenig Bequemlichkeit, dafür aber die Aussicht, je und je auf einer Sandbank aufzulaufen und tagelang zwischen den Sumpfwäldern festzusitzen. Bediente sich Crowther der Reisegelegenheit auf einem Kriegsschiff oder Handelsfahrzeuges, so war ihm und der Mission gewöhnlich schlecht gedient. Denn diese ankerten wo und wann es ihrem Zweck entsprach und gingen weiter ohne Rücksicht auf die zu erledigenden Geschäfte des Bischofs. Erst seit dem Jahr 1878 stand ihm ein eigener Missionsdampfer, der Henry Venn, für seine Flußfahrten zur Verfügung. Ganz abgesehen vom Fieber, das in den Nigergegenden in seiner schlimmsten Art auftritt und selbst Eingeborne nicht verschont, waren die Reisen auf dem Strom auch nicht immer ganz gefahrlos je nach der Stimmung der Eingebornen gegenüber Fremden. So wurde Crowther und sein Sohn im Jahr 1867 bei der Landung in Idda von einem verräterischen Häuptling gefangen genommen und zehn Tage in strengster Haft gehalten.

Nur gegen ein Lösegeld im Wert von 200 Sklaven oder 20,000 Mark wollte man die Gefangenen losgeben. Der englische Konsul Fell eilte mit einem Dampfboot von Lokodscha herbei, um des Bischofs Auslieferung zu erwirken. Es kam zum Gefecht, währenddem es den Gefangenen gelang, ans Ufer zu entkommen und vom Schiff aufgenommen zu werden; aber ein Pfeil der Eingebornen traf Konsul Fell mitten ins Herz und tötete ihn fast augenblicklich.

(Schluß folgt.)

Auch eine Missionsfrucht.

Züge aus dem Leben des bekehrten Hindu Baba Padmandschi.

Von ihm selbst erzählt.

(Fortsetzung)

7. Schwierigkeiten.

Als mein Schwiegervater, der in Bombay wohnte, von meiner Verbindung mit dem Reformverein hörte, ließ er meinem Vater sagen, der Tag meiner Taufe sei schon bestimmt, und er solle mich unverzüglich aus der Schule nehmen. Mein Vater schickte mir einen Diener und schrieb mir, meine Mutter sei gefährlich krank und ich müsse augenblicklich abreisen. Ich that das, erfuhr aber unterwegs von dem Diener, meine Mutter sei nicht krank und man habe nur nach mir geschickt, weil man argwöhne, daß ich Christ werden wolle. Wohl glaubte ich damals nicht mehr an die Götzen, war aber im Christentum noch unbefestigt. Ich hatte eine Bibel mitgebracht und freute mich sehr an den Psalmen Davids. Oft ging ich allein hinaus in den Dschungel, um ungestört darin lesen zu können. Meine Eltern freuten sich sehr, als ich kam. Sie gingen mit mir in den Tempel des Mahadeva und sangen laut das Lob des Gottes. Ich beteiligte mich nicht dabei und weigerte mich auch, dem Götzen eine Kokosnuß zu geben. Als wir zurückkamen, wurden — zur Feier meiner Heimkehr — unsere Freunde mit Kuchen bewirtet, und erst als die Freunde fort waren, fing

meine Mutter an zu weinen, während mein Vater mich schalt und sagte, er lasse mich nicht wieder nach Bombay in die Schule. Ich wurde aufgeregt und fing an, das Christentum ziemlich heftig zu verteidigen. Mein Vater kannte es gar nicht und behauptete, ein Christ sei so verächtlich wie ein Straßenreiniger.

Zwei Monate blieb ich nun zu Hause, aber mein Aufenthalt bei den Meinigen wurde recht peinlich. Es war mir unerträglich, die heidnischen Zeremonien mit anzusehen, die mit großem Lärm und Gepränge ausgeführt wurden. Der celebrierende Brahmane war im Bauamt angestellt und ich wußte, daß er sich bereicherte, indem er die armen Arbeiter um ihr sauer verdientes Geld betrog. Ich bat meinen Vater inständig, mich wieder in die Schule gehen zu lassen. Er erlaubte es unter der Bedingung, daß ich mich eidlich verpflichte, nicht Christ zu werden solange er lebe. In einer schwachen Stunde gab ich nach. Mein Vater versprach dagegen, mich nicht zum Götzendienst zu zwingen und seine Götzen aus dem Haus zu thun. Mein Onkel aus Belgam wurde herbeigerufen, um Zeuge des Vertrags zu sein; ihm übergab auch mein Vater seine Götzen. Uebrigens ließ man mich auch jetzt noch nicht in Ruhe. Die Meinigen gingen oft mit mir an einen stillen Ort außerhalb der Stadt, um da mit mir zu verhandeln; aber ich blieb fest. Endlich im Dezember 1851 durfte ich wieder in das Seminar der Freischotten eintreten. Meine christlichen Lehrer sagten mir, ich hätte Unrecht gethan, meinem Vater das Versprechen zu geben. Ich schrieb ihm das und bat ihn, mich meines Eides zu entbinden.

Ich schloß mich wieder dem Reformverein an, dessen Sitzungen noch geheimnisvoller waren als früher. Einmal kamen einige atheistische Reformer aus Puna, die uns durch ihre Reden verletzten. Unser Präsident nahm die Partei der Atheisten, und als wir ihn darüber zu Rede stellten, sagte er, er sei kein Atheist, sondern habe nur aus Streitlust die andere Partei ergriffen. Nun gingen mir die Augen auf. Die Reformer waren charakterlose Leute, ohne ernste Ueberzeugung, die den Mantel nach dem Winde hängten. Sie boten nichts für den Hunger und Durst der Seele, denn sie dachten niemals ernstlich an die Vergebung der Sünden, die Ruhe des Gewissens, die Befreiung von der Macht des Bösen. So hatten sie ein geschriebenes Buch, das die Theologie der Ge-

sellschaft enthielt. Darin sollte unter anderm bewiesen werden, daß eine geoffenbarte Religion weder nötig noch wichtig sei; ich hingegen hatte an einer solchen Notwendigkeit noch nie gezweifelt.

Aus diesem Grunde trat ich nun aus dem Reformverein aus und gründete mit einigen Freunden einen neuen Verein nach ganz anderen Grundsätzen. Wir nannten uns die „Wahrheitsucher" und kamen jeden Sonntag zu gemeinschaftlicher Erbauung zusammen. Ich hatte immer noch geglaubt, daß die Vedas von großer religiöser Bedeutung sein könnten; als ich sie aber näher kennen lernte, fand ich, daß sie nicht für mich taugten und daß ihre Lieder sich neben Davids majestätischen Psalmen recht unbedeutend ausnahmen. Ich danke Gott, daß meine Enttäuschung in Beziehung auf die Vedas mich nicht ganz dem Unglauben anheimfallen ließ.

---

8. Fortschritte.

Als ich in der höchsten Klasse des Seminars war, wurde ich durch den Unterricht einiger Lehrer, die ich hoch verehrte, sehr gefördert. Wie ein Gärtner in seinem Garten das Unkraut ausjätet und guten Samen sät, so arbeitete der Geist Gottes in meinem Herzen, und der Same des Wortes Gottes fing an aufzugehen. Ich gewann es immer lieber; die Zeitungsartikel, die ich schrieb, waren voll von biblischen Citaten und meine Rede lehnte sich an die biblische Ausdrucksweise an. Auch schrieb ich Stellen, die mir besonders gefielen, in die leeren Blätter meiner Bibel ein und fing zugleich an, Bibelsprüche auswendig zu lernen. Damals erhielt ich als Schulpreis eine englische Bibel; darin lag ein Zettel, auf dem die folgenden rührenden Worte standen: Ein fünfjähriger Knabe, der Jesum liebt, schickt diese Bibel einem Hinduknaben.

Ich gab jetzt alle heidnischen Uebungen auf und hielt nur noch an der Sitte fest, vor dem Essen ganz reine Kleider anzulegen. Daß der heilige Geist mein Herz erneuert hatte, zeigte sich besonders in dem Haß gegen die Sünde, den ich jetzt empfand, und in meinem Verlangen nach Heiligung. Bloße Aufklärung des Verstandes kann uns nicht retten; Buße und Glauben sind zur Seligkeit notwendig. Der Geist Gottes erweckte mich jetzt und ich wurde recht unruhig wegen meiner Sündhaftigkeit. Irdisches Glück

gewährte mir keine Befriedigung und ich zitterte vor Gottes Gerechtigkeit. Es war mir, als ob selbst die Nahrung, die ich zu mir nahm, am jüngsten Tage gegen mich zeugen, oder als ob sie mir jetzt gleich zum tödlichen Gift werden könnte. Wenn ich auf dem Hindu-Friedhof Leichen verbrennen sah, fragte ich mich ängstlich, was nach dem Tod aus mir werden würde. Schon der Anblick einer Totenbahre erschreckte mich. Regelmäßig besuchte ich die Gottesdienste der freien Kirche, und obgleich ich noch nicht getauft war, so wurde ich doch Mitglied einer Missionsgesellschaft von Eingeborenen. Mein Vater, dem ich immer über meinen Gemütszustand schrieb, wollte mich wieder aus der Schule entfernen und er griff es diesmal sehr geschickt an. Er drang in mich, Medizin zu studieren und behauptete, ich könne dadurch meinen Landsleuten am meisten nützen. Ich gehorchte und trat im Jahr 1852 in die medizinische Akademie ein. Hier war ich der einzige christliche Student, was mir recht schmerzlich war. Da ich meine Gesinnung nicht verbarg, so hatte ich von den Parsi-Studenten manches zu leiden. Glücklich fühlte ich mich aber hier nicht. Immer mußte ich an die Worte denken: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, und ich war unruhig und traurig, weil ich fühlte, daß ich das nicht gethan hatte. In den Unterrichtsbüchern fand ich nie ein frommes Wort oder eine Anspielung auf den Schöpfer, und ich war ganz glückselig, als in einem Werk über Anatomie bei der Beschreibung des Menschen der Name Gottes erwähnt wurde. Es war mir wie dem in der Sandwüste verschmachtenden Hirsch, der einen Strom frischen Wassers erblickt. An freien Tagen besuchte ich die Bibelstunden eines Missionars und am Sonntag den Gottesdienst der freien Kirche. Aber obgleich ich den redlichen Willen hatte, für meine geistlichen Bedürfnisse zu sorgen und die mir zugänglichen Gnadenmittel zu benützen, so konnte ich doch nicht zur Ruhe kommen. Auch mein körperliches Wohlsein litt unter dem geistigen Druck. Endlich verließ ich die Akademie und trat wieder in das Seminar ein.

Ich stand damals in lebhaftem Briefwechsel mit meinen christlichen Freunden, und ich will hier einen Auszug aus einem meiner Briefe geben, aus dem man meinen damaligen religiösen Zustand erkennen kann: „Ich bekenne, daß es sehr Unrecht von mir ist, noch im Heidentum zu bleiben, da ich doch von der Wahrheit des

Christentums überzeugt bin, und ich schäme mich fast, den Grund einzugestehen: Ich halte mich noch nicht stark genug für die Verfolgungen und Trübsale, die ein wahrer Nachfolger Christi erleiden muß, wenn er seinen Herrn vor seinen Landsleuten bekennen will. Möchte er mir seinen Geist schenken und einen solchen Mut, wie ihn Luther in Worms hatte, daß ich sagen könnte: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! — Ich gebe vollkommen zu, daß meine Prüfungen nichts sind im Vergleich mit den Leiden Christi, der um unserer Seligkeit willen gestorben ist. Zwar wird manchmal die Liebe zu den Meinigen so stark in mir, daß ich in meinem Entschluß wankend werde; aber dann ängstigen mich wieder meine Sünden und der Gedanke an des Sünders Schicksal in jenem Leben. So ist ein beständiger Kampf in mir zwischen den Wünschen für dieses Leben und den Hoffnungen für das künftige. Mein Geist ist unruhig. Ich fühle, wie ungenügend meine eigene Gerechtigkeit ist, und halte nicht einmal, was ich mir vornehme. Ja, ich brauche einen mächtigen Heiland, einen Führer, der mich sicher durch die Wildnis der Sünde und des Leides, in der ich mich verirrt habe, hindurchführt. Mein schuldbeladenes Gewissen ängstigt mich, wenn ich im Gebet dem Throne des heiligen Gottes nahe. Ich bete im Namen dessen, der mir die Schriften der Propheten und der Evangelisten geoffenbart hat. Aber er ist nicht mein Freund. Er ist ein strenger Richter, der mir meine früheren Sünden und die, in denen ich jetzt noch lebe, vorhält."

9. Familienbande.

Was meinen Vater einigermaßen mit meinem Thun und Treiben versöhnte, war, daß ich zwischen 1851 und 1854 einige Bücher schrieb und drucken ließ, aus denen er sehen konnte, daß ich Verständnis für die religiösen Fragen hatte, und daß ich selbständig darüber nachdachte. Er zweifelte auch nicht an meiner Aufrichtigkeit und wußte, daß nur innerliche, religiöse Beweggründe mich vorwärts trieben.

Im Jahr 1854 wurde mein Vater wieder nach Belgam versetzt. Auf dem Wege dahin hielt er sich in Bombay auf und wurde hier von den Verwandten bestürmt, mich augenblicklich aus der

Missionsschule zu nehmen. Das stürmische Wesen der Verwandten war nicht nach meines Vaters Sinn. Er hörte ruhig zu, wenn ich mit ihnen disputierte und versuchte manchmal, den Streit zu schlichten. Zu meinen heftigsten Gegnern gehörte ein Mann, der seine Ausbildung in einer Missionsschule erhalten hatte. Trotzdem schmähte er die heilige Schrift und meinte, man solle mir ungläubige Bücher zu lesen geben. Mein Vater brachte mir ungefähr dreißig solcher Schriften von europäischen, amerikanischen und eingeborenen Verfassern. Ich las die Bücher zwar, aber ich kannte, Gott sei Dank, die Bibel so gut, daß ich das Unwahre in jenen Büchern durchschauen und meinen lieben Vater und andere darauf aufmerksam machen konnte.

Einmal schickte man mir einen gelehrten Brahmanen, den Verfasser eines antichristlichen Buches, der mir die Unwahrheit des Christentums beweisen sollte. Er stellte unter anderm die Behauptung auf, Jesus habe einen Esel gestohlen. Ich gab ihm eine Bibel, damit er seine Behauptung beweise, und da ihm dies nicht gelang, zeigte ich ihm die Stellen über Jesu Einzug in Jerusalem. Der Mann war ehrlich genug, seinen Irrtum einzugestehen. Ich fragte ihn nun, wie er dazu komme, eine so unwahre Behauptung in sein Buch aufzunehmen und drucken zu lassen. Er sagte, er könne nicht englisch und habe das Neue Testament in Marathi nicht gelesen. So habe er sich die Sache von Freunden, die englisch konnten, weiß machen lassen.

Zuweilen hielt man mir das vierte Gebot vor und sagte, ich dürfe nicht gegen den Willen meiner Eltern Christ werden. Es gab sogar böse Menschen, die, um mich vom Christentum abzuwenden, mich hinter dem Rücken meines Vaters zur Unsittlichkeit verführen wollten. Als ich meinen Abscheu dagegen aussprach, drohten sie mit Gewaltmaßregeln. Die Frauen meiner Familie aber glaubten, die Bibel enthalte einen Zauber und baten mich, nicht mehr darin zu lesen. Sie wandten sich sogar an die Sterndeuter und baten sie, meinen Sinn zu ändern. Besonders mein Onkel setzte mir in einem langen Brief seine Gründe gegen meinen Religionswechsel auseinander: Wer Christ wird, schrieb er, begeht eine schwere Sünde, denn er ist seinen Eltern ungehorsam und macht ihnen Kummer. Die Bekehrten bringen Schmach auf sich und die Ihrigen; sie werden unglücklich; sie müssen Hunger leiden;

sie gehen mit der Bibel in der Hand bettelnd von Haus zu Haus und bemühen sich vergeblich um Wiederaufnahme in die Familie.

Im März 1854 schrieb derselbe Onkel an meinen Vater: „Es ist sehr unklug, daß du Baba nicht aus der Schule nimmst, denn dort unter seinen Freunden wird es nicht anders mit ihm werden. Du mußt ihm streng befehlen, daß er gleich heim komme. Er hat genug gelernt und kann in deiner Kanzlei arbeiten. Wenn er auch nicht gleich eine Anstellung bekommt, so ist er doch wenigstens dem schlimmen Einfluß der Schule entzogen. Er hat schon einen schlimmen Einfluß auf die jüngern Brüder, besonders auf den nach ihm folgenden. Wenn man ihn dazu bringen kann, sich an den Freuden und Pflichten dieses Lebens genügen zu lassen, so wird seine Liebe zur neuen Religion allmählich erkalten."

Mein armer Vater wußte sich nicht zu helfen und erklärte mir einmal, wenn ich mich taufen lasse, so werde er sich mit allen andern Familiengliedern im Fluß ertränken. Ich war in großer Not und sah keinen Ausweg. Wohl wußte ich, daß es meine Pflicht sei, meinem Heiland treu zu sein, sein Joch auf mich zu nehmen und mich öffentlich taufen zu lassen; aber ich war machtlos gegenüber den Schwierigkeiten, die sich auftürmten. Manchmal hatte ich den Plan, nach einem entfernten Ort zu reisen und mich dort in aller Stille taufen zu lassen; dann wieder gedachte ich mich zu vergiften und vor dem Sterben den Herrn zu bekennen und die Taufe zu empfangen. Doch der Herr befreite mich von solch thörichten Gedanken.

In der Nacht vor dem Holifest, bei dem man mit seinen Freunden in den Tempel geht, um die Tänze anzusehen, hatte ich mit meinem Vater das folgende Gespräch. Vater: Jetzt endlich habe ich eine ruhige Stunde, um mit dir zu sprechen. Sage mir offen, was du im Sinn hast. Ich denke daran, mich pensionieren zu lassen; wenn du aber mit mir nach Belgam gehst, so bleibe ich vielleicht noch ein paar Jahre im Amt. — Sohn: Ich will gerne deinem Rat folgen und mit dir gehen; laß mir nur die religiöse Freiheit, denn ich muß Gott mehr gehorchen als meinen menschlichen Freunden und Wohlthätern. — Vater: Aber was willst du denn? Ich zwinge dich ja nicht zum Götzendienst; ich selbst bete keine Götzen an und esse wie du ohne abgöttische Zeremonien. Ich verlange ja auch nichts Unmoralisches von dir. — Sohn: Ich will

nach den Lehren der Religion leben, die ich für die wahre halte, mich taufen lassen, mit Christen umgehen und mich nicht mehr um die Kaste kümmern. — Vater: Werden wir dann noch unter unserm Volk leben dürfen? Ich glaube, wir werden aus der Stadt fliehen müssen. — Sohn: Ich verlange nicht, daß du die Kaste brichst. und nach den Gesetzen des Christentums lebst, denn du fühlst ja noch nicht die Last deiner Sünden. — Vater: Wenn du Christ wirst, so werden wir Verfolgung und Schmach leiden müssen. Kannst du denn nicht im stillen daheim nach deiner Ueberzeugung leben? Sohn: Das wäre Heuchelei. — Vater: Wir haben dich erzogen und sind immer gut gegen dich gewesen und nun willst du uns verlassen? — Sohn: Nein, nein, das will ich nicht. Ich will ja so gerne bei euch bleiben, wenn ich meinen Christenglauben bekennen kann, ohne euch zu schädigen. — Vater: Aber was werden die Leute sagen? Heute abend ist ein Fest im Tempel. Wenn du nicht mit mir gehst, muß ich mich schämen. Wir müssen uns den Forderungen der Gesellschaft fügen. — Sohn: Du willst, daß ich handle, als ob kein Gott wäre, dem ich Rechenschaft geben muß. Wird die Welt uns helfen können, wenn Gott uns zur Rechenschaft zieht, weil wir mit Bewußtsein seine Gebote übertreten haben? — Vater: Nein, Gott allein kann uns helfen. — Sohn: Dann müssen wir auch stets seinen Geboten folgen und nicht erst, wenn wir sterben.

Abends kamen Freunde, um uns in den Tempel abzuholen. Da ich mich nicht überreden ließ zu gehen, blieb auch mein Vater zu Hause.

Als mein guter Vater sah, daß ich fest entschlossen war, meinem Gewissen zu folgen, ließ er mich in Ruhe. Er pflegte nur zu sagen: Lehre uns deine Religion, dann wollen wir alle miteinander Christen werden. Ich wußte nicht, ob dies aufrichtig gesprochen war; aber auf den Rat der Missionare beschloß ich, keinen Argwohn zu hegen und mit ihm nach Belgam zu gehen. Meine Mitschüler schenkten mir zum Andenken eine Bilderbibel. Bei einem Abschiedsessen, das mir einige Freunde aus dem Reformverein gaben, wurde ich aufgefordert, vor dem Essen ein Gebet zu sprechen, was ich nach der Weise der Christen that. Ehe ich Bombay verließ, kaufte ich mir das Marathi Alte Testament. Ich hatte große Freude daran und schrieb damals folgende Worte nieder:

Heute habe ich mir ein Altes Testament gekauft und ich bin unaussprechlich glücklich darüber. Es ist eine große Gnade von Gott, daß wir nun sein Wort in unserer Sprache haben. Ich besitze jetzt die ganze Bibel. Nun kann ich denen, die darin lesen wollen, die wundervollen Werke Gottes zeigen, und denen, die mit mir streiten wollen, kann ich leicht die Beweise der Wahrheit geben. Gottes Wort ist ein Schwert. Durch dessen Kraft werden wir alle Prüfungen überwinden und Indien für den Herrn erobern. O Gott! Ich danke dir für dein Wort, das du uns in unserer Muttersprache geschenkt hast!

Auf der Reise von Bombay nach Belgam kehrten wir bei einem alten Freund meines Vaters ein, der uns gastfreundlich aufnahm und ein langes religiöses Gespräch mit mir hatte. Er that, als merke er nicht, daß ich den Hausgöttern keine Verehrung mehr bewies. Es war mir bange, wie es mir beim Frühstück gehen würde. Die Hindus vollbringen vor jeder Mahlzeit eine heidnische Zeremonie. Ich fürchtete deshalb durch Unterlassung derselben meinen gütigen Wirt zu ärgern und meinen Vater in Verlegenheit zu bringen. Doch ich mußte meinem Bekenntnis treu bleiben. Ich dachte an Luthers Heldenmut und betete im stillen um Gottes Beistand. Ich wartete, bis unser Wirt und mein Vater angefangen hatten zu essen, fing dann auch an, ohne jene Zeremonie zu vollbringen. Niemand achtete auf mich und am folgenden Tag ging es ohne Schwierigkeit.

In Belgam drangen meine Eltern in mich, einen Beruf zu ergreifen. Ich erklärte, ich würde das nicht thun, denn ich sei nur mit ihnen nach Belgam gekommen, um sie im Christentum zu unterweisen. Sie wollten nicht auf mich hören, aber ich fing ganz allmählich den Unterricht an. Mein jüngerer Bruder, der in Bombay etwas vom Christentum gelernt hatte, half mir mit Eifer. Wir lasen in der Bibel und sprachen mit den andern über die Religion. Ich zeigte und erklärte den Meinigen die Bilder und Karten in meiner Bilderbibel, hängte auch einige biblische Bilder und das Porträt meines Lehrers Dr. Wilson in dem Zimmer auf. Niemand tadelte diesen christlichen Schmuck unserer Wände. Mein Vater richtete sogar mir zulieb das Haus auf europäische Weise ein. Er schaffte Tische, Stühle und Lampen an und hoffte, ich würde ganz in dieser Wohnung bleiben. Als meines Vaters

Freunde von meinen religiösen Ansichten hörten, kamen sie, um mit mir zu streiten. Ein Gelehrter wollte die Vedas ins Feld führen; als er aber merkte, daß ich auch etwas davon verstand, war er mit seiner Weisheit zu Ende. Er erklärte, er könne nicht mit jemand sprechen, der die Autorität der Vedas nicht anerkenne. Uebrigens fand ich keine heftigen Gegner unter den Leuten meiner Kaste und die von anderer Kaste vollends, die durch meine Bekehrung keine Widerwärtigkeiten für ihre Gesellschaft zu gewärtigen hatten, beschränkten sich darauf, einfach mit mir zu disputieren.

Eines Tages ging mein Vater mit mir zum Kollektor, an den er sich, ohne daß ich es wußte, Empfehlungsbriefe verschafft hatte. Der Kollektor bot mir eine Stelle als Uebersetzer an und forderte mich auf, am folgenden Tag in seine Kanzlei zu kommen. Auf dem Heimweg hielt ich meinem Vater vor, daß er sein Wort nicht gehalten habe, und erklärte, ich würde vor meinem Uebertritt zum Christentum keine Stelle annehmen. Darüber waren die Meinigen sehr böse. Ich schrieb damals in meine Bibel: 19. Mai 1854. „Mein Vater will, daß ich einen Beruf ergreife, um mich von dem Herrn abwendig zu machen. Ich bin darum heute sehr betrübt. Die Worte Hiob 22, 21—30 trösten mich und weisen mich auf den geraden Weg der Pflicht.“ Mein Vater war ein kluger Mann, denn als er auf dem einen Weg nicht zum Ziel kam, schlug er einen andern ein. Er sagte nichts mehr von dem Amt und sprach den Wunsch aus, das Christentum kennen zu lernen. Da er eben Amtsreisen zu machen hatte, gab ich ihm das Evangelium Johannis und die Psalmen mit und machte ihn auf besonders wichtige Stellen aufmerksam.

Die eingebornen Christen in Belgam waren anfangs etwas zurückhaltend gegen mich, wurden aber bald zutraulich und versprachen, für mich zu beten. Meine alten Lehrer, die Missionare Taylor und Beynon, freuten sich meiner Sinnesänderung und ermahnten mich zu treuem Ausharren.

So angenehm und behaglich auch mein Leben äußerlich war, so wenig fühlte ich mich doch glücklich. Ich schrieb in mein Tagebuch: „Lieber mein Leben lang auf dem Krankenbett liegen und dabei den Trost der Religion genießen, als so leben wie jetzt.“ Und in einem Brief an einen Missionar schrieb ich: „Seit zwei Jahren stehe ich in heißem Kampf. Ich habe beschlossen, um

Christi willen der Welt zu entsagen. Ueberwunden habe ich sie freilich noch nicht, aber doch sind mir über ihre Eitelkeit die Augen aufgegangen. Ich habe äußerlich ein angenehmes Leben, aber es befriedigt mich nicht. Die Last meiner Sünde und die Schrecken des andern Todes haben alle Liebe zu den Freuden des Lebens in mir ausgelöscht. Ich bin immer traurig und fühle nur zu gut, wie wenig ich die Kraft habe, die schwere Prüfung, die mich erwartet, zu bestehen. Doch habe ich die Hoffnung, daß Gott in meiner Schwachheit mächtig sein wird und daß ich ihn preisen werde."

(Schluß folgt.)

Erläuterung zu dem Bild:
Reisender Mandarin.

Von Miss. O. Schultze.

Wer nicht schon im Orient gereist ist, kann sich kaum eine richtige Vorstellung machen von den Mühsalen und Beschwerden, die in China auf den Reisenden warten. — Die zahlreichen Wasserstraßen sind versandet und zeitweilig seicht und wasserarm. Die Flußboote, meist schwerfällig, häufig überladen, auf nichts weniger als auf Bequemlichkeit eingerichtet, müssen — wenn kein günstiger Luftzug die Anwendung von Mattensegeln gestattet — mit Bambusstangen gestoßen, an der Leine gezogen oder aber von der im Wasser watenden Schiffsmannschaft geschoben werden. Von Landstraßen in unserem Sinn des Wortes kann in China nicht die Rede sein. Der Chinese hat Zeit und übersieht die Thatsache, daß der geradeste Weg der kürzeste ist. Breite Straßen sind ihm nur Landverschwendung. Wagen, Schiebkarren und Kamele zur Personenbeförderung kennt man nur im Norden des Reiches. Der Südchinese hat bei seinen Reisen die Wahl zwischen Schusters Rappen, Pony und Sänfte. Kinder trägt man auf dem Rücken oder paarweise in Körben. Das weitaus angenehmste Beförderungsmittel ist der Tragsessel oder die Sänfte. Die starken Sehnen und Muskeln der Kuli müssen dabei die Arbeit verrichten, die bei uns dem Lasttier oder der Lokomotive zufällt. Die Zahl der Sänftenträger ist gesetzlich

bestimmt. Der Kaiser benutzt deren 16, ein Mandarin vom höchsten Rang 8, geringere Würdenträger und Bräute 4 und ein gewöhnlicher Mann zwei bis drei, je nach dem Gewicht seines „Edelstein-Leibes."

Wir haben demnach auf unserem Bilde einen hohen Beamten vor uns, vielleicht ein Mitglied „des Pinselwaldes Hon-lim", wie die Inhaber des höchsten Grades sich betiteln. Daß diese Excellenz überhaupt im Tragsessel und nicht zu Pferde reist, läßt uns auf einen Civil-, nicht auf einen Militär-Beamten schließen. Man hat die Gesamtzahl der chinesischen Beamten — von den Europäern mit einem portugiesischen Worte „Mandarinen" benannt — auf 9600 berechnet. Der Chinese nennt seinen Beamten: „Thai kung ts Sohn großer Verdienste" — „Thai nyin Großer Mensch" — „Thai ya Großer Vater" u. s. f. — Wir Missionare haben es meistens mit Mandarinen des zweiten Grades „Ki nyin Schon ein Mensch" — zu thun. Da wir im Inlande zunächst unter ihrem Schutze stehen, hängt sehr viel davon ab, ob der Mandarin fremden-freundlich oder -feindlich gesinnt ist. — „Es ist besser, in der Höhle des Tigers zu schlafen, als sich in den Strahlen kaiserlicher Gunst zu sonnen." Dieser chinesische Erfahrungssatz läßt sich auch auf die Gunst der Beamten ausdehnen. Denn die seitherige Missionserfahrung lehrt, daß man am besten fährt, wenn man möglichst wenig mit diesen hohen Herren zu thun hat. Dabei müssen wir anerkennen, daß die Mission der Loyalität und der Hülfsbereitschaft des einen oder des andern chinesischen Beamten manches zu danken hat. Gerade bei der gegenwärtigen kritischen Lage in China dürften die Freunde unseres Werkes daran erinnert werden, daß die Sicherheit vieler Missionare und eingeborener Christen, wenn nicht in erster, so doch in zweiter Linie vom Wohlwollen der chinesischen Beamten abhängt. Möge dem freundlichen Leser das obige Bild eine leise Mahnung sein, auch diesen Punkt ins Gebet zu nehmen, wenn er unseres chinesischen Arbeitsfeldes fürbittend gedenkt.

Missions-Zeitung.

Neuestes und Vermischtes.

Am 29. und 30. Juni feierte die Basler Missionsgesellschaft ihr siebenundsiebenzigstes Jahresfest, an dem vier Brüder für Indien, drei für die Goldküste und einer für die Norddeutsche Mis-

sion an der Sklavenküste eingesegnet wurden; zwei wurden bereits im Laufe dieses Jahres nach Kamerun und einer an die Sklavenküste ausgesandt. Die Gesamt-Einnahme der Gesellschaft betrug im letzten Jahr 1,233,996 Fr., die Gesamt-Ausgabe 1,249,548 Fr., was eine Mehrausgabe von 15,552 Fr. ergiebt. Die Ausgaben betrugen für Indien 436,841 Fr., für China 142,907 Fr., für die Goldküste 248,796 Fr. und für Kamerun 114,040 Fr. Außerdem mußte ein Defizit der Kinderkasse mit 42,773 Fr. und ein solches der Medicinischen Mission mit 7769 Fr. gedeckt werden. — Ueber den Stand der Gemeinden und Schulen siehe Miss.Mag. S. 252.

Nach dem Jahresbericht der Berliner Mission I. wurden von derselben im letzten Jahr im ganzen 2012 Seelen getauft und zwar 1931 in Südafrika, 81 in China, sodaß sich die Zahl ihrer Gemeindeglieder auf 24,537 beläuft. Leider ist ihr trotz aller Anstrengungen, die Mehrausgaben durch frühere Legate und durch einen Beitrag aus dem Jubiläumsfonds herabzumindern, doch ein Defizit von 10,541 Mk. verblieben. Von den vier jungen Missionaren, die am Jahresfest den 26. Mai abgeordnet wurden, sollen zwei ihr Arbeitsfeld in Südafrika, einer in China und einer in Deutsch-Ostafrika (am Nyasa) finden. — Ueber die neue Mission der Berliner am Nordende des Nyasa berichtet Missions-Sup. Merensky, daß der Bau der Station „Wangemannshöh" soweit gediehen sei, daß zwei kleine Häuser aus Bambus und Rohr fertig gestellt und bezogen werden konnten. Inzwischen sind auch mehrere kleine Untersuchungsreisen unternommen und verschiedene Häuptlinge im Lufirathal besucht worden. Am 28. Dezember folgte Merensky einer Einladung des arabischen Sklavenhändlers Merere, des bitteren Todfeindes der Wakonde. Auf einer fünftägigen Reise zu ihm hatte er reichlich Gelegenheit, Land und Leute dieses überaus günstig gestalteten Missionsgebietes kennen zu lernen. Auf seinem Wege zu Merere, mit dem er Freundschaft und Frieden schloß, hatte er ein 9000 Fuß hohes Gebirge zu übersteigen. Die Haltung der Eingebornen, bei denen sich schon einige Anfänge von Kultur finden, ist eine freundliche und Merensky hofft, bereits in wenigen Jahren eine Anzahl neuer Stationen in jenem Teil von Deutsch-Ostafrika erstehen zu sehen, wenn er durch die heimische Missionsgemeinde genügend unterstützt werde.

Auch die am Rungwe stehenden drei Brüdermissionare sollen durch zwei weitere Mitarbeiter, die demnächst nach dem Nyasa abreisen, verstärkt werden. Mit denselben zieht die Braut von Br. Meyer als erste Missionsfrau hinaus. Die Arbeit auf der Station Makapalile hat bis jetzt einen fröhlichen Fortgang genommen. Die

Brüder, die vom Fieber nicht verschont geblieben sind, haben am 17. Dezember ihr Wohnhaus beziehen können und außerdem noch einige kleine Bauten fertig gestellt. Sie haben die fremden Arbeiter entlassen können und dafür einheimische von Makapalile angestellt, die dienstwilliger, anstelliger und auch billiger sind als jene. Von der Sprache der Eingebornen haben sie sich bereits manches im Umgang mit denselben angeeignet. An die eigentlichen Sprachstudien werden sie sich aber erst machen können, wenn die äußeren Arbeiten zu einem gewissen Abschluß gekommen sind.

Der Freischotte Dr. Kerr-Croß, der sich ebenfalls im deutschen Nyasagebiet, und zwar im Songwethal niedergelassen hat, hatte das Unglück, daß ihm sein eben fertiges Haus durch Feuer zerstört wurde. Nach seinen Berichten hat eine drei Monate anhaltende und ungewöhnlich starke Regenzeit große Ueberschwemmungen im Thal des Songwe verursacht.

Auf der Insel Sumatra hat am 17. Mai ein heftiges Erdbeben stattgefunden, das gerade in dem Teile, wo die Rheinischen Missionsstationen liegen, Verheerungen angerichtet hat. Von den Stationen selbst hat indeß nur die eine, das neu angelegte Simangumban, gelitten. Menschenleben sind Gott sei Dank nicht zu beklagen.

In der Nacht vom 13.—14. Mai verlor die Brüdermission an der Moskitoküste durch einen Wirbelwind ihr Missionsschiff „Meta". Mit Einschluß eines kleinen Kindes waren 16 Personen an Bord, darunter die drei Missionare Ziock, Kuschnig und Smith, die von einer Konferenz in Bluefields kamen. Alle wurden wunderbar gerettet; aber außer dem materiellen Schaden ist der Verlust des für seinen Zweck außerordentlich tauglichen Schiffes ein schwerer Schlag für die Mission und es herrscht deswegen große Betrübnis unter den dortigen Missionsgeschwistern, denen der Schoner — ein früheres Schnapsfahrzeug — so gute Dienste für den Verkehr an der Küste leistete.

Wie bekannt, wird die Mission der Brüdergemeine in Labrador hauptsächlich durch eine besondere englische Hilfsgesellschaft, die Society for the Furtherance of the Gospel (Gesellschaft zur Förderung des Evangeliums), unterhalten. Dieselbe, noch nicht 10 Jahre nach dem Beginn der Brüdermission gegründet, konnte am 15. November 1891 in London in der Kirche der Brüdergemeinde die Feier ihres 150jährigen Bestandes feiern. Wie gnädig Gott der Herr sich zu dem Vorhaben der Gesellschaft bekannte, das bezeugt am handgreiflichsten die wunderbare Beschützung, welche er den verschiedenen Fahrzeugen der Gesellschaft angedeihen ließ. Als die 50. Reise ohne Unfall zurück-

gelegt war, bezeichnete der mit den Gefahren nordischer Gewässer vertraute englische Admiral Gambier diese Thatsache als eine in den Annalen der Seefahrt unerhörte. Seitdem sind noch 72 Reisen nach der von Klippen und Schären, Nebel und Treibeis umlagerten, wie von Stürmen umtobten, besonders gefahrdrohenden Küste glücklich zurückgelegt worden; aber noch nie haben die Missionare wie die auf ungefähr 1300 Köpfe sich belaufende Eskimobevölkerung die unabsehbar traurigen Folgen geschmeckt, welche das nur einmalige Ausbleiben des Schiffes mit sich bringen würde: noch nie ist der Mannschaft oder den Fahrgästen des Schiffes während der Hin- und Rückfahrt, wie während des Aufenthalts in Labrador ein Unfall zugestoßen, der ein Menschenleben gekostet hätte. (Hannov. Miss.Bl. Nr. 7.)

Das Komitee der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft in London hat zwei seiner Mitglieder, die Herren E. Stock und Stewart, nach Australien geschickt, um unter der dortigen anglikanischen Bevölkerung das Interesse für das Werk der englisch-kirchlichen Mission in weiteren Kreisen zu wecken und dieselben zur Teilnahme heranzuziehen. Es soll dies hauptsächlich durch öffentliche Vorträge und Ansprachen in Versammlungen und Lehranstalten geschehen. Bis jetzt ist den beiden Abgeordneten überall ein freundlicher Empfang bereitet worden.

Todesfälle. — Am 8. März starb in England im Alter von 79 Jahren Missionar James Calvert, der letzte der alten Pioniere der wesleyanischen Mission auf den Fidschi-Inseln. Derselbe war zuerst Buchdrucker und ging im Jahre 1838 als Missionar auf die Fidschi-Inseln, wo er 17 Jahre lang ununterbrochen arbeitete. Von dort nach England zurückgekehrt, verbrachte er 5 Jahre in der Heimat und besorgte eine revidierte Ausgabe der Fidschi-Bibel. Dann kehrte er wieder für 6 Jahre nach seinem alten Arbeitsfelde zurück. Von 1872—81 folgte er einem Ruf seiner Gesellschaft auf die Diamantfelder in Südafrika. Als er 1886 noch einmal die Fidschi-Inseln besuchte, konnte er berichten, daß das Heidentum von dort verschwunden und die Inselgruppe christianisiert sei. Er hat das Neue Testament in der Fidschi-Sprache sechsmal durch die Presse geführt und die ganze Bibel mehrmals herausgegeben.

Einen großen Verlust hat die Londoner Mission durch den Tod ihres tüchtigen Missionars J. Hewlett in Benares erlitten. Er war 1836 geboren und ging 1861 nach Indien, wo er seitdem in Almora, in Mirzapur und besonders in Benares arbeitete. Durch seine hervorragenden Kenntnisse des Urdu und Hindi hat er sich in

ganz Indien einen Ruf erworben und sich besonders auf dem Gebiet des höheren Schulwesens verdienstlich gemacht.

Schon wieder muß die englisch-kirchliche Mission den Tod eines ihrer Arbeiter im Innern von Ostafrika vermelden und zwar den von J. B. Dermott, der am 24. April in Nassa starb. Er gehörte zu den vier jungen Missionaren, die im Mai 1890 einem an sie ergangenen Ruf schon nach wenigen Tagen Folge leisteten und sich sofort nach Ostafrika einschifften. Von diesen vier ist mit Dermott bereits der dritte jener Schar ins Grab gesunken und nur noch Miss. F. C. Smith in Uganda übrig.

Bücheranzeige.

Wahl J. Der Stand der evang. Heidenmission in den Jahren 1845 und 1890. Eine vergleichende missionsgeschichtliche und missionsstatistische Rundschau. Aus dem Dänischen übersetzt von G. Kurze. 136 S. C. Bertelsmann, Gütersloh 1892. Mk. 2.

Diese äußerst mühsame und wertvolle Arbeit, der sich der Verfasser unterzogen hat und deren Uebertragung ins Deutsche man mit Freuden begrüßen muß, hat den großen Vorzug, daß sie in gedrängter Kürze und mit möglichster Genauigkeit den heutigen Stand der evang. Heidenmission gegenüber dem vor 45 Jahren übersichtlich und vergleichend zur Darstellung bringt. Nichts ist so geeignet, den Aufschwung der Mission, den dieselbe in den letzten Jahrzehnten auf allen Gebieten genommen hat, und die Entwicklung derselben vor die Augen zu stellen, als gerade dieses Büchlein mit seinen sprechenden Zahlen. Nach seinem Inhalt zerfällt es in drei Abschnitte: A. Das Missionsfeld (über dessen Gebiete ein Rundgang gemacht wird); B. Die Arbeit für die Mission in den heimatlichen Kirchen (ein ebenso interessanter als instruktiver Teil des Ganzen). In einem Anhang wird dann schließlich der Stand der Mission in elf statistischen Tabellen (S. 79—134) aufgeführt. Der vergleichende Ueberblick ergiebt in seiner Zusammenstellung, daß sich in dem Zeitraume von 1845 bis 1890 in den für die Mission in Betracht kommenden Ländern die Zahl

der Missionare um das drei- bis vierfache,
der weiblichen Missionare um das sechsundzwanzigfache,
der eingeborenen Geistlichen um das neunzehnfache,
der eingeborenen Missionsgehilfen um das zehnfache,
der Christen um das sechsfache,
der Kommunikanten um das vierfache,
der Schulen um das fünffache, und
der Schüler um das sechsfache vermehrt hat.

Ueber den Verfasser und dessen Arbeit äußert sich der Uebersetzer im Vorwort: „Dieselben Vorzüge, welche die bisherigen (missionswissenschaftlichen) Werke Wahls charakterisieren, vollständige Beherrschung der Missionslitteratur, auch der entlegensten Quellen, peinliche Genauigkeit und größte Verläßlichkeit in allen seinen Angaben, sowie ein sachkundiges, maßvolles Urteil, sind auch der vorliegenden Arbeit eigen. Nur wer selbst ähnliche Studien verfolgt hat, kann

ermessen, welch gewaltige Mühe mit der Abfassung einer derartigen Weltrundschau über die evangelische Mission für einen Einzelnen verknüpft ist.... Mir ist keine Arbeit in der missionsstatistischen Litteratur bekannt, die in so umfassender und vollständiger Weise die Missionsbestrebungen der einzelnen Länder berücksichtigt, wie es die Bahlsche thut." — Wir hoffen, daß dieser Riesenarbeit auch die gehörige Aufmerksamkeit von der deutschen Missionswelt geschenkt werde.

William Carey, der Schuhmacher, der Vater und Begründer der neueren Heidenmission. Von J. B. Myers, B. A. Verdeutscht von Isabella Mundhenk. Hamburg, J. G. Oncken Nachfolger (Phil. Bickel). 1892. 157 S. Illustr. broch. Mk. 1.35. | geb. Mk. 2.

Das Jubeljahr der englischen Baptisten-Missionsgesellschaft hat nicht nur Veranlassung gegeben, daß viele englische, amerikanische und deutsche Missionszeitschriften das Andenken William Carey's aufgefrischt haben — es ist auch vorliegendes Büchlein, das mit viel Liebe und in volkstümlicher Darstellung das Leben Carey's zeichnet, eine Frucht desselben. „Dies Werkchen soll der Kranz sein, den deutsche Baptisten auf den Jubelaltar legen." Carey hat aber nicht bloß eine missionsgeschichtliche Bedeutung für die Baptisten, sondern für die evangelische Mission — und besonders für die in Indien — überhaupt und so hoffen wir, daß das Lebensbild des unermüdlichen und fast unerreicht dastehenden Missionsarbeiters auch einen Platz in den Herzen aller deutschen Missionsfreunde finden werde, welcher Kirchengemeinschaft sie auch angehören mögen.

Paul E., Pfr. **Das Evangelium in Deutsch-Ostafrika.** Eine zeitgeschichtliche Studie. H. G. Wallmann, Leipzig 1892. 43 S. 50 Pf.

Trotz seiner Kürze orientiert das Schriftchen aufs beste über das deutsch-ostafrikanische Missionsfeld und die bis jetzt daselbst bestehenden Missionsunternehmungen. Es enthält zugleich gesunde und nüchterne Urteile in der Kolonialfrage, soweit dieselbe die Mission berührt, und nimmt auch die richtige unbefangene Stellung gegenüber den englischen Missionen im deutschen Schutzgebiet ein. Wir können das Schriftchen, dem auch eine hübsche Karte beigegeben ist, nur aufs wärmste empfehlen.

Zahn F. M., Missionsinspektor. **Die evangelische Kirche als weltero bernde Macht.** In Kommission bei Buchhändler J. Morgenbesser in Bremen. 35 S. 40 Pf.

In einer Art von Ueberblick führt die kleine Schrift dem evangelischen Volk an Hand von missionsgeschichtlichen Thatsachen und Zahlen das vor Augen, was die evangelische Kirche seit ihrer verhältnismäßig kurzen (etwa 200jährigen) Arbeit auf allen Gebieten der Missionsthätigkeit gegenüber der römisch-katholischen Kirche bis jetzt geleistet und errungen hat. All die verschiedenen Zweige der Missionsarbeit in der Heimat wie draußen finden in dem Schriftchen nicht nur Erwähnung, sondern auch die richtige Beleuchtung. Wir möchten demselben die größtmöglichste Verbreitung wünschen.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Inhalt.

Nr. 3. Bibel und Mission. — Zeugnisse über die Bibelsache am Jahresfest der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft. Kleine Mitteilungen. 1892.

Bibel und Mission.

Unter dieser Ueberschrift ist in der letzten Zeit ein längerer Artikel in der „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung“ erschienen, worin an Hand der Missionsgeschichte, besonders der der letzten 100 Jahre, die Bedeutung der Bibel für die Mission und umgekehrt der Dienst der Mission für die Bibel hinsichtlich ihrer Uebersetzung und Verbreitung unter den ungezählten Sprachen und Völkern der Welt ins rechte Licht gestellt wurde. Was uns da vorgeführt wurde, hat uns nicht nur einen tiefen Eindruck gemacht, sondern uns auch angetrieben, Gott dafür zu danken, wie Großes er besonders in unserem Jahrhundert durch den Dienst seiner Knechte gethan hat und wie er dieselben als Werkzeuge benützt hat, sein Wort so vielen Völkern in ihrer eigenen Sprache zugänglich zu machen, denen vormals diese Leuchte ferne gerückt war.

Wir geben im folgenden nur den letzten Abschnitt des interessanten und erbaulichen Artikels, der einen geschichtlichen und

geographischen Ueberblick über das enthält, was bis jetzt auf dem Gebiete der Bibelübersetzungen geschehen, und zugleich darlegt, von welchen Segenswirkungen das Bibelbuch für die Völker aller Zonen ist.*)

Als das Pfingstwunder geschah, wurden, wie es heißt, die zu Jerusalem wohnenden Juden, die fünfzehn verschiedene Sprachen und Mundarten sprachen, verstürzt; denn wir hören, sagten sie, die Jünger mit unseren eigenen Zungen die großen Thaten Gottes reden. Das war eine merkwürdige Weisſagung auf die Zukunft der Kirche und Mission.

Anfangs ging es nur langsam, gerade wie der Baum nicht sogleich damit anfängt, daß er seine Zweige ausbreitet und die Krone ansetzt, sondern er wurzelt erst ein und erstarkt im Stamme. Zur Zeit der Apostel war die Bibel nur in zwei Sprachen vorhanden, vom Alten Testamente gab es nur eine Uebersetzung. Bis zur Reformation entstanden Uebersetzungen in 23 Sprachen (darunter aber 13 bald ausgestorbene Sprachen), also auf 66 Jahre kam nur eine Bibelübersetzung. Von der Reformation bis 1804 wurde die Bibel in 34 neue Sprachen übersetzt, also auf ca. 30 Jahre je eine Bibelübersetzung. Vergessen wir hierbei nicht, daß durch die Erfindung der Buchdruckerkunst (1440) die Bibelverbreitung eine mächtige Förderung erhielt. Das erste Buch, das gedruckt wurde, war eine Bibel. Es ist bekannt, wie sehr die Reformatoren diese Erfindung zum Besten der Bibelsache ausgenutzt haben. Es war späterhin besonders die Canstein'sche Bibelanstalt zu Halle, die sich in dieser Hinsicht die größten Verdienste erworben hat. In den Jahren 1517—1804 sollen ca. zwei Millionen Bibeln gedruckt worden sein, von denen die Mehrzahl aus der Canstein'schen Anstalt hervorging.

Mit 1804 kommt aber der große Wendepunkt. Während man bis dahin nur in 57 Sprachen Bibelübersetzungen zählte, von denen nur 19 gedruckt waren, sind seit 1804 bis 1890 (nach Abzug der 13 toten Sprachen) noch 342 neue Sprachen, darunter 297 außereuropäische, hauptsächlich durch den Dienst der Mission hinzugekommen, also beinahe vier auf das Jahr. In den Jahren 1881

*) Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung Nr. 25. 1892. Leipzig

bis 1891 hat allein die Britische Bibelgesellschaft 50 neue Sprachen in Angriff genommen, also fünf auf das Jahr, und im letzten Berichtsjahre sind neun neue Sprachen hinzugekommen. Wir müssen gestehen, daß wir selbst durch dies Resultat auf das höchste überrascht worden sind. Wir haben hier eines der größten und segensreichsten Werke christlichen Liebeseifers vor uns.

Wollen wir uns aber den Umfang dieses Werkes recht anschaulich machen, so müssen wir einmal einen Rundgang auf den Gebieten außerhalb Europas machen, wo die 306 christianisierten Sprachen gesprochen werden. Gehen wir in Afrika von Abessinien und Aegypten aus, die nördliche Küste entlang nach Tunis, Algier und Marokko, so finden wir hier schon die Bibel in die semitischen Sprachen: das Aethiopische (1701), Amharische (Abessinien), Tigre, den arabischen Maghribi-Dialekt (Tunis ꝛc.) übersetzt; ebenso in das zum hamitischen Sprachstamm gehörige Koptische (schon 1716), die Sprachen der Gallas, Nubier und Kabylen (Berber-Kabyl).

Wenden wir uns dann von Marokko nach Süden, die Westküste von Afrika entlang bis zur Mündung des Niger, so hören wir die Negerstämme in Senegambien, Liberia, auf der Gold- und Sklavenküste und am großen Nigerstrom in 20 Sprachen Gottes Großthaten preisen. Machen wir dann die lange Küstenreise von Kamerun bis zur Kapstadt und von da rechts nach Norden hinauf bis an die Grenzen von Deutsch- und Britisch-Ostafrika, so finden wir da die verschiedenen Stämme der Bantu-Neger, die sowohl an der Küste als auch im Inneren von Afrika, an den Ufern der großen Seen wohnen, alles Völker ohne Schriftsprachen: in mehr als 30 Sprachen ist die Bibelübersetzung in Angriff genommen und teilweise vollendet. Auch die Hottentotten, Buschmänner, wie die Madagassen sind mit dem köstlichsten aller Bücher beschenkt. Wir freuen uns besonders über die ganz revidierte Malagasi-Uebersetzung (1888), die ganz vollendete Uebersetzung in die Sprache der Xosa-Kaffern (Berliner Miss.-Sup. D. Kropf) und über die Suahili-Bibel, angefangen von Miss. Dr. Krapf und vollendet von Bischof Steere. Zusammen 75 afrikanische Sprachen.

Gehen wir nach Asien, so finden wir auf der Inselwelt

im Süden von Asien: Formosa, den Philippinen, den großen Sundainseln und Ceylon, die Bibel ganz oder teilweise schon in 25 verschiedenen Sprachen, besonders den malaiischen Sprachen. Dann kommt das vielsprachige Vorderindien, wo schon 43 Sprachen christianisiert sind. Hier ist wohl die reichste Arbeit. Wir finden die ganze Bibel in 12 oder noch mehr Sprachen, zum Teil in fünffacher Revision. Auch in die Pässe des mit ewigem Schnee bedeckten Himalaja, ebenso in die westlichen Länder Afghanistan, Beludschistan, Persien, Arabien und Armenien ist die Bibel schon vorgedrungen, und nach ihrem Mutterlande Palästina wird sie jetzt von Westen aus zurückgesandt. Auch in Mittel- und Nordasien, in jenen ungeheuer ausgedehnten Länderstrichen am Kaukasus und Ural, in Sibirien bis zum Eismeer sind 28 Sprachen in Bearbeitung, freilich erst ein kleiner Anfang. Der größeren Hälfte der Völkermassen Chinas wird Gottes Wort in 13 Dialekten zugänglich gemacht. Manche Uebersetzungen zeugen von einem Riesenfleiß ihrer Bearbeiter, und doch bedürfen sie noch gründlicher Umarbeitung. Ein deutscher Missionar, D. Faber, ist Vorsitzender des Revisionskomites. Die im Jahr 1888 vollendete japanische Uebersetzung ist auch noch zu erwähnen. 46 Missionare haben unter Dr. Hepburn's Leitung 16 Jahre lang an ihr gearbeitet. Im ganzen zählen wir in Asien 146 biblische Sprachen.

Wenden wir uns nun zu der vielsprachigen Inselwelt von Oceanien, so finden wir auch hier die Denkmäler einer großartigen hingebenden Arbeit, zum Teil nur zum Besten kleiner Inseln mit einer geringen, wohl nur auf 1—2000 sich belaufenden Einwohnerschaft, die noch dazu im Aussterben begriffen ist. Auch hier wie in Afrika sind viele Sprachen zur Schriftsprache erhoben worden, und die Inseln Tahiti, die Hawaii-Inseln, Rarotonga, Samoa, Tonga, Neuseeland, Lifu, Aneitjum ꝛc. haben schon ganze Bibeln. Im ganzen sind 42 Sprachen bearbeitet.

In Amerika fing schon um 1725 Egede an, die Apostel in der Sprache der Eskimo reden zu lassen. Die Uebersetzungsarbeit fand (schon seit Elliot im 17. Jahrhundert) ein reiches Feld unter den vielsprachigen, aber unsteten Indianerstämmen, die den Weltteil von Norden bis zur Südspitze hin bevölkern. Selbst die Feuerländer, die man einst für ganz bildungsunfähig erklärt hatte,

können auch schon in ihrer wortreichen, biegsamen Sprache Gottes Großthaten lesen. Manche indianische Bibelübersetzung ist aber jetzt wie die Grabschrift eines untergegangenen Stammes. Zusammen 43 Sprachen von Amerika sind christianisiert.

So hätten wir denn in den vier Weltteilen (nach Abzug von einigen ausgestorbenen Sprachen) schon etwa 306 Sprachen und Dialekte (zu denen im Jahr 1891 noch neun gekommen sind, die wir jedoch hier noch nicht mitzählen) gefunden mit Bibelübersetzungen, darunter vielleicht 110—120, die erst zu Schriftsprachen erhoben werden mußten. Rechnen wir noch die 55 Sprachen und 25 Mundarten Europas hinzu, so bekommen wir 386 Sprachen (oder richtiger 324 Sprachen und 62 Dialekte), von denen freilich erst 88 mit ganzen Bibeln bereichert worden sind. Sie werden in 36 Alphabeten, einer Bilderschrift (China) und einigen Silbenschriften (Japan und Nordamerika) geschrieben.

Rechnet man nun, daß von den 1440 Millionen Bewohnern der Erde 3000 Sprachen gesprochen werden, so könnte es scheinen, daß eigentlich erst ein Achtel der Aufgabe, „aller Kreatur" das Evangelium zugänglich zu machen, gelöst sei. Aber Dr. Cust, einer der Leiter der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft, der sich um die Erforschung und Zusammenstellung der Missionssprachen sehr verdient gemacht hat, macht mit Recht darauf aufmerksam, daß ein großer Unterschied zwischen Sprache und Sprache zu machen sei. Es giebt aussterbende, isolierte, Inselsprachen, von kleinen Stämmen gesprochen; es giebt aber auch erobernde Sprachen, die wie überflutende Ströme weit über die Grenzen ihres Ursprungs sich verbreiten und die Bäche anderer Sprachen in sich aufnehmen, wie z. B. das Mandarin-Chinesische (200 Millionen), das Englische (120 Millionen oder nach Cust 200 Millionen), das Hindostanische (ca. 82 Millionen), das Russische (75 Millionen), das Deutsche (54 Millionen), das Arabische (50 Millionen), das Französische, Bengalische, Suahili ꝛc. Die Bibel ist schon in 18 solcher Hauptsprachen gedruckt, die zusammen von etwa 600 Millionen gesprochen werden.

Rechnen wir dagegen die Zahl aller der Völkerschaften und Stämme, in deren Sprachen schon die Bibel ganz oder teilweise übersetzt ist, so erhalten wir die bedeutende Gesamtzahl von

etwa 1000 Millionen, also zwei Drittel der Menschheit, in der That ein überraschend freudiges Resultat.

„Lehret alle Völker! Predigt das Evangelium aller Kreatur!" Die Ausführung dieser Aufgabe lag vor hundert Jahren, da man 57 Bibelübersetzungen zählte, in unabsehbarer Ferne. Gottlob! sind wir doch jetzt nach 100 Jahren diesem Ziele um ein gut Stück näher gerückt. Die Bibel, die damals fast ganz ausschließlich nur die Krone Europas und einiger asiatischer Völker, den anderen Völkern aber versiegelt war, ist nun auch das Licht Asiens, der Trost der zu Tode gehetzten Söhne Hams, der Hoffnungsstern der dahinsterbenden Völker Amerikas und Australiens geworden. Darum, wenn die Mission auch weiter nichts ausgerichtet hätte, als die Bibel in die Sprachen der Völker übersetzt, so müßte man sie schon um deswillen die größte Wohlthäterin der Menschheit nennen.

Denn welche unversieglichen Segensquellen sind mit jenen 386 Bibelübersetzungen den Völkern erschlossen! Suchen wir uns nur einmal vorzustellen, welch unermeßlichen Segen die Eine Bibelübersetzung Luthers unserem deutschen Volke gebracht hat! Sie ist anerkanntermaßen in vieler Hinsicht für unser Volk der Anbruch einer neuen Periode geworden. Denn sie hat nicht bloß auf religiösem und sittlichem Gebiete, sondern auch auf dem Gebiete der Litteratur, der Volksbildung, der Schule und Wissenschaft in eminentem Grade anregend, erleuchtend, befreiend und befruchtend gewirkt. Wir wollen die meisten der neueren Bibelübersetzungen auch nicht von fern dem Meisterwerke Luthers gleichstellen, obgleich es an ähnlichen Werken nicht ganz fehlt, aber auch die unvollkommenen Bibelausgaben, besonders unter den litteraturlosen Völkern, sind wie der Anbruch eines neuen Tages nach langer Nacht, der Anfang einer neuen Litteratur- und Kulturepoche dieser Völker. Es ist die Bibel für viele Völker eine Neuschöpfung, eine Schöpfung der Sprache und einer ganz neuen Gedankenwelt. Die Sprache wird bereichert, gereinigt, geheiligt und zu einem Werkzeug des hl. Geistes gemacht, und damit erhalten die oft fast ganz erstorbenen Geisteskräfte eines Volkes eine durch nichts sonst zu ersetzende Anregung, Erleuchtung, Befruchtung.

Wie oft kann man mitten in der alten Christenheit die Rede hören: das Christentum und besonders der religiöse Unterricht ver-

dummen den Menschen. Und gerade die Missionsfreunde, die auch daheim mit ihrem Bekenntnis zum Christentum Ernst machen, beehrt man mit dem Namen „Finsterlinge". Nun, ihr Spötter, tretet doch einmal her und sehet auf das Werk dieser Finsterlinge! In der Mission haben sie ihre Arbeit gefunden, wo sie ihr eigenstes Wesen offenbaren und ungehemmt bethätigen können, und ihre Bibelübersetzungen, ihre sprachlichen Arbeiten haben Millionen das Licht des Lebens und damit zugleich die rechte Geistesbildung gebracht. Ja, die Mission ist eine Bildungsmacht ersten Ranges. Und doch legen diese „Finsterlinge" hierauf nicht das Hauptgewicht; dies ist ihnen nur eine nebensächliche Frucht ihrer Arbeit, die sie dankbar aus Gottes Hand nehmen. Den Hauptsegen ihrer Arbeit finden sie in der religiösen und sittlichen Wiedergeburt der Völker. Und hierzu ist die Bibel ein wesentlicher Faktor. Denn in dem Bibelwort, das ist die Erfahrung aller Missionare, wenn auch in der noch mangelhaften Form der Sprache eines Naturvolkes, ruht eine geheimnisvolle göttliche Kraft, die auch die dunkeln und harten Heidenherzen ergreifen, überwinden und erneuern kann.

Ebenso groß sind die Segensströme der Bibel auf *sittlichem* Gebiete. In ihrem Lichte flieht der alte Aberglaube und die Teufels- und Todesfurcht, die rohen Sitten werden milder und alle Verhältnisse des Lebens werden davon wie von einem Sauerteige durchdrungen. Bei einem Missionsfeste auf Neuguinea trat ein Eingeborener auf und bat um das Wort. Als es ihm gewährt worden, ergriff er einen Speer und sagte zu den Anwesenden: „Dieser Speer war mein steter Begleiter. Bei dem Aus- und Eingehen, beim Essen und Schlafen, immer mußte der Speer bei der Hand sein; denn wir waren nie sicher. Aber wie ist es jetzt so ganz anders! Wir können sicher schlafen, und warum? Dies Buch (hier hielt er die Bibel hoch empor) hat uns Frieden und Schutz gebracht, und wir gebrauchen nun den Speer nicht länger." Die Bibel ist die Retterin der Völker.

Eine *Segensquelle* ist auch die Bibel in Bezug auf *die Vereinigung und Sammlung der Völker*. Das Zeichen des Heidentums ist Irrweg und Zerfahrenheit; jeder wählt sich seinen Gott und seinen Weg! Das ist der Schaden Babels, der seinen handgreiflichsten Ausdruck in der Verschiedenheit der Sprachen

hat. Diesen Schaden Babels heilt die Bibel. Sie bietet die allen Kindern Gottes gemeinsame Sprache des hl. Geistes, die das menschliche Denken und Reden umbildet und eint. Das ist die Weltsprache der Bibel. Sie tritt unter diese zerfahrenen und verirrten Geister als das rechte feste Centrum einer großen Gemeinschaft und schafft für die Getrennten einen gemeinsamen geistigen Boden, wo man sich versteht und sich die Hände reicht. So führt sie die verlorenen Söhne zum Vaterhause zurück und eint sie zu einer großen Familie, deren tägliches Gebet ist: Vater unser, der du bist im Himmel.

Weil die Bibel eine solche unversiegbare Segensquelle für die Völker ist, wenn recht angewendet, so kann man mit Recht sagen: die erste und größte Wohlthat, die man einem Volke erzeigen kann, ist die, daß man ihm Boten des Heils sendet; die zweitgrößte aber ist die, daß diese ihm die Bibel bringen. Bibel und Mission gehören zusammen als die größten Wohlthäter der Menschheit.

Und doch dürfen wir uns nicht im Glanze dessen, was erreicht ist, sonnen wollen; denn dies ist allerdings, genau betrachtet, nur ein kleiner Anfang. Denn noch sind 2700 Sprachen ohne Bibelübersetzung und somit ist für 500 Millionen das Evangelium so gut wie nicht vorhanden; die meisten Bibelübersetzungen sind nur unvollkommene Anfangsarbeiten, die erst noch vollendet und völlig revidiert werden müssen. Auch wenn die Bibel schon übersetzt ist, ist dieselbe durch die Mission dem Volke erst noch verständlich zu machen und unter allen Gliedern desselben zu verbreiten. Wir Deutschen haben zu diesem großen Werke sehr wenig, wenn auch nicht das Schlechteste beigetragen. Wir haben etwa 70 deutsche Bibelübersetzer gezählt, aber meist im Dienst fremder Missionsgesellschaften, und die deutschen Missionsgesellschaften haben nur etwa 22—25 Bibelübersetzungen geliefert. Wenn wir bedenken, welche Schätze und Hülfsmittel die deutsche Sprachwissenschaft und die lutherische Theologie gerade für die Bibelübersetzung bietet, so müssen wir uns schämen, daß wir dieselben bislang nicht mehr zu diesem großen und herrlichen Werke ausgenutzt haben.

Nun, die Not der Heiden schreit zu Gott um Abhülfe, und gerade jetzt giebt er der christlichen Mission so viele offene Thüren wie nie zuvor. Darum geht gerade nach seiten der Bibelverbreitung an die heimische Kirche des reinen Wortes der Ruf: Auf, zu

größeren Anstrengungen, damit Gottes Wort allen Menschen gebracht werde! Denn ohne dasselbe kann den Heiden nicht geholfen werden. Es ist aber deshalb heilige Pflicht, diesen großen Schatz auch um der Heiden willen zu bewahren, zu verteidigen und hochzuhalten gegenüber denen, welche, obwol berufen, die hl. Schrift auszulegen, die göttliche Autorität und das normative Ansehen derselben zerstören, indem sie ihren ewigen göttlichen Inhalt im Feuer der negativen Kritik verdampfen lassen und nichts anderes übrig behalten, als ein widerspruchsvolles, zum Teil unechtes Menschenwerk, das keinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit machen kann. Solche Kritik ist gegenüber der himmelschreienden Not der Heidenwelt, die ohne dies Lebensbrot verschmachtet, ein Attentat auf das ewige Heil der Brüder zu nennen. Wüßten diese Kritiker, wie die erbittertsten Feinde des Christentums unter den Heiden diese „Resultate ihrer Forschungen" zu Waffen gegen die christlichen Missionare benutzen und wie viele suchende Seelen unter den Heiden dadurch irregeleitet werden, sie würden vielleicht etwas mehr zurückhalten mit der Aufstellung und Veröffentlichung solcher grundstürzenden Hypothesen. Es giebt in England eine Gesellschaft, die es sich angelegen sein läßt, solche antibiblische Litteratur zu verbreiten, deren Wirkung in der Heidenwelt fast noch schlimmer ist als die des Opiums und Branntweins. Darum gesegnet sei jede Hand und Feder, die sich zur Verteidigung dieses großen Schatzes rührt!

Die Hindus verfolgen die Entwicklung der biblischen Litteratur in Europa mit ängstlicher Spannung. Aus ihrer Mitte wie aus der ganzen gebildeten Heidenwelt tönt immer lauter, immer dringlicher die rührende Frage an die alte Christenheit: „Giebt es kein Licht, das unsere Finsternis lichtet? Hat Gott zu den Menschen gesprochen? Redet er in diesem Buche der Bibel mit uns?" Möchte doch aus der Schar der alten Christenheit und vor allem aus allen Missionskreisen die laute und bestimmte Antwort hinüberschallen über Land und Meer: Ja, wir haben ein festes prophetisches Wort, geschrieben von heiligen Menschen Gottes, die getrieben waren vom hl. Geist, und ihr thut wohl, wenn ihr darauf achtet!

Zeugnisse über die Bibelsache

am Jahresfest der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft.

Unter den vielen Gesellschaften und Vereinen in London, die von Ende April bis Anfang Juni alljährlich ihre Jahresfeste zu feiern pflegen, nimmt die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft einen hervorragenden Platz ein. Ihre gesegnete Wirksamkeit und Bedeutung für die Heimat wie für die Völker aller Zonen sind den Lesern unserer Bibelblätter schon mehrfach vorgeführt worden. Doch wir lassen uns gewiß gern aus Anlaß des letzten Jahresfestes, das sie Anfang Mai unter großer Beteiligung feierte, wieder gern einige Züge berichten, die einerseits davon Zeugnis ablegen, von welchem Segen ihre Arbeit unter Christen und Heiden begleitet ist und welche Aufgabe ihr andererseits gestellt ist, um die Bibel als Gottes Wort aller Kreatur zugänglich zu machen.*)

Lassen wir vorerst einige Zahlen zu uns sprechen:

Die Bibelgesellschaft hat im letzten Jahr beinahe 4 Millionen Exemplare heiliger Schriften verbreitet, teils ganze Bibeln, teils Neue Testamente, teils einzelne Evangelien, Psalter oder andere biblische Bücher, 196,952 Exemplare mehr als im Vorjahr. Zählt man zusammen, wie viel Exemplare seit Gründung der Gesellschaft, d. h. seit dem Jahr 1804, verbreitet wurden, so sind es 131,844,796, und das in ungefähr 2—300 Sprachen! Das scheint viel, sehr viel; und man möchte fast fragen, ob denn die Welt nun nicht genug Bibeln habe, zumal da es ja auch noch andere als die Britische Bibelgesellschaft giebt. Bedenkt man aber, daß es immer noch über 2000, ja wahrscheinlich noch viel mehr Sprachen in der Welt giebt, in welche auch nicht ein einziger Bibelspruch übersetzt ist, ferner, daß es etwa 1500 Millionen Menschen auf Erden giebt, und endlich, daß die Bibeln nicht aus Eisen und Stahl, sondern nur aus Papier und Pappendeckel bestehen, also nichts weniger als unverwüstlich sind, so leuchtet ein, daß alles, was bisher geschehen

*) Nachstehende Züge geben wir nach ihrer Zusammenstellung, wie sie sich in den Calwer Monatsblättern Nr. 7, Juli 1892, finden.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Inhalt.

Nr. 3. Bibel und Mission. — Zeugnisse über die Bibelsache am Jahresfest der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft. Kleine Mitteilungen. 1892.

Bibel und Mission.

Unter dieser Ueberschrift ist in der letzten Zeit ein längerer Artikel in der „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung" erschienen, worin an Hand der Missionsgeschichte, besonders der der letzten 100 Jahre, die Bedeutung der Bibel für die Mission und umgekehrt der Dienst der Mission für die Bibel hinsichtlich ihrer Uebersetzung und Verbreitung unter den ungezählten Sprachen und Völkern der Welt ins rechte Licht gestellt wurde. Was uns da vorgeführt wurde, hat uns nicht nur einen tiefen Eindruck gemacht, sondern uns auch angetrieben, Gott dafür zu danken, wie Großes er besonders in unserem Jahrhundert durch den Dienst seiner Knechte gethan hat und wie er dieselben als Werkzeuge benützt hat, sein Wort so vielen Völkern in ihrer eigenen Sprache zugänglich zu machen, denen vormals diese Leuchte ferne gerückt war.

Wir geben im folgenden nur den letzten Abschnitt des interessanten und erbaulichen Artikels, der einen geschichtlichen und

bei der Arbeit an den Heiden. Durch die tausende von einzelnen Evangelien, welche sie bis in die entlegensten Ortschaften hin zu bringen weiß, wird eine gewisse Bekanntschaft mit dem Leben Jesu und mit der Predigt vom Himmelreich, ja eine Art christlicher Atmosphäre verbreitet, in welcher es für den Einzelnen viel leichter ist, sich zu bekehren und christlich zu leben, als in der rein heidnischen Luft. Zuweilen werden auch Leute ganz unmittelbar durch das Bibellesen bekehrt. So haben wir neulich folgenden Fall erlebt: ein alter Heide kam irgendwie in den Besitz eines Neuen Testaments; er las dasselbe, ohne von einem Missionar oder sonst einem Christenmenschen Anleitung und Belehrung zu erhalten. Besonders die Offenbarung Johannis machte einen tiefen Eindruck auf ihn. „Dies Buch kommt nicht von Menschen, dies Buch stammt vom Himmel" — so bezeugte er seinen Kindern, ermahnte sie, den Gott der Bibel anzubeten und ihn, ihren alten Vater, wenn sein letztes Stündlein gekommen sei, als Christen zu begraben. Er wurde getauft, und allmählich sammelte sich um ihn ein Häuflein anderer, die auch nach dem Reich Gottes trachteten. Solche Wirkungen kann das Bibelwort hervorbringen selbst ohne jede Erklärung. Aber freilich, das sind seltene Fälle. Und ich glaube, die Bibelgesellschaft thäte gut, ihren allzustrengen Grundsatz aufzugeben, nach welchem gar nichts als eben nur der Bibeltext verbreitet werden darf. Ganz kurze Worterklärungen, die am Rand beigefügt werden könnten und noch lange keine theologische Auslegung wären, würden den Chinesen das Verständnis unendlich erleichtern. Die Bibelgesellschaft ist aber auch unsere wichtigste Gehilfin beim Aufbau von christlichen Gemeinden. Unsere 40,000 mündigen evangelischen Gemeindeglieder in China leben sozusagen von der Bibel. Unsere Schulen, unsere Predigerseminare, unsere eingeborenen Gehilfen leben davon. Viele einzelne Christen, welche aus der Bibel Trost in Verfolgung, Rat in schwierigen Lagen und immer neue Nahrung für ihr inneres Leben schöpfen, werden selbst wieder zu Missionaren. Als wir neulich Abschied von unserer Station nahmen, übergab eine alte chinesische Christin meiner Frau ein Blatt Papier, auf welchem 70 Namen von lauter solchen standen, die durch ihren Dienst und ihre Fürbitte ganz oder halb für den Herrn waren gewonnen worden. Sie wollte sich damit nicht groß machen; sie wollte uns

nur auffordern, auch in Europa für diese Seelen zu beten. Wenn es so fortgeht, dann dürfen wir wohl hoffen, daß in 10 Jahren aus den 40,000 wenigstens 100,000 Gemeindeglieder werden geworden sein. Und wenn einmal das ganze große China wird evangelisiert sein, dann wird man erst recht erkennen, wie viel dasselbe der Bibelgesellschaft zu verdanken hat. O, es lohnt sich, für China Opfer zu bringen und zwar von Jahr zu Jahr immer größere und reichlichere!"

Ein weiterer Redner war Archidiakonus Hodgson von der Universitäten-Mission in Ostafrika. Er pries die Bibelgesellschaft als die nobelste und zugleich geschäftsmäßigste von allen: „Man wendet sich," sagte er, „zuweilen an diese oder jene Gesellschaft um Unterstützung. Nach geraumer Zeit erhält man die Antwort, das Anliegen werde von einem Ausschuß näher in Beratung gezogen werden. Darüber vergeht ein halbes Jahr, und schließlich kommt der Bescheid: ‚Es thut uns leid, aber unsere Gesellschaft hat andere Aufgaben.' Wendet man sich dagegen an die Bibelgesellschaft etwa mit der Bitte um 500 Neue Testamente und erbietet sich, die Kosten selber zu tragen, so kommt umgehend die Antwort: ‚Wir senden Ihnen 1000 Exemplare und zwar auf unsere Kosten!' Welchen Segen stiftet die Bibelgesellschaft nicht allein in Ostafrika durch die von Dr. Krapf begonnene, von Bischof Steere vollendete Suahili-Bibelübersetzung! Das erste christliche Buch, das z. B. nach Uganda kam und gleichsam das Samenkorn geworden ist, aus dem die dortige Mission und Kirche emporgewachsen, war ein Bibelteil in der Suahili-Sprache. Da wo einst Dr. Krapf fast allein stand, haben wir jetzt zwei ev. Bischöfe und ungefähr fünfzig (anglikanische) Missionare. Ja wir haben auch schon drei Druckerpressen, welche nun in Afrika selbst ein Stück Bibelgesellschaftsarbeit thun. Aber das alles ist doch nur wie ein Tropfen, den man ins Meer wirft. Man sagt, daß jeden Tag 50,000 Heiden aus der Zeit in die Ewigkeit gehen! Und was die Sprachen Afrikas betrifft, so glaube ich, daß wir bis jetzt bloß etwa den hundertsten Teil derselben, auch nur dem Namen nach, kennen. Beständig thun sich neue Thüren auf, neue Völker und Sprachen treten in unseren Gesichtskreis, und wenn die Bibelgesellschaft nur recht unterstützt wird, so werden wir bald Bibelübersetzungen in 600 statt wie bisher in 300 Sprachen

besitzen. Was der älteste von Menschen gestiftete Verein, die Babelgesellschaft, einst verdorben hat, das muß die Bibelgesellschaft wieder gut machen. Sie ist eine Friedensgesellschaft auch darum, weil in ihr und mit ihr die Angehörigen der verschiedensten Kirchen und Parteien einmütig zusammenwirken können. Jene Babelgesellschaft wollte die Erde in den Himmel erheben, die Bibelgesellschaft will den Himmel auf die Erde bringen. Im letzten Buch der Bibel lesen wir von einem Engel, den Johannes fliegen sah mitten durch den Himmel, der hatte ein ewig Evangelium zu verkünden denen, die auf Erden wohnen, allen Heiden und Geschlechtern und Sprachen und Völkern. Mit diesem Engel hat die Bibelgesellschaft Aehnlichkeit, und wer diese Gesellschaft unterstützt in der Ausrichtung ihres weltumfassenden Werks, der thut einen Engelsdienst, einen Dienst, der auch mithilft zur Erfüllung jenes Engelgesangs, der einst über der Krippe in Bethlehem erschallt ist: Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Dr. Prochet aus Italien erzählte einige Beispiele von der fabelhaften Unwissenheit, welche unter den dortigen Katholiken und selbst unter den Priestern in Betreff der Bibel herrscht, Beispiele auch vom Haß gegen die Bibel, welche noch immer von den Priestern verfolgt und womöglich verbrannt wird. Seine Hauptmitteilung aber war folgende: „Letztes Jahr kam es in Cantanzaro, ganz im Süden von Italien, auch zu einem solchen Autodafe. Ein Priester hatte den Leuten die Bibeln und Testamente weggenommen, die sie von einem Kolporteur gekauft hatten, und freute sich in seiner Unwissenheit, dieselben zu Gottes Ehre verbrennen zu dürfen. Der Kolporteur aber, ein Mann von mehr als gewöhnlichem Mut und Verstand, begab sich zu diesem Priester und erklärte ihm, er habe eine zweifache Sünde begangen, nämlich den armen Leuten widerrechtlich ihr um Geld erworbenes Eigentum genommen und dazu noch Gott beleidigt durch Schändung seines heiligen Wortes! Natürlich blieb der Priester die Antwort nicht schuldig. Es folgte eine lange Auseinandersetzung, die damit endigte, daß der Kolporteur dem Priester ein Buch überreichte und zwar mit den Worten: „Hier ist ein Buch. Ich schenke es Ihnen unter der Bedingung, daß Sie versprechen, es nicht eher zu verbrennen, als bis Sie es gelesen haben." Der Priester versprach's. Das Buch war eine

kurze Zusammenstellung der Irrtümer Roms, wobei allemal neben die betreffende Irrlehre einige sie widerlegende Bibelsprüche gestellt waren ohne jede weitere Erklärung. Dies Buch machte Eindruck auf den Priester. Er ließ sich nun um sein gutes Geld auch eine Bibel kommen, nicht um sie zu verbrennen, sondern um sie zu lesen. Der Erfolg war, daß er erweckt wurde, sich vom Bibelagenten in Florenz die Adresse eines evangelischen Predigers geben ließ, sich an diesen wandte, sein Priestergewand ablegte und — um seinen Lebensunterhalt zu verdienen — selbst ein Kolporteur der Bibelgesellschaft wurde."

Im übrigen wollen wir noch erwähnen, daß die Bibelgesellschaft im letzten Jahr an siebenundzwanzig Missionen Beiträge zum Unterhalt von zusammen 364 sogenannten Bibelfrauen gezahlt hat, welche durchschnittlich jede Woche bei ihrem Vorlesen von Bibelabschnitten 18,742 meist heidnische Frauen zu Zuhörerinnen gehabt und im ganzen 12,361 Exemplare heil. Schriften teils verkauft, teils verschenkt haben. Ferner sei erwähnt, was in den letzten Jahren für Uganda geschehen ist, wo das Wort Gottes ja einen so überraschenden Eingang bei einem Volk gefunden hat, aus dem noch vor kurzem kein einziger lesen konnte. 1888 wurden 400 Exemplare des Ev. Matthäi und Johannis hingesandt; 1890 waren es 662 Exemplare, 1891 schon 3276 und im Januar d. J. weitere 2320 Exemplare. Das alles aber ist wie nichts gegen die 20,000 Exemplare der vier Evangelien, sowie der Apostelgeschichte, welche im Laufe des Jahres nach Uganda abgehen sollen und von denen noch im Mai wahrscheinlich 7000 bereits abgegangen sind. Diese Sendungen tief ins Innere von Afrika hinein verursachen außerordentliche Unkosten. Aber die Bibelgesellschaft wird nicht ruhen, bis das Volk von Uganda die ganze Bibel hat. Demnächst sollen auch die Briefe an die Römer, an die Galater, Epheser, Philipper und Kolosser, sowie die Offenbarung Johannis gedruckt werden.

Großartig sind die Fortschritte der Bibelsache auch in Japan, von wo der Lord-Bischof von Exeter (Bickersteth) als Augenzeuge berichten konnte. Er war nach Japan gereist, um seinen Sohn zu besuchen, der dort als Missionsbischof in gesegneter Wirksamkeit steht, und hatte am 28. Oktober v. J. das furchtbare Erdbeben mit-

erlebt, durch welches in wenig Minuten 9 bis 10,000 Menschen ihren Tod fanden. Er selbst war mit leichten Wunden an Hand und Fuß davongekommen. Eine noch merkwürdigere Bewahrung hatten andere Missionsleute erfahren, z. B. die Frau des Missionars Fison und ihre Kinder. Als die erste Erderschütterung eintrat, legte sie ihr Kleinstes der Wärterin auf den Arm, hieß sie vorangehen und folgte mit den übrigen Kindern nach. Im Hof stolperte die Wärterin und fiel. Ueber sie stolperte dann die ihr nacheilende Frau Fison und über diese die hinter ihr dreinkommenden Kinder. Das schien ein neues Unglück. Aber es war ihre Rettung. Wären sie nur ein paar Schritte weitergegangen, so wäre ein hoher Kamin, der gerade herabstürzte, auf sie gefallen und hätte sie alle erschlagen! Weiter erzählte der Bischof von den Missionsschulen, die er geprüft und in denen die jungen Leute eine solche Bekanntschaft mit der hl. Schrift gezeigt hätten, daß es eine Freude gewesen sei.

Kleine Mitteilungen.

Eine heidnische Prophezeiung. — Ein Negermädchen aus dem Jorubaland, erzählt Missionar Tugwell, kam seiner Zeit nach der Küstenstadt Lagos, wurde hier mit dem Christentum bekannt und lernte lesen. Bei ihrer Rückkehr in ihre Heimat nahm sie einen Psalter mit sich. Aber bald entdeckten ihre Landsleute das Buch, mit dem sie sich beschäftigte, nahmen es weg und verbrannten es mit den Worten: „Warte, wir wollen dir deinen Gott schon vernichten!“ Ein altes heidnisches Weib aber, das dazu kam und von dem Vorgang hörte, sagte unwillig: „Ihr habt da eine Unklugheit begangen, indem ihr das Buch verbranntet. Nun wird seine Asche über das weite Gefilde geweht und ihr werdet sehen, das Buch (d. h. dessen Geist) wird zurückkommen und unser ganzes Land in Besitz nehmen.“ Ihr Ausspruch war freilich nur der Ausdruck ihres Aberglaubens; aber Gott gebe, daß ihre Worte in Erfüllung gehen möchten.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

L. Reinhardt, Buchdruckerei, Basel.

Das Basler Missionsspital in Kalikut (Indien).

Das Auftreten des Christentums im Römischen Weltreich und im Indischen Kaiserreich.*)

Eine missionsgeschichtliche Parallele

von

H. Limbach, Missionar.

Zur Ausführung unseres Themas haben wir zwei große Reisen zu machen. Die eine durch das Gebiet der Zeit durch 18 Jahrhunderte, zurück bis zum ersten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung; die andere durch das Gebiet des Raumes über Länder und Meere hin bis zu dem alten Wunderland Indien. Doch die Reise legen wir zurück in Gedankenschnelle. So interessant eine eingehende Betrachtung der Reise selbst wäre, so vermag sie uns doch für diesmal nicht zu fesseln. Das Ziel der Reise ists, das uns anzieht. Und wiederum nicht das Reiseziel in jeder Hinsicht, sondern nur die beiden Ziele: Das Römische und das Indische Reich unter einem einzigen Gesichtspunkt, dem der Missionsarbeit. Wir setzen also diese beiden Reiche dieser Welt in Beziehung zu einem dritten Reich, das nicht von dieser Welt ist, das aber als welterobernde Macht auftritt mit dem Anspruch, daß alle Reiche der Welt seinen Zwecken dienstbar sein müssen.

Wir werden dabei die beiden irdischen Reiche einzeln in Beziehung zu einander setzen und zwar so, daß wir zunächst den Boden ins Auge fassen, auf dem in beiden Fällen das Christentum Wurzel faßt, wobei wir schon zum voraus verraten wollen, daß das Resultat unserer Vergleichung das sein wird:

*) Vortrag, gehalten bei der Festsitzung des akademischen Missionsvereins zu Basel am 28. Juni 1892.

Die Zeit war für beide Reiche erfüllt. Dann werden wir noch das Auftreten und Vordringen des Christentums in beiden Reichen ins Auge fassen und zwar die Methode wie den Erfolg der Missionsarbeit.*)

Von Gibraltar bis zum Euphrat, und von Britanniens Küste bis zur Wüste Arabiens und Afrikas erstreckte sich zur Zeit der Kaiser des ersten Jahrhunderts n. Chr. das gewaltige Römische Reich. Nicht nur die verschiedensten Länder, sondern auch Völker, die von jeher einander gehaßt und bekriegt hatten, waren vereint unter dem römischen Regiment. Ein Militärsystem war das eiserne Band, das diese Völker zusammenhielt. Wie der zertretene Wurm sich krümmt unter dem rohen Tritt des Menschen, ohne jedoch etwas gegen seinen Zertreter zu vermögen, so gab es im römischen Reich hin und wieder Aufstand und Empörung der unterdrückten Völker, des Murrens und Zähneknirschens nicht zu gedenken. Aber der eherne Fuß der römischen Kohorten erstickte jeden Brand im Keime. Ein Recht und Gesetz galt im ganzen Reiche, das römische, das seinesgleichen sucht. Aber nicht starr wurde es gehandhabt in jeder Provinz des Reiches. Auch das alte Recht der Völker, die nun dem römischen Reich einverleibt waren, wurde

*) Dabei bleibt uns aber noch eine notwendige Beschränkung übrig. Im Vortrag wurde sie nicht ausdrücklich hervorgehoben, weil sie sich für den Referenten von selbst verstand. Da aber die Diskussion zum Teil bewies, daß diese wesentliche Beschränkung nicht genügend erfaßt wurde, so soll sie hier erwähnt ein. Es ist ja selbstverständlich, daß man bei Vergleichung irgend zweier Reiche auf Erden unter dem Gesichtspunkt der Mission eine ganze Anzahl von Verschiedenheiten nachweisen kann. Der Verschiedenheiten sind eben so viele, wie der Erscheinungen, die bei jedem einzelnen Menschen zu Tage treten, wenn er von der göttlichen Wahrheit erfaßt wird. Zeitumstände, Individualität des Missionsobjekts, wie des missionierenden Subjekts, bedingen eine ganze Anzahl von Unterschieden bei einzelnen Menschen wie bei ganzen Völkern. Vollends lassen sich bei zwei solchen Völkerhaufen, wie sie das Römische Reich und das Indische Reich darstellen, eine Unmasse von wesentlichen Unterschieden feststellen. Aber was dem Schreiber und gewiß auch jedem aufmerksamen Leser merkwürdig ist, das sind die vielen ähnlichen, ja gleichen Umstände, die uns sofort in die Augen springen. Auf diese Aehnlichkeit in den Zeitumständen wie im Auftreten des Christentums in den beiden Reichen wollte Referent im Nachfolgenden hinweisen.

von weisen Richtern in Betracht gezogen, wenn es sich um innere Angelegenheiten der betreffenden Provinz handelte. So galt z. B. im jüdischen Lande neben dem römischen Recht noch das altjüdische, wie ja die Juden sich auch vor Pilatus auf ihr Recht berufen, nach welchem Jesus sterben müsse.

Ein ganzes Heer von römischen Beamten war über das Reich zerstreut. Sie sprachen Recht im Lande, sie lenkten den Strom der ungeheuren Einkünfte des Reichs dem Hauptpunkt zu: der stolzen Roma. Die Verwaltung war in römischen Händen, das Zollwesen, das samt dem Steuerwesen eine ganz gewaltige Ausdehnung erreicht hatte, wickelte sich unter der Kontrole der Römer ab. Unter den römischen Oberbeamten aber standen ganze Scharen von Unterbeamten, die der einzelnen Provinz des Reichs entnommen wurden; doch blieben die höchsten, d. h. die einflußreichsten, verantwortungsvollsten und nicht zu vergessen die bestdotierten Aemter in den Händen der römischen Herren. Aber immer wieder muß hervorgehoben werden: der Rückgrat, der dem ganzen Koloß seinen Halt gab, war das römische Heer. Wo die Beamten vermöge ihrer Amtsautorität nicht fertig wurden, da griffen die Kohorten ein. So herrschte denn scheinbar Friede und Ruhe, Ordnung und Zufriedenheit in den weiten Gebieten, über die der römische Adler seine Fittige breitete. Aber vielfach wars nur Schein. Wir haben schon oben angedeutet, wie sich verborgene Unzufriedenheit da und dort unter den unterworfenen Völkern geltend machte.

Wie ein böser Alp lag dräuend auf dem römischen Weltreich der Haß und die unter den Füßen der Legionen fortglimmende Unzufriedenheit der Unterdrückten. Dazu kamen noch drohende Feinde an den weiten Grenzen des Reichs, die zwar momentan die überlegene Waffengewalt Roms fürchteten, die aber doch nur auf die günstige Gelegenheit warteten, um einen verderblichen Hieb nach dem Riesen zu führen, sobald sich eine verwundbare Stelle zeigen sollte. Mehr und mehr wurde auch der Ruf gehört: Germanien den Germanen! Judäa den Juden! und so von allen Provinzen. Als der römische Riesenkörper anfing sich schwach zu fühlen, was allerdings erst in späterer Zeit der Fall war, da gab er diesem Ruf nach und berief auch Glieder der unterworfenen Stämme zu hohen Staatsämtern. Das war aber der Anfang des schließlichen Endes.

Verlassen wir nun einmal das römische Reich und wagen wir den Sprung ins Indische Reich hinüber. Wie sieht es da heute aus?

Ein großes, gewaltiges Reich erstreckt sich vom Himalaya bis zum Kap Komorin, von den rauhen Gebirgen an der Ostgrenze Beludschistans bis weit hinein ins Reich der Birmanen. Ein Wille herrscht über all diese verschiedenen Völker, über Arier und Draviden, über Perser und Mohammedaner, über Bergstämme und die Bewohner des Tieflandes: der Wille des englischen Parlaments und Volkes. Unter das englische Gesetz muß sich beugen der schwarze Ureinwohner wie der helle Brahmane, die Kriegergeschlechter von Radschputana, wie die Hörigen von Malabar. Ueber 42 Völkerschaften sind hier auf dieser riesigen Halbinsel vereinigt, die fast ein Kontinent für sich ist, mit ihren eisigen Regionen im Himalaya und den Sandwüsten östlich vom Industhal, mit wogenden Kornfeldern und schlanken Palmengipfeln. Das alles aber ist zusammengehalten durch die Militärherrschaft eines verhältnismäßig kleinen Volks. Gesetz und Verwaltung, Zoll und Steuer, alles ist in den Händen der Engländer. Der Mut des englischen Soldaten, die Ueberlegenheit europäischer Kriegskunst, englisches Recht, verbunden mit dem altindischen und sich an dasselbe anlehnend, die rastlose Energie und diplomatische Biegsamkeit der Briten, die immer den richtigen Zeitpunkt zu erfassen weiß — das alles hat das Ländergemisch vereinigt und hält es zusammen. Denn nicht die eigentlich indische Militärmacht ists, kraft deren Albion Indien beherrscht, sondern die wenigen Tausende von englischen Soldaten, und die Hunderte von englischen Offizieren und Beamten. Man mag sonst über die Engländer denken wie man wolle: der englische Soldat gleicht dem altrömischen Legionär in vielen Stücken, sowohl in Beziehung auf dessen Vorzüge: in kaltblütiger Tapferkeit und zäher Ausdauer, wie in Beziehung auf seine Fehler: in tollem Uebermut und blindem Stolz.

Auch in Indien leitet der Oberbeamte englischer Nationalität alles. Aber schon ertönt auch hier der Ruf: Indien den Indiern. Die Eingeborenen machen gewaltige Anstrengungen, mehr und mehr heraufzukommen und — England giebt vielfach nach zum Schaden seiner Herrschermacht. Wohlfahrt und Sicherheit herrscht heute in Indien, wie nie zuvor. Wenn auch das Recht

manchmal gebeugt wird, so steht es doch in Indien unter englischer Herrschaft unvergleichlich besser, als unter den Mohammedanern und noch früher unter den kleineren eingeborenen Potentaten. Und trotzdem herrschen überall Unzufriedenheit, Murren, Rebellionsgelüste; auch hier lauernde Feinde an den Grenzen. Wir erinnern nur an Rußland. Wohl ist englische Macht und Gewalt den Feinden im Inneren, wie an der Grenze noch gewachsen. Furcht und auch innerer Hader und Zwist hält sie unter englischer Botmäßigkeit. Aber auch für das stolze England kann die Stunde kommen, da seine Macht zusammenbricht. Man darf da nur an die fortgesetzten Wühlereien der Zeitungen denken, die von hervorragenden Eingeborenen geleitet, alles an der Regierung bekritteln und verdrehen.

Wir sehen übrigens hier gleich einen ganz bedeutenden Unterschied zwischen der Herrschaft der Römer und der der Briten: die erstere dauerte viel länger, bis ihr Zerfall und Niedergang eintrat. Erscheinungen, wie wir sie eigentlich erst im christlichen Römerreich nach Konstantin finden, treten uns schon heute in Indien entgegen, nach erst ca. 35jähriger Herrschaft der englischen Krone. Es ist dies ein Fingerzeig, daß wohl Indien keine so lange Frist haben wird, sich für oder wider das Reich Gottes zu entscheiden, ja daß es wohl auch nicht in seiner Gesamtheit erst christianisiert werden wird, ehe der Geist des Christushasses und der Entchristlichung zum Untergang führt. In Indien reift alles schneller als in der gemäßigten Zone; es vermodert aber auch alles schneller.

Kehren wir nun aufs neue zum Römerreich zurück. Die Römer hatten es sich stets angelegen sein lassen, die Provinzen mit der Hauptstadt zu verbinden. War das Militär der Rückgrat, so waren die großen Heerstraßen, von denen ja bis heute noch manche Trümmer zeugen, die Nerven und Adern des Reichs. Ein reger Verkehr wurde stets unterhalten zwischen der herrschenden Roma und ihren Vasallen. Dazu half auch die eigenartige Lage des Reichs ums Mittelmeer herum. Der Handel blühte. Es war ein reger Austausch der Güter zwischen dem Orient und Occident. Aber alles ward geleitet und geregelt von Rom aus. Und nicht nur die irdischen Güter wurden gegenseitig ausgetauscht, sondern auch die geistigen Güter. Des Orients Spekulation und Kontemplation, seine Magie und Mystik vermengte sich mit der

Logik und Dialektik des Römers. Schätze der Kunst und Schätze des Wissens strömten zusammen aus allen Gegenden des Reichs. Orientalischer Anstand und feine Sitte wurde von den rauheren Eroberern angenommen und sie hinwiederum gaben die eisernen Nerven her zum festeren Bestand. Orientalische Glut fing an die Römer zu entflammen, vermischte sich aber dann mit der überlegenen Ruhe und Festigkeit des kühler angelegten Abendländers. Kurz, der Pulsschlag des Römerreiches trieb die im alten Römertum verborgen liegenden Kräfte hinaus und sog dafür aus den anderen Gliedern des Reiches neue Kräfte und Gaben ein.

Ganz ähnlich steht heute die Lage der Dinge in Indien. Während vor der Eroberung Indiens durch die Engländer die Wege im Argen lagen, während der Verkehr gehemmt war durch große Unsicherheit, — ich erinnere nur an die Banden der Thags, jener religiös angehauchten Räuber, die der Schrecken aller Kaufleute waren, — haben die Engländer durch Straßen- und Eisenbahnbau, wie durch Eröffnung von Dampferlinien, sowie ferner durch die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit den Handel und Verkehr Indiens ungeheuer gesteigert. Zwar ist kein Binnenmeer in Indien, sondern umgekehrt, Indien ist ein Binnenland, fast ganz mit Wasser umgeben; aber auch hier ist die Küstenausdehnung eine sehr große und begünstigt den Verkehr außerordentlich. Die Güter des Westens, d. h. Europas, überfluten das Land, und Indiens Reichtümer, sein Korn und seine Baumwolle, Kaffee und Thee, Reis und vieles andere mehr, — von seinem Gelde ganz zu schweigen — strömen nach Europa. Die leitende Hand und der leitende Kopf aber ist England. Der ganze Handel mit dem Ausland, Schiffe und Eisenbahnen sind in englischem Besitz, während allerdings im Lande selbst die Parsis und Mohammedaner als die eigentlichen Hindukaufleute den Handel in Händen haben und ihrerseits die Engländer prellen. Die Weisheit der Indier wird von Europäern erforscht und oft besser gekannt als von Indiern selbst, während andererseits der Hindu sich die neueste Weisheit Europas, freilich vielfach nur das Auskehricht derselben, aneignet. Der Europäer wird angezogen von dem Wohlleben und dem damit verbundenen Dahinträumen und der Bequemlichkeit des reichen Indiens, und der Hindu lernt von der größeren Energie und Solidität des Westens.

Auch hier im Verkehr besteht ein großer Unterschied ähnlicher Art, wie wir ihn oben gefunden. Den römischen Straßen steht die Eisenbahn gegenüber, den Ruderschiffen die Schnelldampfer: wieder ein Zeichen schnellerer Entwicklung in Indien als in Rom.

Sahen wir vorhin das Heer als äußerlich zusammenhaltendes politisches Band der verschiedenen Völker beider Reiche, so bilden die Sprachen das geistige Band. Zwei Weltsprachen herrschten in Rom, zwei Reichssprachen sind es in Indien. Im römischen Weltreich war es die Sprache der Eroberer, das Latein, das hingetragen in alle Lande, von vielen nur um der Herren willen gelernt wurde; daneben die Sprache der Bildung, das Griechische, auch von den Eroberern selbst gelernt. Im indischen Kaiserreich ist es das Englische, die Sprache der fremden Herren des Landes, allerdings zugleich, wie dort das Griechische, die Sprache, die jeder auch nur halbwegs auf Bildung Anspruch erhebende Hindu zu sprechen versucht, und dann als Sprache des Handelsverkehrs das Hindostani, an das selbst der sprachenträge Engländer sich macht um des daran hängenden materiellen Nutzens willen.

Wir sehen aus dem Bisherigen, daß, wenn es einst fürs Römerreich galt: die Zeit ist erfüllet, dasselbe heute auch von Indien gilt in Beziehung auf die oben angeführten Punkte. Aber, wie einst im Reich der Imperatoren die Zeit nicht nur erfüllet war im Guten, indem eine Reihe von Bedingungen erfüllt waren, die für die Ausbreitung des Reiches Gottes von größter Bedeutung sind, sondern auch darin, daß das Maß des Bösen voll war, daß die stetige Abwärtsentwicklung des antiken Heidentums an einem Punkt angelangt war, da man sagen konnte: nun muß ein Neues kommen, das Alte hat Bankerott gemacht, wir sagen, war letzteres im Römerreich damals der Fall, so ists auch im indischen Reiche heute ganz ähnlich.

Wie war doch im alten Römerreich zur Zeit Christi der Luxus und die Verschwendung ins unermeßliche gestiegen, wie schwelgten die üppigen Reichen in den Genüssen, die ihnen gerade der damalige Weltverkehr und Welthandel zuführte und ermöglichte! Der materialistisch gerichtete Sinn ergriff diese Gelegenheit, um den Lüsten des Fleisches volle Genüge zu thun. Hand in Hand mit der Ueppigkeit ging die Verweichlichung. Wohl lebte im

Heer noch altrömische Kraft und Zucht, aber von oben herab fing jene Entnervung an Platz zu greifen, die später das römische Reich eine Beute der naturkräftigen Germanen werden ließ. Wo in einem Volk der Sinn fürs Ideale schwindet, und das Streben und Denken, das Dichten und Trachten dem Grobstofflichen und Sinnlichen sich zukehrt, da stehts auch mit der Sittlichkeit nicht gut. Wie ergreifend tönen aus jener Zeit die Klagen edlerer Schriftsteller und Patrioten über die Lasterhaftigkeit und Unsittlichkeit, besonders der Hochgestellten unter ihren Zeitgenossen.

Neben den schlemmenden Reichen gähnt uns andererseits ein Abgrund des Elends und der Armut entgegen, der noch durch die Brutalität und die Bedrückung der Geringen im Volk von seiten der Reichen und Gewaltigen vergrößert wird. Auch hier macht sich Rohheit und Jagd nach Sinnengenuß breit; wir erinnern nur an das Schlagwort „panem et circenses“ bei allem Elend und Jammer. Krieg aller gegen alle, das war die Losung jener Zeit auf socialem Gebiet, trotzdem die Vornehmen durch Spenden von Brot und Spielen den zugleich verachteten und gefürchteten Pöbel zu beschwichtigen suchten. Infolge dieser Zustände finden wir bei allen, vorwiegend aber bei den niederen Schichten des Volks, eine gärende Unzufriedenheit und dumpfes Grollen gegen die bestehende Ordnung der Dinge.

Wenden wir uns nun wieder dem indischen Reiche zu. Auch hier leben die Vornehmen, d. h. in diesem Fall die englischen Beamten und Großkaufleute in Saus und Braus. Die Genüsse des Orients wie des civilisierten Europas werden gleichermaßen begehrt und genossen. Ein wahrer Wetteifer ist entbrannt in Luxus und Verschwendung, so sehr, daß ein sparsamer Beamter, der seinen armen Angehörigen unter die Arme greifen wollte, von oben gemaßregelt wurde. Besonders die jüngeren Engländer, unter denen die Gottesfurcht und Frömmigkeit noch weit seltener ist, als unter der älteren Generation, leisten Unglaubliches im Trinken, Spielen und in der Unzucht, die bis hinauf zu den allerhöchsten Kreisen gefunden wird. Das Dichten und Trachten der meisten geht darauf: reich zu werden und diesen Reichtum möglichst angenehm zu genießen. Selbstverständlich giebts auch hier wie im alten Rom rühmliche Ausnahmen. Der Leser wird aber einen ungefähren Begriff von der ungeheuren Verschwen-

dung und zugleich Verkommenheit bekommen, wenn ich hinweise auf das Beispiel eines sogenannten Commissioner, eines hochgestellten Beamten, dem nächsten nach dem Gouverneur von Bombay, dessen Fall schließlich für das Gericht spruchreif wurde. Er war einer der schlimmsten, gewiß, aber er wird im kleinen nachgeahmt von vielen — mit Ausnahme vielleicht im Punkt der Bestechungen. Nun, dieser Mann hatte eine Besoldung von 4000 Rs. monatlich (= ca. 6000 Mk.). Er soll etwa ebensoviel durch Bestechungen im großen Stil erworben haben und trotzdem hatte er Hunderttausende von Schulden! Spielsucht und Weiber kosteten ihn diese Summen. Und nun, diesen Reichen gegenüber die Masse der durchschnittlich ziemlich armen Bauern. Wie ein Bleigewicht hängen an ihnen die Regierungssteuern; dazu kommen die Steuern, die sie ihren Priestern entrichten, ferner die Summen, die ihnen ihre Proceßsucht kosten, Gelder, die in die Schnaps-, Opium- und Hanf-Läden wandern, dazu Schulden, oft noch von der Väter Zeiten her, für Hochzeiten und andere Feste. Trotz alledem findet sich das Streben, es im Luxus den Reichen und Vornehmen, und besonders den Europäern nachzumachen, bis auf das durch die Regeln der Kaste verbotene Fleischessen und Bier- und Schnapstrinken. Wir sagen: das Streben, denn bis jetzt sind nur die Mittelklassen des indischen Volks, die niederen Beamten, Lehrer, Kaufleute u. a. im stande, diesem Hange nachzugeben. Die untersten sehens nur und blicken mit Neid und Lust nach oben. Im kleinen nur findet manches Eingang; aber das Streben und Trachten darnach besteht auch hier.

Bei dem allem finden wir eine Unzufriedenheit in den breitesten Massen der Bevölkerung, ein Murren und wohl auch Schimpfen über die Regierung, das seine Nahrung in den Hetzereien und Wühlereien der von westlicher Kultur beleckten höheren Stände der indischen Gesellschaft findet. Nur die Kaste und der Klassenhaß hält eine Revolution zurück, denn die Hindus haben auch unter sich selbst einen socialen Krieg aller gegen alle. Aber der Zündstoff, der vielleicht doch noch einmal die englische Herrschaft in die Luft sprengt, sammelt sich mehr und mehr an.

Wie steht es nun aber mit dem Hauptpunkt, der für die Beurteilung der Blüte oder des Zerfalls eines Volkes entscheidend ist: mit der Religion? Ehe wir unter diesem Gesichtspunkt die

beiden Reiche vergleichen, müssen wir ein paar allgemeine Begriffe über die heidnischen Religionen voranschicken.

Wenn auch bis auf den heutigen Tag so manche um der Tendenz willen, die ihre Lieblingsidee ist, aber auf Kosten der Wahrheit, behaupten, es sei nichts mit der stetigen Abwärtsentwicklung der heidnischen Religionen, im Gegenteil, sie verbesserten sich aus sich selbst heraus, wie alles in der Welt, so wird doch der wahrhaft Wissende, der sein Wissen einer klaren und unbefangenen Prüfung verdankt, keinen Zweifel darüber haben, daß das Heidentum da, wo es sich selbst überlassen bleibt, sich abwärts entwickelt, und zwar abwärts bis zum Abgrund des Bankerotts.

Die Mängel, die so ziemlich allen heidnischen Religionen anhaften, sind folgende: 1) In Bezug auf Gott fehlt das Vorhandensein der drei Eigenschaften: Der Absolutheit (wogegen Polytheismus), der Persönlichkeit (wogegen Pantheismus) und der Sittlichkeit. — 2) In Beziehung auf das Geschöpf fehlt die richtige Sündenerkenntnis und damit zusammenhängend der sittliche Heiligungsernst; es fehlt ferner die Erkenntnis des Zweckes der Welt im ganzen und des Menschenlebens insbesondere, und es fehlt die Klarheit über das Wesen des Jenseits, oder die Seligkeit, und endlich 3) fehlt die richtige Verbindung zwischen Gott und Mensch, insbesondere das richtige Verständnis für Erlösung und Versöhnung.

Diese Mängel treten aber bei den meisten bedeutenderen Religionen, deren Geschichte wir kennen, erst recht hervor, nachdem die Abwärtsentwicklung schon weit vorgeschritten ist. Die Keime dieser Mängel ruhen schon in dem ersten Abfall des Heidentums, wie es uns der Heidenapostel Röm. 1, 19—21 schildert. Je klarer sie hervortreten, desto mehr macht uns das Heidentum den Eindruck einer greisenhaften und abgelebten Erscheinung.

Im Römerreich nun wie im indischen Kaiserreich war die Religion des Volkes zur Zeit des Auftretens des Christentums bei diesem Punkt angekommen. Es ist ja nicht möglich, innerhalb des engen Rahmens einer solchen Skizze, die dies Gebiet nur berühren kann, näher darauf einzugehen. Es genüge, hier anzudeuten, daß im alten Rom wie in Indien die Vielgötterei neben und in Verbindung mit dem Pantheismus und beide zusammen mit

ihrem Aufgeben aller sittlichen Anforderung an die Gottheit schließlich die Religion zu einem solch verwirrenden Durcheinander umgestaltete, daß man nachgerade von den Göttern irgend etwas aussagen konnte, ohne befürchten zu müssen, fehlgeraten zu haben.

Zu Punkt 2 bemerken wir nur, daß es ja selbstverständlich ist, daß die Anschauung, die ein Volk von Gott hat, aufs engste zusammenhängt mit dem Stande der Sittlichkeit inmitten des Volks. Der Hindu sagt: Yatha dewa, tatha bhakta: wie der Gott, so sein Anbeter. Er hat recht. Aber auch umgekehrt ist das Wort wahr. Denn der Hindu konstruiert sich seine Götter nach seinem eigenen Wesen. Das Jenseits wird bei beiden aufgefaßt entweder als ein dunkler Abgrund — so bei den Gebildeten — oder als eine Fortsetzung der Befriedigung der Lüste sonder Schranke, sonder Ende — so bei der Masse des Volks. Was endlich die Verbindung des Menschen mit Gott betrifft, so wollen wir noch einige besonders augenfällige Momente hervorheben. Wir werden dabei die Beobachtung machen, wie eine ganze Reihe von Gegensätzen sich durch die verschiedenen religiösen Anschauungen des Volks hindurchziehen, die gerade in ihrer Gegensätzlichkeit den Beweis liefern, daß die Religionen damals zu einem Stand der Zersetzung und des Verfalls fortgeschritten waren, der gebieterisch etwas Neues, eine von außen kommende Heilung forderte.

Versetzen wir uns also zunächst zurück ins alte Römertum zur Zeit Christi, und fassen wir zuerst die geistigen Leiter des Volks ins Auge, die Gebildeten. Sie waren zum größten Teil irre geworden an der Väter Religion. Die Aufklärung, die ihnen von allen Seiten des Reichs durch die Bildung zuströmte, hatte sie zu dem Resultat geführt: Alles ist eitel, vor allem der Glaube an die Gottheit. Sie warfen sich also dem gröbsten Unglauben in die Arme. Dem gegenüber finden wir eine große Masse solcher — und die ältere Generation wird wohl einen großen Bruchteil dieser Masse gebildet haben — die sich nicht genug thun konnten im Hervorsuchen religiöser Beziehungen und Uebungen. Mit krankhafter Hast stürzten sie sich auf alles, was nach Religiosität aussah. Während so die einen religiös gleichgültig geworden waren und nur noch Sinn hatten für das Grobsinnliche, waren die anderen aus Verzweiflung, und um der ersteren Deficit zu decken, überaus fromm. Die alten Götter genügten nun nicht mehr, man

fing an, nach immer neuen zu suchen, um ja den rechten Gott sicher zu verehren. Also bei aller Frömmigkeit doch auch wieder Unsicherheit und Mangel an zielbewußtem Zugreifen. Den einen waren die Göttergeschichten verächtlich. Die sich anbahnende Wahrheit hatte sie so weit geführt, daß sie einsahen, daß Priestertrug und Menschenwahn, nicht aber eine höhere göttliche Offenbarung hier mitgewirkt hatten. Zu ihnen gehörten oft die Priester selbst, die lachen mußten, wenn sie einander bei ihren für Hokuspokus gehaltenen priesterlichen Funktionen antrafen. Die anderen erhofften durch möglichst weite Verbreitung der Göttergeschichten dem zunehmenden Abfall der Massen ein halt zuzurufen. Während aber die einen nach immer Neuem ausschauten, als nach dem zu hoffenden Heilmittel des Schadens, suchten die anderen zurückzukehren zur Religion der Väter. Hie Reformation, hieß es dort, hie Restauration, hieß es hier. Die einen warfen sich aus Verzweiflung in groben Fleischesdienst: Laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot! Das war ihrer Gesinnung kurzer Ausdruck. Die anderen suchten Befriedigung in übergeistlicher Ertötung des Fleisches und allerlei geheimnisvollen, mystisch dunkeln Bräuchen und Ceremonien. Wieder andere warfen sich dem Aberglauben in die Arme. Zauberei, Wahrsagerei, Sterndeuterei und Totenbeschwörungen, Selbstpeinigung und Selbstverstümmelung, das wars, was sie gefangen hielt und die entstandene Leere der Religiosität ausfüllen sollte. Alles in allem zusammengenommen, müssen wir das Facit ziehen: Die Religion war den Gebildeten ein Spott, dem Pöbel ein Deckmantel der Lust, den Priestern eine Erwerbsquelle geworden. So war das Edelste, was ein Volk haben kann, in den Kot gezogen, weil entartet und verfault. Die Zeit war auch hier erfüllt für den Untergang des Alten, das sich ausgelebt hatte. Sie war aber auch erfüllt für den Anbruch einer neuen Zeit, und für das Hereintreten eines Neuen, das in sich die Kraft hatte, das Volk wie den Einzelnen neu zu beleben, das die verdorreten Totengebeine mit Fleisch und Sehnen bekleiden und ihnen den Lebensodem des wahren Gottes und seiner von ihm geoffenbarten Wahrheit einhauchen konnte.

Ganz ähnlich stehts in religiöser Hinsicht heute in Indien. Die Gebildeten haben unter dem Ansturm der Aufklärung des Westens ihrer Väter Religion zum alten Eisen geworfen,

ohne jedoch ein Substitut für die dadurch in ihrem Innern entstandene Leere zu finden. Leer und öde, halt- und gehaltlos ist deshalb auch ihr geistiges Wesen und Leben. Andere hat der Ansturm der westlichen Weisheit und Religion nur erschreckt. Sie sehen ihre Religion in großer Gefahr. Da muß Rettung geschafft werden. Laßt uns deshalb zurückkehren zur Religion der Väter! Nur die Restauration der Religion der Urzeit kann helfen. Nein, sagen andere, wir müssen der neuen Zeit Rechnung tragen. Wir mischen unser Althergebrachtes, d. h. das Beste davon, mit dem Besten von dem, was uns von Europa zukommt; dann erhalten wir das Allerbeste. Wie thöricht, rufen wieder andere: das Neue ist gar nicht neu. Fangen wir doch einmal an, unser Altes recht zu verstehen, den tieferen, mystischen Sinn zu finden, so wird sich zeigen, daß es eigentlich nichts Neues unter der Sonne giebt. Unsere Religion, wie die Religion des Westens, sie sind wesentlich ein und dasselbe; man muß sie nur recht verstehen.

Neben diesen verschiedenen Richtungen giebt es dann wieder solche, die durch den Ansturm des Neuen und die dadurch entstandene Verwirrung den Kopf verloren haben. Mit krankhafter Hast stürzen sie auf alles mögliche und unmögliche hinein, um damit noch das Verderben, wie sie meinen, aufzuhalten. So haben z. B. die Bewohner von Bidschapur vor nicht allzu langer Zeit angefangen, eine aus alten Zeiten stammende Riesenkanone wie eine Art Fetisch zu verehren, nachdem sie Jahrhunderte lang achtlos in ihrer Mitte lag. So beteiligen sich heidnische Weiber an den Marienprocessionen der Katholiken, und das in der Hoffnung, bei der gnadenreichen Gottesmutter vielleicht das zu erlangen, was ihnen ihre Dämonen-Göttinnen nicht gewähren. Sie bleiben nach wie vor Heiden, aber sie reihen die Maria und andere Heilige einfach ein in ihre Götterschar. Die einen, denen die neue Wahrheit das sittliche Bewußtsein geweckt hat, werfen die schmutzigen Göttergeschichten mit Verachtung beiseite; andere dagegen vereinigen sich zu einer Traktatgesellschaft unter allerhöchster Protektion des Teufels, und verbreiten nun neben dem Abschaum abendländischer Afterwissenschaft die schmutzigen Geschichten der älteren Schriften und die Schanddramen der neueren Zeit, um das Volk im Banne des Heidentums zu erhalten. Wie raffiniert ists

doch, daß sie an die tierischen Leidenschaften der Menschen appellieren, um sie in der Finsternis zu halten. Viele der Priester und Astrologen lachen selbst über den Schwindel, den sie mit dem Volk treiben, aber nur wenn sie unter sich sind. Das gemeine Volk darfs nicht merken, sonst ginge es ihnen an den „Bauch", wie der Hindu den Unterhalt des irdischen Lebens drastisch bezeichnet. Andere freilich steigern sich hinein in einen blinden, religiösen Fanatismus. Sie glaubens wirklich selbst, wenn sie sagen, ihre Götzen von Holz und Stein hören und sehen, reden und wandeln. Und mit souveräner Verachtung, Haß und Stolz sehen sie herab auf die Ungläubigen und halten sie für vom Teufel berückte Thoren.

Einer großen Masse des Volks ist der heidnische Götzendienst nur eine Gelegenheit, den niederen Lüsten die Zügel schießen zu lassen. Der Götzendienst selbst ist ihnen nichts; aber was drum und dran hängt, ist ihres Lebens einzige Genüge und Freude. Andere suchen ihres Herzens Leere und Unruhe zu stillen durch Aufsichnahme aller erdenklichen Peinigungen und Büßungen und meinen, darin bestehe das Wesen der Religiosität. Wieder andere gefallen sich im Geheimnisvollen, Mysteriösen und Geisterhaften. Diese Richtung hängt häufig zusammen mit jener anderen, die alles in der Religion der Väter mystisch deuten will. Hieher gehört u.a. die theosophische Gesellschaft der bekannten Russin Blawatzky und des Amerikaners Olcott, die Buddhismus und Spiritismus, Mesmerismus und Bhutendienst untereinander mengen.

Endlich finden wir auch in Indien Illustrationen für den alten Erfahrungssatz: Unglaube und Aberglaube bestehen nebeneinander. Europäisches und indisches Teufels- und Hexen-Unwesen wuchern auch hier. Sterne und Tote, Geister und Teufel werden befragt und zu Hilfe gerufen.

Ja, auch in Indien ist die Zeit erfüllet. Es ist hohe Zeit, daß ein belebender Odem Gottes über das Totenfeld weht. Und Gott sei Dank, sein Wehen hat begonnen; es macht sich schon bemerklich.

Doch, ehe wir dieses neue, erquicklichere Gebiet betreten, werfen wir noch einen kurzen Blick auf die vier Hauptrichtungen römisch-griechischer Philosophie, wie sie um die Zeit

des Auftretens des Christentums im Römerreich sich bemerklich machten und auf das Ganze des Volkslebens und auf die Volksentwicklung ihren Einfluß ausübten. Wir vergleichen eine jede einzeln sofort mit der entsprechenden Erscheinung in Indien.*)

Da finden wir vor allem die Epikuräer mit ihrem oberflächlichen Deismus und ihrem gerichtetsein auf Sinnengenuß und Fleischeslust. Sie sind typisch für den modernen gebildeten Brahmanen, der, seis im Regierungsdienst, seis durch Handel und andere „Geschäfte", sich das nötige Geld erworben hat, um nun der Lust zu fröhnen. — Da steht auf der anderen Seite der Stoiker, der seines Glaubens Pantheist ist, und die Moral willkürlich nach eigenem Gutdünken normiert und dabei den Gleichmut gegen alle Wechselfälle des Lebens als die höchste Weisheit ansieht. Daneben aber steht als sein Urbild der orthodoxkonservative indische Weise, der Typus des Pantheismus, der eingefleischte Fatalist mit seiner vom Schicksal geschriebenen Stirnschrift und seiner wie die Meereswoge ewig wechselnden und schwankenden Moral. Als dessen Vorbild könnte man höchstens noch den indischen Büffel ansehen mit seinem toten, geistlos gläsernen Blick und seinem Stumpfsinn, dessen Religion in der Verehrung des Grases, des Baumwollsamens, des Oelkuchens und anderer gleichwerter Dinge besteht.

Und dann der Cyniker mit seinem groben Materialismus und seiner Rohheit, mit seinem abgestumpftsein auch schon für das natürlich Menschliche und Anständige. Seine vollkommenste Darstellung findet er jedoch erst im indischen Büßer und Heiligen, der mit Kuhmist beschmiert und von Ungeziefer wimmelnd, im Punkt der Sittlichkeit meist nicht über dem Tiere steht. Freilich auch die edlere Seite hatte im Römerreich ihre Vertreter in jener Richtung, deren Gipfel ein Sokrates und Plato darstellen. Diese Richtung aufs Ideale und Uebernatürliche, freilich mit manchem anhängenden Erdenstaub und mit ihrem größten Fehler, der Un-

*) Im ursprünglichen Plan des Vortrags hatte Verf. auch eine Vergleichung der herrschenden Richtungen im Judentum mit den entsprechenden Richtungen unter den Brahmanen vorgesehen, also Pharisäismus, Sadducäismus und Philoismus. Da aber das Thema doch mehr das specifisch Heidnische im Auge hat, so dürfte sich obiges eher zu einer besonderen Behandlung eignen.

sicherheit und Ungewißheit, die schließlich auch Platos Endziel war — diese Richtung hat auch in Indien einige wenige Vertreter unter den geistig und geistlich Edeln des Volks. Aber wie dort, so verschwindet sie auch hier unter der Masse des rohen Materialismus und in der Jagd nach dem goldenen Kalb. Also auch hier ist keine Hoffnung einer Neugeburt und Wiederbelebung des Volks; auch hier findet sich nur Bankerott, und es ist somit die Zeit erfüllt für das kommende Neue.

Leben und Wirken des Negerbischofs S. Crowther.

Von Missionar A. Mann.

(Schluß)

Eine große Schwierigkeit für die Missionsarbeit am Niger lag besonders auch in den socialen und politischen Verhältnissen. Nicht nur blühte der Sklavenhandel daselbst, sondern es gab auch nur wenig freie Männer. Die große Masse der Bevölkerung bestand aus Sklaven und Hörigen, die in ihrem unfreien Stand auch in Bezug auf die Religion von ihren Herrn abhängig waren. Nicht wenige derselben mußten deshalb ihren Glauben an das Evangelium mit ihrem Blut besiegeln. Auf der andern Seite zog der Uebertritt eines Gebieters auch ganze Scharen seiner Untergebenen nach sich und ließ Elemente in die Gemeinden hereinströmen, die sich schließlich nicht mehr kontrollieren ließen. Nicht geringe Hindernisse erwuchsen ferner dem Werk aus der Mischung der Bevölkerung aus Heiden und Mohammedanern, von denen letztere von vornherein dem Evangelium unzugänglich und erstere vom Islam

beeinflußt waren, zumal die Mohammedaner in den meisten Fällen das herrschende Element, die Heiden aber die Unterdrückten waren. Entweder blieben solche Gebiete dem Evangelium ganz verschlossen oder aber hatte es einen überaus schweren Stand. Dazu kamen die fortwährenden Stammesfehden, wodurch der Verkehr auf dem Fluß bald erschwert, bald ganz gesperrt war und die einzelnen Stationen auf lange Zeit von aller Verbindung mit der Küste oder unter sich abgeschnitten waren. Mehrere Stationen, wie Gbebe und Idda, wurden während solcher Kriegsunruhen zerstört. Einen besonders harten Boden fand die Mission am Unterlauf des Niger, wo die Bevölkerung noch auf der Stufe des Kannibalismus stand und im höchsten Grad sittlich verwildert und verkommen war. Menschenopfer, ein tief eingewurzelter Aberglaube und die größten heidnischen Greuel gingen hier im Schwange. Da und dort machte sich der heidnische Fanatismus so geltend, daß die heftigsten Verfolgungen über die Christen hereinbrachen. Am beklagenswertesten aber war der entsittlichende Einfluß, den die weißen und schwarzen Händler, die je mehr und mehr die Ufer des Nigers bevölkerten, allenthalben ausübten. Wohl drang mit dem Handel auch einige Kultur in diese Gebiete, aber der Branntwein, mit dem sie nun überschwemmt wurden, die Unsittlichkeit und das wüste Treiben gewissenloser Agenten bildeten eine nur zu wirksame Gegenmission. Unter solchen Verhältnissen wurde es nicht nur immer schwieriger, die Bekehrten vor Rückfall zu bewahren, es kamen auch die von der Mission angestellten eingeborenen Arbeiter in Gefahr, in das sittliche Verderben mit hineingezogen zu werden, sobald es nicht Leute waren, die innerlich gefestigt und um des Herrn willen das Werk trieben. Das war denn auch — es darf dies nicht verschwiegen werden — leider mehrfach der Fall. Manche zeigten sich unwürdig des Vertrauens, dessen man sie gewürdigt hatte, und gewannen die Welt und ihre Lust lieb. Andere besaßen nicht Charakterfestigkeit genug, um selbständig längere Zeit ohne Aufsicht zu arbeiten, und nicht genügend Hirtentreue, um dem Eindringen heidnischen Wesens in den Gemeinden zu wehren. Bei den jährlichen Besuchen des Bischofs aber traten die Schäden solcher Gemeinwesen und ihrer eingeborenen Leiter selten rechtzeitg an den Tag. Nötigwerdende Entlassungen stellten aber den Bischaf vor die schwierige Frage, wo den Ersatz hernehmen, ohne die Gemeinde für

längere Zeit sich selbst überlassen zu müssen? Und wer bürgte dafür, daß die von Sierra Leone und Lagos aus geordneten christlichen Verhältnissen eintretenden neuen Missionsarbeiter auch wirklich dem schwierigen Stand der Dinge in der Nigermission gewachsen sein würden? Die Unzulänglichkeit und Untreue solcher Arbeiter im Weinberge des Herrn haben dem alternden Bischof besonders seine letzten Lebensjahre sehr getrübt. Schließlich darf man auch — wenn wir die mancherlei Schwierigkeiten seiner großen Diözese anführen — die Mannigfaltigkeit der am Niger gesprochenen Sprachen nicht unerwähnt lassen, die bei dem Mangel an einheimischen Arbeitern schwer ins Gewicht fallen mußten. Und doch ist trotz aller dieser Hindernisse und selbst trotz der Versündigung mancher Missionsarbeiter das Werk am Niger nicht ungesegnet geblieben. Die Frucht desselben sind 10 Stationen mit etwa 3000 Christen.

Crowther war nicht nur der Oberhirte seines ausgedehnten Sprengels, sondern auch die Seele des ganzen Missionswerkes. Die offiziellen Anreden an seine kirchlichen Organe zeugten von pastoraler Weisheit und tiefem Ernst. Dabei bestand seine Stärke nicht in menschlicher Ueberredungskunst, sondern im Gebetsumgang mit seinem Gott. Sein persönliches Eintreten stellte bisweilen alteingewurzelte Mißbräuche und väterliche Sitten ohne Schwierigkeiten ab. So wurden in Braß, wo man im Jahre 1868 die Arbeit begann, nach alter Sitte alle Zwillinge in den Wald geworfen. Ein solcher Fall kam auch am Charfreitag und am Ostermontag 1869 vor. Der Bischof predigte aus Anlaß dieser Vorkommnisse über 1 Mose 25, 23: „Zwei Völker sind in deinem Leibe“ ꝛc. Der Erfolg dieser Predigt war, daß die Häuptlinge den Beschluß faßten, die Sitte des Zwillingsmordes abzuschaffen. Der Bericht sagt darüber: die Ansprache habe einen solchen Eindruck auf ihre Herzen gemacht, daß sie nicht anders hätten handeln können. Wie viele Kinder, die sonst dem Tode geweiht waren, hat diese Predigt von da ab dem Leben erhalten! Manche derselben befanden sich später unter den Missionsschülern. — Einen besonderen Eingang fand Crowther mit dem Worte Gottes bei dem Häuptling in Tuwon, einem Hauptort am Braßfluß. Derselbe war ehedem ein arger Heide, der sich selbst nicht scheute, je und je seinen Appetit an Menschenfleisch zu stillen. Jetzt hatte sich

derselbe zum Christentum bekehrt und einen Saal in seinem Hause zur Kapelle umgestaltet, wo er morgens und abends als Hausvater seine Familie und das zahlreiche Gesinde zur Andacht versammelte. — Im August 1868 hörte der Bischof, daß in Onitscha von der heidnischen Partei ein Gesetz zur Ausrottung der christlichen Gemeinde gegeben worden sei. Da berief er nach Apostelgesch. 12, 5 eine Gebetsversammlung und — siehe da, die Errettung kam, noch ehe er das Flußgebiet verlassen hatte. Am 4. Oktober durfte die Kirche wieder geöffnet werden. — Mit viel Humor konnte der Bischof dem Schreiber dieses einen socialen Sieg des Evangeliums erzählen. In Bonny genoß eine große Eidechsenart (Iguana) göttliche Verehrung. Die Tiere schädigten zwar den Menschen nicht, machten aber die Zucht von Hühnern unmöglich. Oft mußte ich, erzählte Crowther, erst über eine solche Kreatur hinübersteigen, ehe ich in ein Haus eintreten konnte. Damit sie aber nicht in die Wohnungen eindringen konnten, war ein niedriger Zaun vor der Thür angebracht. Ich stellte nun den Häuptlingen vor, wie nutzbringend Eier und das Fleisch von Hühnern sei, zumal in einem Lande, wo man kein Rindvieh halten könne. Zugleich machte ich mich anheischig, einen Iguan umzubringen und von dem Fleisch desselben, das sehr schmackhaft ist, zu genießen. Widerführe mir davon etwas Uebles, so sollten die Eidechsen auch ferner leben, im andern Fall aber sterben. Bald war ein Iguan erlegt. Man fand das Fleisch vortrefflich, und da wochenlang den Bonny-Leuten nichts Schlimmes widerfuhr, so war der Bann gebrochen. Die Eidechsen wurden aus der Liste der Gottheiten gestrichen. Am Ostersonntag 1867 wurde eine allgemeine Jagd auf diese Erdengötter gemacht. Zu Dutzenden wurden sie erschlagen. In den Küchenhallen aber gings an ein Braten und Schmoren, wie mans noch nie zuvor in Bonny erlebt hatte.

Nicht so leicht gelang es, andere heidnische Gebräuche abzuschaffen, obschon an einem Ort wie Bonny ein christlicher König das Werk der Mission zu fördern suchte. Da stand in nächster Nähe der Schule ein Schädeltempel, wo ehedem die Kriegsgefangenen gefressen wurden, während ihre Schädel und Gebeine dem großen Dschudschu geweiht waren. Das Evangelium, das schon seit 1865 in Bonny Eingang gefunden hatte, wirkte als ein Sauerteig und fing an, die alten Sitten zu erschüttern. Auch jener

Tempel war nach und nach sehr hinfällig geworden, und bereits sprach das junge Volk von diesen Dingen als von einer alten Mode, deren gänzlicher Verfall demnächst zu erwarten sei. Wie erstaunte daher der Bischof, als er 1867 ein neues Dschudschu-Haus vorfand, und zwar nicht von leichtem Holz und Bambusrohr, sondern die Pfeiler von Eisen, die Wände von galvanisierten Eisenplatten, alles in England gefertigt. Die Schädel und Gebeine der Geopferten waren alle wieder sorgfältig angebracht, und überdies hatte man auch noch geschwind dem Feinde jenseits des Flusses einen Mann, ein Weib und ein Kind geraubt, alle drei erschlagen und gefressen, und ihre Gebeine samt den Schädeln gleichfalls hier aufgestellt. Später ist dann dieses Bonny zur bedeutendsten Nigerstation aufgeblüht und weist zur Zeit die größte Gemeinde dieser Mission auf.

Crowthers Name hatte schon im Jahre 1868 einen europäischen Ruf, wie nachfolgender kleiner Zug zeigt. Im April jenes Jahres erhielt er einen Brief von dem Judenmissionar Klenhenn aus Bukarest mit 100 Mk. und der Anweisung, mit diesem Geld ein Sklavenmädchen loszukaufen. Einige Monate später machte er in Begleitung einiger englischen Offiziere einen Besuch beim Emir Masaba von Nupe in dessen Hauptstadt Bida im oberen Nigergebiet. Hier kaufte er ein Sklavenmädchen los und gab ihr den Namen Sarah Bukarest.

So wenig er für die Ehrenbezeugungen der Menschen zugänglich war, so sehr erfreute ihn jedes Zeichen von Dankbarkeit. Am Niger hatte er einmal Gelegenheit, einen hohen belgischen Herrn einige Tage zu bewirten und ihm sonst behilflich zu sein. Längere Zeit nachher erhielt er zu seiner Ueberraschung und Freude ein eigenhändiges Danksagungsschreiben des Königs Leopold von Belgien. Voller Rührung und mit Thränen in den Augen zeigte er diesen Brief und meinte: Verdienst sei ja durchaus keins an seiner Gastfreundschaft; aber die Anerkennung und Dankbarkeit des Königs rühre ihn tief.

Anfang der achtziger Jahre verlegte der Bischof seinen Sitz von Lagos zeitweise nach Bonny, wo er ein passendes Haus am östlichsten Nigerarm bezog und seinem Missionsgebiet um ein bedeutendes näher war. Das Werk war zudem mit den Jahren sichtlich gewachsen, die Stationen und das eingeborne Arbeiterper-

sonal hatten zugenommen, die Anforderungen an die Leistungskraft des Bischofs wurden immer größer. Die kirchliche Missionsgesellschaft suchte ihn deshalb nach mancher Seite hin in seinem schweren Amt zu unterstützen. Es wurde ihm 1878, wie schon gesagt, ein Flußdampfer zur Verfügung gestellt, der ihm den Verkehr erleichtern, häufigere Visitationen und eine gründlichere Oberaufsicht über die Stationen ermöglichen sollte. Zugleich wurde ihm sein Sohn Dandeson C. Crowther als Archidiakonus für den unteren Niger und der eingeborne Geistliche Henry Johnson als solcher für das obere Flußgebiet an die Seite gestellt. Einige Jahre später, im Jahr 1882, erhielt er als weitere Stütze einen englischen Geistlichen, der als Vertreter der heimatlichen Missionsbehörde Teil an der Leitung der Nigermission hatte.

Im Jahr 1887 mußte Crowther wegen einer Augenoperation nach England. Er erhielt das Augenlicht wieder, aber er begann nun auch das hohe Alter zu fühlen. Während seines Aufenthaltes in England wohnte er einer Art von Kirchenkongreß der Bischöfe der anglikanischen Kirche aller fünf Erdteile an und legte bei dieser Gelegenheit seine Ansicht über das Verhältnis der Sklavenhalter und Polygamisten zur Gemeinde Christi dar. An den Niger zurückgekehrt, schrieb er bald darauf eine nüchterne Abhandlung über den Islam und seine Ausbreitung in Afrika, womit er dem hochkirchlichen Kanonikus Taylor, der den Mohammedanismus als missionierende Religion verherrlichte und ihm gegenüber die christliche Mission herabsetzte, mit Entschiedenheit entgegentrat.

Obschon hochbetagt, setzte der Bischof seine jährlichen Visitationsreisen fort. Noch im Jahr 1890 unternahm er in den Monaten April bis Juni in Begleitung eines europäischen Missionars eine amtliche Reise den unteren Niger hinauf und im Deltagebiet, und später, im September, eine waghalsige Bootfahrt durch das vielmaschige Netz der Wasserläufe und Kanäle, wobei eine neue Wasserstraße zwischen Braß und Bonny aufgefunden wurde.

Die letzten Lebensjahre wurden ihm durch das Verhalten einiger eingebornen Missionsarbeiter und durch allerlei Schäden in den Gemeinden, die dadurch eingerissen waren und nun offenbar wurden, noch recht getrübt. Einige Angestellte mußten entlassen, andere versetzt und suspendiert werden. Man kann sagen, der Bischof

hätte schon vorher in der Wahl seiner Leute vorsichtiger und in seinem Auftreten gegen dieselben strenger verfahren sollen. Aber die Frage, wie dies bei den eigentümlichen Verhältnissen der Nigermission hätte mit Erfolg geschehen können, ist schwer zu beantworten. Die darüber angestellten Untersuchungen haben Crowther keine direkte Schuld beizumessen vermocht, sondern klargestellt, daß er gethan hat was er konnte, um das Reich Gottes im Nigergebiet allerwärts zu fördern. Man kann vielmehr sagen, daß ihm bei seinem hohen Alter zu viel auferlegt war und Unmögliches von ihm erwartet wurde. Es hieß auch bei ihm: wir müssen durch viel Trübsal ins Reich Gottes eingehen.

Unter dem 10. August 1891 schrieb Crowther seinen letzten Brief an das Komitee in England und zwar unter den Nachwirkungen eines leichten Schlaganfalls. Er erholte sich zwar wieder soweit, daß er hoffte, demnächst die Arbeit wieder aufnehmen zu können. Doch der Arzt untersagte ihm dieselbe und veranlaßte ihn, sich nach Lagos in die Ruhe zurückzuziehen. Er konnte hier noch ausgehen, um Freunde, die aus England angekommen waren, zu grüßen. Sein letztes öffentliches Auftreten fand am 21. Dezember bei einer feierlichen Abordnung von sieben Lehrern aus dem Seminar statt, denen er am Schluß den Segen erteilte. Am Christfest besuchte er noch den Vormittagsgottesdienst und dachte sogar daran, am 27. Dezember mit dem Postdampfer nach Akassa an den Niger zurückzukehren. Aber seine bei ihm weilende Tochter gab es nicht zu. Zwei Tage später machte er einen weiteren Versuch, auf sein Arbeitsfeld zurückzukehren, indem er den gerade anwesenden Konsul der Oeldistrikte fragen ließ, ob er ihn nicht bei seiner Rückkehr an den Niger mitnehmen könne. Doch es sollte nicht dazu kommen. Mittwoch den 30. Dez. fand man ihn vom Fieberfrost geschüttelt auf dem Sopha liegen. Zu Bett gebracht erholte er sich zwar wieder etwas, aber um Mitternacht stellte sich ein Hustenanfall ein, der seinen Sohn und seine Tochter, die den Kranken pflegten, ahnen ließ, daß sein letztes Stündlein gekommen sei. Etwa um 1 Uhr beugte sich der Kranke vorwärts, that einen tiefen Seufzer und hatte ausgeatmet! So ging der teure Mann, der eine wunderbare Lebensführung hinter sich hatte und über 60 Jahre lang der Mission und seinem Volke dienen durfte, zur Ruhe des Volkes Gottes ein.

Noch am gleichen Tage, den 31. Dezember, 4 Uhr nachmittags, fand die feierliche Bestattung statt. Die Christuskirche in Lagos war bis auf den letzten Platz gefüllt. Vor dem Altar stand der Sarg, mit schwarzem Sammet überzogen, mit zwei Kränzen und den Abzeichen eines Doktors der Theologie geschmückt. Nicht nur die eingebornen Christen, sondern auch die Würdenträger der Kolonie, der englische Gouverneur mit allen Beamten und Offizieren, viele europäische Kaufleute waren erschienen, um dem Toten die letzte Ehre zu erweisen. Eine Schar von schwarzen und weißen Predigern und hunderte von Gemeindegliedern schritten hinter dem Sarge her und geleiteten ihren heimgegangenen Bischof zur letzten Ruhestätte. — Auch die Kolonie Sierra Leone ehrte ihn durch einen feierlichen Trauergottesdienst, der in der Begräbnisstunde in der Kathedrale zu Freetown in Gegenwart von Schwarzen und Weißen abgehalten wurde.

Crowther war ein begnadigter Mann, ein Kind Gottes und ein leuchtendes Beispiel davon, daß auch Afrikas Geschlecht, dem er von Geburt und mit vollem Herzen angehörte, dazu berufen ist, eine Stellung im Reiche Gottes einzunehmen und mit seinen Gaben und Kräften dem Herrn zu dienen im heiligen Schmuck.

Auch eine Missionsfrucht.

Züge aus dem Leben des bekehrten Hindu Baba Padmandschi.

Von ihm selbst erzählt.

(Schluß)

10. Die Entscheidung.

Ich sollte jedoch mit Gottes Hilfe bald frei werden. Die Stunde war nahe, da ich mich ohne Zögern entscheiden mußte. Es stand ein Familienfest bevor und einige religiöse Zeremonien, die dazu gehörten, konnten nur von mir vorgenommen werden. Zu dem Fest wurden große Vorbereitungen getroffen. Man bestellte Musik, man errichtete eine Bude, in der meine Frau sitzen sollte, und baute einen Altar für die Opfer, die ich mit Hilfe der Brahmanen darzubringen hatte. Meine liebe Mutter hoffte bei der Festfreude eine Hauptrolle zu spielen. Da erklärte ich ganz entschieden, daß ich nichts mit den abgöttischen Zeremonien zu thun haben wolle. Mein Vater, der gerade verreist war, ließ daraufhin sagen, man solle das Fest nicht halten. Aber welche Schande, alles wieder abzusagen, nachdem es in der ganzen Stadt ausgetrommelt worden war! Der Gedanke war meiner Mutter unerträglich. Sie sprach mit mir unter vier Augen; weinend und ihr langes Gewand vor mir ausbreitend, flehte sie mich an, doch dies einemal nachzugeben und nicht solche Schmach über sie zu bringen. So schmerzlich mir das alles war, konnte ich doch der Wahrheit nicht untreu werden. Vergeblich suchte ich meine Mutter zu trösten. Ich brachte die nächste Nacht unter Gebet und Thränen in heißem Kampfe zu. Gottes Geist erinnerte mich an Bibelstellen, die mich stärkten. Die Worte: „Ich habe ein Weib genommen, darum kann ich nicht kommen“ machten mir tiefen Eindruck. Sollte es mir gehen wie einem der Unglücklichen, von denen es heißt: „Keiner der Männer, die geladen sind, soll mein Abendmahl schmecken“? Ich beschloß jetzt gleich, meinen Heiland zu ergreifen und dann fand ich Ruhe und Frieden. Darauf teilte ich Missionar Taylor meinen Entschluß mit und bat ihn, mir in seinem Haus Zuflucht

zu gewähren. Er meinte, ich solle zuerst meinem Vater meine Absicht mitteilen; aber es lag Gefahr im Verzuge, denn der Tag für das Fest war schon bestimmt; hätte ich es abgewartet, so hätte ich mich der Teilnahme kaum entziehen können. So erlaubte mir Herr Taylor, in sein Haus zu kommen und bis zu meiner Taufe da zu bleiben.

Ehe ich am Sonntag den 1. August 1854 in die Kirche ging, nahm ich von meiner Mutter Abschied, warf einen Blick auf meine Frau, die in einer Ecke saß, sprach mit meinen Geschwistern und traf dann mit einigen christlichen Freunden zusammen, die mich begleiteten. Merkwürdigerweise predigte Missionar Beynon, der noch nichts von meinem endgültigen Entschluß wußte, gerade über das Gleichnis von des Königs Hochzeitsmahl, das mir vor ein paar Tagen vollends zur Entscheidung geholfen hatte. Die Predigt machte einen tiefen Eindruck auf mich und bestärkte mich in meinem Entschluß. Aber nach dem Gottesdienst wäre ich fast wieder wankend geworden, denn es wurde mir überaus schwer, nicht heimgehen zu dürfen. Doch der Herr riß mich wie einen Brand aus dem Feuer. Herr Taylor stand an der Kirchthüre und sagte: „Kommen Sie?“ Ich antwortete schnell: Ja, und folgte ihm in sein Haus. Jetzt fühlte ich, wie plötzlich die Last der Sünde und des Kummers, die auf mir gelegen war, von meinem Herzen fiel. Eine unaussprechliche Freude erfüllte mich. Ich las und betete und legte mich dann aufs Bett, um nachzudenken. Ich hatte die Lampe gelöscht, aber das Zimmer schien voll Licht zu sein. Es war mir, als ob der Sohn Gottes im lichten Kleid als Freund zu mir käme, und Ruhe und Friede erfüllten meine Seele.

Ich war erquickt und froh wie ein müder, frierender, hungriger Wanderer, der heimkommt und sich ausruhen darf. Licht und Freude überwältigten mich fast, die Seligkeit war unfaßbar. Die Erfahrungen dieser Nacht waren einzig und unvergeßlich. Die Freude an Gott, die mir da geschenkt wurde, war ein schwacher Wiederschein der himmlischen Seligkeit. Ich hatte in jenen Tagen manchmal solche Visionen, aber keine war so herrlich wie jene erste. Ich teile eine Stelle aus einem Briefe mit, den ich damals schrieb: Wie sehne ich mich nach meinem Lager — nicht um zu schlafen, denn ich liege oft lange wach, sondern um seligen Umgang mit meinem Gott zu haben. Wie soll ich dem Herrn vergelten alle

seine Wohlthat, die er an mir thut? Wären die Wahrheiten des Christentums auch nicht geschichtlich bezeugt, gäbe es auch keine verbürgten Wunder — ich würde dennoch glauben, daß die von den galiläischen Fischern verkündigte Religion göttlich ist. Die heilige Freude, die sie mir bringt, muß vom Himmel sein. Schreibe ich das, um mich zu rühmen? Nein! Mit Thränen demütigen Dankes erzähle ich von der Güte des Herrn!" Solche Erfahrungen waren mir in den Prüfungen, die mich erwarteten, eine große Hilfe. Sie belebten meine Liebe und meinen Eifer und halfen mir, die Schwachheit des Fleisches überwinden.

Ich hatte nun Frieden, aber die Meinigen waren in großer Betrübnis. Am Morgen nachdem ich das Vaterhaus verlassen hatte, kam meine Mutter mit all meinen Geschwistern, um mich zur Heimkehr zu bewegen. Es war ein unsagbar schmerzliches Wiedersehen, das ich ohne Gottes Beistand nicht hätte durchmachen können. Für den Augenblick machten die dringenden Mahnungen meiner Lieben keinen besondern Eindruck auf mich. Ich blieb ruhig, auch als meine Mutter, da alles Ueberreden nichts half, in lautes Wehklagen ausbrach und Herrn Taylor und mich mit Verwünschungen überschüttete. Aber als meine Verwandten fort waren, da war es um meine Festigkeit geschehen und ich brach in Thränen aus. Ich schloß mich in mein Zimmer ein und betete für die Meinigen. Alle Tage erhielt ich Besuche von daheim. Am vierten Tag konnte ich in mein Tagebuch schreiben: „Heute hat mir meine liebe Mutter meine Kleider geschickt und — was mich sehr freut — sie läßt mich freundlich grüßen und bittet mich, nicht mehr zu trauern, sondern gutes Muts und glücklich zu sein."

Am 18. August veröffentlichte ich in einer Mârathizeitung einen Artikel, in dem ich dem Hinduismus absagte und meine Gründe dafür darlegte. Dadurch wurde die Sache allgemein bekannt. Ich gebe hier nur ein paar von den Betrachtungen, die ich damals aufschrieb, wieder: „O Gott, ich bin dein Kind. Möge es mir immer gewisser werden, daß ich zu der unsichtbaren Herde Christi gehöre. Möge ich das Reich Gottes und meinen Anteil an dessen Frieden und unvergänglicher Freude immer besser begreifen." „O meine Seele, freue dich, daß du so glücklich bist, mit deinem Schöpfer in Gemeinschaft zu stehen. Unwissende Götzendiener kennen den Reichtum von Christi Gnade nicht; habe Mitleid mit ihnen, bete für

sie, weine für sie! Sorge, daß sie in dir ein lebendiges Siegeszeichen für die Macht des Evangeliums sehen, damit sie auch nach solchem Glück streben und die unschätzbaren Gaben des Herrn Jesu suchen."

Meine Taufe wurde noch aufgeschoben, bis Herr Taylor Nachricht von meinen Lehrern in Bombay hatte. Inzwischen war mein Vater von seiner Reise zurückgekehrt. Herr Taylor hielt es für gefährlich, wenn ich die Meinigen vor meiner Taufe besuchte, und erlaubte mir, meinen Vater im Missionshaus zu sehen. Er kam im Wagen, ließ mich herunterrufen, forderte mich auf, einzusteigen und fuhr mit mir nach Hause, versprach aber, mich abends wieder heimzubringen. Zu Hause bereitete man mir ein gutes Frühstück, das mir in einem besondern Zimmer aufgetragen wurde. Meine Frau bediente mich. Als sie bemerkte, daß ich es unterließ, vor dem Essen meine Alltagskleider mit den heiligen Gewändern zu vertauschen, sagte sie demütig: Schmeckt dirs denn in solchen Kleidern? Abends ließ mich mein Vater wieder zu Herrn Taylor gehen. Ich besuchte jetzt meine Verwandten häufig. Meine Eltern behandelten mich sehr vernünftig und wandten keine Gewaltmittel an, wie es oft bei Neubekehrten geschieht, zeigten auch keinen großen Kummer meinetwegen. Sie dachten, wenn das erste Feuer bei mir verraucht wäre, würde ich zu ihnen zurückkehren, meine Kastengenossen würden mich wieder aufnehmen und der Schankaracharja würde mich von Schuld und Befleckung freisprechen.

11. Die Taufe.

Endlich konnte mein Tauftag festgesetzt werden. Mein Vater, dem dies mitgeteilt wurde, fragte mich allen Ernstes, ob ich dem Missionar für das Taufen etwas bezahlen müsse. Der Vater wünschte bei der Taufe anwesend zu sein. Der Morgen des Tauftags war noch recht schwer für mich. Mein Vater wollte mich noch besuchen, was ich nicht zugeben konnte, denn ich wollte diesen wichtigen Tag meines Lebens in ungestörter Gemeinschaft mit meinem Gott zubringen. Dann wünschte mein Vater einen Aufschub der Taufe, verlangte, daß ich ihn noch besuche u. s. w. Es wurden Briefe zwischen mir und meinem Vater gewechselt und ich konnte

mich nicht so in der Stille sammeln, wie ich gewünscht hatte. Beim Abendgottesdienst predigte Missionar Beynon und dann wurde ich von Missionar Taylor getauft. Aus der Stadt waren viele Menschen als Zuschauer herbeigekommen. Von zu Hause ließ man mir sagen: „Du stehst im Licht, aber wir tappen noch im Dunkeln." Meine Mutter wehklagte laut, denn erst jetzt mußte sie alle Hoffnung auf meine Rückkehr fahren lassen. Ich besuchte übrigens die Meinigen regelmäßig. Als ich den Wunsch aussprach, im Seminar in Bombay weiter zu studieren, sagte mein Vater, ich müsse vorher ein Buch zu seiner Belehrung schreiben. Ich that dies nach seinem Wunsch. Das Buch, das ich in zwei Monaten vollendete und das in Form eines Gesprächs zwischen einem heidnischen Vater und einem zum Christentum bekehrten Sohn geschrieben ist, hat den Titel: Vergleichung des Hinduismus mit dem Christentum.

Meine Frau erklärte sich auf den Wunsch meines Vaters bereit, zu mir zu gehen; sie trank auch zum Beweis ihrer Aufrichtigkeit etwas Wasser, das ich berührt hatte, und brach dadurch die Kaste. Aber den Tag, ehe man sie mir ins Missionshaus schicken wollte, erschien ihr Vater und nahm sie mit nach Bombay. Ich schrieb nachher an meinen Vater: „Ich bin meinem Vorsatz treu geblieben und ich vertraue dem Gott, um dessentwillen ich Vater, Mutter, Geschwister und Gattin verlassen habe. Daß meine Frau mich verläßt, ist mir hauptsächlich ihretwegen leid, da sie nun als Witwe und in der Unwissenheit leben muß. Was mich anlangt, so wird der Gott, der mir seinen Sohn geschenkt hat, mich nicht unglücklich sein lassen. Christus sagt deutlich, daß wer um seinetwillen alles verläßt, es hundertfältig wieder erlangt und in jener Welt das ewige Leben. Das ist der Trost des Christen und ich hoffe, auch du wirst ihn in schweren Zeiten erfahren."

Ich will hier gleich erzählen, wie es mit meiner Frau ging. Als ich wieder in Bombay war, gab ich mir alle Mühe, sie zu sprechen und ihre wirkliche Gesinnung zu erfahren (ich hatte nämlich gehört, sie sei geneigt, zu mir zu kommen); aber ihre Verwandten hinderten jedes Zusammentreffen. Endlich, nach vier Jahren vergeblicher Bemühungen, nahm ich meine Zuflucht zu dem Gericht. Meine Frau sollte nun in Gegenwart des Richters sagen, wie sie darüber dächte, und man gab mir eine halbe Stunde Zeit, sie zu

überreden; aber sie war vorher von ihren Angehörigen so bearbeitet worden, daß sie mir kein Gehör schenkte. Das Geld, das mich der Prozeß kostete, hatte ich mir durch eine kleine Schrift, die Geschichte Jamunas, verdient. Das Büchlein schildert die Leiden der Hinduwitwen.

Noch drei Jahre lebte ich allein, dann, im Jahr 1860, heiratete ich eine Christin. Nach zwei Jahren erschien plötzlich meine erste Frau und erklärte, ihre männlichen Verwandten seien tot und sie sei nun frei, zu mir zu kommen. Ich besprach mich mit meinen christlichen Freunden und erklärte ihr dann, ich könne keine zweite Frau nehmen, wolle aber für ihre Unterbringung in einer christlichen Familie zur Ausbildung für einen Beruf sorgen. Wenn sie dann später Christin werden und heiraten wolle, so solle sie volle Freiheit haben. Sie konnte sich nicht entschließen, meinen Vorschlag anzunehmen und ging traurig fort. Jetzt ist sie tot. Ihre Angehörigen haben sich mit mir ausgesöhnt und besuchen mich manchmal.

Doch ich muß noch einmal zu der Zeit nach meiner Taufe zurückkehren. Drei Monate blieb ich in der Familie Taylor, was mir körperlich und geistig sehr gut that und besonders zur Stärkung meines Glaubens diente. Ein neubekehrter Christ ist ja eine gar zarte Pflanze, die die äußerste Sorgfalt des Gärtners verlangt. Das lebendige Vorbild aller christlichen Tugenden, das ich in Missionar Taylor und seiner trefflichen Frau vor Augen hatte, diente meinem geistlichen Leben zur Förderung. Auch der Umgang mit Herrn und Frau Beynon und den eingebornen Christen wurde mir zum Segen.

Da ich mich für den Dienst des Herrn, der mich erlöst hatte, tüchtig machen wollte, in Belgam aber kein theologisches Seminar war, beschloß ich, mit meines Vaters Erlaubnis nach Bombay zu gehen. Meine arme Mutter willigte mit schwerem Herzen in die Trennung. Obgleich ich Christ geworden war, wollte sie mich doch gerne um sich haben. Sie jammerte aber so oft sie mich sah über meine Taufe und es schmerzte mich jedesmal tief, sie klagen zu hören. Ich hatte übrigens vor meiner Abreise nach Bombay noch einige Zeit im Elternhaus zugebracht. Meine liebe Mutter versorgte mich mit allem, was ich für die Reise brauchte; auch mit reichlichem Taschengeld wurde ich versehen. Meine lieben Eltern,

die ganze Familie, auch die Dienstboten, begleiteten mich bis vors Städtchen, und als ich sie bat, nach Hause zu gehen, flehten sie mich an, mit ihnen umzukehren. Das war ein Augenblick bitteren Wehs und es wurde mir sehr schwer, mich von den Lieben loszureißen. Doch Gott gab mir Kraft, daß ich fest bleiben konnte. Ich betete laut für sie alle und sagte ihnen dann Lebewohl. In Bombay wurde ich aufs freundlichste empfangen. Ich wohnte bei meinem alten Lehrer, jetzt meinem christlichen Bruder, Narajan Scheschadri. In der Familie dieses lieben Bruders wurde ich nicht allein körperlich aufs beste verpflegt, sondern hatte auch stets das Beispiel eines wahrhaft christlichen Lebens vor mir.

Manche Leute meinen, ein Hindu, der sich bekehrt, werde dadurch seinem Volk ganz entfremdet; dies ist aber nicht der Fall. Seine Verwandten sind wohl eine Zeit lang böse und halten sich fern, aber mit der Zeit söhnen sie sich meistens mit ihm aus. Manche von ihnen sind Fatalisten und glauben, Gott habe es vorher beschlossen, daß der Mann Christ werden müsse und man könne ihn deshalb nicht verantwortlich machen. Andere denken, er habe nichts Unrechtes gethan, sondern wenn er überhaupt gefehlt habe, so sei es infolge eines Irrtums geschehen. Sie denken, daß wie die Büßer den Freuden und Pflichten des Lebens entsagen und sich der Armut und Keuschheit verloben, so auch ein Christ gewordener Hindu seinem ursprünglichen Glauben entsagt hat, um einen andern anzunehmen, den er für besser hält.

Auch mein Vater betrachtete meine Sache von dieser Seite und bewahrte mir seine Liebe. Er freute sich, wenn mirs gut ging, und war ordentlich stolz, als ich später zum Prediger des Evangeliums ordiniert wurde. Ich besuchte ihn zweimal in Belgam, wohnte aber dann allerdings in einem besonderen Haus. Ich durfte mit der Familie beten und in der Bibel lesen. Er gab sich sogar große Mühe, mein religiöses Gefühl nicht zu verletzen. Als ich einmal mit ihm reiste, ruhte er an den Sonntagen und bezahlte den Kutschern den Tag extra. An den Orten, wo wir anhielten um zu essen, ließ er mich ungestört, wenn er merkte, daß ich betete. Zu meiner Hochzeit schickte er mir 100 Rupies; er erbot sich auch, meine erste Frau bei sich aufzunehmen und zu versorgen. Mit Gottes Hilfe konnte ich ihm ein treuer, gehorsamer Sohn sein. So lernte er einsehen, daß unsere Religion eine heilige Religion

ist und daß unser Glaube die menschliche Natur veredelt und heiligt. Er glaubte auch an die Kraft des christlichen Gebets. Er starb im Jahr 1874 in Puna. Ich durfte in seiner letzten Stunde bei ihm sein und mit ihm beten, und er gab durch Zeichen zu verstehen, daß er im Glauben starb.

Auch mein Onkel, der zuerst erbittert war, söhnte sich mit mir aus. Er besuchte mich oft und gab nach meiner Hochzeit zu Ehren des jungen Paares eine Gesellschaft, zu der er mich und meine Frau einlud. Meine Schwestern waren in Bombay verheiratet. Zuerst verboten mir ihre Männer das Haus, aber später durfte ich kommen so oft ich wollte und wurde immer freundlich empfangen. Auch viele andre Leute meiner Kaste zeigten sich in ähnlicher Weise duldsam. Die Weitherzigkeit meiner Hindufreunde, besonders meiner Studiengenossen, kann ich nur rühmen. Manche erwiesen mir eine geradezu brüderliche Liebe und keiner ließ mich meinen Religionswechsel entgelten.

Ich studierte nun in Bombay Theologie und unterrichtete daneben in dem Seminar. Als ich infolge von Kränklichkeit das Studieren aufgeben mußte, zog ich im Jahr 1860 nach Puna, wo ich 16 Jahre lebte, teils als Lehrer und Prediger wirkend, teils mit litterarischen Arbeiten beschäftigt, indem ich für die Traktatgesellschaft Bücher und Traktate schrieb, ältere revidierte und deren Drucklegung besorgte. Im Jahr 1888 löste sich indes meine Verbindung mit der Traktatgesellschaft wieder, weil ein großes Defizit die Druckarbeit zu beschränken zwang. Seit dieser Lösung meines Verhältnisses zur Traktatgesellschaft setze ich meine wissenschaftlichen Arbeiten, z. B. die Revision und den Neudruck der Wörterbücher auf eigene Hand fort, arbeite an einigen neuen Büchern, schreibe sehr oft religiöse Artikel für eine Zeitschrift, in denen ich den christlichen Glauben gegen die Angriffe von Nichtchristen verteidige. Gelegentlich predige ich auch in den Kirchen der eingebornen Gemeinden, der Amerikaner, bischöflichen Methodisten und Freischotten.

Zum Schluß möchte ich bemerken, daß ich diese Lebensgeschichte aus keinem andern Grunde geschrieben habe, als damit meine Leser die wunderbaren Wege Gottes sehen mögen, der mich durch seine Güte errettet hat von der Obrigkeit der Finsternis und versetzt in das Reich seines lieben Sohnes. Meine christlichen Freunde werden

aus alledem Gottes große Liebe und Güte erkennen und ihn mit mir demütig anbeten und preisen. Meine noch heidnischen Landsleute werden sehen, welch große Macht das Christentum hat, die Herzen sündiger Menschen zu erneuern und wie es dem schwachen Menschen eine übernatürliche Kraft verleiht, daß er die größten Hindernisse überwinden kann. Wer Jesus nur mit dem Verstand erfaßt, ohne ihm sein Herz zu schenken, der wird auch nicht die Kraft genießen, die der Herr schenken kann. Diejenigen unter meinen Freunden, deren Religion nur im Kopf und im Verstand sitzt, müssen etwas Tieferes und Wirklicheres suchen, sonst werden sie nichts von dem Heiland haben. Er ist ja immer bereit, dem ernstlich Bittenden seinen köstlichen Segen zu schenken. Erklärt er doch nachdrücklich: Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen. Die Wahrheit dieser Versicherung wird durch manches in diesem Buch Erzählte bestätigt werden.

Bin ich nicht ein glücklicher Mensch? Ja wohl, ich bin selig, obgleich ich oft strauchle und falle. Vergebung der Sünden, die Kraft, die Sünde zu überwinden, Gutes zu thun und Gott zu dienen, und endlich nach dem Tod die ewige Seligkeit — niemand, der diese Güter kennt und zu schätzen weiß, wird an meinem Glück zweifeln. Denn schon jetzt lebe ich in inniger Gemeinschaft mit Christus, dem Quell der Seligkeit. Ihm, der uns geliebet hat und gewaschen von den Sünden mit seinem Blut, und uns zu Königen und Priestern gemacht vor Gott und seinem Vater, demselbigen sei Ehre und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Erläuterung zu dem Bild:

Das Basler Missionsspital in Kalikut (Indien).

Während verschiedene englische und amerikanische Missionsgesellschaften in Indien schon längst Hand angelegt haben, durch ärztliche Mission nicht nur die äußeren Schäden und Gebrechen der Hindu zu heilen, sondern sich dadurch auch zu dem Herzen der „todkranken Heidenwelt“ den Weg zu bahnen, ist die

medizinische Mission der Basler Gesellschaft im südlichen Indien ein noch verhältnismäßig junger Zweig ihres Missionswerkes. Erst im Jahr 1886 wurde zu diesem Zweck Dr. Liebendörfer, der zuerst als ordinierter Missionar in Indien arbeitete und später während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Europa Medizin studierte, als Missionsarzt auf das indische Arbeitsfeld hinausgesandt, und in Kalikut, einer Stadt von 50—60,000 Einwohnern, stationiert. Seine Arbeit hat seitdem mit jedem Jahr an Umfang und Bedeutung zugenommen, und es mußte mit der Zeit daran gedacht werden, zur Erleichterung und Förderung seiner Aufgabe unter den Eingebornen ein kleines Missionsspital zu beschaffen. Dies ist Ende des vorigen Jahres geschehen, und am 1. Januar konnte das Krankenhaus, dessen Bau unser Titelbild bringt, feierlich eröffnet werden. Ueber die Einweihung des Spitals und die Arbeit in demselben schreibt der Missionsarzt Dr. Liebendörfer:*)

Im Jahr 1890 bot sich, von uns ungesucht, eine passende Gelegenheit dar, ein neben uns gelegenes Grundstück anzukaufen, worauf die Mission schon lange ihr Auge gerichtet hatte; war doch dieser Platz um seiner äußerst günstigen Lage willen wie dazu geschaffen, durch Errichtung von Branntweinschenken und andern unsauberen Lokalitäten einem etwas unternehmenden Heiden ein sicheres Auskommen zu bieten, wodurch das Missionsanwesen eine sehr unangenehme Nachbarschaft erhalten hätte. An dem der Straße zu gelegenen Teile des Grundstücks, etwa 300′ entfernt von meinem Wohnhause, wurde nun im August des letzten Jahres mit der Grundlegung zum Bau begonnen. Ohne jeglichen Unfall ging derselbe so rasch von statten, daß ich das Sprechzimmer schon am 16. Dezember beziehen und die Einweihung des Spitals am 1. Januar vornehmen konnte.

Dasselbe enthält 4 Zimmer, 2 Badezimmer und für die auswärtigen Patienten eine Wartehalle, welche etwa 60 Personen aufnehmen kann. Das unmittelbar hinter der Halle gelegene Zimmer benütze ich als Sprechzimmer, während der daran anstoßende kleinere Raum mit zwei Betten für Operationen und schwerere Fälle aufbehalten ist. Die beiden Eckzimmer enthalten vorerst je 6 Betten. Es sind also 14 Betten, die jedoch im Notfall leicht auf 20 vermehrt werden können. Die gegenwärtige Zahl genügt mir aber vollständig, so lange ich ohne geschulten Gehilfen arbeiten muß. — Sämtliche Zimmer sind mit Inschriften in Englisch und Malayalim geschmückt; erstere sind ein Geschenk der Bibelgesellschaft, die letzteren haben Lehrer

*) An die Freunde des ärztlichen Zweiges der Basler Mission, 1892. Missionsverwaltung, Basel.

unserer hiesigen Gemeindeschulen gemalt. Sie sollen den Patienten Gelegenheit zum Nachdenken geben, und es ist erfreulich zu sehen, wie diese Inschriften studiert und ich darf sagen, auch beherzigt werden.

In hohem Maße durfte ich überhaupt die thätige Teilnahme von Christen und Heiden erfahren. Von den ärmsten Gemeindegliedern, zum Teil als „Dankopfer", bis hinauf zum hiesigen heidnischen „Zamorin" wurden mir Gaben für diesen Zweck zugewendet. Letzterer schrieb mir: „Es gereicht uns zur großen Freude zu hören, daß Ihre Arbeit an den Armen dieser Stadt täglich zunimmt und daß Sie nun auch ein Spital bauen, wodurch Sie noch mehr Gutes zu thun in der Lage sein werden. Wir schicken Ihnen deshalb als Zeichen unserer fortdauernden Huld und Freundschaft inliegende Gabe" (50 Rupies = 75 Mark). Ein anderer Heide sandte mir eine große Anzahl Blumenstöcke „zur Anlegung eines Gartens". Ein Engländer übergab mir Rs. 40 mit dem Bedauern, daß er für diesen schönen Zweck augenblicklich nicht mehr thun könne. Bei der Einweihung erhielt ich Rs. 40 als Beitrag von der Gemeinde, was um so höher anzuschlagen ist, als diese doch meist aus armen Leuten besteht und die Preise der Lebensmittel fast um die Hälfte gestiegen sind. Gewiß aber wird der Herr, der auch die kleinste Gabe ansieht, allen diese ihre Liebe nicht unvergolten lassen.

Am 1. Januar, nachmittags 4½ Uhr, feierten wir die Einweihung. Wegen des beschränkten Raums hatten wir nur die Gemeinde und eine kleine Zahl von heidnischen Freunden geladen. Aber schon lange vor der festgesetzten Zeit waren fast alle Räume des festlich geschmückten Gebäudes voll, und viele Heiden und Christen mußten noch draußen stehen. Unser Distrikts-Präses Br. Walter eröffnete die Feier mit Gebet, worauf er nach einem gemeinsamen Gesang eine längere Ansprache hielt. In dieser gab er, vom Hinweis auf Christus und seiner Wirksamkeit ausgehend, einen geschäftlichen Ueberblick über die Entwicklung der ärztlichen Mission und ihre Arbeit bis auf unsere Zeit, wobei er besonders hervorhob, daß die Heilkunde und Krankenpflege zu allen Zeiten dem Evangelium dienstbar gewesen sei. — Meine eigenen Gefühle an diesem Tage waren Lob und Dank gegen den Herrn, der mich diese Feier erleben ließ. Ich las daher Psalm 103 und schloß mit dem Wunsch und der Bitte zum Herrn, daß dieses Haus eine Stätte werden möge, in welcher viele Kranke nicht nur Heilung ihrer körperlichen Leiden, sondern auch den großen Seelenarzt finden möchten, der in die Welt gekommen sei, das Verlorene zu suchen und selig zu machen. Ein Herr Verghese, ein frommer christlicher Beamter, der mir mit Rat und That allezeit hilfreich zur Seite stand, suchte den Unterschied zwischen einem

Regierungs- und Missionsspital darzulegen. Br. Rehm, wie auch einige andere Redner, machten darauf aufmerksam, daß in diesem Jahre die Station Kalikut das Jubiläum ihres 50jährigen Bestehens feiern dürfe. Er zeigte, wie allein das Evangelium im stande sei, Liebe zu zeugen und zu üben, während das Heidentum trotz allen äußeren Firnisses doch nur Kälte und Herzlosigkeit an den Tag lege. Ein Beweis dieser Liebe seien unter anderem die Missionsschulen und dieses neueröffnete Missions-Spital. Den Schluß machte unser Diakon Jonas, der seiner Ansprache Luk. 9, 1. 2. zu Grunde legte. Die Hauptaufgabe Jesu und seiner Jünger sei gewesen, Kranke zu heilen und das Evangelium zu verkündigen, und das müsse heute noch der Stempel jeder Missionsarbeit sein. Am Schlusse dankte er im Namen der Gemeinde für alle durch die ärztliche Mission in den letzten fünf Jahren derselben erwiesenen Wohlthaten. — Mit Gesang und Gebet wurde hierauf die schöne Feier geschlossen, welche gewiß auch für die zahlreich anwesenden Heiden nicht ohne Segen bleiben wird.

In fortlaufender Weise wird jeden Morgen vor Beginn der Arbeit ein Wort gelesen und kurz erklärt und dann gebetet. Ein Katechist, soweit es diesem seine andere Arbeit erlaubt, sowie eine Bibelfrau, welche sich hauptsächlich mit den Frauen beschäftigt, verteilen den Tag über an neu angekommene Patienten Traktate oder lesen ihnen aus solchen vor. Die Patienten werden gewöhnlich der Reihe nach, wie sie kommen, vorgenommen. Nur dringende Fälle, nicht Stand oder Reichtum, machen eine Ausnahme. Gewöhnlich vergeht unter anstrengender Arbeit der ganze Vormittag, bis die Wartehalle wieder leer ist. Kranke, welche besonderer Pflege bedürfen, werden in das Spital aufgenommen und, sind sie sehr arm, auch hier verpflegt, während Wohlhabendere sich ihr Essen selbst in den dazu bereit stehenden Räumen zubereiten dürfen. Würden sich nicht einige Freunde in der Heimat finden, welche um des Herrn willen bereit wären, einige Betten zu übernehmen durch eine jährliche Gabe von je 70 Mark? Wie vielen Leuten könnte damit ohne besondere Belastung der Missionskasse geholfen werden, und ich würde dadurch in den Stand gesetzt, auch manche arme und bedürftige Heiden aufzunehmen und sie auf diese Weise unter den Einfluß des Evangeliums zu bringen. — Nachmittags mache ich auswärtige Besuche bei Christen und Heiden, um dann von 4 Uhr an nochmals etwaige Patienten im Spital zu besorgen und gegen Abend die Runde in demselben zu machen. Diese Tagesarbeit findet nur eine Unterbrechung, wenn ich zu Missionsgeschwistern oder sonstigen Hilfesuchenden auf anderen Stationen gerufen werde. Selbst die späten Abendstunden, die ich gewöhnlich für schriftliche Arbeiten nötig hätte, stehen mir oft

so wenig zur Verfügung wie der Sonntag; doch hoffe ich, daß es sich im nächsten Jahre bessern wird, wenn ich meine zwei eingeborenen Gehilfen erhalte. Dr. Fry, ihr Lehrer, hebt sie in seinem diesjährigen gedruckten Bericht besonders hervor als sehr tüchtige und strebsame Leute, die, trotzdem sie fast ein Jahr nach Beginn des Kurses eingetreten sind, sich doch an die Spitze ihrer Klasse emporgearbeitet haben.

Der erste Patient, welcher ins Spital aufgenommen wurde, war ein christlicher Weber aus Kodakal, der an einer heftigen Mund- und Rachenentzündung litt, jedoch schon nach einigen Tagen sehr gebessert entlassen werden konnte. — Ein anderer Kranker, Ramen, ein Heide, kam von Palghat. Er, sowie seine Mutter, die ihn begleitete, waren schon mit dem Worte Gottes bekannt. Der älteste Bruder ist bereits Christ und arbeitet als Lehrer im Dienst der Mission. Der Patient litt an hochgradiger allgemeiner Wassersucht, einer Hauptgeißel unserer Malabar-Bevölkerung. Von Tag zu Tag sanken seine Kräfte, aber in demselben Grade wuchs auch sein Glaube und sein kindliches Vertrauen auf den Herrn, und er äußerte den dringenden Wunsch, noch vor seinem Ende getauft zu werden. In der Nacht vom 31. Januar auf 1. Februar wurde er so schwach, daß ich gegen Morgen gerufen wurde; die Mutter bat mich dringend, ihrem Sohn die Taufe nicht vorzuenthalten, damit er zum Heiland gehen dürfe. So taufte ich ihn mit dem Namen Johanan in den Tod Jesu. Eine Stunde nachher entschlief er sanft. Seine Mutter, in der Freude darüber, daß ihr Kind ein Eigentum Jesu geworden sei, weinte stille, nicht mit dem lärmenden Geheul, wie es sonst heidnische Frauen zu einer solchen Zeit thun. Dem Jüngling wurde eine christliche Beerdigung zu Teil. Viele unserer Christen wetteiferten darin, diesen Leuten durch Wort und That zu zeigen, daß sie nun zusammengehörten. Auch der Vater, der am Tage nach der Beerdigung seines Sohnes ahnungslos hier eintraf, war erfreut, als er hörte, sein Sohn sei als Christ im Glauben an den Herrn gestorben. Die Eltern stehen schon seit 20 Jahren in Verbindung mit Missionaren und Katechisten, und der Vater hat seither den Götzendienst aufgegeben. Schon vor einigen Jahren ließ er sämtliche kleine Tempel auf seinen Gütern zerstören, die Götzen sammeln und alle zusammen in einem Loche begraben und begann regelmäßiges Lesen des Wortes Gottes mit seinem Hause. Sie hatten jedoch bis heute nicht den Mut überzutreten, und legten auch oben erwähntem ältesten Sohne Paul, als er letztes Jahr Christ wurde, anfangs ziemlich Schwierigkeiten in den Weg. Doch gaben sie zuletzt ihre Zustimmung zu seinem Uebertritt, während der Schwiegersohn, der gewöhnlich mit diesem

Paul im geheimen nach Wadakentscheri ging, um das Evangelium zu hören, vor 2 Monaten noch als Heide von einer Schlange gebissen wurde und schon am nächsten Tage starb. Dieses Ereignis verfehlte nicht, einen tiefen Eindruck auf die Alten, besonders auf die Mutter zu machen. Auch die Frau des Verstorbenen wurde dadurch tief erschüttert und vom Sündenschlaf aufgeweckt und erklärte, da sie nun keinen Mann mehr auf dieser Welt habe, so solle in Zukunft Jesus ihr Herr und Meister sein. Eine weitere Mahnung, mit dem Uebertritt nicht zu lange zu warten, trat an die Mutter durch die Erkrankung ihres Sohnes, des obigen Johanan, heran. Die Mutter brachte den Jungen hierher, um ihn, wie sie sagte, dem Herrn zu übergeben. Der Herr hatte aber andere Gedanken und nahm den Jüngling zu sich, nachdem er Frieden gefunden hatte in der Gemeinschaft mit Jesu.

Ja, wenn für die dunklen Mächte des Heidentums kein Heiland wäre, so wäre das Leben geradezu trostlos. Gestern Nacht bewegte sich langsam und feierlich ein Leichenzug an unserem Hause vorbei. Die bengalischen Lichter sahen wir schon von ferne am Horizont, und eine kleine Kapelle der hiesigen Miliz spielte immer und immer wieder das schöne Lied: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit." Als ich mich nach dem Namen des Verstorbenen erkundigte, erfuhr ich zu meinem Erstaunen, daß es eine wohlbekannte und hochangesehene Persönlichkeit der Stadt war, aber ein Heide und vollständiger Atheist, der jahrelang auf viele Leute einen üblen Einfluß ausgeübt hat. Er verschied plötzlich an einem Herzschlag. Wie merkwürdig aber, daß gerade diesem Manne durch die ganze Stadt hindurch ein christliches Weihnachtslied geblasen wurde, wodurch dieser Christusleugner noch nach seinem Tode ein Zeugnis ablegen mußte; denn nur in Jesu liegt das Heil für Indien!

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Das Kongogebiet.

Die Lage des Kongostaates scheint sich immer trüber zu gestalten. Das große Kapital, das in den Freistaat Jahr für Jahr hineingesteckt worden ist, hat bis jetzt wenig abgeworfen. Nur lang-

sam entwickelt sich Handel und Gewerbe, wofür der König der Belgier mit großen persönlichen Unkosten die Bahn zu brechen versucht hat. Auch der Bau der Eisenbahn, auf deren Fertigstellung alle Hoffnungen beruhen, schreitet nicht so rasch vorwärts, als man anfangs in Rechnung genommen hatte, und es wird noch geraume Zeit gewähren, bis ein rascher und unbehinderter Verkehr mit dem Innern hergestellt sein wird. Zwar fehlt es nicht am nötigen Betriebskapital für das Eisenbahnunternehmen, wohl aber an den erforderlichen eingeborenen Arbeitskräften. Man hat deswegen schon daran gedacht, Kulis von China am Kongo einzuführen. Besondere Schwierigkeit bietet der Bau vom Ausgangspunkt Matadi bis zu den Höhen von Palabala, wo eine Bahnstrecke von 20 engl. Meilen durch die Felsen gesprengt werden muß. Von dort hofft man dann ziemlich ebenes Terrain bis nach dem Endpunkt Leopoldsville vor sich zu haben. Aber erst Ende dieses Jahres wird voraussichtlich die Linie bis Palabala fertiggestellt werden. Demnach hat es mit der Eröffnung der Eisenbahn von Matadi bis Stanley Pool noch alle Zeit und bis dahin hat auch der Handel, wie der Betrieb der weit ins Innere vorgeschobenen Missionsposten bei ihrer Abhängigkeit von einer raschen und billigen Verkehrsverbindung mit der Küste sehr zu leiden. — Auch sonst stehen die Aktien des Kongostaates äußerst niedrig. Das Hauptübel, an dem das junge Staatswesen krankt, ist die Finanznot, die mit jedem Tage steigt und bereits einen bedenklichen Grad erreicht hat. Die jährlichen Ausgaben von über 5 Mill. Fr. überragen ungefähr um das Zehnfache die regelmäßigen Einnahmen. Wohl zahlt der belgische Staat der Kongoregierung auf 10 Jahre jährlich 2 Mill. Fr., aber nur als Anleihe. Alle Versuche, höhere Einnahmen zu erzielen, sind bis jetzt gescheitert. Selbst die auf der Brüsseler afrikanischen Konferenz durchgesetzten Eingangszölle bringen nur einen geringen Ertrag und decken kaum die Einbringungskosten; die Monopolisierung des Handels aber hat die Regierung in einen unliebsamen Streit mit den Handelsgesellschaften am Kongo verwickelt, der offenbar zum Schaden des Freistaates enden wird. — Zu diesen Finanznöten kommen Unruhen im Innern seitens der Araber und Sklavenjäger, wodurch nicht allein die schwachbesetzten Militärposten, sondern auch die Autorität der Regierung gefährdet sind. Ein Konflikt mit der französischen Regierung, der von den Zeitungen neuerdings viel besprochen wird, hat die augenblickliche Lage des Kongostaates noch kritischer gestaltet.

Was nun die evangelischen Missionen am Kongo betrifft, so sind es deren fünf oder sechs, die unter den Völkerschaften des großen Kongobeckens arbeiten. Die meisten stehen noch in ihren An-

fängen, legen aber nichtsdestoweniger das Bestreben an den Tag, ihre Arbeit möglichst auszudehnen und ihre Posten teils am Kongo selbst, teils an dessen großen Zuflüssen vorzuschieben. Die Entfernungen zwischen manchen Stationen sind aber so ungeheure, daß man den Eindruck bekommt, es liege einigen Gesellschaften vor allem daran, sich in aller Eile möglichst große Gebiete zu sichern und ganze Völkerschaften in den Bereich ihrer Thätigkeit für die Zukunft hereinzuziehen. So ist auch von mancher Seite bis jetzt mehr Zeit und Kraft auf ausgedehnte Untersuchungsreisen verwandt worden, als auf eine gründliche, zielbewußte Missionsarbeit. Ob aber bei diesem Mangel an Konzentration und sorgfältiger Arbeit innerhalb bestimmter kleiner Kreise viel dabei herauskommt, scheint uns zweifelhaft zu sein. Zugleich werden mit einer gewissen Hast eine Menge Arbeitskräfte in die entlegensten Gegenden des Kongo dirigiert, die kaum einheitlich geleitet werden können und ebensowenig gemeinsam nach bestimmten und erprobten Grundsätzen das Missionswerk treiben.

Einen immer noch recht bescheidenen Erfolg haben die englischen Baptisten aufzuweisen, die auf drei Stationen am untern Kongo und auf fünf am obern Fluß arbeiten. Der Jahresbericht von 1890/91 giebt nur 48 Gemeindeglieder an, die sich auf die drei Stationen San Salvador, Ngombe (oder Wathen) und Arthington (am Stanley Pool) verteilen. Diese acht Missionsplätze, die über ein großes Gebiet zerstreut liegen, sind mit 26 Arbeitern besetzt. Besondere Erfolge verspricht man sich von der Arbeit auf der Station Monsembi, die erst kürzlich zwischen Lulanga und Bopoto unter den Bangala angelegt worden ist. Ueber die letzteren schreibt Miss. Stapleton: „Ein Vergleich zwischen den verschiedenen Völkerschaften läßt die Bangala für die Missionsarbeit besonders anziehend erscheinen. Sie sind nach jedermanns Ansicht der stattlichste Volksstamm am Kongo: intelligent, kräftig, energisch, mannhaft und auch bis zu einem gewissen Grade furchtlos. Mit Vorliebe legen sie ihre ungewöhnliche Thatkraft an den Tag. Sie werden deshalb häufig — besonders wegen ihrer Tüchtigkeit als Diener — den vielgerühmten Sansibariten gleichgestellt. Ueberall, von Boma bis zu den Stanley-Fällen, stehen sie im Dienst der Regierung, bilden die Bemannung der Dampfer und einen wichtigen Bestandteil aller Expeditionen, die am Kongo unternommen werden. Die Missionsarbeit unter einem solchen Volk berechtigt darum wohl zu der Hoffnung, daß es dereinst als christlicher Stamm Evangelistendienste thun dürfte unter den übrigen Völkerschaften des Kongo." — Mit der neuen Station ist soweit ein Anfang gemacht worden, daß man eine kleine Schule errichtet hat, die bis jetzt von 25 Knaben besucht wird.

Eine wichtige Evangelisationsarbeit liegt der Mission besonders am untern Kongo auf der Station Underhill ob, wo neben den nicht zu umgehenden Speditionsgeschäften an den am Eisenbahnbau und in den Handelsniederlassungen angestellten Eingeborenen und Europäern durch Predigt und Verbreitung christlicher Litteratur gearbeitet wird. — Einen großen Verlust erlitt die englische Baptistenmission durch den Tod ihres bewährten Arbeiters Percy Comber, der am 22. Januar d. J. auf der Station Wathen dem Fieber erlag. Mit ihm sank das letzte Glied der Familie Comber, die im Dienst der Mission in Afrika stand, ins Grab. Seine beiden Brüder, seine einzige Schwester († 1885 in Viktoria, Kamerun), seine Frau und seines Bruders Frau — sie alle sind dem afrikanischen Klima erlegen. Der greise Vater aber, der sie alle überlebt hat, erachtet es als eine hohe Ehre und besonderes Vorrecht, solche Kinder gehabt zu haben."

Eine bedeutende Schwierigkeit stellt die Sprachverschiedenheit der Missionsarbeit am Kongo entgegen. Liegen doch die vier Stationen der englischen Baptisten am oberen Strom allein in drei verschiedenen Sprachgebieten. Die Erlernung und Bearbeitung der Sprachen erfordert aber nicht bloß kostbare Zeit, sondern auch Leute, die hiefür das Zeug haben. — Hinsichtlich der künftigen Stellung der Gemeinden und Nationalgehilfen — die freilich erst noch zu gewinnen sind und wozu kaum erst ein Anfang gemacht ist — spricht der durch seine Untersuchungsreisen bekannte Missionar Grenfell den Grundsatz aus, jene möglichst frühzeitig an Selbsterhaltung und Selbständigkeit zu gewöhnen. Als Vorbild schwebt ihm dabei das Verhalten der baptistischen Christen in Kamerun vor, die, seitdem sie sich selbst überlassen seien, die größte Rührigkeit und Tüchtigkeit entfalteten. Der Vergleich ist aber in diesem Fall nicht ganz zutreffend. Die Verhältnisse der baptistischen Gemeinden in Kamerun wollen aus ihrer Geschichte verstanden sein. Hinter ihnen liegt einerseits eine vierzigjährige Pflege und Erziehung durch europäische Missionare und andererseits ist es der Stachel der Opposition, der sie zu finanziellen Anstrengungen und zu einem Eifer antreibt, den sie sonst wohl kaum an den Tag legen würden. Was dann die materielle Unterstützung durch die Heimat betrifft, so hat es ihnen unseres Wissens von England und Deutschland aus auch nicht ganz an solcher gefehlt. Daß die eingeborenen Gemeinden aber auch der geistigen Stütze bedürfen, zeigt der Umstand, daß sich vor einem Jahr die deutschen Baptisten jener für sich dastehenden baptistischen Gemeinden in Kamerun angenommen und ihnen einen Leiter geschickt haben. Hier am Kongo aber müssen doch vorerst lebenskräftige Gemeinden und Nationalgehilfen aus den

Eingeborenen gewonnen sein, ehe man von ihrer Selbständigmachung sprechen kann.

Ungleich größere Resultate ihrer bisherigen Missionsthätigkeit haben die amerikanischen Baptisten am Kongo aufzuweisen. Ihre Posten sind in ziemlich gleichmäßigen Abständen bis zum Aequator vorgeschoben. Die meisten derselben können von einem fröhlichen Fortschritt des Werkes berichten. Der letzte Census verzeichnet 10 Stationen mit 738 Gemeindegliedern und 949 Schülern. Während sich der Erfolg bis jetzt fast nur auf die beiden Stationen Banza Manteke und Lukunga am unteren Kongo beschränkte, hat nun auch die Arbeit im oberen Kongothal einen entscheidenden Sieg über das Heidentum davongetragen. Auf der Station Bolengi, etwa 800 engl. Meilen von der Mündung des Kongo entfernt, in der Nähe der Regierungsstation Aequatorville, wo bereits seit 1884 ziemlich erfolglos gearbeitet worden ist, haben im letzten Jahr etwa 60 Heiden dem Götzendienst entsagt und sich zur Nachfolge Christi entschlossen. — Auf der Station Mukimvika, die an der Mündung des Flusses und auf portugiesischem Gebiete liegt, sind die Erstlinge getauft worden. In Matadi, das durch seine Lage als Endstation der Oceandampfer und Ausgangspunkt der Kongobahn in Zukunft zum bedeutendsten Platze im Kongostaat emporwachsen wird, treibt auch diese Mission hauptsächlich Evangelisationsarbeit unter dem Beamten- und Arbeiterpersonal und zwar wegen der gemischten Bevölkerung in drei verschiedenen Sprachen: in Englisch, Französisch und in einer Kongomundart. Gemeindeglieder führt der Bericht nicht auf. Die größten und hoffnungsvollsten Gemeinden weisen die Stationen Lukunga und Banza Manteke auf mit je 410 und 260 Christen. An letzterem Ort hatte die junge Christengemeinde schon frühzeitig eine schwere Probe zu bestehen. Die rätselhafte „Schlafkrankheit" richtete hier unter den Eingeborenen eine große Verwüstung an und raffte allein gegen 100 Gemeindeglieder dahin. Eine gewisse apathische Ergebung in ihr unabänderliches Schicksal erfaßte viele und dämpfte das freudige Glaubensleben und die Thatkraft für die äußeren Lebensaufgaben. Andere erblickten in der Taufe das Siegel ihres Todes. Regelmäßige Gebetsversammlungen haben das christliche Leben in der Gemeinde wieder etwas angefacht. Auch die Frau des jungen Mannes, der sich als „Schlafkranker" nach England begab, um den Aerzten Gelegenheit zu geben, an seiner Leiche Untersuchungen über jene Krankheit anzustellen, ist derselben erlegen und im lebendigen Glauben an ihren Erlöser gestorben. In der Umgebung der Station, wo diese Krankheit nicht nur als eine wahre Geißel auftrat, sondern auch anfangs großen Widerstand gegen

das Christentum hervorrief, ist nun der Bann gebrochen und es konnten seitdem über 20 Personen getauft werden. Uebrigens ist die Plage im Abnehmen begriffen. — Eigentümlich berührt das Geständnis, daß unter manchen Gemeindegliedern noch der Hang zu allerlei heidnischen Unsitten zum offenen Ausdruck kommt, wie z. B. bei einem Todesfall, bei dem bestellte Klageweiber ihre Totengesänge anstimmten, Tänze aufführten, Trommeln geschlagen und Flintensalven nach Art der heidnischen Totenfeiern abgefeuert wurden. Der Missionar stellte dies zwar ab, aber es zeigt, daß die dortigen Christen noch sehr der christlichen Erziehung und kirchlichen Pflege bedürfen. — Banza Manteke hat auch sein kleines Seminar, wo sieben junge Leute zu Nationalgehilfen herangebildet werden sollen. Einige derselben, so wird berichtet, predigen bereits mit feurigem Eifer und großer „Salbung". Außerdem wird von Dr. Small medizinische Mission getrieben und man ist nun auch daran, ein Missionsspital zu errichten.

Den besten Fortgang nimmt das Werk in Lukunga, wo sowohl die Gemeinde am Platz selbst, wie auf den verschiedenen Außenposten nach innen und außen wächst und über 600 Schüler in regelmäßigem Unterricht stehen. Einige junge Leute werden in der Tischlerei und im Drucken angeleitet; von andern wird Landbau getrieben, Zuckerrohr gepflanzt und gepreßt. Zur Industrie wird die Schuljugend besonders auf der Station Leopoldsville angehalten, wo sich die Bevölkerung bis jetzt noch beharrlich dem Evangelium verschließt. Auf den übrigen Stationen am oberen Kongo ist noch alles in den ersten Anfängen und die Arbeit beschränkt sich meist auf den Ausbau der Niederlassungen und auf den Unterricht der Jugend.

An Arbeiterpersonal führt der im Juli d. J. ausgegebene Jahresbericht der amerikanischen Baptisten auf: 25 Missionare, 19 Frauen, 2 Aerzte, 20 unordinierte eingeborene Prediger und 28 Lehrer.

Die im Jahr 1888 von Dr. Grattan Guineß gegründete Balolo-Mission hat ihr Arbeitsgebiet (außer den drei für die Beförderung der Güter angelegten Stationen Matadi, Lukunga und Leopoldsville) in dem großen Bogen, den der Kongo nördlich vom Aequator beschreibt. Hier im Herzen des Balolo-Landes sind vier Missionscentren, die Stationen Lulonga, Bonginda, Ikau und Bongandanga angelegt. Sie alle liegen an den bedeutenden linksseitigen Zuflüssen des Kongo: Lulonga, Lopori, Maringa und noch weit über Aequatorville hinaus. Die Gebiete der drei übrigen großen Nebenflüsse Lomami, Tschuapa und Bosira hofft man später noch zu besetzen. Auf diesen drei unteren und vier oberen Kongostationen

stehen zur Zeit 21 Missionsarbeiter, von denen drei vorübergehend in England zur Erholung weilen. Auch diese Mission gehört der baptistischen Richtung an. Sie arbeitet bis jetzt allein im Balologebiet, dessen Bevölkerung auf 10 Millionen (?) geschätzt wird. Die Balolo werden als ein intelligenter Volksstamm geschildert, dem eine gewisse Bildung nicht abzusprechen sei und der sich auch freundlich zur Mission stellt. Von besonderen Erfolgen kann nun freilich bei der Kürze der Zeit, während welcher die Missionare kaum seßhaft geworden sind, noch nicht die Rede sein. Auch hat das ungesunde Klima bereits mehrere Arbeiter zur Heimkehr genötigt, andere sind ihm erlegen, so der energische und umsichtige Leiter der Balolomission, Mac Kittrick und der junge Miss. Luff. Einige stehen erst kurz in der Arbeit. Von den älteren hat der eine, Miss. Haupt, seinen Aufenthalt in der Heimat dazu benützt, um in Dublin Medizin zu studieren. Unmittelbar nach dem Heimgang von Mac Kittrick in Bonginda konnten am 27. November v. J. die fünf Erstlinge der Balolo-Mission getauft werden, während 25 weitere Eingeborene für die Taufe vorbereitet wurden.

Einen neuen Impuls hat die Balolo-Mission im letzten Jahr durch einen Besuch von Dr. Harry Guineß, einem Sohn des Gründers des Werkes, erhalten, der als Arzt zugleich die klimatischen Verhältnisse des Arbeitsgebietes am Kongo sondierte. Seine Berichte lauteten im ganzen günstig und ermutigend, obwohl er an sich selbst die Wirkungen des Klimas zu erfahren hatte. Bei seinen Reisen flußaufwärts und zwischen den einzelnen Stationen sind ihm nicht nur mancherlei Züge entgegengetreten, die ihn das Beste für die Missionsthätigkeit am Kongo hoffen lassen, sondern auch solche afrikanischer Grausamkeit und Roheit, wie man sie eben nur aus Centralafrika zu hören gewohnt ist. So kam er eines Tages durch ein Dorf, dessen Bewohner ein friedliches Dasein zu führen schienen. Wenige Tage später, als er dasselbe wieder passierte, fand er das Dorf niedergebrannt und verwüstet. Ein feindlicher Stamm hatte es überfallen und die Bevölkerung niedergemetzelt. In derselben Nacht, als man sich eben zur Ruhe begeben wollte, entstand draußen Lärm, da man in der Nähe der Lagerstätte den verstümmelten Leichnam eines Knaben fand, dem die Mordbrenner den Kopf abgeschnitten hatten, um damit den Eingang ihrer Stadt zu schmücken. Wohl giebt sich die Regierung des Kongostaates alle Mühe, nicht nur die mit allen Scheußlichkeiten verbundenen Sklavenjagden der Araber abzustellen, sondern auch zwischen den eingeborenen Stämmen Ruhe und Ordnung herzustellen; aber bis jetzt reicht weder ihr Einfluß, noch ihre Macht aus, um eine Neugestaltung der Dinge am Kongo herbeizuführen.

Ueber die schwedische Mission, die am unteren Kongo nördlich von den Wasserfällen auf vier Stationen arbeitet, liegen uns keine näheren Berichte vor. Ein amerikanischer Missionar rühmt den Eifer der ca. 20 Missionsarbeiter, mit dem sich dieselben der Predigt des Evangeliums und den Uebersetzungsarbeiten widmen.

Die jüngste Mission am Kongo ist die der amerikanischen (südlichen) Presbyterianer, die sich durch einen Besuch von Dr. Guineß, den derselbe in Amerika machte, dazu ermutigen ließen, im südlichen Gebiet des Freistaates in die Arbeit einzutreten. Als erste Station wurde der von belgischen, französischen und portugiesischen Händlern besetzte Platz Luebo (nordwestlich von Luluaburg) am Lulua, einem Nebenfluß des Kassai, ins Auge gefaßt. Letzterer ist der bedeutendste südliche Zufluß des Kongo, der bis zu seinem mittleren Lauf zum portugiesischen Gebiet gehört. Luebo liegt etwa 1500 Fuß hoch und ca. 600 englische Meilen östlich vom Atlantischen Ocean entfernt. Ein amerikanischer Missionar Lapsley und der Farbige Sheppard, zu denen später noch der schottische Presbyterianer Adamson gestoßen ist, ließen sich im April 1891 daselbst nieder und begannen die Arbeit unter den Bolebo. Um aber eine Zwischenstation zwischen diesem entlegenen Inlandsposten und dem Kongo zu haben, sollte noch der Platz Boleke am Zusammenfluß des Kassai und des Kwango besetzt werden. Lapsley reiste deshalb an die Küste, um das Geschäftliche mit dem General-Gouverneur zu erledigen. Am Stanley-Pool erfaßte ihn aber das gefürchtete Gallenfieber, von dem er sich indes soweit erholte, daß er noch nach Boma (an der Mündung) weiterreisen und seine Geschäfte abschließen konnte. Auf der Rückreise jedoch erlag er auf der Station Underhill einem neuen Fieberanfall.

Ebenfalls im Gebiet des Kassai und dessen Zuflüssen, sowie am Kongo selbst, arbeiten an verschiedenen Punkten die von Bischof Taylor ins Feld gestellten amerikanischen bischöflichen Methodisten. Es ist schwer, nach der Art und Weise, wie Taylor über seine Mission berichtet, sich ein klares Bild über die wirklichen Ergebnisse dieser Arbeit zu machen. So wird uns einfach über die Station Kimpoko am Stanley Pool berichtet: „Alles erhält sich selbst, alle sind tüchtig im Zeug unter den Eingeborenen, von denen einige gerettet (saved) sind; aber ich habe weiter keine bestimmten Einzelnheiten über den Erfolg der Arbeiter erhalten."

Taylors Beispiel, in freier Weise an der Christianisierung der Eingeborenen zu arbeiten, führt mancherlei Leute an die Ufer des Kongo, Freimissionare, die eben sehen, wo das Land offen steht und ohne gegebene Instruktion und Methode — meist wohl auch in Unkenntnis der Verhältnisse — sich durch die Umstände an Ort und

Stelle leiten lassen. Von einem solchen Fall las man erst vor einiger Zeit in einem amerikanischen Blatte: „Seit Jahren wohnte in Correctionville, Jowa, George W. Sessions mit seiner Frau Alice. Zu den beiden Kindern, Howard und Mary, die ihnen Gott schenkte, adoptierten sie noch eine kleine Nichte, Myrtle Perry, und einen Knaben, Namens Nathan A. Webb. Die Sessions führten ein musterhaftes christliches Familienleben, in dem insbesondere der Missionssinn und die Missionsliebe gepflegt wurde. Lange hatten die Eltern gewünscht, zu den Heiden gehen zu können, allein ihre häuslichen Verhältnisse standen der Ausführung immer im Wege. Mittlerweile erwarben sie sich ein schönes Vermögen, und in demselben Maße steigerte sich auch ihre Sehnsucht, den Negern in Afrika die Botschaft des Heils bringen zu können. Der irdische Besitz erstickte bei ihnen nicht die Liebe zu Christo und seinen Erlösten. Der Entschluß kam zur Reife, dem Herrn Hab und Gut, Leib und Leben in den Dienst an den tiefgesunkenen Negern zu stellen. Und nicht allein wollten die Eltern hinausziehen in den heiligen Krieg; auch die Kinder sollten mitgehen. Ihre Freunde redeten ihnen zwar den Plan aus und baten sie, wenigstens die Kinder da zu lassen; allein die Sessions blieben bei ihrem Entschluß. Die Vorbereitungen für die Abreise nahmen mehrere Jahre in Anspruch. Zuerst mußte Sessions sein Eigentum verkaufen, um die nötigen Geldmittel zur Reise zu gewinnen. Dann ließ er, im Hinblick auf die Kinder, in Liverpool ein zerlegbares, eisernes Haus herstellen, das 600 Dollars kostete. Die Transportkosten nach dem Kongo betragen ebensoviel. Alle Auslagen für die Reise und den Bau einer Station bestreitet die Familie aus eigenen Mitteln. Am 22. Februar verließ dieselbe ihre alte Heimat in Jowa und schiffte sich am 3. März in NewYork ein." Ueber ihre Ankunft am Kongo ist uns noch nichts bekannt geworden. Gewiß kann man solcher Begeisterung und Selbsthingabe für die Mission die Anerkennung und Bewunderung nicht versagen.

Ueber seine Arbeit im Angola-Gebiet schreibt Taylor: „Gott ist mit uns und wir werdens gewinnen. Ich pflanzte vor 5½ Jahren fünf Stationen in Angola und jetzt haben wir dank den Erfolgen einiger Stationen, die sich selbst erhalten, deren sieben."

Von der Pariser Missionsgesellschaft ist nun auch das französische Kongogebiet besetzt worden. Drei Missionare, darunter die beiden, Allégret und Teisseres, die vor zwei Jahren den Ogowe hinaufreisten und das Gebiet untersuchten, haben sich in Talagonga am oberen Ogowe, nordöstlich von Lambaréné niedergelassen, um unter den Pahouins zu arbeiten. Günstig für die zukünftige Arbeit ist, daß sich hier die Völker noch den Islam vom Leibe gehalten haben.

so wenig zur Verfügung wie der Sonntag; doch hoffe ich, daß es sich im nächsten Jahre bessern wird, wenn ich meine zwei eingeborenen Gehilfen erhalte. Dr. Fry, ihr Lehrer, hebt sie in seinem diesjährigen gedruckten Bericht besonders hervor als sehr tüchtige und strebsame Leute, die, trotzdem sie fast ein Jahr nach Beginn des Kurses eingetreten sind, sich doch an die Spitze ihrer Klasse emporgearbeitet haben.

Der erste Patient, welcher ins Spital aufgenommen wurde, war ein christlicher Weber aus Kodakal, der an einer heftigen Mund- und Rachenentzündung litt, jedoch schon nach einigen Tagen sehr gebessert entlassen werden konnte. — Ein anderer Kranker, Ramen, ein Heide, kam von Palghat. Er, sowie seine Mutter, die ihn begleitete, waren schon mit dem Worte Gottes bekannt. Der älteste Bruder ist bereits Christ und arbeitet als Lehrer im Dienst der Mission. Der Patient litt an hochgradiger allgemeiner Wassersucht, einer Hauptgeißel unserer Malabar-Bevölkerung. Von Tag zu Tag sanken seine Kräfte, aber in demselben Grade wuchs auch sein Glaube und sein kindliches Vertrauen auf den Herrn, und er äußerte den dringenden Wunsch, noch vor seinem Ende getauft zu werden. In der Nacht vom 31. Januar auf 1. Februar wurde er so schwach, daß ich gegen Morgen gerufen wurde; die Mutter bat mich dringend, ihrem Sohn die Taufe nicht vorzuenthalten, damit er zum Heiland gehen dürfe. So taufte ich ihn mit dem Namen Johanan in den Tod Jesu. Eine Stunde nachher entschlief er sanft. Seine Mutter, in der Freude darüber, daß ihr Kind ein Eigentum Jesu geworden sei, weinte stille, nicht mit dem lärmenden Geheul, wie es sonst heidnische Frauen zu einer solchen Zeit thun. Dem Jüngling wurde eine christliche Beerdigung zu Teil. Viele unserer Christen wetteiferten darin, diesen Leuten durch Wort und That zu zeigen, daß sie nun zusammengehörten. Auch der Vater, der am Tage nach der Beerdigung seines Sohnes ahnungslos hier eintraf, war erfreut, als er hörte, sein Sohn sei als Christ im Glauben an den Herrn gestorben. Die Eltern stehen schon seit 20 Jahren in Verbindung mit Missionaren und Katechisten, und der Vater hat seither den Götzendienst aufgegeben. Schon vor einigen Jahren ließ er sämtliche kleine Tempel auf seinen Gütern zerstören, die Götzen sammeln und alle zusammen in einem Loche begraben und begann regelmäßiges Lesen des Wortes Gottes mit seinem Hause. Sie hatten jedoch bis heute nicht den Mut überzutreten, und legten auch oben erwähntem ältesten Sohne Paul, als er letztes Jahr Christ wurde, anfangs ziemlich Schwierigkeiten in den Weg. Doch gaben sie zuletzt ihre Zustimmung zu seinem Uebertritt, während der Schwiegersohn, der gewöhnlich mit diesem

Paul im geheimen nach Wadakentscheri ging, um das Evangelium zu hören, vor 2 Monaten noch als Heide von einer Schlange gebissen wurde und schon am nächsten Tage starb. Dieses Ereignis verfehlte nicht, einen tiefen Eindruck auf die Alten, besonders auf die Mutter zu machen. Auch die Frau des Verstorbenen wurde dadurch tief erschüttert und vom Sündenschlaf aufgeweckt und erklärte, da sie nun keinen Mann mehr auf dieser Welt habe, so solle in Zukunft Jesus ihr Herr und Meister sein. Eine weitere Mahnung, mit dem Uebertritt nicht zu lange zu warten, trat an die Mutter durch die Erkrankung ihres Sohnes, des obigen Johanan, heran. Die Mutter brachte den Jungen hierher, um ihn, wie sie sagte, dem Herrn zu übergeben. Der Herr hatte aber andere Gedanken und nahm den Jüngling zu sich, nachdem er Frieden gefunden hatte in der Gemeinschaft mit Jesu.

Ja, wenn für die dunklen Mächte des Heidentums kein Heiland wäre, so wäre das Leben geradezu trostlos. Gestern Nacht bewegte sich langsam und feierlich ein Leichenzug an unserem Hause vorbei. Die bengalischen Lichter sahen wir schon von ferne am Horizont, und eine kleine Kapelle der hiesigen Miliz spielte immer und immer wieder das schöne Lied: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit." Als ich mich nach dem Namen des Verstorbenen erkundigte, erfuhr ich zu meinem Erstaunen, daß es eine wohlbekannte und hochangesehene Persönlichkeit der Stadt war, aber ein Heide und vollständiger Atheist, der jahrelang auf viele Leute einen üblen Einfluß ausgeübt hat. Er verschied plötzlich an einem Herzschlag. Wie merkwürdig aber, daß gerade diesem Manne durch die ganze Stadt hindurch ein christliches Weihnachtslied geblasen wurde, wodurch dieser Christusleugner noch nach seinem Tode ein Zeugnis ablegen mußte; denn nur in Jesu liegt das Heil für Indien!

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Das Kongogebiet.

Die Lage des Kongostaates scheint sich immer trüber zu gestalten. Das große Kapital, das in den Freistaat Jahr für Jahr hineingesteckt worden ist, hat bis jetzt wenig abgeworfen. Nur lang-

sam entwickelt sich Handel und Gewerbe, wofür der König der Belgier mit großen persönlichen Unkosten die Bahn zu brechen versucht hat. Auch der Bau der Eisenbahn, auf deren Fertigstellung alle Hoffnungen beruhen, schreitet nicht so rasch vorwärts, als man anfangs in Rechnung genommen hatte, und es wird noch geraume Zeit gewähren, bis ein rascher und unbehinderter Verkehr mit dem Innern hergestellt sein wird. Zwar fehlt es nicht am nötigen Betriebskapital für das Eisenbahnunternehmen, wohl aber an den erforderlichen eingeborenen Arbeitskräften. Man hat deswegen schon daran gedacht, Kulis von China am Kongo einzuführen. Besondere Schwierigkeit bietet der Bau vom Ausgangspunkt Matadi bis zu den Höhen von Palabala, wo eine Bahnstrecke von 20 engl. Meilen durch die Felsen gesprengt werden muß. Von dort hofft man dann ziemlich ebenes Terrain bis nach dem Endpunkt Leopoldsville vor sich zu haben. Aber erst Ende dieses Jahres wird voraussichtlich die Linie bis Palabala fertiggestellt werden. Demnach hat es mit der Eröffnung der Eisenbahn von Matadi bis Stanley Pool noch alle Zeit und bis dahin hat auch der Handel, wie der Betrieb der weit ins Innere vorgeschobenen Missionsposten bei ihrer Abhängigkeit von einer raschen und billigen Verkehrsverbindung mit der Küste sehr zu leiden. — Auch sonst stehen die Aktien des Kongostaates äußerst niedrig. Das Hauptübel, an dem das junge Staatswesen krankt, ist die Finanznot, die mit jedem Tage steigt und bereits einen bedenklichen Grad erreicht hat. Die jährlichen Ausgaben von über 5 Mill. Fr. überragen ungefähr um das Zehnfache die regelmäßigen Einnahmen. Wohl zahlt der belgische Staat der Kongoregierung auf 10 Jahre jährlich 2 Mill. Fr., aber nur als Anleihe. Alle Versuche, höhere Einnahmen zu erzielen, sind bis jetzt gescheitert. Selbst die auf der Brüsseler afrikanischen Konferenz durchgesetzten Eingangszölle bringen nur einen geringen Ertrag und decken kaum die Einbringungskosten; die Monopolisierung des Handels aber hat die Regierung in einen unliebsamen Streit mit den Handelsgesellschaften am Kongo verwickelt, der offenbar zum Schaden des Freistaates enden wird. — Zu diesen Finanznöten kommen Unruhen im Innern seitens der Araber und Sklavenjäger, wodurch nicht allein die schwachbesetzten Militärposten, sondern auch die Autorität der Regierung gefährdet sind. Ein Konflikt mit der französischen Regierung, der von den Zeitungen neuerdings viel besprochen wird, hat die augenblickliche Lage des Kongostaates noch kritischer gestaltet.

Was nun die evangelischen Missionen am Kongo betrifft, so sind es deren fünf oder sechs, die unter den Völkerschaften des großen Kongobeckens arbeiten. Die meisten stehen noch in ihren An-

fängen, legen aber nichtsdestoweniger das Bestreben an den Tag, ihre Arbeit möglichst auszudehnen und ihre Posten teils am Kongo selbst, teils an dessen großen Zuflüssen vorzuschieben. Die Entfernungen zwischen manchen Stationen sind aber so ungeheure, daß man den Eindruck bekommt, es liege einigen Gesellschaften vor allem daran, sich in aller Eile möglichst große Gebiete zu sichern und ganze Völkerschaften in den Bereich ihrer Thätigkeit für die Zukunft hereinzuziehen. So ist auch von mancher Seite bis jetzt mehr Zeit und Kraft auf ausgedehnte Untersuchungsreisen verwandt worden, als auf eine gründliche, zielbewußte Missionsarbeit. Ob aber bei diesem Mangel an Konzentration und sorgfältiger Arbeit innerhalb bestimmter kleiner Kreise viel dabei herauskommt, scheint uns zweifelhaft zu sein. Zugleich werden mit einer gewissen Hast eine Menge Arbeitskräfte in die entlegensten Gegenden des Kongo dirigiert, die kaum einheitlich geleitet werden können und ebensowenig gemeinsam nach bestimmten und erprobten Grundsätzen das Missionswerk treiben.

Einen immer noch recht bescheidenen Erfolg haben die englischen Baptisten aufzuweisen, die auf drei Stationen am untern Kongo und auf fünf am obern Fluß arbeiten. Der Jahresbericht von 1890/91 giebt nur 48 Gemeindeglieder an, die sich auf die drei Stationen San Salvador, Ngombe (oder Wathen) und Arthington (am Stanley Pool) verteilen. Diese acht Missionsplätze, die über ein großes Gebiet zerstreut liegen, sind mit 26 Arbeitern besetzt. Besondere Erfolge verspricht man sich von der Arbeit auf der Station Monsembi, die erst kürzlich zwischen Lulanga und Bopoto unter den Bangala angelegt worden ist. Ueber die letzteren schreibt Miss. Stapleton: „Ein Vergleich zwischen den verschiedenen Völkerschaften läßt die Bangala für die Missionsarbeit besonders anziehend erscheinen. Sie sind nach jedermanns Ansicht der stattlichste Volksstamm am Kongo: intelligent, kräftig, energisch, mannhaft und auch bis zu einem gewissen Grade furchtlos. Mit Vorliebe legen sie ihre ungewöhnliche Thatkraft an den Tag. Sie werden deshalb häufig — besonders wegen ihrer Tüchtigkeit als Diener — den vielgerühmten Sansibariten gleichgestellt. Ueberall, von Boma bis zu den Stanley-Fällen, stehen sie im Dienst der Regierung, bilden die Bemannung der Dampfer und einen wichtigen Bestandteil aller Expeditionen, die am Kongo unternommen werden. Die Missionsarbeit unter einem solchen Volk berechtigt darum wohl zu der Hoffnung, daß es dereinst als christlicher Stamm Evangelistendienste thun dürfte unter den übrigen Völkerschaften des Kongo." — Mit der neuen Station ist soweit ein Anfang gemacht worden, daß man eine kleine Schule errichtet hat, die bis jetzt von 25 Knaben besucht wird.

Eine wichtige Evangelisationsarbeit liegt der Mission besonders am untern Kongo auf der Station Underhill ob, wo neben den nicht zu umgehenden Speditionsgeschäften an den am Eisenbahnbau und in den Handelsniederlassungen angestellten Eingeborenen und Europäern durch Predigt und Verbreitung christlicher Litteratur gearbeitet wird. — Einen großen Verlust erlitt die englische Baptistenmission durch den Tod ihres bewährten Arbeiters Percy Comber, der am 22. Januar d. J. auf der Station Wathen dem Fieber erlag. Mit ihm sank das letzte Glied der Familie Comber, die im Dienst der Mission in Afrika stand, ins Grab. Seine beiden Brüder, seine einzige Schwester († 1885 in Viktoria, Kamerun), seine Frau und seines Bruders Frau — sie alle sind dem afrikanischen Klima erlegen. Der greise Vater aber, der sie alle überlebt hat, erachtet es als eine hohe Ehre und besonderes Vorrecht, solche Kinder gehabt zu haben."

Eine bedeutende Schwierigkeit stellt die Sprachverschiedenheit der Missionsarbeit am Kongo entgegen. Liegen doch die vier Stationen der englischen Baptisten am oberen Strom allein in drei verschiedenen Sprachgebieten. Die Erlernung und Bearbeitung der Sprachen erfordert aber nicht bloß kostbare Zeit, sondern auch Leute, die hiefür das Zeug haben. — Hinsichtlich der künftigen Stellung der Gemeinden und Nationalgehilfen — die freilich erst noch zu gewinnen sind und wozu kaum erst ein Anfang gemacht ist — spricht der durch seine Untersuchungsreisen bekannte Missionar Grenfell den Grundsatz aus, jene möglichst frühzeitig an Selbsterhaltung und Selbständigkeit zu gewöhnen. Als Vorbild schwebt ihm dabei das Verhalten der baptistischen Christen in Kamerun vor, die, seitdem sie sich selbst überlassen seien, die größte Rührigkeit und Tüchtigkeit entfalteten. Der Vergleich ist aber in diesem Fall nicht ganz zutreffend. Die Verhältnisse der baptistischen Gemeinden in Kamerun wollen aus ihrer Geschichte verstanden sein. Hinter ihnen liegt einerseits eine vierzigjährige Pflege und Erziehung durch europäische Missionare und andererseits ist es der Stachel der Opposition, der sie zu finanziellen Anstrengungen und zu einem Eifer antreibt, den sie sonst wohl kaum an den Tag legen würden. Was dann die materielle Unterstützung durch die Heimat betrifft, so hat es ihnen unseres Wissens von England und Deutschland aus auch nicht ganz an solcher gefehlt. Daß die eingeborenen Gemeinden aber auch der geistigen Stütze bedürfen, zeigt der Umstand, daß sich vor einem Jahr die deutschen Baptisten jener für sich dastehenden baptistischen Gemeinden in Kamerun angenommen und ihnen einen Leiter geschickt haben. Hier am Kongo aber müssen doch vorerst lebenskräftige Gemeinden und Nationalgehilfen aus den

Eingeborenen gewonnen sein, ehe man von ihrer Selbständigmachung sprechen kann.

Ungleich größere Resultate ihrer bisherigen Missionsthätigkeit haben die amerikanischen Baptisten am Kongo aufzuweisen. Ihre Posten sind in ziemlich gleichmäßigen Abständen bis zum Aequator vorgeschoben. Die meisten derselben können von einem fröhlichen Fortschritt des Werkes berichten. Der letzte Census verzeichnet 10 Stationen mit 738 Gemeindegliedern und 949 Schülern. Während sich der Erfolg bis jetzt fast nur auf die beiden Stationen Banza Manteke und Lukunga am unteren Kongo beschränkte, hat nun auch die Arbeit im oberen Kongothal einen entscheidenden Sieg über das Heidentum davongetragen. Auf der Station Bolengi, etwa 800 engl. Meilen von der Mündung des Kongo entfernt, in der Nähe der Regierungsstation Aequatorville, wo bereits seit 1884 ziemlich erfolglos gearbeitet worden ist, haben im letzten Jahr etwa 60 Heiden dem Götzendienst entsagt und sich zur Nachfolge Christi entschlossen. — Auf der Station Mukimvika, die an der Mündung des Flusses und auf portugiesischem Gebiete liegt, sind die Erstlinge getauft worden. In Matadi, das durch seine Lage als Endstation der Oceandampfer und Ausgangspunkt der Kongobahn in Zukunft zum bedeutendsten Platze im Kongostaat emporwachsen wird, treibt auch diese Mission hauptsächlich Evangelisationsarbeit unter dem Beamten- und Arbeiterpersonal und zwar wegen der gemischten Bevölkerung in drei verschiedenen Sprachen: in Englisch, Französisch und in einer Kongomundart. Gemeindeglieder führt der Bericht nicht auf. Die größten und hoffnungsvollsten Gemeinden weisen die Stationen Lukunga und Banza Manteke auf mit je 410 und 260 Christen. An letzterem Ort hatte die junge Christengemeinde schon frühzeitig eine schwere Probe zu bestehen. Die rätselhafte „Schlafkrankheit" richtete hier unter den Eingeborenen eine große Verwüstung an und raffte allein gegen 100 Gemeindeglieder dahin. Eine gewisse apathische Ergebung in ihr unabänderliches Schicksal erfaßte viele und dämpfte das freudige Glaubensleben und die Thatkraft für die äußeren Lebensaufgaben. Andere erblickten in der Taufe das Siegel ihres Todes. Regelmäßige Gebetsversammlungen haben das christliche Leben in der Gemeinde wieder etwas angefacht. Auch die Frau des jungen Mannes, der sich als „Schlafkranker" nach England begab, um den Aerzten Gelegenheit zu geben, an seiner Leiche Untersuchungen über jene Krankheit anzustellen, ist derselben erlegen und im lebendigen Glauben an ihren Erlöser gestorben. In der Umgebung der Station, wo diese Krankheit nicht nur als eine wahre Geißel auftrat, sondern auch anfangs großen Widerstand gegen

das Christentum hervorrief, ist nun der Bann gebrochen und es konnten seitdem über 20 Personen getauft werden. Uebrigens ist die Plage im Abnehmen begriffen. — Eigentümlich berührt das Geständnis, daß unter manchen Gemeindegliedern noch der Hang zu allerlei heidnischen Unsitten zum offenen Ausdruck kommt, wie z. B. bei einem Todesfall, bei dem bestellte Klageweiber ihre Totengesänge anstimmten, Tänze aufführten, Trommeln geschlagen und Flintensalven nach Art der heidnischen Totenfeiern abgefeuert wurden. Der Missionar stellte dies zwar ab, aber es zeigt, daß die dortigen Christen noch sehr der christlichen Erziehung und kirchlichen Pflege bedürfen. — Banza Manteke hat auch sein kleines Seminar, wo sieben junge Leute zu Nationalgehilfen herangebildet werden sollen. Einige derselben, so wird berichtet, predigen bereits mit feurigem Eifer und großer „Salbung". Außerdem wird von Dr. Small medizinische Mission getrieben und man ist nun auch daran, ein Missionsspital zu errichten.

Den besten Fortgang nimmt das Werk in Lukunga, wo sowohl die Gemeinde am Platz selbst, wie auf den verschiedenen Außenposten nach innen und außen wächst und über 600 Schüler in regelmäßigem Unterricht stehen. Einige junge Leute werden in der Tischlerei und im Drucken angeleitet; von andern wird Landbau getrieben, Zuckerrohr gepflanzt und gepreßt. Zur Industrie wird die Schuljugend besonders auf der Station Leopoldsville angehalten, wo sich die Bevölkerung bis jetzt noch beharrlich dem Evangelium verschließt. Auf den übrigen Stationen am oberen Kongo ist noch alles in den ersten Anfängen und die Arbeit beschränkt sich meist auf den Ausbau der Niederlassungen und auf den Unterricht der Jugend.

An Arbeiterpersonal führt der im Juli d. J. ausgegebene Jahresbericht der amerikanischen Baptisten auf: 25 Missionare, 19 Frauen, 2 Aerzte, 20 unordinierte eingeborene Prediger und 28 Lehrer.

Die im Jahr 1888 von Dr. Grattan Guineß gegründete Balolo-Mission hat ihr Arbeitsgebiet (außer den drei für die Beförderung der Güter angelegten Stationen Matadi, Lukunga und Leopoldsville) in dem großen Bogen, den der Kongo nördlich vom Aequator beschreibt. Hier im Herzen des Balolo-Landes sind vier Missionscentren, die Stationen Lulonga, Bonginda, Ikau und Bongandanga angelegt. Sie alle liegen an den bedeutenden linksseitigen Zuflüssen des Kongo: Lulonga, Lopori, Maringa und noch weit über Aequatorville hinaus. Die Gebiete der drei übrigen großen Nebenflüsse Lomami, Tschuapa und Bosira hofft man später noch zu besetzen. Auf diesen drei unteren und vier oberen Kongostationen

stehen zur Zeit 21 Missionsarbeiter, von denen drei vorübergehend in England zur Erholung weilen. Auch diese Mission gehört der baptistischen Richtung an. Sie arbeitet bis jetzt allein im Balologebiet, dessen Bevölkerung auf 10 Millionen (?) geschätzt wird. Die Balolo werden als ein intelligenter Volksstamm geschildert, dem eine gewisse Bildung nicht abzusprechen sei und der sich auch freundlich zur Mission stellt. Von besonderen Erfolgen kann nun freilich bei der Kürze der Zeit, während welcher die Missionare kaum seßhaft geworden sind, noch nicht die Rede sein. Auch hat das ungesunde Klima bereits mehrere Arbeiter zur Heimkehr genötigt, andere sind ihm erlegen, so der energische und umsichtige Leiter der Balolomission, Mac Kittrick und der junge Miss. Luff. Einige stehen erst kurz in der Arbeit. Von den älteren hat der eine, Miss. Haupt, seinen Aufenthalt in der Heimat dazu benützt, um in Dublin Medizin zu studieren. Unmittelbar nach dem Heimgang von Mac Kittrick in Bonginda konnten am 27. November v. J. die fünf Erstlinge der Balolo-Mission getauft werden, während 25 weitere Eingeborene für die Taufe vorbereitet wurden.

Einen neuen Impuls hat die Balolo-Mission im letzten Jahr durch einen Besuch von Dr. Harry Guineß, einem Sohn des Gründers des Werkes, erhalten, der als Arzt zugleich die klimatischen Verhältnisse des Arbeitsgebietes am Kongo sondierte. Seine Berichte lauteten im ganzen günstig und ermutigend, obwohl er an sich selbst die Wirkungen des Klimas zu erfahren hatte. Bei seinen Reisen flußaufwärts und zwischen den einzelnen Stationen sind ihm nicht nur mancherlei Züge entgegengetreten, die ihn das Beste für die Missionsthätigkeit am Kongo hoffen lassen, sondern auch solche afrikanischer Grausamkeit und Roheit, wie man sie eben nur aus Centralafrika zu hören gewohnt ist. So kam er eines Tages durch ein Dorf, dessen Bewohner ein friedliches Dasein zu führen schienen. Wenige Tage später, als er dasselbe wieder passierte, fand er das Dorf niedergebrannt und verwüstet. Ein feindlicher Stamm hatte es überfallen und die Bevölkerung niedergemetzelt. In derselben Nacht, als man sich eben zur Ruhe begeben wollte, entstand draußen Lärm, da man in der Nähe der Lagerstätte den verstümmelten Leichnam eines Knaben fand, dem die Mordbrenner den Kopf abgeschnitten hatten, um damit den Eingang ihrer Stadt zu schmücken. Wohl giebt sich die Regierung des Kongostaates alle Mühe, nicht nur die mit allen Scheußlichkeiten verbundenen Sklavenjagden der Araber abzustellen, sondern auch zwischen den eingeborenen Stämmen Ruhe und Ordnung herzustellen; aber bis jetzt reicht weder ihr Einfluß, noch ihre Macht aus, um eine Neugestaltung der Dinge am Kongo herbeizuführen.

Ueber die schwedische Mission, die am unteren Kongo nördlich von den Wasserfällen auf vier Stationen arbeitet, liegen uns keine näheren Berichte vor. Ein amerikanischer Missionar rühmt den Eifer der ca. 20 Missionsarbeiter, mit dem sich dieselben der Predigt des Evangeliums und den Uebersetzungsarbeiten widmen.

Die jüngste Mission am Kongo ist die der amerikanischen (südlichen) Presbyterianer, die sich durch einen Besuch von Dr. Guineß, den derselbe in Amerika machte, dazu ermutigen ließen, im südlichen Gebiet des Freistaates in die Arbeit einzutreten. Als erste Station wurde der von belgischen, französischen und portugiesischen Händlern besetzte Platz Luebo (nordwestlich von Luluaburg) am Lulua, einem Nebenfluß des Kassai, ins Auge gefaßt. Letzterer ist der bedeutendste südliche Zufluß des Kongo, der bis zu seinem mittleren Lauf zum portugiesischen Gebiet gehört. Luebo liegt etwa 1500 Fuß hoch und ca. 600 englische Meilen östlich vom Atlantischen Ocean entfernt. Ein amerikanischer Missionar Lapsley und der Farbige Sheppard, zu denen später noch der schottische Presbyterianer Adamson gestoßen ist, ließen sich im April 1891 daselbst nieder und begannen die Arbeit unter den Bolebo. Um aber eine Zwischenstation zwischen diesem entlegenen Inlandsposten und dem Kongo zu haben, sollte noch der Platz Boleke am Zusammenfluß des Kassai und des Kwango besetzt werden. Lapsley reiste deshalb an die Küste, um das Geschäftliche mit dem General-Gouverneur zu erledigen. Am Stanley-Pool erfaßte ihn aber das gefürchtete Gallenfieber, von dem er sich indes soweit erholte, daß er noch nach Boma (an der Mündung) weiterreisen und seine Geschäfte abschließen konnte. Auf der Rückreise jedoch erlag er auf der Station Underhill einem neuen Fieberanfall.

Ebenfalls im Gebiet des Kassai und dessen Zuflüssen, sowie am Kongo selbst, arbeiten an verschiedenen Punkten die von Bischof Taylor ins Feld gestellten amerikanischen bischöflichen Methodisten. Es ist schwer, nach der Art und Weise, wie Taylor über seine Mission berichtet, sich ein klares Bild über die wirklichen Ergebnisse dieser Arbeit zu machen. So wird uns einfach über die Station Kimpoko am Stanley Pool berichtet: „Alles erhält sich selbst, alle sind tüchtig im Zeug unter den Eingeborenen, von denen einige gerettet (saved) sind; aber ich habe weiter keine bestimmten Einzelnheiten über den Erfolg der Arbeiter erhalten."

Taylors Beispiel, in freier Weise an der Christianisierung der Eingeborenen zu arbeiten, führt mancherlei Leute an die Ufer des Kongo, Freimissionare, die eben sehen, wo das Land offen steht und ohne gegebene Instruktion und Methode — meist wohl auch in Unkenntnis der Verhältnisse — sich durch die Umstände an Ort und

Stelle leiten lassen. Von einem solchen Fall las man erst vor einiger Zeit in einem amerikanischen Blatte: „Seit Jahren wohnte in Correctionville, Jowa, George W. Sessions mit seiner Frau Alice. Zu den beiden Kindern, Howard und Mary, die ihnen Gott schenkte, adoptierten sie noch eine kleine Nichte, Myrtle Perry, und einen Knaben, Namens Nathan A. Webb. Die Sessions führten ein musterhaftes christliches Familienleben, in dem insbesondere der Missionssinn und die Missionsliebe gepflegt wurde. Lange hatten die Eltern gewünscht, zu den Heiden gehen zu können, allein ihre häuslichen Verhältnisse standen der Ausführung immer im Wege. Mittlerweile erwarben sie sich ein schönes Vermögen, und in demselben Maße steigerte sich auch ihre Sehnsucht, den Negern in Afrika die Botschaft des Heils bringen zu können. Der irdische Besitz erstickte bei ihnen nicht die Liebe zu Christo und seinen Erlösten. Der Entschluß kam zur Reife, dem Herrn Hab und Gut, Leib und Leben in den Dienst an den tiefgesunkenen Negern zu stellen. Und nicht allein wollten die Eltern hinausziehen in den heiligen Krieg; auch die Kinder sollten mitgehen. Ihre Freunde redeten ihnen zwar den Plan aus und baten sie, wenigstens die Kinder da zu lassen; allein die Sessions blieben bei ihrem Entschluß. Die Vorbereitungen für die Abreise nahmen mehrere Jahre in Anspruch. Zuerst mußte Sessions sein Eigentum verkaufen, um die nötigen Geldmittel zur Reise zu gewinnen. Dann ließ er, im Hinblick auf die Kinder, in Liverpool ein zerlegbares, eisernes Haus herstellen, das 600 Dollars kostete. Die Transportkosten nach dem Kongo betragen ebensoviel. Alle Auslagen für die Reise und den Bau einer Station bestreitet die Familie aus eigenen Mitteln. Am 22. Februar verließ dieselbe ihre alte Heimat in Jowa und schiffte sich am 3. März in NewYork ein." Ueber ihre Ankunft am Kongo ist uns noch nichts bekannt geworden. Gewiß kann man solcher Begeisterung und Selbsthingabe für die Mission die Anerkennung und Bewunderung nicht versagen.

Ueber seine Arbeit im Angola-Gebiet schreibt Taylor: „Gott ist mit uns und wir werdens gewinnen. Ich pflanzte vor 5½ Jahren fünf Stationen in Angola und jetzt haben wir dank den Erfolgen einiger Stationen, die sich selbst erhalten, deren sieben."

Von der Pariser Missionsgesellschaft ist nun auch das französische Kongogebiet besetzt worden. Drei Missionare, darunter die beiden, Allégret und Teisseres, die vor zwei Jahren den Ogowe hinaufreisten und das Gebiet untersuchten, haben sich in Talagonga am oberen Ogowe, nordöstlich von Lambaréné niedergelassen, um unter den Pahouins zu arbeiten. Günstig für die zukünftige Arbeit ist, daß sich hier die Völker noch den Islam vom Leibe gehalten haben.

aus alledem Gottes große Liebe und Güte erkennen und ihn mit mir demütig anbeten und preisen. Meine noch heidnischen Landsleute werden sehen, welch große Macht das Christentum hat, die Herzen sündiger Menschen zu erneuern und wie es dem schwachen Menschen eine übernatürliche Kraft verleiht, daß er die größten Hindernisse überwinden kann. Wer Jesus nur mit dem Verstand erfaßt, ohne ihm sein Herz zu schenken, der wird auch nicht die Kraft genießen, die der Herr schenken kann. Diejenigen unter meinen Freunden, deren Religion nur im Kopf und im Verstand sitzt, müssen etwas Tieferes und Wirklicheres suchen, sonst werden sie nichts von dem Heiland haben. Er ist ja immer bereit, dem ernstlich Bittenden seinen köstlichen Segen zu schenken. Erklärt er doch nachdrücklich: Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen. Die Wahrheit dieser Versicherung wird durch manches in diesem Buch Erzählte bestätigt werden.

Bin ich nicht ein glücklicher Mensch? Ja wohl, ich bin selig, obgleich ich oft strauchle und falle. Vergebung der Sünden, die Kraft, die Sünde zu überwinden, Gutes zu thun und Gott zu dienen, und endlich nach dem Tod die ewige Seligkeit — niemand, der diese Güter kennt und zu schätzen weiß, wird an meinem Glück zweifeln. Denn schon jetzt lebe ich in inniger Gemeinschaft mit Christus, dem Quell der Seligkeit. Ihm, der uns geliebet hat und gewaschen von den Sünden mit seinem Blut, und uns zu Königen und Priestern gemacht vor Gott und seinem Vater, demselbigen sei Ehre und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Erläuterung zu dem Bild:

Das Basler Missionsspital in Kalikut (Indien).

Während verschiedene englische und amerikanische Missionsgesellschaften in Indien schon längst Hand angelegt haben, durch ärztliche Mission nicht nur die äußeren Schäden und Gebrechen der Hindu zu heilen, sondern sich dadurch auch zu dem Herzen der „todkranken Heidenwelt" den Weg zu bahnen, ist die

medizinische Mission der Basler Gesellschaft im südlichen Indien ein noch verhältnismäßig junger Zweig ihres Missionswerkes. Erst im Jahr 1886 wurde zu diesem Zweck Dr. Liebendörfer, der zuerst als ordinierter Missionar in Indien arbeitete und später während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Europa Medizin studierte, als Missionsarzt auf das indische Arbeitsfeld hinausgesandt, und in Kalikut, einer Stadt von 50—60,000 Einwohnern, stationiert. Seine Arbeit hat seitdem mit jedem Jahr an Umfang und Bedeutung zugenommen, und es mußte mit der Zeit daran gedacht werden, zur Erleichterung und Förderung seiner Aufgabe unter den Eingebornen ein kleines Missionsspital zu beschaffen. Dies ist Ende des vorigen Jahres geschehen, und am 1. Januar konnte das Krankenhaus, dessen Bau unser Titelbild bringt, feierlich eröffnet werden. Ueber die Einweihung des Spitals und die Arbeit in demselben schreibt der Missionsarzt Dr. Liebendörfer:*)

Im Jahr 1890 bot sich, von uns ungesucht, eine passende Gelegenheit dar, ein neben uns gelegenes Grundstück anzukaufen, worauf die Mission schon lange ihr Auge gerichtet hatte; war doch dieser Platz um seiner äußerst günstigen Lage willen wie dazu geschaffen, durch Errichtung von Branntweinschenken und andern unsauberen Lokalitäten einem etwas unternehmenden Heiden ein sicheres Auskommen zu bieten, wodurch das Missionsanwesen eine sehr unangenehme Nachbarschaft erhalten hätte. An dem der Straße zu gelegenen Teile des Grundstücks, etwa 300' entfernt von meinem Wohnhause, wurde nun im August des letzten Jahres mit der Grundlegung zum Bau begonnen. Ohne jeglichen Unfall ging derselbe so rasch von statten, daß ich das Sprechzimmer schon am 16. Dezember beziehen und die Einweihung des Spitals am 1. Januar vornehmen konnte.

Dasselbe enthält 4 Zimmer, 2 Badezimmer und für die auswärtigen Patienten eine Wartehalle, welche etwa 60 Personen aufnehmen kann. Das unmittelbar hinter der Halle gelegene Zimmer benütze ich als Sprechzimmer, während der daran anstoßende kleinere Raum mit zwei Betten für Operationen und schwerere Fälle aufbehalten ist. Die beiden Eckzimmer enthalten vorerst je 6 Betten. Es sind also 14 Betten, die jedoch im Notfall leicht auf 20 vermehrt werden können. Die gegenwärtige Zahl genügt mir aber vollständig, so lange ich ohne geschulten Gehilfen arbeiten muß. — Sämtliche Zimmer sind mit Inschriften in Englisch und Malayalim geschmückt; erstere sind ein Geschenk der Bibelgesellschaft, die letzteren haben Lehrer

*) An die Freunde des ärztlichen Zweiges der Basler Mission, 1892. Missionsverwaltung, Basel.

unserer hiesigen Gemeindeschulen gemalt. Sie sollen den Patienten Gelegenheit zum Nachdenken geben, und es ist erfreulich zu sehen, wie diese Inschriften studiert und ich darf sagen, auch beherzigt werden.

In hohem Maße durfte ich überhaupt die thätige Teilnahme von Christen und Heiden erfahren. Von den ärmsten Gemeindegliedern, zum Teil als „Dankopfer", bis hinauf zum hiesigen heidnischen „Zamorin" wurden mir Gaben für diesen Zweck zugewendet. Letzterer schrieb mir: „Es gereicht uns zur großen Freude zu hören, daß Ihre Arbeit an den Armen dieser Stadt täglich zunimmt und daß Sie nun auch ein Spital bauen, wodurch Sie noch mehr Gutes zu thun in der Lage sein werden. Wir schicken Ihnen deshalb als Zeichen unserer fortdauernden Huld und Freundschaft inliegende Gabe" (50 Rupies = 75 Mark). Ein anderer Heide sandte mir eine große Anzahl Blumenstöcke „zur Anlegung eines Gartens". Ein Engländer übergab mir Rs. 40 mit dem Bedauern, daß er für diesen schönen Zweck augenblicklich nicht mehr thun könne. Bei der Einweihung erhielt ich Rs. 40 als Beitrag von der Gemeinde, was um so höher anzuschlagen ist, als diese doch meist aus armen Leuten besteht und die Preise der Lebensmittel fast um die Hälfte gestiegen sind. Gewiß aber wird der Herr, der auch die kleinste Gabe ansieht, allen diese ihre Liebe nicht unvergolten lassen.

Am 1. Januar, nachmittags 4½ Uhr, feierten wir die Einweihung. Wegen des beschränkten Raums hatten wir nur die Gemeinde und eine kleine Zahl von heidnischen Freunden geladen. Aber schon lange vor der festgesetzten Zeit waren fast alle Räume des festlich geschmückten Gebäudes voll, und viele Heiden und Christen mußten noch draußen stehen. Unser Distrikts-Präses Br. Walter eröffnete die Feier mit Gebet, worauf er nach einem gemeinsamen Gesang eine längere Ansprache hielt. In dieser gab er, vom Hinweis auf Christus und seiner Wirksamkeit ausgehend, einen geschäftlichen Ueberblick über die Entwicklung der ärztlichen Mission und ihre Arbeit bis auf unsere Zeit, wobei er besonders hervorhob, daß die Heilkunde und Krankenpflege zu allen Zeiten dem Evangelium dienstbar gewesen sei. — Meine eigenen Gefühle an diesem Tage waren Lob und Dank gegen den Herrn, der mich diese Feier erleben ließ. Ich las daher Psalm 103 und schloß mit dem Wunsch und der Bitte zum Herrn, daß dieses Haus eine Stätte werden möge, in welcher viele Kranke nicht nur Heilung ihrer körperlichen Leiden, sondern auch den großen Seelenarzt finden möchten, der in die Welt gekommen sei, das Verlorene zu suchen und selig zu machen. Ein Herr Verghese, ein frommer christlicher Beamter, der mir mit Rat und That allezeit hilfreich zur Seite stand, suchte den Unterschied zwischen einem

Regierungs- und Missionsspital darzulegen. Br. Rehm, wie auch einige andere Redner, machten darauf aufmerksam, daß in diesem Jahre die Station Kalikut das Jubiläum ihres 50jährigen Bestehens feiern dürfe. Er zeigte, wie allein das Evangelium im stande sei, Liebe zu zeugen und zu üben, während das Heidentum trotz allen äußeren Firnisses doch nur Kälte und Herzlosigkeit an den Tag lege. Ein Beweis dieser Liebe seien unter anderem die Missionsschulen und dieses neueröffnete Missions-Spital. Den Schluß machte unser Diakon Jonas, der seiner Ansprache Luk. 9, 1. 2. zu Grunde legte. Die Hauptaufgabe Jesu und seiner Jünger sei gewesen, Kranke zu heilen und das Evangelium zu verkündigen, und das müsse heute noch der Stempel jeder Missionsarbeit sein. Am Schlusse dankte er im Namen der Gemeinde für alle durch die ärztliche Mission in den letzten fünf Jahren derselben erwiesenen Wohlthaten. — Mit Gesang und Gebet wurde hierauf die schöne Feier geschlossen, welche gewiß auch für die zahlreich anwesenden Heiden nicht ohne Segen bleiben wird.

In fortlaufender Weise wird jeden Morgen vor Beginn der Arbeit ein Wort gelesen und kurz erklärt und dann gebetet. Ein Katechist, soweit es diesem seine andere Arbeit erlaubt, sowie eine Bibelfrau, welche sich hauptsächlich mit den Frauen beschäftigt, verteilen den Tag über an neu angekommene Patienten Traktate oder lesen ihnen aus solchen vor. Die Patienten werden gewöhnlich der Reihe nach, wie sie kommen, vorgenommen. Nur dringende Fälle, nicht Stand oder Reichtum, machen eine Ausnahme. Gewöhnlich vergeht unter anstrengender Arbeit der ganze Vormittag, bis die Wartehalle wieder leer ist. Kranke, welche besonderer Pflege bedürfen, werden in das Spital aufgenommen und, sind sie sehr arm, auch hier verpflegt, während Wohlhabendere sich ihr Essen selbst in den dazu bereit stehenden Räumen zubereiten dürfen. Würden sich nicht einige Freunde in der Heimat finden, welche um des Herrn willen bereit wären, einige Betten zu übernehmen durch eine jährliche Gabe von je 70 Mark? Wie vielen Leuten könnte damit ohne besondere Belastung der Missionskasse geholfen werden, und ich würde dadurch in den Stand gesetzt, auch manche arme und bedürftige Heiden aufzunehmen und sie auf diese Weise unter den Einfluß des Evangeliums zu bringen. — Nachmittags mache ich auswärtige Besuche bei Christen und Heiden, um dann von 4 Uhr an nochmals etwaige Patienten im Spital zu besorgen und gegen Abend die Runde in demselben zu machen. Diese Tagesarbeit findet nur eine Unterbrechung, wenn ich zu Missionsgeschwistern oder sonstigen Hilfesuchenden auf anderen Stationen gerufen werde. Selbst die späten Abendstunden, die ich gewöhnlich für schriftliche Arbeiten nötig hätte, stehen mir oft

so wenig zur Verfügung wie der Sonntag; doch hoffe ich, daß es sich im nächsten Jahre bessern wird, wenn ich meine zwei eingeborenen Gehilfen erhalte. Dr. Fry, ihr Lehrer, hebt sie in seinem diesjährigen gedruckten Bericht besonders hervor als sehr tüchtige und strebsame Leute, die, trotzdem sie fast ein Jahr nach Beginn des Kurses eingetreten sind, sich doch an die Spitze ihrer Klasse emporgearbeitet haben.

Der erste Patient, welcher ins Spital aufgenommen wurde, war ein christlicher Weber aus Kodakal, der an einer heftigen Mund- und Rachenentzündung litt, jedoch schon nach einigen Tagen sehr gebessert entlassen werden konnte. — Ein anderer Kranker, Ramen, ein Heide, kam von Palghat. Er, sowie seine Mutter, die ihn begleitete, waren schon mit dem Worte Gottes bekannt. Der älteste Bruder ist bereits Christ und arbeitet als Lehrer im Dienst der Mission. Der Patient litt an hochgradiger allgemeiner Wassersucht, einer Hauptgeißel unserer Malabar-Bevölkerung. Von Tag zu Tag sanken seine Kräfte, aber in demselben Grade wuchs auch sein Glaube und sein kindliches Vertrauen auf den Herrn, und er äußerte den dringenden Wunsch, noch vor seinem Ende getauft zu werden. In der Nacht vom 31. Januar auf 1. Februar wurde er so schwach, daß ich gegen Morgen gerufen wurde; die Mutter bat mich dringend, ihrem Sohn die Taufe nicht vorzuenthalten, damit er zum Heiland gehen dürfe. So taufte ich ihn mit dem Namen Johanan in den Tod Jesu. Eine Stunde nachher entschlief er sanft. Seine Mutter, in der Freude darüber, daß ihr Kind ein Eigentum Jesu geworden sei, weinte stille, nicht mit dem lärmenden Geheul, wie es sonst heidnische Frauen zu einer solchen Zeit thun. Dem Jüngling wurde eine christliche Beerdigung zu Teil. Viele unserer Christen wetteiferten darin, diesen Leuten durch Wort und That zu zeigen, daß sie nun zusammengehörten. Auch der Vater, der am Tage nach der Beerdigung seines Sohnes ahnungslos hier eintraf, war erfreut, als er hörte, sein Sohn sei als Christ im Glauben an den Herrn gestorben. Die Eltern stehen schon seit 20 Jahren in Verbindung mit Missionaren und Katechisten, und der Vater hat seither den Götzendienst aufgegeben. Schon vor einigen Jahren ließ er sämtliche kleine Tempel auf seinen Gütern zerstören, die Götzen sammeln und alle zusammen in einem Loche begraben und begann regelmäßiges Lesen des Wortes Gottes mit seinem Hause. Sie hatten jedoch bis heute nicht den Mut überzutreten, und legten auch oben erwähntem ältesten Sohne Paul, als er letztes Jahr Christ wurde, anfangs ziemlich Schwierigkeiten in den Weg. Doch gaben sie zuletzt ihre Zustimmung zu seinem Uebertritt, während der Schwiegersohn, der gewöhnlich mit diesem

Paul im geheimen nach Wadakentscheri ging, um das Evangelium zu hören, vor 2 Monaten noch als Heide von einer Schlange gebissen wurde und schon am nächsten Tage starb. Dieses Ereignis verfehlte nicht, einen tiefen Eindruck auf die Alten, besonders auf die Mutter zu machen. Auch die Frau des Verstorbenen wurde dadurch tief erschüttert und vom Sündenschlaf aufgeweckt und erklärte, da sie nun keinen Mann mehr auf dieser Welt habe, so solle in Zukunft Jesus ihr Herr und Meister sein. Eine weitere Mahnung, mit dem Uebertritt nicht zu lange zu warten, trat an die Mutter durch die Erkrankung ihres Sohnes, des obigen Johanan, heran. Die Mutter brachte den Jungen hierher, um ihn, wie sie sagte, dem Herrn zu übergeben. Der Herr hatte aber andere Gedanken und nahm den Jüngling zu sich, nachdem er Frieden gefunden hatte in der Gemeinschaft mit Jesu.

Ja, wenn für die dunklen Mächte des Heidentums kein Heiland wäre, so wäre das Leben geradezu trostlos. Gestern Nacht bewegte sich langsam und feierlich ein Leichenzug an unserem Hause vorbei. Die bengalischen Lichter sahen wir schon von ferne am Horizont, und eine kleine Kapelle der hiesigen Miliz spielte immer und immer wieder das schöne Lied: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit.“ Als ich mich nach dem Namen des Verstorbenen erkundigte, erfuhr ich zu meinem Erstaunen, daß es eine wohlbekannte und hochangesehene Persönlichkeit der Stadt war, aber ein Heide und vollständiger Atheist, der jahrelang auf viele Leute einen üblen Einfluß ausgeübt hat. Er verschied plötzlich an einem Herzschlag. Wie merkwürdig aber, daß gerade diesem Manne durch die ganze Stadt hindurch ein christliches Weihnachtslied geblasen wurde, wodurch dieser Christusleugner noch nach seinem Tode ein Zeugnis ablegen mußte; denn nur in Jesu liegt das Heil für Indien!

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Das Kongogebiet.

Die Lage des Kongostaates scheint sich immer trüber zu gestalten. Das große Kapital, das in den Freistaat Jahr für Jahr hineingesteckt worden ist, hat bis jetzt wenig abgeworfen. Nur lang-

sam entwickelt sich Handel und Gewerbe, wofür der König der Belgier mit großen persönlichen Unkosten die Bahn zu brechen versucht hat. Auch der Bau der Eisenbahn, auf deren Fertigstellung alle Hoffnungen beruhen, schreitet nicht so rasch vorwärts, als man anfangs in Rechnung genommen hatte, und es wird noch geraume Zeit gewähren, bis ein rascher und unbehinderter Verkehr mit dem Innern hergestellt sein wird. Zwar fehlt es nicht am nötigen Betriebskapital für das Eisenbahnunternehmen, wohl aber an den erforderlichen eingeborenen Arbeitskräften. Man hat deswegen schon daran gedacht, Kulis von China am Kongo einzuführen. Besondere Schwierigkeit bietet der Bau vom Ausgangspunkt Matadi bis zu den Höhen von Palabala, wo eine Bahnstrecke von 20 engl. Meilen durch die Felsen gesprengt werden muß. Von dort hofft man dann ziemlich ebenes Terrain bis nach dem Endpunkt Leopoldsville vor sich zu haben. Aber erst Ende dieses Jahres wird voraussichtlich die Linie bis Palabala fertiggestellt werden. Demnach hat es mit der Eröffnung der Eisenbahn von Matadi bis Stanley Pool noch alle Zeit und bis dahin hat auch der Handel, wie der Betrieb der weit ins Innere vorgeschobenen Missionsposten bei ihrer Abhängigkeit von einer raschen und billigen Verkehrsverbindung mit der Küste sehr zu leiden. — Auch sonst stehen die Aktien des Kongostaates äußerst niedrig. Das Hauptübel, an dem das junge Staatswesen krankt, ist die Finanznot, die mit jedem Tage steigt und bereits einen bedenklichen Grad erreicht hat. Die jährlichen Ausgaben von über 5 Mill. Fr. überragen ungefähr um das Zehnfache die regelmäßigen Einnahmen. Wohl zahlt der belgische Staat der Kongoregierung auf 10 Jahre jährlich 2 Mill. Fr., aber nur als Anleihe. Alle Versuche, höhere Einnahmen zu erzielen, sind bis jetzt gescheitert. Selbst die auf der Brüsseler afrikanischen Konferenz durchgesetzten Eingangszölle bringen nur einen geringen Ertrag und decken kaum die Einbringungskosten; die Monopolisierung des Handels aber hat die Regierung in einen unliebsamen Streit mit den Handelsgesellschaften am Kongo verwickelt, der offenbar zum Schaden des Freistaates enden wird. — Zu diesen Finanznöten kommen Unruhen im Innern seitens der Araber und Sklavenjäger, wodurch nicht allein die schwachbesetzten Militärposten, sondern auch die Autorität der Regierung gefährdet sind. Ein Konflikt mit der französischen Regierung, der von den Zeitungen neuerdings viel besprochen wird, hat die augenblickliche Lage des Kongostaates noch kritischer gestaltet.

Was nun die evangelischen Missionen am Kongo betrifft, so sind es deren fünf oder sechs, die unter den Völkerschaften des großen Kongobeckens arbeiten. Die meisten stehen noch in ihren An-

fängen, legen aber nichtsdestoweniger das Bestreben an den Tag, ihre Arbeit möglichst auszudehnen und ihre Posten teils am Kongo selbst, teils an dessen großen Zuflüssen vorzuschieben. Die Entfernungen zwischen manchen Stationen sind aber so ungeheure, daß man den Eindruck bekommt, es liege einigen Gesellschaften vor allem daran, sich in aller Eile möglichst große Gebiete zu sichern und ganze Völkerschaften in den Bereich ihrer Thätigkeit für die Zukunft hereinzuziehen. So ist auch von mancher Seite bis jetzt mehr Zeit und Kraft auf ausgedehnte Untersuchungsreisen verwandt worden, als auf eine gründliche, zielbewußte Missionsarbeit. Ob aber bei diesem Mangel an Konzentration und sorgfältiger Arbeit innerhalb bestimmter kleiner Kreise viel dabei herauskommt, scheint uns zweifelhaft zu sein. Zugleich werden mit einer gewissen Hast eine Menge Arbeitskräfte in die entlegensten Gegenden des Kongo dirigiert, die kaum einheitlich geleitet werden können und ebensowenig gemeinsam nach bestimmten und erprobten Grundsätzen das Missionswerk treiben.

Einen immer noch recht bescheidenen Erfolg haben die englischen Baptisten aufzuweisen, die auf drei Stationen am untern Kongo und auf fünf am obern Fluß arbeiten. Der Jahresbericht von 1890/91 giebt nur 48 Gemeindeglieder an, die sich auf die drei Stationen San Salvador, Ngombe (oder Wathen) und Arthington (am Stanley Pool) verteilen. Diese acht Missionsplätze, die über ein großes Gebiet zerstreut liegen, sind mit 26 Arbeitern besetzt. Besondere Erfolge verspricht man sich von der Arbeit auf der Station Monsembi, die erst kürzlich zwischen Lulanga und Bopoto unter den Bangala angelegt worden ist. Ueber die letzteren schreibt Miss. Stapleton: „Ein Vergleich zwischen den verschiedenen Völkerschaften läßt die Bangala für die Missionsarbeit besonders anziehend erscheinen. Sie sind nach jedermanns Ansicht der stattlichste Volksstamm am Kongo: intelligent, kräftig, energisch, mannhaft und auch bis zu einem gewissen Grade furchtlos. Mit Vorliebe legen sie ihre ungewöhnliche Thatkraft an den Tag. Sie werden deshalb häufig — besonders wegen ihrer Tüchtigkeit als Diener — den vielgerühmten Sansibariten gleichgestellt. Ueberall, von Boma bis zu den Stanley-Fällen, stehen sie im Dienst der Regierung, bilden die Bemannung der Dampfer und einen wichtigen Bestandteil aller Expeditionen, die am Kongo unternommen werden. Die Missionsarbeit unter einem solchen Volk berechtigt darum wohl zu der Hoffnung, daß es dereinst als christlicher Stamm Evangelistendienste thun dürfte unter den übrigen Völkerschaften des Kongo." — Mit der neuen Station ist soweit ein Anfang gemacht worden, daß man eine kleine Schule errichtet hat, die bis jetzt von 25 Knaben besucht wird.

Eine wichtige Evangelisationsarbeit liegt der Mission besonders am untern Kongo auf der Station Underhill ob, wo neben den nicht zu umgehenden Speditionsgeschäften an den am Eisenbahnbau und in den Handelsniederlassungen angestellten Eingeborenen und Europäern durch Predigt und Verbreitung christlicher Litteratur gearbeitet wird. — Einen großen Verlust erlitt die englische Baptistenmission durch den Tod ihres bewährten Arbeiters Percy Comber, der am 22. Januar d. J. auf der Station Wathen dem Fieber erlag. Mit ihm sank das letzte Glied der Familie Comber, die im Dienst der Mission in Afrika stand, ins Grab. Seine beiden Brüder, seine einzige Schwester († 1885 in Viktoria, Kamerun), seine Frau und seines Bruders Frau — sie alle sind dem afrikanischen Klima erlegen. Der greise Vater aber, der sie alle überlebt hat, erachtet es als eine hohe Ehre und besonderes Vorrecht, solche Kinder gehabt zu haben."

Eine bedeutende Schwierigkeit stellt die Sprachverschiedenheit der Missionsarbeit am Kongo entgegen. Liegen doch die vier Stationen der englischen Baptisten am oberen Strom allein in drei verschiedenen Sprachgebieten. Die Erlernung und Bearbeitung der Sprachen erfordert aber nicht bloß kostbare Zeit, sondern auch Leute, die hiefür das Zeug haben. — Hinsichtlich der künftigen Stellung der Gemeinden und Nationalgehilfen — die freilich erst noch zu gewinnen sind und wozu kaum erst ein Anfang gemacht ist — spricht der durch seine Untersuchungsreisen bekannte Missionar Grenfell den Grundsatz aus, jene möglichst frühzeitig an Selbsterhaltung und Selbständigkeit zu gewöhnen. Als Vorbild schwebt ihm dabei das Verhalten der baptistischen Christen in Kamerun vor, die, seitdem sie sich selbst überlassen seien, die größte Rührigkeit und Tüchtigkeit entfalteten. Der Vergleich ist aber in diesem Fall nicht ganz zutreffend. Die Verhältnisse der baptistischen Gemeinden in Kamerun wollen aus ihrer Geschichte verstanden sein. Hinter ihnen liegt einerseits eine vierzigjährige Pflege und Erziehung durch europäische Missionare und andererseits ist es der Stachel der Opposition, der sie zu finanziellen Anstrengungen und zu einem Eifer antreibt, den sie sonst wohl kaum an den Tag legen würden. Was dann die materielle Unterstützung durch die Heimat betrifft, so hat es ihnen unseres Wissens von England und Deutschland aus auch nicht ganz an solcher gefehlt. Daß die eingeborenen Gemeinden aber auch der geistigen Stütze bedürfen, zeigt der Umstand, daß sich vor einem Jahr die deutschen Baptisten jener für sich dastehenden baptistischen Gemeinden in Kamerun angenommen und ihnen einen Leiter geschickt haben. Hier am Kongo aber müssen doch vorerst lebenskräftige Gemeinden und Nationalgehilfen aus den

Eingeborenen gewonnen sein, ehe man von ihrer Selbständigmachung sprechen kann.

Ungleich größere Resultate ihrer bisherigen Missionsthätigkeit haben die amerikanischen Baptisten am Kongo aufzuweisen. Ihre Posten sind in ziemlich gleichmäßigen Abständen bis zum Aequator vorgeschoben. Die meisten derselben können von einem fröhlichen Fortschritt des Werkes berichten. Der letzte Census verzeichnet 10 Stationen mit 738 Gemeindegliedern und 949 Schülern. Während sich der Erfolg bis jetzt fast nur auf die beiden Stationen Banza Manteke und Lukunga am unteren Kongo beschränkte, hat nun auch die Arbeit im oberen Kongothal einen entscheidenden Sieg über das Heidentum davongetragen. Auf der Station Bolengi, etwa 800 engl. Meilen von der Mündung des Kongo entfernt, in der Nähe der Regierungsstation Aequatorville, wo bereits seit 1884 ziemlich erfolglos gearbeitet worden ist, haben im letzten Jahr etwa 60 Heiden dem Götzendienst entsagt und sich zur Nachfolge Christi entschlossen. — Auf der Station Mukimvika, die an der Mündung des Flusses und auf portugiesischem Gebiete liegt, sind die Erstlinge getauft worden. In Matadi, das durch seine Lage als Endstation der Oceandampfer und Ausgangspunkt der Kongobahn in Zukunft zum bedeutendsten Platze im Kongostaat emporwachsen wird, treibt auch diese Mission hauptsächlich Evangelisationsarbeit unter dem Beamten- und Arbeiterpersonal und zwar wegen der gemischten Bevölkerung in drei verschiedenen Sprachen: in Englisch, Französisch und in einer Kongomundart. Gemeindeglieder führt der Bericht nicht auf. Die größten und hoffnungsvollsten Gemeinden weisen die Stationen Lukunga und Banza Manteke auf mit je 410 und 260 Christen. An letzterem Ort hatte die junge Christengemeinde schon frühzeitig eine schwere Probe zu bestehen. Die rätselhafte „Schlafkrankheit" richtete hier unter den Eingeborenen eine große Verwüstung an und raffte allein gegen 100 Gemeindeglieder dahin. Eine gewisse apathische Ergebung in ihr unabänderliches Schicksal erfaßte viele und dämpfte das freudige Glaubensleben und die Thatkraft für die äußeren Lebensaufgaben. Andere erblickten in der Taufe das Siegel ihres Todes. Regelmäßige Gebetsversammlungen haben das christliche Leben in der Gemeinde wieder etwas angefacht. Auch die Frau des jungen Mannes, der sich als „Schlafkranker" nach England begab, um den Aerzten Gelegenheit zu geben, an seiner Leiche Untersuchungen über jene Krankheit anzustellen, ist derselben erlegen und im lebendigen Glauben an ihren Erlöser gestorben. In der Umgebung der Station, wo diese Krankheit nicht nur als eine wahre Geißel auftrat, sondern auch anfangs großen Widerstand gegen

das Christentum hervorrief, ist nun der Bann gebrochen und es konnten seitdem über 20 Personen getauft werden. Uebrigens ist die Plage im Abnehmen begriffen. — Eigentümlich berührt das Geständnis, daß unter manchen Gemeindegliedern noch der Hang zu allerlei heidnischen Unsitten zum offenen Ausdruck kommt, wie z. B. bei einem Todesfall, bei dem bestellte Klageweiber ihre Totengesänge anstimmten, Tänze aufführten, Trommeln geschlagen und Flintensalven nach Art der heidnischen Totenfeiern abgefeuert wurden. Der Missionar stellte dies zwar ab, aber es zeigt, daß die dortigen Christen noch sehr der christlichen Erziehung und kirchlichen Pflege bedürfen. — Banza Manteke hat auch sein kleines Seminar, wo sieben junge Leute zu Nationalgehilfen herangebildet werden sollen. Einige derselben, so wird berichtet, predigen bereits mit feurigem Eifer und großer „Salbung". Außerdem wird von Dr. Small medizinische Mission getrieben und man ist nun auch daran, ein Missionsspital zu errichten.

Den besten Fortgang nimmt das Werk in Lukunga, wo sowohl die Gemeinde am Platz selbst, wie auf den verschiedenen Außenposten nach innen und außen wächst und über 600 Schüler in regelmäßigem Unterricht stehen. Einige junge Leute werden in der Tischlerei und im Drucken angeleitet; von andern wird Landbau getrieben, Zuckerrohr gepflanzt und gepreßt. Zur Industrie wird die Schuljugend besonders auf der Station Leopoldsville angehalten, wo sich die Bevölkerung bis jetzt noch beharrlich dem Evangelium verschließt. Auf den übrigen Stationen am oberen Kongo ist noch alles in den ersten Anfängen und die Arbeit beschränkt sich meist auf den Ausbau der Niederlassungen und auf den Unterricht der Jugend.

An Arbeiterpersonal führt der im Juli d. J. ausgegebene Jahresbericht der amerikanischen Baptisten auf: 25 Missionare, 19 Frauen, 2 Aerzte, 20 unordinierte eingeborene Prediger und 28 Lehrer.

Die im Jahr 1888 von Dr. Grattan Guineß gegründete Balolo-Mission hat ihr Arbeitsgebiet (außer den drei für die Beförderung der Güter angelegten Stationen Matadi, Lukunga und Leopoldsville) in dem großen Bogen, den der Kongo nördlich vom Aequator beschreibt. Hier im Herzen des Balolo-Landes sind vier Missionscentren, die Stationen Lulonga, Bonginda, Ikau und Bongandanga angelegt. Sie alle liegen an den bedeutenden linksseitigen Zuflüssen des Kongo: Lulonga, Lopori, Maringa und noch weit über Aequatorville hinaus. Die Gebiete der drei übrigen großen Nebenflüsse Lomami, Tschuapa und Bosira hofft man später noch zu besetzen. Auf diesen drei unteren und vier oberen Kongostationen

stehen zur Zeit 21 Missionsarbeiter, von denen drei vorübergehend in England zur Erholung weilen. Auch diese Mission gehört der baptistischen Richtung an. Sie arbeitet bis jetzt allein im Balologebiet, dessen Bevölkerung auf 10 Millionen (?) geschätzt wird. Die Balolo werden als ein intelligenter Volksstamm geschildert, dem eine gewisse Bildung nicht abzusprechen sei und der sich auch freundlich zur Mission stellt. Von besonderen Erfolgen kann nun freilich bei der Kürze der Zeit, während welcher die Missionare kaum seßhaft geworden sind, noch nicht die Rede sein. Auch hat das ungesunde Klima bereits mehrere Arbeiter zur Heimkehr genötigt, andere sind ihm erlegen, so der energische und umsichtige Leiter der Balolomission, Mac Kittrick und der junge Miss. Luff. Einige stehen erst kurz in der Arbeit. Von den älteren hat der eine, Miss. Haupt, seinen Aufenthalt in der Heimat dazu benützt, um in Dublin Medizin zu studieren. Unmittelbar nach dem Heimgang von Mac Kittrick in Bonginda konnten am 27. November v. J. die fünf Erstlinge der Balolo-Mission getauft werden, während 25 weitere Eingeborene für die Taufe vorbereitet wurden.

Einen neuen Impuls hat die Balolo-Mission im letzten Jahr durch einen Besuch von Dr. Harry Guineß, einem Sohn des Gründers des Werkes, erhalten, der als Arzt zugleich die klimatischen Verhältnisse des Arbeitsgebietes am Kongo sondierte. Seine Berichte lauteten im ganzen günstig und ermutigend, obwohl er an sich selbst die Wirkungen des Klimas zu erfahren hatte. Bei seinen Reisen flußaufwärts und zwischen den einzelnen Stationen sind ihm nicht nur mancherlei Züge entgegengetreten, die ihn das Beste für die Missionsthätigkeit am Kongo hoffen lassen, sondern auch solche afrikanischer Grausamkeit und Roheit, wie man sie eben nur aus Centralafrika zu hören gewohnt ist. So kam er eines Tages durch ein Dorf, dessen Bewohner ein friedliches Dasein zu führen schienen. Wenige Tage später, als er dasselbe wieder passierte, fand er das Dorf niedergebrannt und verwüstet. Ein feindlicher Stamm hatte es überfallen und die Bevölkerung niedergemetzelt. In derselben Nacht, als man sich eben zur Ruhe begeben wollte, entstand draußen Lärm, da man in der Nähe der Lagerstätte den verstümmelten Leichnam eines Knaben fand, dem die Mordbrenner den Kopf abgeschnitten hatten, um damit den Eingang ihrer Stadt zu schmücken. Wohl giebt sich die Regierung des Kongostaates alle Mühe, nicht nur die mit allen Scheußlichkeiten verbundenen Sklavenjagden der Araber abzustellen, sondern auch zwischen den eingeborenen Stämmen Ruhe und Ordnung herzustellen; aber bis jetzt reicht weder ihr Einfluß, noch ihre Macht aus, um eine Neugestaltung der Dinge am Kongo herbeizuführen.

Ueber die schwedische Mission, die am unteren Kongo nördlich von den Wasserfällen auf vier Stationen arbeitet, liegen uns keine näheren Berichte vor. Ein amerikanischer Missionar rühmt den Eifer der ca. 20 Missionsarbeiter, mit dem sich dieselben der Predigt des Evangeliums und den Uebersetzungsarbeiten widmen.

Die jüngste Mission am Kongo ist die der amerikanischen (südlichen) Presbyterianer, die sich durch einen Besuch von Dr. Guineß, den derselbe in Amerika machte, dazu ermutigen ließen, im südlichen Gebiet des Freistaates in die Arbeit einzutreten. Als erste Station wurde der von belgischen, französischen und portugiesischen Händlern besetzte Platz Luebo (nordwestlich von Luluaburg) am Lulua, einem Nebenfluß des Kassai, ins Auge gefaßt. Letzterer ist der bedeutendste südliche Zufluß des Kongo, der bis zu seinem mittleren Lauf zum portugiesischen Gebiet gehört. Luebo liegt etwa 1500 Fuß hoch und ca. 600 englische Meilen östlich vom Atlantischen Ocean entfernt. Ein amerikanischer Missionar Lapsley und der Farbige Sheppard, zu denen später noch der schottische Presbyterianer Adamson gestoßen ist, ließen sich im April 1891 daselbst nieder und begannen die Arbeit unter den Bolebo. Um aber eine Zwischenstation zwischen diesem entlegenen Inlandsposten und dem Kongo zu haben, sollte noch der Platz Boleke am Zusammenfluß des Kassai und des Kwango besetzt werden. Lapsley reiste deshalb an die Küste, um das Geschäftliche mit dem General-Gouverneur zu erledigen. Am Stanley-Pool erfaßte ihn aber das gefürchtete Gallenfieber, von dem er sich indes soweit erholte, daß er noch nach Boma (an der Mündung) weiterreisen und seine Geschäfte abschließen konnte. Auf der Rückreise jedoch erlag er auf der Station Underhill einem neuen Fieberanfall.

Ebenfalls im Gebiet des Kassai und dessen Zuflüssen, sowie am Kongo selbst, arbeiten an verschiedenen Punkten die von Bischof Taylor ins Feld gestellten amerikanischen bischöflichen Methodisten. Es ist schwer, nach der Art und Weise, wie Taylor über seine Mission berichtet, sich ein klares Bild über die wirklichen Ergebnisse dieser Arbeit zu machen. So wird uns einfach über die Station Kimpoko am Stanley Pool berichtet: „Alles erhält sich selbst, alle sind tüchtig im Zeug unter den Eingeborenen, von denen einige gerettet (saved) sind; aber ich habe weiter keine bestimmten Einzelnheiten über den Erfolg der Arbeiter erhalten."

Taylors Beispiel, in freier Weise an der Christianisierung der Eingeborenen zu arbeiten, führt mancherlei Leute an die Ufer des Kongo, Freimissionare, die eben sehen, wo das Land offen steht und ohne gegebene Instruktion und Methode — meist wohl auch in Unkenntnis der Verhältnisse — sich durch die Umstände an Ort und

Stelle leiten lassen. Von einem solchen Fall las man erst vor einiger Zeit in einem amerikanischen Blatte: „Seit Jahren wohnte in Correctionville, Jowa, George W. Sessions mit seiner Frau Alice. Zu den beiden Kindern, Howard und Mary, die ihnen Gott schenkte, adoptierten sie noch eine kleine Nichte, Myrtle Perry, und einen Knaben, Namens Nathan A. Webb. Die Sessions führten ein musterhaftes christliches Familienleben, in dem insbesondere der Missionssinn und die Missionsliebe gepflegt wurde. Lange hatten die Eltern gewünscht, zu den Heiden gehen zu können, allein ihre häuslichen Verhältnisse standen der Ausführung immer im Wege. Mittlerweile erwarben sie sich ein schönes Vermögen, und in demselben Maße steigerte sich auch ihre Sehnsucht, den Negern in Afrika die Botschaft des Heils bringen zu können. Der irdische Besitz erstickte bei ihnen nicht die Liebe zu Christo und seinen Erlösten. Der Entschluß kam zur Reife, dem Herrn Hab und Gut, Leib und Leben in den Dienst an den tiefgesunkenen Negern zu stellen. Und nicht allein wollten die Eltern hinausziehen in den heiligen Krieg; auch die Kinder sollten mitgehen. Ihre Freunde redeten ihnen zwar den Plan aus und baten sie, wenigstens die Kinder da zu lassen; allein die Sessions blieben bei ihrem Entschluß. Die Vorbereitungen für die Abreise nahmen mehrere Jahre in Anspruch. Zuerst mußte Sessions sein Eigentum verkaufen, um die nötigen Geldmittel zur Reise zu gewinnen. Dann ließ er, im Hinblick auf die Kinder, in Liverpool ein zerlegbares, eisernes Haus herstellen, das 600 Dollars kostete. Die Transportkosten nach dem Kongo betragen ebensoviel. Alle Auslagen für die Reise und den Bau einer Station bestreitet die Familie aus eigenen Mitteln. Am 22. Februar verließ dieselbe ihre alte Heimat in Jowa und schiffte sich am 3. März in NewYork ein." Ueber ihre Ankunft am Kongo ist uns noch nichts bekannt geworden. Gewiß kann man solcher Begeisterung und Selbsthingabe für die Mission die Anerkennung und Bewunderung nicht versagen.

Ueber seine Arbeit im Angola-Gebiet schreibt Taylor: „Gott ist mit uns und wir werdens gewinnen. Ich pflanzte vor 5½ Jahren fünf Stationen in Angola und jetzt haben wir dank den Erfolgen einiger Stationen, die sich selbst erhalten, deren sieben."

Von der Pariser Missionsgesellschaft ist nun auch das französische Kongogebiet besetzt worden. Drei Missionare, darunter die beiden, Allégret und Teisseres, die vor zwei Jahren den Ogowe hinaufreisten und das Gebiet untersuchten, haben sich in Talagonga am oberen Ogowe, nordöstlich von Lambaréné niedergelassen, um unter den Pahouins zu arbeiten. Günstig für die zukünftige Arbeit ist, daß sich hier die Völker noch den Islam vom Leibe gehalten haben.

Forderungen wurden vielmehr durch grobe Herausforderungen beantwortet. Dem protestantischen Katikiro aber hielten die Katholiken vor, daß wenn die Protestanten nicht fechten würden, sie ein feiges Pack seien. So kam es Sonntags den 24. Januar zum Blutvergießen. Zwar suchte Lugard noch einmal zu vermitteln, aber vergeblich. Nun nahm er sich der angegriffenen protestantischen Partei an und zwar mit solchem Erfolg, daß die Katholiken vollständig in die Flucht geschlagen wurden. Der König floh mit 300 Bewaffneten nach einer kleinen Insel, wo er sich für sicher hielt. Lugard lag alles daran, den König zur Rückkehr zu bewegen und ihn wieder auf den Thron zu setzen. Aber derselbe wurde nach seiner eigenen Aussage daran verhindert. Der katholische Bischof verließ dann gegen den Willen Lugards das englische Fort und begab sich zu Muanga, den er zur Rückkehr zu bewegen versprach; aber er hielt sein Wort nicht, sondern hinderte im Gegenteil den König daran gegen den Wunsch der katholischen Häuptlinge. Ja, der Bischof ließ sogar Lugard sagen, er möge nur mit seinem Maximgeschütz kommen und alle Katholiken auf der Insel töten; dann könne er den König haben. Kapitän Williams marschierte dahin ab und feuerte auf die Insel. Der Bischof machte sich gleich beim ersten Feuer mit dem König in einem Boot davon und floh nach der Insel Sesse.

Die neueste Nachricht über Uganda giebt ein Telegramm des General-Konsuls in Sansibar vom 27. Juli: „Nach Briefen der Missionare, die bis zum 3. Mai reichen, ist Muanga mit Schwierigkeit den römischen Katholiken in Buddu entwischt, in seine Hauptstadt zurückgekehrt und hat die königliche Gewalt wieder in seinen Händen. Auch hat er die britische Flagge aufgezogen und sich als Protestant erklärt. Es scheint, daß Kapitän Lugard sich zu einer Teilung des Gebietes verstanden hat, nach welcher die bewaffneten französischen Katholiken in Buddu verbleiben und in Uganda alle Religionen frei sein sollen. Der französische Bischof soll, so wird berichtet, alles daran setzen, um die römischen Katholiken zur Fortsetzung des Krieges zu drängen, aber die Lage der Protestanten in Uganda ist gegenwärtig durchaus sicher." (Nach dem Church Miss. Intelligencer, Sept. 1892.)

Man sieht also, der Krieg ist kein Religionskrieg, sondern es ist ein Kampf um die politische Machtfrage. All diese Wirren und blutigen Vorgänge wären aber nie eingetreten, wenn die römischen Sendlinge sich nicht in Uganda eingedrängt hätten, wo schon mehrere Jahre vorher die englischen evangelischen Missionare das Evangelium des Friedens predigten.

Der Missionar auf der Reisepredigt.

Altes und Neues aus China.

1. Das herrliche Land.

Neunundzwanzig Jahre sind vergangen, seit ich zum erstenmal, im Jahre 1861, nach China kam. Je mehr ich Land und Leute kennen lerne, um so weniger wundre ich mich, daß die Chinesen ihr Land das „herrliche oder glänzende Land" nennen. Das betreffende chinesische Wort kann auch „Blumenland" bedeuten und der Name wäre nicht ganz unpassend, denn Berg und Thal in China sind bunt und duftig von Blumen; Chrysanthemum und Peonie, der wohlriechende Oelbaum, gelbe und rote Azalien bedecken viele tausend Meilen weit die Gebirge; an den Ufern der Flüsse und Kanäle wachsen in Fülle die fast geruchlosen weißen, blauen und roten Veilchen. Doch sind die europäischen Blumen schöner und wohlriechender als die chinesischen, und der Himalaya ist schatten- und laubreicher als das chinesische Gebirge. Aber herrlich und großartig ist das Land in seiner ungeheuren Ausdehnung. Das westliche China, das die Provinzen Sz-Tschuen, Jünnan und Kwei-tschau umfaßt und das sich jetzt als eine neue Welt dem Handel und der Forschung erschließt, ist um 20,000 Geviertmeilen größer als Großbritannien, Irland und Frankreich zusammen und hat 80 Millionen Einwohner. Das ungeheure Hochland von Tibet, wo die Ströme Brahmaputra, Irawadi, Mekong, Saluin und Jangtse-kiang entspringen, ist thatsächlich — und Nepal wenigstens dem Namen nach — unter chinesischer Botmäßigkeit. China hat so viele Meilen im Umkreis, als der Ueberlandweg von Nordchina nach England Meilen lang ist.

Nach: „The Glorious Land, Short Chapters on China", by Archdeacon Moule, B. D. Church Missionary Society, London 1891.

Herrlich sind Chinas mächtige Ströme, seine fruchtbaren Ebenen, seine vielen befestigten Städte, obgleich letztere sich von weitem viel besser ausnehmen, als von der Nähe. Großartig sind die Chinesen in ihrem Interesse für die Litteratur, ihrem Streben nach Bildung. Großartig ist auch die Geschichte Chinas. Es ist entstanden vor all den andern Weltreichen, hat sie alle überlebt und sammelt jetzt in seinem hohen Alter neue Kraft, um seine Stelle in der Welt auszufüllen. Wer weiß, ob nicht, ehe das nächste Jahrhundert weit vorgeschritten ist, drei mächtige Völker, das angelsächsische, das russische und das chinesische, sich in die Weltherrschaft teilen werden.

Es ist sehr interessant, in der Geschichte Chinas zu beobachten, wie früh es civilisiert wurde, wie es dann stehen blieb oder sogar rückwärts ging, und wie es sich jetzt, am Ende des 19. Jahrhunderts, langsam, aber mit immer zunehmender Energie der europäischen Wissenschaft und Kultur öffnet. Es dünkt uns fast unglaublich, daß die Stadt Hangtschau (sie ist zwar keine der ältesten Städte, aber sie wurde vor 1300 Jahren gegründet und hat Tempel, die 1600 Jahre alt sind) schon vor dem Ende des Mittelalters von europäischen Kaufleuten, Reisenden und Missionaren besucht wurde. Marco Polo (geb. um 1250) erklärt Hangtschau für die zweifellos schönste Stadt der Welt. Die Hauptstraße war mit festgefügten Steinplatten gepflastert und so breit, daß neun Wagen nebeneinander fahren konnten. Die Herrlichkeit von Hangtschau ist dahin mitsamt seinen vielen Wagen, die damals das Staunen des europäischen Gastes erregten; aber gegenwärtig fängt die Stadt an, sich von dem fast vollständigen Verfall, den die Taiping-Revolution verschuldet hat, wieder zu erholen. Wer weiß, ob nicht vor dem Ende dieses Jahrhunderts die Straßen wieder von Wagen befahren werden; jedenfalls wird man das Schnauben und Pfeifen des Dampfrosses hören.

Viermal schon ist das Christentum nach China gekommen. Die ersten Missionare waren Nestorianer. Sie kamen dahin im Jahr 635 unter ihrem Führer Olupun. Er brachte die heil. Schrift, die für die kaiserliche Bibliothek übersetzt wurde. Die nestorianischen Kirchen blühten bis gegen das Ende der mongolischen Periode, also bis um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Noch vor dem Verschwinden dieser Kirchen kamen im 13. Jahrhundert Missionare

der römischen Kirche unter dem Franziskaner Bischof Johann von Monte-Corvino. Dieser Bischof — zu seiner Ehre sei es gesagt — eröffnete seine Wirksamkeit damit, daß er das Neue Testament und die Psalmen ins Chinesische übersetzte. Endlich kamen 1582 die Jesuiten unter Matteo Ricci und andern bedeutenden Männern, wie Adam Schaal, Trigault, Emmanuel Diaz. Sie zeichneten sich durch wissenschaftliche Tüchtigkeit und große Hingebung aus, suchten aber auch mehr durch die Wissenschaft, als durch die heil. Schrift zu wirken. Zu allerletzt, man kann wohl sagen zu spät, sandte vor 83 Jahren die evangelische Kirche ihre Missionare unter Morrison dahin; aber es dauerte ein Vierteljahrhundert, bis diesem edlen Pionier eine genügende Anzahl von energisch unterstützten Missionaren nachfolgte.

China hat nach der niedrigsten Schätzung 250 Millionen Einwohner, wahrscheinlich sind es aber 360 Millionen. (Also ungefähr ein Viertel aller Menschen auf der Erde.)

---

2. Ein Stück chinesischer Geschichte.

Das herrliche Land ist seit Urzeiten vielfach durch Revolutionen, Bürgerkriege und feindliche Einfälle, durch Ueberschwemmungen und Dürre, durch Hunger und Pestilenz heimgesucht worden.

Der gelbe Fluß, „Chinas Unglück", ist ein Bild der Geschichte des chinesischen Volks. Schon der Name des Stromes erinnert an die Ablagerungen, die das Land befruchten. Aber immer wieder überflutet der Strom sein Bett und verwüstet große Länderstrecken. Zuweilen sucht er ein altes, längstverlassenes Bett wieder auf und wird dann durch mühevolle Dammbauten oder durch die Gewalt seiner eigenen Wasser ins neue Bett zurückgedrängt. Welche Verwüstungen er dabei anrichtet, kann man sich denken. Große Städte können oft nur mit Mühe von der Zerstörung gerettet werden, indem man die schweren Thore schließt und durch Dämme schützt.

Aehnlich ist's mit dem chinesischen Volk. Reiche Geistes- und Gemütsanlagen; eine verhältnismäßig geförderte Civilisation; Natur- und Industrieerzeugnisse, die weitreichende Handelsverbind-

ungen angebahnt haben; ein merkwürdig mannigfaltiges Klima — und doch: wie manches Kapitel der chinesischen Geschichte ist mit Blut geschrieben! Denken wir nur an die Taiping-Revolution! Von dieser möchte ich dem Leser einiges erzählen.

Hung-sju-tsuen, der Anstifter der Revolution, wurde vor 70 Jahren in einem Dorf in der Nähe von Kanton geboren. Seine Vorfahren sollen vornehme Leute gewesen sein. Einer von ihnen kämpfte als Feldherr der Mings, des letzten einheimischen Herrschergeschlechtes, in dessen letztem Kampf gegen die fremden Thronräuber. Es mag sein, daß die Erinnerung daran in Hung-sju-tsuen den Haß gegen die Mantschu-Tartaren genährt hat. Sein Vater, obgleich Schultheiß des Dorfes, war nur ein armer Bauer, der aber dem begabten Sohn eine sorgfältige Erziehung gab. Derselbe bestand seine ersten Examina, aber beim Schlußexamen gelang es ihm nicht, den akademischen Grad zu erlangen. Das war freilich kein Beweis von Unwissenheit oder Untüchtigkeit des Kandidaten, denn von 1000 Bewerbern um den niedersten der 4 akademischen Grade, den eines „blühenden Talentes", erlangen nur 30 ihren Zweck. Um den 2. Grad, den eines „beförderten Mannes", bemühen sich in den Provinzhauptstädten ungefähr 10 bis 15,000 Studierende, aber nur 90 oder 100 bekommen den Grad. Hung-sju-tsuen fand jedoch, daß dies ein schlechter Trost sei. Er schrieb seine beständigen Mißerfolge der Bestechungs- und Günstlingswirtschaft zu und wurde unruhig und unzufrieden.

Im Jahr 1833 hörte er in Kanton einen merkwürdigen Fremden (wahrscheinlich Missionar Morrison selbst, der erst 1836 starb) predigen, und bald nachher erhielt er durch einen eingeborenen Christen einige christliche Schriften, die er aber zunächst beiseite legte. Vier Jahre nachher versuchte ers noch einmal mit dem Examen, aber wieder ohne Erfolg. Bald darauf erkrankte er. Während seiner vierzigtägigen Krankheit glaubte er allerlei Erscheinungen zu haben. Ein Bote Gottes befahl ihm, die Teufel, d. h. die Mantschus, zu töten, die Menschen aber zu verschonen. (Ein Echo dieser angeblich göttlichen Stimmen hörten wir Missionare 24 Jahre später, als die Taiping-Krieger mit gezückten Schwertern durch die Straßen von Ningpo rannten. „Fürchtet euch nicht, sagten die Soldaten, wir kämpfen nur mit den Götzen und den Teufeln; euch Menschen thun wir kein Leid.")

Der Krieg von 1842 zeigte dem Hung-sju-tsuen die Macht der Fremden, die er früher in Kanton gesehen hatte. Die christlichen Bücher fielen ihm wieder ein, er fing an sie zu studieren, und glaubte in ihnen eine Bestätigung seiner Visionen zu finden.

Im Jahr 1844 half ihm sein Freund und erster Anhänger Fung-jan-san, ein ernster, redlicher Mann, in Kwangsi einen Verein von Gottesanbetern zu gründen. Die Mitglieder des Vereins entsagten den Götzen und der Pracht und Eitelkeit der gottlosen Welt. Sie kamen nächtlicherweile auf hohen Bergesgipfeln zum Gottesdienst zusammen. Im Jahr 1847 meldete sich Hung bei dem Baptistenmissionar Roberts zur Taufe, der Missionar aber ließ ihn noch warten, denn die Hoffnung, bei der Mission eine Beschäftigung zu finden, hatte augenscheinlich mitgewirkt, Hung zu dem Schritt zu treiben. Inzwischen erregte der neue Verein, der mit solchem Eifer die Götzenbilder zerstörte, den Argwohn der Obrigkeit und im Jahr 1850 mußte er sich gegen einen Angriff kaiserlicher Soldaten verteidigen. Die Götzenfeinde waren siegreich, sie legten die Waffen nicht mehr nieder und wie ein Lauffeuer verbreitete sich die neue Lehre. Scharenweis strömte das Volk zu ihrer Fahne, der Fahne des „großen Friedens". Alle heruntergekommenen, unzufriedenen Leute sammelten sich um sie; von der Notwehr gingen Hungs Krieger bald zum Angriff über und im Verlauf von 3 Jahren bahnten sie sich mit Mord und Brand ihren Weg nach Nanking, das sie am 19. März 1853 erstürmten. Bei dieser Eroberung wurden 20,000 Mantschus erschlagen. Nanking bildete während 10 Jahren den Mittelpunkt für die Macht der Taipings. Sie hatten damals 60—80,000 Krieger und dazu noch einen Troß von etwa 100,000 Menschen. Sie erhielten Verstärkungen durch die Anhänger geheimer politischer Gesellschaften. Diese Leute, die meistens ganz ohne Religion waren, mögen viel dazu beigetragen haben, die religiöse Richtung bei den Taipings zu schwächen und schließlich ganz zu unterdrücken. Im Jahr 1854 zog das Revolutionsheer nach Norden, wurde aber durch tartarische Reiter zum Rückzug genötigt. In Nanking hielten die Taipings eine Belagerung durch kaiserliche Truppen aus. Schließlich gelang es ihnen (im Jahr 1860), durchzubrechen, und nun begannen sie ihren Siegeszug, während dessen sie die Stadt Hangtschau unter unsäglichen Greueln eroberten und plünderten und das kaiserliche

Heer vernichteten. 70,000 kaiserliche Truppen gingen zu den Rebellen über. Endlich erschien der große Gordon, mit dessen Hilfe die kaiserlichen Feldherrn den Taipings die Spitze bieten konnten. Letztere schlossen einmal mit den Engländern Frieden, hielten ihn aber nicht und wurden immer weiter zurückgedrängt. Nachdem Nanking, der Hauptstützpunkt der Rebellen, gefallen war und Hung durch Selbstmord geendet hatte, war es mit der Macht der Taipings zu Ende. Von den 18 Provinzen des chinesischen Reiches waren wenigstens 13 in die Empörung hineingezogen worden.

Wie es während der ersten Kriegsjahre mit dem religiösen Charakter der Taipings stand, ist schwer zu sagen. Wahrscheinlich ging das Unternehmen dadurch zu Grunde, daß zu gleicher Zeit eine religiöse Reform und eine Befreiung von dem harten Druck der Regierung erstrebt wurde. „Sie sind Räuber und Christen, Christen und Räuber", so urteilte im Jahr 1853 ein erzürnter Chinese über die Taipings. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß sehr viel Mut, ich möchte fast sagen, Glauben bei den Taipingführern vorhanden sein mußte, wenn sie mit einer populären politischen Bewegung das Bekenntnis zu der Religion des unbeliebten Fremden verbinden konnten. Die Chinesen hatten zeitenweise ein starkes Gefühl dafür. Im Jahre 1854 kamen 2000 Männer aus dem Süden, um sich den Taipings anzuschließen, gingen aber dann zu den Kaiserlichen über, weil sie fürchteten, bei den Taipings Christen werden zu müssen. Es ist eine merkwürdige und auffallende Erscheinung, daß ein fähiger und mächtiger Mann, der im Gegensatz gegen die ausländische Herrscherfamilie eine einheimische Dynastie aufrichtet und durch ein starkes Heer verteidigt, daß ein solcher Mann es für politisch klug und seinen erhabenen Zwecken dienlich hält, sich zu der Religion jener fremden, abendländischen Nation zu bekennen, die sein Land selbst während der Revolution durch unglückliche Kriege geschwächt und gedemütigt hatte. Ich kann jene Erscheinung nicht erklären, aber ich gründe darauf die Hoffnung, daß das Evangelium, wenn es in Chinas weiten Gauen nicht durch Waffengewalt, sondern in der Kraft des Geistes verkündigt wird, einen schnellen Sieg über die alten Volksreligionen davontragen wird.

Noch etwas muß ich zu Gunsten der Taipings sagen: Sie

bemühten sich zwar ernstlich um die Freundschaft der Ausländer, in einem Punkt aber stimmten sie mit den verhaßten Mantschus, ihren Todfeinden, überein — in dem offen ausgesprochenen Entschluß, den den Fremden so teuren Opiumhandel zu vernichten. Die Anhänger jener merkwürdigen Bewegung waren anfangs ihrer Gesinnung nach protestantisch; sie beteten einen Gott an, verwarfen den Bilderdienst und feierten den Sonntag. Der Genuß von Opium und Alkohol galt als eine Uebertretung des 6. Gebots.

Nach dem eben Gesagten ist es begreiflich, daß viele Vertreter des Priesterstandes und der Kaufmannschaft die Revolution aufs bitterste haßten. Schwerer zu erklären ist die Teilnahmslosigkeit der evangelischen Kirche der Bewegung gegenüber.

Nach der Revolution sah man allerorten verbrannte, zerstörte Tempel und zerbrochene Götzen. Man konnte oft auf einer Strecke von vielen hundert Meilen in Stadt und Land kein unbeschädigtes Götzenbild finden, außer wo die Rebellen, durch hohe Summen bestochen, einen verborgenen Tempel verschont hatten. Niemand wagte, den Götzendienst zu verteidigen und die Leute gestanden mit einem halb verlegenen, halb verzweifelten Lächeln: Göttern, die sich nicht einmal ihrer eigenen Haut wehren könnten, könne man nicht zumuten, ihre Anbeter vor Raub und Mord zu beschützen.

Das unglückliche Volk, das zuerst die Wut der Taipings und dann die der siegreichen Regierungstruppen auszustehen hatte, schloß sich dankbar an seine Erretter an, die aus dem christlichen England, Frankreich und Amerika kamen, und da sein alter Glaube erschüttert war, hätte es gewiß gerne der Predigt von einer bessern Hoffnung, von einem Heiland und Erretter gelauscht. Warum hat die Kirche diese herrliche Gelegenheit versäumt? In der Zeit zwischen 1862 und 1864 war der Boden bereit für die Saat des Evangeliums, aber es geschah von England nichts und von anderen christlichen Kirchen wenig, um die Schar der Sendboten zu verstärken.

Bald erhob der Götzendienst aufs neue sein Haupt; die Tempel wurden wieder aufgebaut, die Götzenbilder, frisch bemalt, auf ihren Sockel gestellt, und wenn jetzt die Missionare in Scharen hereinkommen, finden sie das Heidentum neu gekräftigt und befestigt. Was hätte aus China werden können, wenn die Taipingrevolution ihm zu einer christlichen Regierung verholfen hätte! Leider hatte

die Bewegung keine weisen Führer und Berater, und so ist manches, was zu schönen Hoffnungen berechtigte, zu Grunde gegangen. In der Proklamation von 1851 hieß es, die Taipings dürften nie in die Dörfer einfallen, um zu plündern; aber später war niemand da, der der Raub- und Mordlust der Sieger Einhalt that. Einmal schien es, als sollte die Bibel in den höheren Schulen als Unterrichtsbuch eingeführt werden. In Nanking machte man den Versuch, die Lage der Frauen zu verbessern; aber der Versuch hatte keine weiteren Folgen. Ein Verwandter Hung-sju-tsuens, der sogenannte Schild-König Hungtschin, der eine Zeit lang als Evangelist im Dienst der Mission gewesen war, übte um das Jahr 1860 einen günstigen Einfluß auf die Taipings aus. Er schärfte ein, daß man die Ausländer nicht schmähen und schelten, und daß man den Missionaren nichts in den Weg legen dürfe. Eisenbahnen und Dampfschiffe, Feuer- und Lebensversicherungsgesellschaften, auch Zeitungen, sollten zum Wohle Chinas eingeführt werden. Aber der Schild-König konnte nicht gegen den Strom schwimmen; er verlor seinen Einfluß und später hat er sich selbst großer Grausamkeiten und Gewaltthaten schuldig gemacht. Ein nüchterner und den Taipings anfangs günstig gesinnter Beobachter, Bischof Russel, sagte später von ihnen: „Sie haben keine Religion und sind schlimmer als die Heiden; die beiden Vorzüge des chinesischen Charakters: Bildung und feine Sitte, fehlen ihnen gänzlich."

Die Greuel des Bürgerkrieges waren entsetzlich. Die siegreichen Taipings metzelten erbarmungslos alle nieder, die den geringsten Widerstand leisteten oder sich weigerten, dem Zopf und der Tonsur zu entsagen. Als dann die Kaiserlichen Sieger waren, erschlugen sie alle, die mit unrasiertem Kopf gefunden wurden oder die sich, wenn auch gezwungen, den Rebellen unterworfen hatten. Unter dem geängsteten Volk war in jenen Schreckenstagen der Selbstmord an der Tagesordnung. In einer Gegend waren viele Teiche ganz angefüllt von den Leichen solcher Frauen, die sich in der Verzweiflung ins Wasser gestürzt hatten. In Hangtschau sollen in einer Woche 50—70,000 Menschen umgekommen sein, und darunter sehr viele durch Selbstmord.

Wenn es anfangs schien, als könnte die Taipingbewegung dem Christentum den Weg bereiten, so ist schließlich das Gegenteil geschehen. Wenigstens erklärt sich der Haß, den so viele chinesische

Beamten und die große Masse der Gelehrten gegen das Christentum hegen, zum Teil daraus, daß die große Empörung gegen Thron und Obrigkeit anfangs das Christentum zu ihrer Losung machte. Man konnte natürlich chinesischen Bürgern und Soldaten nicht zumuten zu wissen, daß das wahre Christentum sich auch unter einer schlechten Regierung nach dem Wort hält: Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Es war ein Glück, daß schließlich die englischen Kanonen mithalfen, die Revolution zu unterdrücken. Nun konnte man doch auf die spöttische Rede: „Ihr Christen seid mit unsern Unterdrückern, mit den Vernichtern unseres Herrschergeschlechts im Bunde", antworten: „Das ist unmöglich. Die christlichen Mächte würden doch nicht gegen ihre Brüder und Verbündeten kämpfen."

---

3. Nachwehen des großen Bürgerkrieges.

Ohne solche konnte es natürlich nicht abgehen. Dahin gehören z. B. die aufregenden Gerüchte, die jahraus jahrein in verschiedenen Teilen des großen Reiches die Gemüter beunruhigen. Doch werden diese Gerüchte bald verschwinden, wenn einmal Eisenbahnen das Reich durchziehen. Die Regierung hatte schon ihre Zustimmung zum Bau einer Hauptlinie von Hankau nach Tientsin gegeben und der fähige und energische Vicekönig von Kanton wurde nach Hankau versetzt, damit er die Sache betreibe. Aber nach einiger Zeit wurde der Bau wieder abbestellt, anscheinend, weil man die Absicht hat, das Werk durch einheimische Kräfte vollbringen zu lassen. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Wahrscheinlich wird man den Eisenbahnbau bald energisch in Angriff nehmen und er wird in dem Land eine gründliche, aber friedliche Umwälzung hervorbringen. Die Zeitungen und der Telegraph helfen jetzt schon, die Wolken und Nebel des Aberglaubens und Unverstandes zerstreuen. Aber jene Gerüchte haben früher das Missionswerk sehr geschädigt und die Gefahr ist auch heute noch nicht vorbei. Es ist oft sehr schwer zu begreifen, wie solche abenteuerliche Gerüchte entstehen, ein gläubiges Publikum finden und dann oft plötzlich wieder verschwinden. Wahrscheinlich werden die Schauergeschichten von geheimen revolutionären Vereinen, von

denen manche Teile Chinas förmlich durchwachsen sind, ausgedacht und verbreitet. Gelingt es, die Gemüter des Volks aufzuregen, Ausländer, denen man ohnehin allerlei Hexenkünste zutraut, in die Sache zu verwickeln und schließlich Zwietracht zwischen den Regierungstruppen und dem ausländischen Militär zu säen, so ist die schönste Gelegenheit für einen Aufruhr da. So geschah es z. B. im Jahr 1877. Es wäre damals fast zum Kriege gekommen.

Ein seltsames Gerücht war z. B. folgendes: Man glaubte, Papiermänner würden durch Zauberei aus der Luft herabgeschickt, um sich auf die Schlafenden zu legen und sie zu erdrücken. Der Papiermann stieg langsam herab und wurde währenddem immer größer. Er konnte verschiedene Gestalt annehmen; bald erschien er nur als schwarze Katze, bald als ein Büffel. In Sutschau galt für eins der ersten Opfer eine Frau, die sich heftig gegen den unheimlichen Druck wehrte. Als sie endlich aus dem Bett sprang, fand sie auf dem Fußboden einen Papiermann, den sie dann an die Thür nagelte. Am folgenden Tag kam ein buddhistischer Bettelmönch. Als ihm die Frau nichts geben wollte, sagte er: Nun, wenn du kein Geld hast, so gieb mir den Papiermann droben an deiner Thür. Die Frau holte den Papiermann und schnitt ihn in Stücke. Als sie aber herunterkam, war der Priester tot. Diese Geschichte rief eine furchtbare Aufregung hervor. Die Leute waren außer sich vor Angst und Wut. In einem Marktflecken in der Nähe von Hangtschau wurden zwei Männer als der Zauberei verdächtig ergriffen und lebendig verbrannt.

Mit nicht geringer Angst sahen wir, wie sich das Gerücht der Stadt Hangtschau näherte. Im September 1877 hatte es die nördliche Vorstadt, 5 Meilen von meiner Wohnung, erreicht; im November hatte ich es plötzlich vor meiner Thür. Ich ging nach einem arbeitsvollen Tag auf meiner Veranda auf und ab, da hörte ich plötzlich einen unterdrückten Schrei wie von einem, der am Ersticken ist und sich frei machen will. Dann folgte wildes Geschrei und Getrampel und dazwischen der Schall der chinesischen Trommel. „Es ist da, sagten wir, die Gefahr ist vor unserer Thür.“ Wir hielten es fürs Beste, der Gefahr Trotz zu bieten und zu sehen, ob wir das geängstete Volk nicht beruhigen könnten. Ich öffnete also vorsichtig die Thür und ging mit meinem chinesischen Diener hinaus, bahnte mir einen Weg durch die Menge

und fragte, was es gebe. „O er ist da", riefen die Leute in großer Angst. „Wer ist da?" fragte ich. „Der Mann, wer anders als der Papiermann?" Er war da und ist jetzt wieder fort. „Ach was, sagte ich, geht mir doch mit dem Papiermann; zeigt mir den Mann, auf den er gefallen sein soll." Man führte mich in eines Seidenwebers Haus. Da stand mitten im Zimmer keuchend und zuckend ein junger Mann. Er erzählte mir, er habe erst ein paar Minuten im Bett gelegen, da seien plötzlich die Vorhänge aufgerissen worden und eine schwere Last sei auf ihn gefallen. Ich fragte ihn, was er gegessen habe, fühlte ihm den Puls und sagte ihm, er werde sich den Magen verdorben und wohl vorher den ganzen Tag von den unheimlichen Geschichten gesprochen haben. Infolge davon habe er nun das Alpdrücken bekommen. „Jedenfalls", fuhr ich fort, „hilft das Geschrei und Getrommel gar nichts. In aller Angst und Not wendet euch an den großen Gott im Himmel." Der Mann dankte mir und ging wieder ins Bett. Auch ich ging heim, freilich nicht um zu schlafen, denn während der ganzen schwülen Nacht verkündigte uns von Zeit zu Zeit ein heftiger Schrei, daß wieder jemand von dem seltsamen Wahn ergriffen war.

Etwas früher, aber in demselben Jahr, trieben die Zopfabschneider ihr Unwesen in Hangtschau und dem innern China. Es ist noch nicht ganz aufgeklärt, wie es bei dem Zopfabschneiden zuging, aber jedenfalls hatte es noch mehr als die Papiermännergeschichte einen politischen Hintergrund. Der Zopf ist eigentlich bei den Chinesen ein Zeichen der Knechtschaft, denn er wurde dem besiegten Volk durch seine Besieger, die Mantschus, aufgezwungen. Das Abschneiden der Zöpfe mußte dem Volke als eine Verkündigung von seiten der geheimen politischen Vereine gelten, daß die Befreiung von der Mantschuherrschaft nahe sei. Es hieß, der Zopf werde, ohne daß man ein Ziehen oder Zupfen spüre, ohne daß man eine Scheere klirren höre, auf geheimnisvolle, zauberhafte Weise abgeschnitten. Die unheimliche Geschichte wurde noch beängstigender, weil die Leute glaubten, wer seinen Zopf verloren habe, müsse frühstens nach 3, spätestens nach 300 Tagen sterben. Einmal kniete einer unsrer Katechisten betend in seinem Haus; als er aufstand, lag zu seinem Erstaunen und zum Schrecken der Familie die größere Hälfte seines Zopfes auf dem Boden. Wir

hatten einen Schulknaben, der gerade im Haus gewesen war, im Verdacht, seinem Lehrer den Zopf abgeschnitten zu haben. Wenn der Junge es gethan hatte, so wurde er bald dafür bestraft. Am folgenden Tag besuchte er mich und kehrte dann zu seinem Vater zurück. Er hatte nur ein paar hundert Schritt zu gehen; es war am hellen Nachmittag, und er sah niemand, fühlte auch nicht, daß ihn jemand berührte und doch, als er ins Haus trat, war zu seinem Entsetzen auch sein Zopf fort.

In Hangtschau glaubte man eine Zeit lang, die Missionare seien mit den Zauberern und Verschwörern im Bunde. Wenn sich einer von uns auf der Straße sehen ließ, so hielten die Männer ihre Zöpfe fest oder wickelten sie um den Kopf, und schlichen dann sachte vorbei, um die Berührung mit uns zu vermeiden. Die buddhistischen und taoistischen Priester benützten die Gelegenheit, um Amulette zu verkaufen und während der Nacht bis Sonnenaufgang Prozessionen mit Laternen und Trommeln zu halten. Natürlich ließen sie sich dafür gut bezahlen und erwarteten auch Geschenke für ihre Tempel. Der Trommelschlag sollte den Spuk vertreiben, deshalb war große Nachfrage nach den Gongs. In Hangtschau stieg der Preis für einen kleinen Handgong von 2 auf 14 Mark. Zum Schutz gegen die Papiermänner spannte man im Haus und im Freien Regenschirme auf. Die Schirmhändler hatten bald fast ihren ganzen Vorrat verkauft.

Auf den 18. September 1876 war der Anfang einer tiefen Finsternis prophezeit. Sie sollte eine Woche dauern und am 25. September sollte ein Aufstand ausbrechen. Aber der 18. war ein heller, sonniger Tag und der 25. verlief ruhig. Inzwischen kam die Zeit des großen Examens, das alle drei Jahre stattfindet, und 10,000 oder mehr Studenten strömten aus der ganzen Provinz in die Stadt. Die Studenten sind immer zu Unfug geneigt und die Mandarinen haben während des Examens eine böse Zeit. Diesmal waren die jungen Leute nun voll von Grimm gegen die Missionare, damals die einzigen Ausländer in der Stadt. Wir schwebten in großer Angst und riefen Gott an um Errettung aus dieser großen Gefahr. Die Erhörung kam plötzlich und unerwartet. Die Mandarinen, besorgt wegen der allgemeinen Aufregung, erließen gemeinschaftlich vier Proklamationen zur Beruhigung des Volks. Das Trommeln wurde verboten, und es wurde den Leuten

befohlen, sich ruhig zu verhalten, sich um ihre eigenen Sachen zu kümmern und nichts Unbesonnenes zu thun. Jene thörichten Gerüchte, hieß es in den Proklamationen, und der ganze Hexenspuk kämen von der geheimen politischen Gesellschaft des weißen Lotus her; die europäischen Sekten des Himmelsherrn (die Katholiken) und der heiligen Religion Jesu (die andern Christen) hätten gar nichts mit der Sache zu thun. So sprach der Gouverneur von Tsche-Kiang, und der Vizekönig von Nanking, der den Christen keineswegs günstig gesinnt war — eher das Gegenteil — erklärte amtlich, daß die christlichen Chinesen ebenso geordnete und gehorsame Bürger seien, als seine andern Unterthanen.

Der Ort, wo die Studenten ihre Examensaufgaben ausarbeiten, besteht aus einer großen Hauptstraße mit einer Menge enger Quersträßchen. Diese enthalten mehr als 10,000 Schilderhäuschen oder Zellen, deren jede mit Bank und Tisch versehen ist. Hier müssen die unglücklichen Kandidaten während der ungesundesten Zeit des Jahres 9 Tage und Nächte in strenger Klausur zubringen, doch so, daß nach je 3 Tagen eine Pause eintritt. Zu den Examenszellen führt ein ungeheures Thor und an demselben wurde die Proklamation angeschlagen. Hier lasen die Studenten zu ihrer unangenehmen Ueberraschung schwarz auf weiß die Rechtfertigung der Ausländer und der Religion, der sie den Untergang geschworen hatten.

Die Mission hat nicht nur mit solchen plötzlichen Ausbrüchen abergläubischen Wahns zu kämpfen, sondern auch mit der abergläubischen Gesinnung, von der auch wirklich Bekehrte schwer ganz frei werden. Vor nicht langer Zeit wurden viele, die dem Christentum nahe zu stehen schienen, wieder abtrünnig oder sogar feindselig, weil das thörichte Gerede ging, der ausländische Missionar wolle durchaus beim Tode jedes Bekehrten zugegen sein, um nach dessen Tod seine Augen und seine Leber zu nehmen. Daraus werde im Abendland durch Vermischung mit Opium ein Gift bereitet, mit dem man die Lebenden behexe und vergifte. Die Geschichte ist vielleicht entstanden durch unbestimmte Gerüchte, die die Chinesen über die letzte Oelung gehört haben. Wenn ich nicht oft genug mit eigenen Augen den schlimmen Einfluß jenes Aberglaubens gesehen hätte, könnte ich kaum glauben, daß sich ein gescheites Volk wie die Chinesen durch solch tollen Unsinn beherrschen läßt. Auch der Glaube an Hexenkunst ist dem Christentum

hinderlich. Wie oft, wenn ein Christ im Frieden heimgegangen ist und seinen Hinterbliebenen ein leuchtendes Vorbild sein könnte, bestellen die Feinde des Christentums eine Hexe, die den abgeschiedenen Geist heraufbeschwören und nach seinem Ergehen in der unsichtbaren Welt befragen muß. Durch den Mund der Lügenprophetin muß dann der verstorbene Christ seine Thorheit beklagen, infolge deren ihm der Zutritt zum Ahnentempel verschlossen ist; seine Verwandten, durch solche Lügen verführt, gehen hinter sich und wollen nichts mehr von uns.

---

4. Wassersnot.

In dem ungeheuren chinesischen Reich mit seinen eigentümlich beschaffenen Wasserstraßen sind Ueberschwemmungen sehr häufig, und da die Bevölkerung sehr dicht ist, werden im Verhältnis zu der Ausdehnung des heimgesuchten Landstrichs sehr viele Menschen betroffen. Der gelbe Fluß — Chinas Unglück, wie er genannt wird — könnte, richtig eingedämmt, Chinas Segen werden; aber solange man ihm seinen freien Lauf läßt, ist ihm nie zu trauen, und wieder und wieder zerreißt er die Dämme, die der Chinese mit beharrlichem, geduldigem Fleiß aufgerichtet hat, und überschwemmt das Tiefland auf beiden Seiten. Die Chinesen glauben, der Drache sei der Regenkönig, und wenn man einen Zweifel ausspricht, so sagen sie: sieh doch seinen Schwanz. Und allerdings, wenn eine Wasserhose über der See schwebt, oder auch wohl aus den Wolken herabsteigend über das Land hinstürmt, das Wasser von unten aufsaugt und wild hinausschleudert, wenn sie platzt und in verheerendem Lauf sich auf die Felder stürzt — dann sieht man so etwas wie einen Schwanz des Drachen. Ueber die Herkunft des Drachenkönigs erzählt man die folgende Geschichte: Eine Kröte haust in einem Berg und wird immer dicker und gescheiter. Von Zeit zu Zeit verkündigen heftige Regengüsse das kommende Ereignis. Endlich rutschen Stein- und Sandmassen von dem Berg herab; die Kröte entflieht*) und wird durch die Flut ins Meer hinausgetragen, wo sie sich in einem Examen um „den Grad eines Drachen" bewirbt.

*) In Ningpo nennt man einen Erdrutsch „die Flucht des Frosches" oder „die Flucht des Drachen".

Auch bei der Ueberschwemmung, die ich jetzt beschreiben will, verkündigte der Drachenkönig sein Kommen durch das Hervorbrechen von Quellen und durch Stein- und Sandlawinen, die von den Bergen herabstürzten. Wir hatten im August drei Wochen lang herrliches Sommerwetter gehabt. Die Blumen waren in der Hitze verdorrt, aber das Auge, das durch die hellen heißen Straßen der Stadt angegriffen war, ruhte mit Wohlgefallen auf dem frischen Grün der mit Gesträuch, Bambus, Zwergeichen und Tannen bedeckten Hügel. Wir sahen hinab auf die fruchtbare Ebene, wo eben die zweite Reisernte zu reifen begann. Drei Tage später stand diese ganze, 30 (englische) Meilen lange und 20 Meilen breite Ebene 4 Fuß tief unter Wasser. Die Berge, vor kurzem so friedlich anzuschauen, waren durch Erdrutsche zerrissen und der Bergbach, der sonst in lieblichen Krümmungen zwischen blumigen Ufern dahinströmte, war kaum mehr zu sehen vor den Sandmassen, den hergewälzten Felsblöcken und den umgestürzten Bäumen. Doch war die Katastrophe allmählich gekommen. Zuerst kamen ein paar leichte Regenschauer, durch Pausen schönen Wetters unterbrochen, dann anhaltender Regen, der die kleinen Gebirgsbäche anschwellte, dann ein paar Stunden lang trüber Himmel mit drohenden Wolken, und nun folgte ein heftiges Gewitter mit Sturm und Wolkenbruch. Dabei war es um die Mittagsstunde ganz Nacht und durch das Brausen des Windes und das Grollen des Donners hörten wir zuweilen ein heftiges Dröhnen — es kam von den Steinlawinen, die in unsrer nächsten Nähe niedergingen. Die tiefen Wasserrinnen zu beiden Seiten unseres Hauses konnten jetzt das Wasser, das wie ein reißender Bergstrom herabstürzte, nicht mehr fassen, und dasselbe begann unser Haus zu unterwühlen. Ein Teil der Mauer stürzte ein und wir mußten diesen Flügel des Hauses verlassen. Unsere Lage war äußerst kritisch. Hätte es noch einen halben Tag geregnet, so wäre das ganze Haus eingefallen. Ich dachte daran, wenn wir es verlassen müßten, uns durch den Sturm und die Dunkelheit bis zu einem Schuppen durchzuschlagen, der über einem Grab errichtet war. Im Frühling und Sommer war ich oft mit meinen Kindern dort gewesen und hatte mich an der schönen Aussicht erfreut. Aber der bloße Gedanke, uns jetzt hinauszuwagen, war erschrecklich und vermehrte die Angst der Kinder. Es war gut, daß wir den Versuch nicht machten, denn gerade auf

jenem Weg ging eine Lawine von Sand, Erde und Felsblöcken nieder. Sie hätte uns vielleicht verschüttet, jedenfalls aber versperrte sie den Weg vollständig. Abends 8 Uhr hörte durch Gottes Gnade der Regen auf. Als ich am andern Morgen etwas den Hügel hinauf ging, sah ich die Ebene 20 Meilen weit in ein Meer verwandelt. Nur die höheren Bäume ragten aus dem Wasser und bezeichneten die Flußbetten und die Lage der Städte und Dörfer. Im Lauf des Tages verlief sich das Wasser etwas und ein grüner Schein zeigte sich an der Oberfläche. Er kam von den üppigen Reispflanzen, die allmählich wieder zum Vorschein kamen. Erst nach Verlauf von drei Tagen gelang es uns, Bote zu erhalten und ein sicheres Obdach in Ningpo zu suchen. Während der 12 Meilen langen Kanalfahrt sahen wir an verschiedenen Orten das Wasser in Strömen in die Häuser und Werkstätten der armen Leute eindringen. Diese standen bis an die Kniee im Wasser und all ihre Sachen waren durchweicht und verdorben. Dennoch arbeiteten sie geduldig und oft unter fröhlichem Lachen weiter. In den Ebenen war wenig Verlust an Menschenleben, desto mehr aber im Gebirge. Dort kamen z. B. in einem Dorf von 120 Einwohnern 70 ums Leben. Die dortigen Leute hatten seit 100 Jahren so manches Gewitter erlebt, ohne Schaden zu nehmen, und so blieben sie ruhig, bis eine ungeheure Wasserwand sich auf das Dorf stürzte. Ganze Familien ertranken damals, darunter auch Verwandte unserer Christen. Zwei von denen, die jene Schreckensstunden überlebt haben, sind seither getauft worden, und so dürfen wir hoffen, es werde durch Gottes Gnade aus dem schweren Gericht eine Segensfrucht erwachsen. Weithinein ins Gebirge waren alle Brücken weggerissen. Auf einigen derselben standen früher Tempel, die mitsamt den Götzenbildern fortgeschwemmt wurden. Unsere Missionskapelle in Gaoson wurde auch teilweise fortgeschwemmt, doch blieb der innere Raum mit dem Kommuniontisch unbeschädigt.

Eine so große Ueberschwemmung war seit Menschengedenken in diesem Gebirge nicht vorgekommen; sie war aber verhältnismäßig nicht sehr ausgedehnt und stand in keinem Vergleich zu den großen Verheerungen, die der gelbe Fluß zu Zeiten anrichtet. Meistens haben solche Verwüstungen Hungersnot im Gefolge, denn die Ernte des Jahres und der Same fürs nächste ist weggeschwemmt, und an vielen Orten ist das Land durch Sand und Steine, die her-

getrieben wurden, für den Ackerbau verdorben. Auch uns drohte die Hungersnot. Die zweite Reisernte war durch anhaltenden Regen fast zerstört; die armen Leute fuhren auf Booten in den Reisfeldern umher und banden die wassergetränkten Aehren an lange Pfähle, um sie so zu trocknen. Es gelang, auf diese Art ungefähr ein Drittel der Reis- und Baumwollenernte zu retten.

Eine Wirkung jener großen Unglücksfälle ist, daß manche Leute meinen, die christliche Liebe habe sich den Chinesen gegenüber hauptsächlich in der Linderung äußeren Elends zu erweisen. Es wird darüber oft eine Zeit lang der Hauptzweck, die Rettung der unsterblichen Seelen, vergessen. Andrerseits macht aber der Eifer und die Freigebigkeit, womit man der äußeren Not Chinas zu Hilfe kommt, oft einen tiefen Eindruck auf Regierung und Unterthanen. Was jahrelange diplomatische Verhandlungen nicht zustande brachten: Vorurteile zu zerstreuen, Widerspruch zu entkräften, das gelang der heldenmütigen Thätigkeit der Menschenfreunde aus Europa in dem Hungerjahre 1877. Sie haben durch ihre Arbeit auch dem Christentum den Boden bereitet.

---

5. Religion und Religionsübung in China.

In China giebt es drei herrschende Religionen: Konfucianismus, Buddhismus und Taoismus. Es ist eine eigentümliche und wahrscheinlich einzigartige Erscheinung, daß viele Chinesen sich zu allen drei Religionen zugleich bekennen, oder zugeben, daß die Ihrigen es so machen. In einem merkwürdigen Traktat, der den Titel hat: Ein Führer zu der wahren Leerheit (der Verfasser der Schrift ist jedenfalls ein Taoist), wird „der Weg", d. h. der Taoismus, gepriesen und eingeschärft, der wahre Anstand der „Schule", d. h. des Konfucianismus, als unentbehrlich hingestellt und die häufige Wiederholung von „Buddhas" Namen dringend empfohlen. „Die kanonischen Bücher der 3 Religionen sind wahrhaft geheimnisvoll", sagt der anonyme Verfasser. Manchmal kann man sehen, wie eine Schar von buddhistischen und taoistischen Priestern in ihren verschiedenen Gewändern und mit ihren verschiedenen Zeremonien die Leichenfeier eines reichen Mannes hält, der zweifellos ein Konfucianer war.

Ich gebe im folgenden das Wesentliche über die 3 Religionen.

a. Der Konfucianismus.

Eine systematische Darstellung dieser Lehre und ihrer Litteratur, deren Anfänge sicher 3000 Jahre zurückliegen, ist nicht der Zweck dieser Zeilen. Ich beschränke mich darauf, die Hauptzüge anzuführen.

Der Konfucianismus verdient, obgleich er die einzige achtungswerte und anerkannte Religion Chinas ist, doch eigentlich nicht diesen Namen, denn er will die Leute lehren, ohne Gott gut und ohne Religion sittlich zu sein. Doch so groß ist das Gottesbedürfnis der menschlichen Natur, daß Konfucius selbst göttlich verehrt wird. Außerdem befriedigt der Ahnenkultus, den Konfucius vorfand und anerkannte, bei den Chinesen gewöhnlichen Schlags einigermaßen das religiöse Bedürfnis. Die Toten werden nicht nur heilig gesprochen, sondern sie werden vergöttert. Sie sind mächtige Werkzeuge in einer höheren Hand, um den Menschen Gutes oder Böses zu thun. Denn das höchste Wesen, glaubt man, ist zu weit entfernt, um sich um gewöhnliche Sterbliche zu kümmern. Die Toten aber sehen, was auf der Welt vorgeht, und belohnen oder bestrafen die Ueberlebenden, je nachdem diese ihnen Verehrung und Fürsorge zuteil werden lassen oder darin säumig sind.

Liebe und Furcht, die zwei mächtigsten Triebe im Menschenherzen, wirken mit vereinten Kräften bei den Religionsübungen: Liebe, und zwar oft wahre, aufrichtige Liebe zu den Toten, und Furcht, eine alles beherrschende Furcht vor der Rache der Unsichtbaren. Nimmt man dazu allerlei abergläubische Anschauungen, z. B. daß die abgeschiedene Seele auf die von den Ueberlebenden als Opfer dargebrachten Nahrungsmittel angewiesen sei, daß eine Unterbrechung solcher Opfer die Verstorbenen der Not und dem Mangel preisgebe, so kann man leicht die Macht eines solchen Systems begreifen. Ich erinnere mich noch gut einer alten Frau, die uns bei verschiedenen Besuchen mit lebhaftem Interesse aufgenommen und Liebe zur Wahrheit gezeigt hatte, dann aber plötzlich, ohne daß wir uns den Grund denken konnten, hinter sich gegangen war. Als ich sie besuchen wollte, hieß es, sie sei nicht zu Hause. Ich wußte wohl, daß sie daheim war, und wartete geduldig, bis sie endlich erschien. „Was hast du?“ fragte ich sie. „Nichts“, war die Antwort. „Nichts? So war also dein Verständnis für die Liebe Jesu nichts? So willst du die Hoffnung

auf den Himmel für nichts hergeben?" „Ich will dir sagen, was sie hat," sagte einer der Anwesenden. „Man hat unserer alten Mutter gesagt, wenn sie Christin werde, so werde ihr Sohn nach ihrem Tod ihren Geist nicht anbeten und an ihrem Grab keine Opfer darbringen, und nun hat sie Angst, sie könnte in jener Welt verhungern."

Wenn man übrigens näher hinsieht, so findet man, daß Konfucius mit jenen Ansichten über das Leben nach dem Tode nichts zu thun hat. „Ich weiß ja so wenig über das diesseitige Leben", antwortete er auf die dringende Frage eines Schülers, „wie kann ich dir sagen, was nach dem Tode kommt?" Konfucius kann nichts über jene Welt sagen, über die doch der Geist des Chinesen nachdenkt und sinnt. Er weiß nichts von der Angst des erwachten Gewissens, nichts von der Aussicht auf einen Ort der Seligkeit für die Guten, einen Ort der Strafe für die Bösen; nichts von der Ahnung, daß das chinesische Sprichwort wahr sein könnte: Es giebt nur zwei gute Menschen, der eine ist gestorben, der andre noch nicht geboren. Konfucius weiß kein Heilmittel für die Sündenlast, für die Schrecken des Todes. „Wenn du gegen den Himmel sündigst", sagt er, „so ist kein Raum fürs Gebet." Er spottet nicht über den Tod, er leugnet nicht dessen Ernst, er beruhigt die bangen Gemüter nicht durch den Gedanken an Vernichtung oder einen ewigen Schlaf; aber er kennt auch nicht die Hoffnung auf ein ewiges Leben. „Der große Berg muß zerbröckeln und der Weise verwelkt wie eine Blume", das Wort hörte man Konfucius kurz vor seinem Tode (478 v. Chr.) öfter wiederholen.

Selbst der Ahnenkultus, der doch laut genug den Glauben an die Fortdauer der abgeschiedenen Seele bezeugt, giebt keine Hoffnung der Auferstehung, des Wiedersehens. Die Hoffnung auch des aufgeklärtesten Heiden ist nur Verzweiflung. „Das ganze System des Konfucius", sagt Faber in seiner Schrift über dessen Lehre, „bietet dem gewöhnlichen Menschen keinen Trost im Leben und Sterben." Und doch ist diese Lehre für China „die Wahrheit".

b. Der Buddhismus.

Ich muß mich auch in Beziehung auf den Buddhismus kurz fassen und will nur einige besonders auffallende Charakterzüge her-

vorheben, auf die er seinen Anspruch gründet, eine der chinesischen Religionen zu sein. Er nimmt in dem Religionsschatz des Chinesen die zweite Stelle ein. Er ist fremden Ursprungs und wurde vor wenigstens 1700 Jahren in China eingeführt. Jetzt ist er im Verfall begriffen und ein andres, helleres Licht verdunkelt ihn mehr und mehr. Er hat aber doch einen Anspruch auf unsere Teilnahme und Bewunderung, denn er war einst ein Licht in der Finsternis Asiens, er hat eine großartige Missionsarbeit ausgeübt und einen Einfluß gewonnen, der kaum seinesgleichen hat. Uebrigens entkräftet der Umstand, daß der Buddhismus als etwas Ausländisches zu den Chinesen gekommen und von ihnen angenommen worden ist, einen ihrer Vorwände gegen die Annahme des Christentums, daß es nämlich eine ausländische Religion und deshalb nicht für sie geeignet sei.

Genau genommen verdient der Buddhismus ebensowenig als der Konfucianismus den Namen einer Religion. Er ist ausgesprochen atheistisch, denn er setzt Dharma (das Gesetz) über alle Götter und Göttinnen und verspricht dem Menschen, daß er ohne die Hilfe Gottes die Seligkeit erlangen könne. Aber auch der Buddhismus giebt in seiner Geschichte einen Beleg für das unabweisliche Gottesbedürfnis des Menschenherzen. Buddha der Lehrer ist nun Amidabha, der Gott geworden und seine Tempel sind voll von Götzenbildern. Als eine der Inkarnationen Buddhas galt während 12 Jahrhunderten Kwanjing, der Gott der Barmherzigkeit. Jetzt ist eine Göttin der Barmherzigkeit daraus geworden und sie ist beliebter als Buddha selbst, wie in katholischen Ländern Maria oft mehr verehrt wird, als der Heiland.

„Es ist eine merkwürdige Ironie des Schicksals, daß der Mann, der über sich keinen Gott und kein höheres Wesen anerkannte, der seinen Anhängern sagte, sie müßten selbst für ihre Seligkeit sorgen, nicht nur mehr vergöttert und angebetet, sondern auch durch mehr Bilder verewigt wird, als irgend ein anderer Mensch auf der Welt."

Aus dem Nirwâna des reinen Buddhismus ist, als sich die Lehre weiter nach Norden ausbreitete, eine Wohnung des Lichts und der Freude im westlichen Himmel geworden. Buddha selbst weiß aber davon nichts. Er verzweifelte am Leben und sein Heilmittel war nicht ein besseres Land, ein künftiges Leben, frei von

Leid, Wechsel und Tod, sondern der große Verzicht auf persönliche Fortdauer, auf ein bewußtes Dasein. Buddha erklärte die natürliche Liebe zum Leben für Thorheit. Auch der Taoismus spricht sich ähnlich aus. „Es ist die Bestimmung der Lebenden, aufzuhören. Der Mensch, der sein Leben verlängern und seinem Ende ausweichen will, mißversteht seine Bestimmung. Nirwâna, die „leidenschaftslose Braut, die göttliche Ruhe", ist weder bewußte Freude noch bewußtes Leid. Es ist „der Zustand einer verlöschten Flamme". Das bedeutet nicht etwa das Verlöschen der bösen Leidenschaften und Lüste, die Vernichtung der Selbstsucht, sondern ein Auslöschen der Persönlichkeit, des Handelns, des Willens, des Bewußtseins.

„Das Christentum verlangt die Vernichtung der Selbstsucht, Buddha die Vernichtung des Selbst; in dem einen wird das wahre Selbst gehoben, in dem andern vernichtet."

Dies, die thatsächliche Verneinung von Gottes Wirksamkeit und Gegenwart, ist Buddhas Evangelium für den Menschen, den Augustinus sagen läßt: „Du hast uns zu dir, o Herr, geschaffen, und unser Herz ist unruhig, bis es Ruhe findet in dir!" Das Ende ist das Nirwâna, in dem nur eine gekünstelte Erklärung etwas andres finden kann, als das Verlöschen des Lebens und Bewußtseins. Die Liebe zum Leben ist unzerstörbar im Menschenherzen, aber Buddha raubt ihm alle Hoffnung auf ein künftiges wahres Leben. „Wenn jemand sagt, Nirwâna bedeute das Aufhören, so sagt ihm, er lüge; wenn er sagt, Nirwâna bedeute das Leben, so sagt ihm, er irre." Kurz vor seinem Tod sagte Buddha: „Suchet keine Zuflucht, außer bei euch selbst. Alles was entsteht, muß vergehen. Arbeitet mit Fleiß an eurer eigenen Vervollkommnung, d. h. an der Vernichtung eurer Persönlichkeit."

Die gegenwärtigen Buddhisten gewöhnlichen Schlags kümmern sich allerdings wenig um das Nirwâna, denn das geht über ihre Fassungskraft. Ihre Hoffnung geht darauf, einer der 8 Höllen zu entfliehen, noch einmal geboren zu werden und zu sterben, entweder als Menschen auf der Erde oder in einer höheren Sphäre; oder auch durch Seelenwanderung in einen andern Körper und in eine andre Welt einzugehen.

Und das ist für China die Religion des „Lebens".

c. Der Taoismus.*)

Der Taoismus, „der Buddhismus im chinesischen Gewande", wie er schon genannt worden ist, hat ähnliche Anfänge wie der letztere; er ist auch mehr eine philosophische Sittenlehre als eine Religion. Laotsu, der Gründer des Taoismus (604 v. Chr.) führte keinen Kultus ein. Sein Hauptgrundsatz, der zwar nicht unedel, aber unausführbar ist, war: Der Mensch müsse, um rein und wahrhaftig zu werden, nicht vor allem darnach streben, dem Gesetz zu gehorchen, sondern „die Zeit müsse zurückkehren und das goldene Zeitalter wieder holen". Der Mensch solle auf das den einzelnen Geboten zu Grunde liegende Sittengesetz zurückgehen und ohne Zwang, Verbot und Anstrengung gut werden.

Man hat nicht ohne Grund vermutet, daß sich in Laotsus Philosophie Ueberreste von göttlicher Wahrheit finden, die ihm vielleicht durch den Handelsverkehr, der zu Salomos Zeiten zwischen Ost- und Westasien stattfand, vermittelt wurden.

Der Taoismus war in seinen Anfängen mehr philosophisch und befaßte sich weniger mit Kultusformen und dergl. Die Taoisten auf dem Kaiserthron, z. B. der Gründer der Tschin-Dynastie (202 v. Chr.), der die alten Bücher verbrannte und die große chinesische Mauer erbaute, und der Kaiser Wu (100 v. Chr.) aus der Hang-Dynastie, legten sich auf die Entdeckung des Lebenselixirs. Ueberhaupt gab sich die Sekte gerne mit Alchimie ab. Doch beschäftigten sie sich auch mit ernsthafteren Untersuchungen, z. B. über den Ursprung des Lebens, über den Zustand nach dem Tode. In einem Gespräch, das ein taoistischer Schriftsteller dem Konfucius in den Mund legt, heißt der Tod „eine Ruhe für die Guten, ein Versteck für die Bösen." „Den Edeln bringt der Tod zur Ruhe, den Gemeinen zur Unterwerfung." Laotsus künftiger Zustand war ein Aufgehen der Seele in der Natur, wie Buddhas Nirwâna ein Aufgehen im Nichts. Der moderne Taoismus mit seinen vielen Göttern im Himmel und auf Erden, seiner Geomantik und Totenbeschwörung, seiner Lehre von den Wind- und Wassereinflüssen, die je nach ihrer Richtung den Lebenden und Toten Glück oder

*) Das Wort Tao bedeutet: Vernunft, Wort, Weg, Methode.

Unglück bringen — dieser Taoismus ist nicht mehr der echte, wie er von Laotsu gelehrt wurde.

Während die christlichen Religionsbücher nicht lange nach dem Erdenleben des Herrn abgefaßt wurden, sind die kanonischen Bücher der Buddhisten und Konfucianer von den Stiftern der Religionen durch ungeheure Zeiträume getrennt. Ueberdies ist die Echtheit der Bücher vielfach zweifelhaft, obgleich, als Kaiser Huangti die alten Bücher verbrannte, einige Exemplare gerettet worden sein sollen. Das Lun-jii oder die Blumenlese aus Konfucius, das Buch, aus dem man die meisten Einzelheiten über des Konfucius Leben schöpft, ist vielleicht erst von Schülern seiner Schüler geschrieben. Erst 250 Jahre nach seinem Tod fing man an, dem Konfucius besondre Ehre zu erweisen und erst im Jahr 1 unserer Zeitrechnung wurde er heilig gesprochen.

Vor dem Tode unseres Herrn sagten seine Feinde: Siehe, alle Welt läuft ihm nach! Ein Jahr nach der Kreuzigung freute sich Stephanus, daß er für seinen Herrn sterben durfte. Bald nachher wurde Christus in ganz Kleinasien angebetet und Plinius berichtet, daß die Tempel der Götter fast verlassen seien.

Obgleich Buddha 500 Jahre v. Chr. geboren wurde, „giebt es doch kein buddhistisches Manuskript, das es an Alter und unzweifelhafter Echtheit mit den älteren Evangelienhandschriften aufnehmen könnte." Das Christliche, das man in Buddhas Leben zu finden glaubt, und das kurzsichtige Menschen so verwirrt und geblendet hat, ist verhältnismäßig neuen Datums. Die älteren buddhistischen Klassiker enthalten nichts davon, überhaupt fast gar nichts Näheres über sein Leben. Die meisten Buddhalegenden sind nicht vor dem 5. Jahrhundert n. Chr. verbreitet worden. „In den Jataka-Kommentaren, die für die echte Lebensbeschreibung Gautama Buddhas gelten und die augenscheinlich aus vorchristlicher Zeit stammen, finden wir keine Spur von etwas Christlichem. Man kann mit Wahrheit sagen, daß das Leben Buddhas, soweit es geschichtlich beglaubigt ist, einen vollkommenen Gegensatz zu dem Leben Christi bildet. Die einzige Aehnlichkeit besteht darin, daß Buddha auch umherging und lehrte."

Beim Taoismus verhält es sich allerdings etwas anders; aber es ist zu beachten, daß während Laotsu im Jahr 604 v. Chr. geboren wurde, der Begründer des gegenwärtigen Taoismus, Tschang

Taoling, von 34 bis 157 n. Chr. lebte. Eines der Hauptbücher der Sekte, das Buch von Lohn und Strafe, stammt aus dem 15. Jahrhundert n. Chr. Das berühmte Tao-Teh-Tsching ist allerdings viel älter; ein Forscher setzt es in das Jahr 517 v. Chr.

Ich kann diese kurze Uebersicht über die Religionen Chinas nicht schließen, ohne es anzuerkennen, daß sie im allgemeinen ein verhältnismäßig hohes sittliches Ideal haben und daß auch im einzelnen viele ihrer Sittenlehren vortrefflich sind.

Konfucius ermahnt zur Selbstprüfung. Er sagt, Gebete ohne Sittlichkeit seien nichts wert. „Der Gute wacht auch wenn er allein ist über sein Betragen." Alle Menschen „innerhalb der vier Meere" sind Brüder. Konfucius hat inniges Erbarmen mit den Leiden von Menschen und Tieren. Er beklagt es schmerzlich, daß es keinen heiligen, keinen guten Menschen giebt; keinen, der die Tugend ebenso liebt, wie die Schönheit und Sinnenlust; keinen, der mit Ernst auf dem Tao, dem idealen Weg, wandeln will. Buddha und Laotsu stehen noch höher. Konfucius kann nicht Beleidigung und Unrecht durch Wohlthat vergelten. Denn, fragt er zweifelnd, wie sollte ich dann Wohlthaten vergelten? Aber Buddha und Laotsu sagen es offen: Der Gute soll auch den Nichtguten lieben, und Bosheit mit Tugend belohnen. Beleidigung und Unrecht soll man durch Gutes vergelten. „Habe Mitleid mit dem Unglück andrer und freue dich, wenns ihnen gut geht." Und Laotsu (oder wahrscheinlicher Mencius) sagt, wenn er zwischen dem Leben und der Rechtschaffenheit zu wählen habe, so wolle er lieber das Leben lassen, als die Rechtschaffenheit.

Das Schlußurteil über die drei Religionen ist: Sie kennen keinen Mittler zwischen Gott und Menschen, keinen Erlöser von der Sünde, während sie doch die Sünde weder leugnen noch vertuschen. Sie reden viel von Furcht, aber sie sagen kein Wort von Liebe zu dem ewigen Gott. Sie kennen den nicht, der der menschlichen Natur das verlorene Ebenbild Gottes wiedergeben kann.

(Schluß folgt.)

Das Auftreten des Christentums im Römischen Weltreich und im Indischen Kaiserreich.

Eine missionsgeschichtliche Parallele

von

H. Limbach, Missionar.

(Schluß)

Damit sind wir an einer neuen Reihe von Parallelen angekommen, nämlich an derjenigen, die sich auf das Auftreten des Christentums auf dem bisher geschilderten Boden beziehen. Wir vergleichen dabei zunächst die Art und Weise, wie das Christentum auftrat und sich ausbreitete, mit anderen Worten: Die Missionsmethode der Apostel — besonders des Heidenapostels Paulus — im römischen Reich und die der modernen Missionare in Indien.

Man macht der Mission so oft den Vorwurf, sie sei einseitig. Sie müsse, heißt es, den Kulturvölkern ein anderes Evangelium bringen, als den Naturvölkern. Der auferstandene und wunderthätige Christus sei nicht mehr zeitgemäß. Der sogenannte „historische" Christus mit seinem „Evangelium und Christentum Christi", das sei das einzig Richtige für die gebildeten Hindu. Dem gegenüber halten wir die Missionsmethode des Mustermissionars Paulus fest: Wir wissen nichts als den Christus, den die Evangelien wie die Briefe, sowie endlich die Offenbarung uns vor Augen stellt, den ewigen Sohn Gottes unseren Herrn, der arm ward, damit wir reich würden, der litt, damit wir mögen Freude haben, der um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt ward und nun zur Rechten Gottes sitzt, bis daß er alle seine Feinde zum Schemel seiner Füße lege. Diesen Christus predigen wir, in seinem Namen rufen wir alle Menschen zur Buße und zum Glauben. Auch Paulus hatte mit Kulturvölkern zu thun, denen freilich schon damals das Kreuz Christi und seine Auferstehung eine Thorheit und ein leeres Geschwätz war; aber das Evangelium, das er predigte, hat sich als eine Lebensmacht bewiesen, die die Völker

überwindet und ihre Kultur sich dienstbar macht. In Indien steht ja thatsächlich die Sache heute so, daß das Christentum die zur Unkultur und Barbarei gewordene Kultur neuschaffen und aus dem Staube heben muß. Zudem müssen wir nur so nebenbei bemerken, daß Indien schon lange einen so zugestutzten Christus mit seinem „Christentum Christi" hatte, ehe die betreffenden Herren anfingen davon zu träumen; es war Buddha, der „Erleuchtete". Indien bedarf also solcher Missionare nicht mehr. Buddhas Moralmission ist in Indien schon längst durch die Geschichte gerichtet.

Also heilig einseitig, wie Paulus, ist die evangelische Mission in Indien, indem sie nur den wahrhaft geschichtlichen Christus und seine Lehre predigt. Paulus war aber dabei doch ein Schüler der mannigfaltigen Weisheit Gottes und suchte, wie er es selbst ausdrückte, allen alles zu werden. Den rechtskundigen Römern predigt er die Gottesgerechtigkeit, den weisheitsuchenden Korinthern die göttliche Weisheit. Wie weiß er seine Stimme zu wandeln, um einem jeden nach seinem Bedürfnis, nach seiner Befähigung und seinem Charakter nahe zu treten. Also in der Einseitigkeit göttliche Vielseitigkeit. Auch hierin bestreben wir uns evangelische Missionare, ihm nachzufolgen. Gerade weil wir ihm hierin nachfolgen, weichen wir unter Umständen von seiner Missionsmethode in der Praxis ab, z. B. in der Betonung des Schulwesens. Wir bemühen uns z. B., dem Hindu ein Hindu zu werden, indem wir seine Sprache und seine Litteratur erforschen und lernen, indem wir uns bemühen, uns in seine Gedankenwelt einzuleben, um so die passenden Anknüpfungspunkte und das richtige Werkzeug für unsere Predigt von Christo zu erhalten. Wir suchen aber nicht, dem Hindu ein Hindu zu werden durch Annahme seiner Volkssitten und Kleidung, sowenig wir andererseits das Christentum mit den europäischen Formen verwechseln. Auch hierin wissen wir uns eins mit Paulus. Dabei war Paulus heilig unruhig. Es drängte ihn die Liebe Christi, weiter vorzudringen und die Heilsbotschaft möglichst vielen zu bringen. Wenn wir auch manchem Missionar ein wenig mehr von dieser heiligen Unruhe wünschen möchten, so sei doch hier ausdrücklich bemerkt, daß im Prinzip wohl alle evangelischen Missionsgesellschaften darin einig sind, daß die Heidenpredigt und zwar die Reisepredigt die Hauptsache der Missionsarbeit ist.

Bei dieser Unruhe war aber Pauli Arbeit durchaus gründlich. Er war kein oberflächlicher Arbeiter in der Gewinnung von Seelen, wie er es auch genau mit der Pflege der Gewonnenen nahm. Als ein guter Gärtner pflegte und wartete er sie. Er setzte tüchtige Vorsteher und Lehrer ein, die sie weiden und erbauen sollten in seinem Sinn und Geist. Er selbst sah immer wieder nach ihnen, um sie zu stärken und sich mit ihnen zu erquicken. Auch hierin ist Paulus das Vorbild, dem die heutigen Missionare mehr oder weniger nacheifern. Langsam und vorsichtig vorgehen bei der Aufnahme und dann die Aufgenommenen möglichst den Geförderten unter ihren Landsleuten, d. h. eingeborenen Katechisten und Pastoren, zur Pflege und Belehrung übergeben, ohne daß der Missionar ganz seine Hand von den Gewonnenen abzieht — das ist in der Theorie wohl der Grundsatz der meisten evangelischen Missionsgesellschaften. Es ist ja klar, daß in der Praxis manche Abweichungen von der Regel sich werden nachweisen lassen. Der eine drängt zu früh auf Selbstständigmachung der eingeborenen Christengemeinden, der andere will seine Hand und seinen Mund überall drin haben; der eine nimmt allzuschnell auf, der andere ist allzu vorsichtig. Aber im Prinzip stimmt doch Pauli Missionsmethode auch in diesem Stück mit den Grundsätzen der modernen Missionen, und wir können ohne Selbstüberhebung sagen: Die deutschen Missionen sind im ganzen im Punkt der Gründlichkeit weiter voran als die englischen. Freilich liegt dabei auch die Gefahr der Kleinlichkeit sehr nahe.

Was nun insbesondere die Pflege der Gewonnenen betrifft, so war Paulus weder zu hart, noch zu weich. Er ließ über allen das königliche Gesetz der Liebe und Barmherzigkeit walten, wo er die Grundbedingung, die Buße fand. Dagegen war er nicht weichlich, sondern hielt stramme Zucht unter den Gemeinden. Bei aller Betonung der christlichen Freiheit ließ er doch den Ernst der Heiligung nicht aus dem Auge. Auch die moderne Missionsmethode hält fest an der Kirchenzucht, die an solchen zu üben ist, die es an den rechtschaffenen Früchten der Buße fehlen lassen. Die Missionskirchen haben darin einen Vorzug vor den heimatlichen Kirchen, in denen entweder gar keine oder doch sehr laxe Zucht geübt werden kann, wie sich das aus dem Begriff der Staatskirche von selbst ergiebt. Diese Kirchenzucht soll aber nicht geübt

werden als unbarmherziger Buchstabendienst, sondern die Gemeindeordnungen erfordern zur Auslegung im Einzelfall nicht advokatische Kunstgriffe, sondern herzliche Barmherzigkeit und christliche Liebe, die nicht zu schädigen und zu zerschlagen sucht, und nur die Heilung des Bruders und die Befestigung und Erbauung der Gemeinde im Auge hat.

Auch hier herrscht in der Praxis Verschiedenartigkeit in der Ausführung der Theorie, je nach dem Charakter und der Art des Einzelnen wie der Nationalität. Aber im großen und ganzen findet sich doch im Prinzip Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der heiligen Schrift und mit Pauli Missionspraxis.

Wir haben nun die Missionsmethode der apostolischen Zeit verglichen mit der Methode der modernen Missionen, zunächst in Indien, und zwar unter den drei Gesichtspunkten: 1) Bei der Gewinnung von Christen in der Methode Einseitigkeit, Mannigfaltigkeit und Unermüdlichkeit. 2) Bei der Aufnahme und Pflege der Gewonnenen Gründlichkeit und Freiheit. 3) Bei der Erziehung der Gemeindeglieder weder Härte, noch Weichlichkeit. Es ist ja selbstverständlich, daß neben dem Gemeinsamen auch ebensoviel und vielleicht noch mehr Verschiedenheit nachgewiesen werden könnte, besonders in Einzelheiten und Nebendingen. Es war uns nur darum zu thun, die Einheit des Grundprinzips dort wie hier nachzuweisen.

Wenden wir uns nun noch dem Missionserfolg zu, wie sich derselbe im römischen und im indischen Reich am Schluß des ersten Jahrhunderts evangelischer Missionsarbeit (von W. Carey an gerechnet) darstellt.

Auf den ersten oberflächlichen Vergleich hin möchte man eigentlich ausrufen, wie kann man auch zwei so verschiedene Dinge vergleichen! Wie ungleich größer ist doch in Indien der quantitative Erfolg, wie ungleich kleiner der qualitative als zu der Apostel Zeit.

Während wir am Schluß des ersten Jahrhunderts im römischen Reich etwa 70 Christengemeinden mit ungefähr 150,000 Christen vorfinden, haben wir in Indien hunderte von Gemeinden mit unverhältnismäßig mehr Christen. Umgekehrt aber, welch armseligen Eindruck machen wir evangelische Missionare in Indien, wenn wir

uns mit den Boten Jesu im römischen Weltreich vergleichen. Wie verschwindet doch selbst der größte Missionar Indiens neben einem Paulus. Wie ärmlich siehts in unseren Christengemeinden aus im Vergleich mit den Gemeinden des ersten Jahrhunderts, auch wenn wir die Schattenseiten dieser Gemeinden voll und ganz in Betracht ziehen. Und doch, trotz all dieser großen Unterschiede, wie viel Aehnliches läßt sich zwischen beiden auffinden. Dort die großen und kleinen Gemeinden, zerstreut über das ganze Weltreich, klein und unansehnlich, gering und verächtlich, verglichen mit dem Glanz des heidnischen Kaiserreichs; hier in Indien dasselbe. Wie verschwindend klein die Zahl der Jünger Jesu gegenüber den imposanten Reichen.

Hier wie dort gilt das Wort des Heidenapostels: Wo sind die Weisen? Wo sind die Schriftgelehrten? Wo sind die Zänker dieser Welt? Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Thorheit gemacht? (1Cor. 1, 20 nach Stier's Uebers.) Und „was nichts ist vor der Welt, das hat Gott erwählet!“

Wohl hat schon mancher Missionar es versucht, vor allen die Gebildeten und Großen zu gewinnen; aber man hat gewöhnlich hierin Fiasko gemacht. Ebensowenig ist der Mission damit gedient, wenn man die Weisen und Klugen dieser Welt für passendere Träger der Heilsbotschaft hält, als die Handwerker und Bauernsöhne, die heutzutage seit dem Schuhflicker W. Carey das überwiegende Kontingent gestellt haben. Gott teilt eben seine göttliche Weisheit und Kraft aus, ganz unabhängig von menschlicher Weisheit und Kunst. Auch hierin können wir aus der apostolischen Mission lernen.

Und dann ferner: Diese kleinen, geringen, verachteten Gemeindlein des Nazareners haben die Weltmacht repräsentiert, die das gewaltige mächtige Rom stürzte. Schon im ersten Jahrhundert rüstete sich die heidnische Weltmacht zum Verzweiflungskampf. Weder die Anstrengungen und das Wüten der Priester, noch die brutale Gewalt des heidnischen Volks, noch die klug und kalt berechnende Staatsgewalt konnten diese Religionsgenossenschaft ausrotten. Unaufhaltsam brach sie sich Bahn. Die Fürsten und Gewaltigen des Reichs, die großen Geister und die Philosophen bis herab zu den pagani, alle miteinander mußten sich beugen unter die Macht des Christentums.

Paulus und seine Genossen hatten einen Baum gepflanzt, dessen Wurzeln mit unwiderstehlicher Macht den römischen Koloß auseinandersprengten. Das erste Jahrhundert brachte die Lawine ins Rollen, die weiterrollend und anwachsend dem Koloß die Beine abschlug.

Und nun wie stehts in Indien? Auch hier ist eine Lawine ins Rollen gebracht. Diese Lawine aber sind eben die kleinen, zerstreuten, verachteten Christengemeinden. Noch ist die Lawine klein, aber schon erbebt das indische Heidentum in seinen Grundfesten, so daß ob der gewaltigen Erschütterung alle nichtchristlichen Elemente, wie einst im Römerreich, sich aufraffen zum letzten Entscheidungskampf. Wir wissen, wie Weissagung und Geschichte uns bezeugt, daß das Reich des ewigen Königs bestehen wird, wenn alle Reiche der Welt untergegangen sein werden. Auch für das indo-englische Millionenreich kommt das Ende. Wer sich herübergerettet hat ins Reich der Wahrheit, der wird mit diesem Reich siegreich über dem Trümmerhaufen stehen.

Der Sieg ist uns also sicher. Und doch, betrachten wir die Zeitumstände genauer, so ergiebt sich uns zum Schluß ein großer Unterschied. Wir haben oben schon darauf hinzuweisen Gelegenheit gehabt, wie die Entwicklung Indiens vom Zusammentreffen mit dem Christentum an eine ungleich raschere war als im römischen Reich. Genau genommen ist Indien erst seit etwa 1860 ein einheitliches Reich. Es war von Anfang an ein unter christlichem Regiment stehendes, und die ehernen Bande, die es zusammenhalten, sind die einer christlichen Macht. Welch ein ungeheurer Vorteil dem Römerreich gegenüber, wenn man beide unter den Gesichtspunkt des Auftretens des Christentums stellt. Wie ungleich mehr Boten des Evangeliums werfen heute ihre Netze über das Land aus, als einst im römischen.

Das Werk sowohl, als die Entscheidung für oder wider das Christentum hat Eile, Eile, Eile. Das ist die Signatur der modernen indischen Mission. Das läßt vermuten, daß der Gang des Christentums ein viel eiligerer sein wird als im römischen Reich und die Erfahrungen unserer Zeit bestätigen diese Vermutung.

Es ist ganz augenscheinlich, daß die Scheidung der heidnischen Masse Indiens in Christen und Widerchristen direkt im Heidentum sich vollzieht. Das heißt, Indien als Völkerganzes wird keine

Zeit mehr haben, ein christliches Reich zu werden. Als „Zeugnis über sie“ soll das Evangelium alle Provinzen des Reichs erreichen. Aber die Scheidung in Christusfreunde und Christushasser vollzieht sich so, daß nur die ersteren Christen werden, die letzteren Heiden bleiben trotz ihrer Bekanntschaft mit dem Christentum und trotz ihres Empfindens seiner Lebensmacht; das schließt natürlich nicht aus, daß unter den Christen auch noch Spreu ist. *Aber das eigentliche Widerchristentum, wie wirs jetzt im Westen aus der Mitte der Christenheit sich herausentwickeln sehen, entwickelt sich in Indien gleich aus dem Heidentum heraus.* Es giebt in Indien heute schon Tausende der einflußreichsten Hindu, die zwar schon längst keine Heiden von Ueberzeugung mehr sind, denn dazu hat sie das Christentum und seine überzeugende Wahrheitsmacht gebracht, das Christentum, das sie gut kennen und das sich mächtig an ihren Herzen bezeugt hat. Aber weil sie sich nun unter die Wahrheit nicht gebeugt haben, ist es ihnen ein Geruch des Todes zum Tode geworden. Sie hassen nun die Wahrheit und den König der Wahrheit. Sie sind dem Unglauben und dem Gotteshaß zugefallen.

Was lehrt uns nun die Geschichte in dem Gebiet, das wir so an unserem Auge haben vorbeiziehen lassen? — Sie lehrt:

1) Daß Jesus siegt, bleibt ewig ausgemacht.

2) Daß die Missionsarbeit in Indien — aber auch sonst — Eile hat, große Eile, und daß deshalb

3) der Christenheit die Pflicht daraus erwächst, mit noch mehr Eifer und Treue als bisher das Werk Gottes zu treiben, denn:

Das Werk hat seinen herrlichen Lohn in sich.

Ein merkwürdiges Eingeständnis.

Wir hatten schon mehrfach Gelegenheit, in unserem Missions-Magazin auf jene eigentümliche Erscheinung in Indien hinzuweisen, die als Reformbewegung auf dem religiösen und sozialen Gebiet bekannt ist und die nichts Geringeres beabsichtigt, als die Religion der Väter wieder herzustellen und zugleich auf diesem Wege die veralteten Schäden und Mißbräuche des Hinduismus abzuschaffen. Dieses Bestreben entspringt zumeist der Erkenntnis, daß die geschichtliche Entwicklung des indischen Religionslebens, wie es der Hinduismus mit seinen sozialen Auswüchsen zur Zeit darbietet, den heutigen Verhältnissen nicht mehr entspreche, mit der Wissenschaft des gegenwärtigen Zeitalters in Konflikt gerate und darum unhaltbar sei. Die Reform, die nun angestrebt wird, soll zugleich der Weg sein, um auf ihm dem Christentum auszuweichen und die alte nationale Hindureligion wieder in ihrer Ursprünglichkeit darzustellen. (Vergl. Miss. Mag. 1890, S. 329 ff.) Wie erfolglos aber in der Hauptsache diese Reformbewegung ist und wie entmutigend dieses Ringen nach einer Verbesserung der religiösen und sozialen Verhältnisse Indiens für viele ihrer Vertreter ausfällt, hiefür entnehmen wir dem Leipziger Evang. Luther. Missionsblatt einen interessanten Beleg. Dasselbe schreibt:

Viele tüchtige und wohlgesinnte Männer unter den Hindus haben ihre Kraft daran gesetzt, manche unerträgliche Mißstände des Heidentums abzuschaffen oder doch umzuändern und zu mildern, besonders suchten sie das schreckliche Los der Kinderwitwen durch Ermöglichung ihrer Wiederverheiratung zu erleichtern. In Madras stand unter diesen Männern der bekannte Exminister Ragunatha Rao in vorderster Reihe. Seit 1880 suchte er durch Wort und Schrift unermüdlich für Wiederverheiratung junger Witwen zu wirken, trotzdem daß die Priester die Strafe des Ausschlusses aus der Kaste auf diese Neuerung gesetzt hatten. Obgleich sehr von christlichen Ideen beeinflußt, wollte er keineswegs Christ werden, sondern bezeichnete als sein Ziel die Rückkehr zu der ursprünglichen Religion der alten Arier, der mit uns Deutschen verwandten Einwanderer, die Indien seine Religion und Kultur gegeben haben.

In den ältesten Schriften der Arier fände sich nichts von jenen jetzt für unantastbar gehaltenen Gebräuchen.

Was hat er erreicht? Im Januar dieses Jahres veröffentlichte er in einer Zeitung einen Brief, worin er das merkwürdige Eingeständnis des völligen Mißlingens seiner Pläne macht. So wenig man einen faulen Baum durch Ausgraben seiner Wurzeln und Beschneiden seiner Zweige wieder zum Ausschlagen bringt, so wenig kann den Heiden die Rückkehr zu ihrer ältesten längst abgethanen Religionsform etwas helfen. Wir geben Ragunathas Brief im Auszug.

„Ich habe viele Gegenden zwischen Delhi und Kap Komorin und zwischen Ahmedabad und Kalkutta besucht und vielen Bewohnern dieser Gegenden die arische Religion und ihre Ehegesetze gepredigt. Nirgends hat man mir gesagt, daß die Texte aus den alten Schastras (Religionsbüchern), die ich zitierte, irrig seien — und doch habe ich nur wenige zu meiner Ueberzeugung bekehrt.

Die Leute, denen ich predigte, können in drei Klassen eingeteilt werden: 1) die ungebildete Volksmasse, 2) die Pandits, d. h. die Schriftgelehrten; 3) die, welche eine englische Bildung empfangen haben. Die Ersten sagten: was ich ihnen gepredigt, sei gut, aber sie möchten die bestehende Ordnung nicht umändern, wenn nicht die Schriftgelehrten mir beistimmten. Die Schriftgelehrten gaben zu, daß ich die Schastras richtig zitiert habe und daß die Schastras über den „Brauch" gingen. Doch fügten sie hinzu, „weshalb den Brauch ändern, wenn die bestehende Ordnung dem Volke sehr zusagt?" Viele (die Mehrzahl) von der 3. Klasse der Englisch-Gebildeten stimmten mir völlig bei; sobald sie aber nun diese ihre Ueberzeugung durch die That bewähren sollten, so wurde ihre Schwäche offenbar. Auf der Rednerbühne bekannten sie sich in feierlichen Beteuerungen zu unseren Grundsätzen, aber in ihrem Heim, besonders gegenüber ihren weiblichen Verwandten (Großmutter u. s. w.) thun sie ganz ohne Widerrede Dinge, die mit ihren Worten schnurstracks im Gegensatz stehen. Was sollen wir zu diesen Zuständen sagen? Sind sie nicht ein Unglück für Indien?

Ich will beweisen, was ich gesagt habe. Seit dem Jahre 1880 fing ich an zu predigen, daß die Wiederverheiratung der Witwen durch die Schastras gebilligt werde. Der Erfolg meiner Reden war, daß etwa tausend Männer sich zu einem „Witwen-

Heirats-Verein" zusammenschlossen und meine Vorschläge mit ihrer Unterschrift annahmen. Zwei Jahre später bewerkstelligte ich in Gemeinschaft mit zwei anderen hochgestellten Hindus die Verheiratung einer Kind-Witwe in Madras. Eine Anzahl „gebildeter Männer" nahm an der Zeremonie der Eheschließung teil, aber als einige Tage darauf ein Hochzeitsmahl gegeben wurde, zu welchem viele eingeladen waren, saßen nicht mehr als — ein halbes Dutzend Gäste am Mahle! Diese sechs wurden von den Priestern aus der Kaste ausgestoßen. Die Wucht des Bannstrahles fiel auf mich und meine wenigen Freunde. Unsere Verwandten ließen uns im Stich; unsere Priester weigerten sich, in unseren Häusern die Leichenfeierlichkeiten (Totenopfer u. s. w.) zu vollziehen und unsere Toten mußten ohne die üblichen Zeremonien verbrannt werden. Ja, es wollte uns niemand helfen, die Leichen auf den Brennplatz zu tragen. Ich freue mich sagen zu können, daß wir fest zu einander standen. Wir halfen einander bei den Trauerfeierlichkeiten u. s. w. Da die Priester einsahen, daß wir auch ohne sie drei und mehr Jahre auskamen, so hoben sie den Bann wieder auf.

Aehnlich ging es vor zwei Jahren bei der Wiederverheiratung einer Kind-Witwe. Da ließen den Vater wiederum seine Verwandten im Stich und die allermeisten Glieder jenes Heirats-Vereins scheuten sich, seiner Einladung zu einem Gastmahl Folge zu leisten.

Mit welchen Ausdrücken soll ich solches Benehmen beschreiben? Soll ich's Selbstbetrug oder Zweizüngigkeit nennen? Was es auch sei, solche Zustände sind sehr zu beklagen und zeigen, daß die Wiedergeburt Indiens noch in fernster Zukunft liegt (!)."

Erläuterung zu dem Bild:

Der Missionar auf der Predigtreise.

Unser Titelbild versetzt uns auf das Basler Missionsfeld an der Goldküste in Westafrika, wo zwar schon manches Christenhäuflein aus den Heiden gesammelt und zu einem geordneten christlichen Gemeinwesen vereinigt ist — wo aber doch noch die Heidenmacht rings-

um recht groß ist. Es bildet deshalb die Reisepredigt unter der heidnischen Bevölkerung einen wichtigen Teil der Missionsarbeit und mit Recht wird von den Missionaren und ihren eingeborenen Gehilfen viel Zeit und Kraft auf diesen Zweig des Werkes verwandt. Dieser Evangelistendienst führt den Missionar mit der Heilsbotschaft tage- und wochenlang unter die Heiden und läßt ihn von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt umherziehen ungeachtet der Strapazen, die gerade diese Art des Missionsberufes mit sich bringt. Aber er achtet deren nicht, sintemalen seine Missionsinstruktion lautet: Gehet hin und prediget das Evangelium aller Kreatur!

Besonders sind es die klimatischen Verhältnisse, die im Zusammenhang mit den kulturlosen Zuständen des Landes die Predigtreisen des westafrikanischen Missionars zu einer recht mühevollen, ja aufreibenden Aufgabe machen. Tropische Hitze, sumpfige Fiebergegenden, pfadlose Wildnisse, dürre Steppen, unüberbrückte Flüsse, tiefe Moräste, Mangel an passender Nahrung, quälender Durst in wasserlosen Strichen, Nachtlager auf feuchtem ungesundem Terrain, anhaltende Märsche in Hitze und Unwetter, körperliche Ermüdung und geistige Abspannung, alles das tritt mehr oder weniger an den Boten Christi heran, wenn er die zerstreuten Wohnplätze des Volkes mit dem Evangelium aufsucht.

Meist sind es bei der verhältnismäßig dünnen Bevölkerung der Goldküste nur armselige Dörfer und Weiler, selten größere Städte, die er auf seiner Wanderung antrifft. Seine Erscheinung ruft gewöhnlich die größte Aufregung hervor, besonders an Orten, wo er selten hinkommt. Alt und jung läuft zusammen und staunt den Fremdling an. In aller Eile werden kleine Holzsessel herbeigeschafft und gastfreundlich, wie der Neger ist, reicht man dem Missionar und seinen Begleitern einen Labetrunk aus der rundlichen Kürbisschale. Man begrüßt sich gegenseitig und mancher ist darauf gespannt, eine Erklärung über den Zweck der unerwarteten Ankunft des weißen Mannes zu erhalten. Vielerorten ist man wohl auch schon damit bekannt und weiß, daß der Missionar gekommen ist, „die Sache Gottes“ zu verkündigen. Die breite, von großen Laubbäumen beschattete Dorfstraße füllt sich rasch mit allerlei Volk und die Gruppe der Zuhörer mehrt sich, sobald der Missionar seinen Mund aufthut. Der Bauer, der mit der Flinte auf der Schulter eben von der Pflanzung heimkehrt, bleibt in seiner notdürftigen Bekleidung stehen und lauscht dem „Wort“. Der Schmied läßt den Blasebalg los oder wirft den Hammer weg, mit dem er eben auf dem steinernen Ambos ein Stück Eisen zu einer Haue bearbeitete, und kommt aus seinem offenen Arbeitsschuppen am Ende des Dorfes hervor. Gruppen von

Weibern lassen sich in einiger Entfernung vor den einfachen Hütten nieder und machen sich mit ihren Kindern zu schaffen oder frisieren sich gegenseitig mit großzinkigen Holzkämmen. Andere lugen verstohlen wie weiland Sarah hinter der Thür ihres Gehöftes hervor und suchen der Rede zu folgen. In ihre weiten Gewänder gehüllt und mit ernsten Mienen umstehen die Männer des Dorfes den in ihrer Sprache predigenden Europäer. Da und dort kauert wohl auch ein Alter auf einer Baumwurzel und brummt etwas zur Verteidigung seines Fetischglaubens vor sich hin. Jünglinge greifen sich an das glatte Kinn und bewundern den langen stattlichen Bart des Weißen. An Aussatz und Geschwüren leidende „Krankheitsväter" strecken sich vorsichtig auf ihrer Strohmatte oder hocken auf einem Schaffell und vertreiben mit kleinen Binsenbesen das zudringliche Geschmeiß von ihren ekelerregenden Wunden. Kinder, die sich anfangs scheu an ihre Angehörigen herangedrängt haben und mit offenem Munde den Fremden anstarren, fühlen sich bald ermutigt, fangen an unruhig zu werden, nehmen ihre Spiele wieder auf, balgen sich und machen allerlei Bemerkungen über des fremden Mannes Erscheinung. Störungen aller Art, wie sie ein solch offener Predigtplatz auf der Straße begreiflicherweise mit sich bringt, bleiben nicht aus; aber im ganzen wird die Verkündigung des Evangeliums gern und mit Aufmerksamkeit angehört und die Fälle sind nicht selten, daß der Missionar zu einem häufigeren Besuch mit seinem „guten Wort" eingeladen wird.

Und die Frucht dieser Predigtreisen? Niemand wird erwarten, daß der Verkündigung des Evangeliums in einem heidnischen Dorf, dessen Bewohnern vielleicht die Sache ganz neu ist, sofort auch eine sichtbare Frucht folgen müsse. Es ist zunächst nur ein Zeugnis, zu dem die einzelnen Hörer erst bei näherem Bekanntwerden mit den Heilsthatsachen und je nach ihrer inneren Vorbereitung nach und nach Stellung nehmen. Darum läßt es auch der Missionar nicht bei dem einen Zeugnis bewenden, sondern kommt immer und immer wieder desselben Weges und bringt ihnen von neuem die Botschaft des Heils.

Es ist eben darum auch eine Geduldsarbeit, bei der er nicht ermüden darf und wozu ihm stets neue Kraft von oben not thut. Schließlich aber wird er es doch erfahren, daß sie unter dem Segen Gottes ihre Früchte bringt und daß seiner Einladung auf den Gassen und an den Zäunen auch die Armen, Krüppel und Lahmen Folge leisten.

Und sollte etwa einem Leser dieser Zeilen bei der Betrachtung unseres Titelbildes die Frage auftauchen, wer der predigende Europäer sei, der seine Negerversammlung so zu fesseln versteht, so wollen wir demselben verraten, daß es Missionar Ramseyer ist, der nun schon

bald drei Jahrzehnte in der afrikanischen Missionsarbeit steht und seit 15 Jahren im Hinterland der Goldküste einem armen Bergvolk den verkündigt, der arm ward um unsertwillen, damit wir durch seine Armut reich würden.

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Die deutschen Missionen in Südafrika.

Auf dem Rheinischen Missionsgebiet in Deutsch-Südwestafrika — im Nama- und Hererolande — ist leider trotz der deutschen Schutzherrschaft noch keine Ordnung und Sicherheit eingekehrt. Die Aufstellung einer kleinen deutschen Schutztruppe hat bis jetzt den fortwährenden Räubereien des berüchtigten Hendrik Witbooi kein Ende zu machen vermocht; die Truppe hat vielmehr unthätig dem Unwesen zugesehen. So ist auch im letzten Jahr Krieg und Blutvergießen in der nördlichen Hälfte des Landes an der Tagesordnung gewesen. Solchen Zuständen gegenüber ist es höchste Zeit, daß die deutsche Regierung thatkräftiger eingreift und durch eine Verstärkung der Schutztruppe Herr der Lage wird. Bis jetzt bringt man aber deutscherseits — abgesehen von den Kolonialfreunden — diesem deutsch-afrikanischen Gebiet so wenig Sympathien entgegen, daß man alle Unkosten für eine geordnete Verwaltung von vornherein für verlorene Posten ansieht und das Land für zu „arm" hält, als daß es etwas dort zu schützen, geschweige zu holen gebe. Immerhin sollte man, nachdem doch einmal jene Gebiete dem deutschen Schutze unterstellt sind, die in dem Annexionsvertrage gegebenen Versprechungen halten und für Aufrechthaltung des Friedens sorgen und nicht müßig zusehen, wenn sich die dortigen Völkerschaften im Rassenkampfe gegenseitig zerfleischen.

Diese trostlosen Zustände, die nun schon seit Jahren währen, sind nicht dazu angethan, die Friedensarbeit der Rheinischen Mission zu fördern. So mußten zwei Namastationen, Gibeon und Hoachanas, aufgegeben werden. Erstere wurde im Oktober von den Herero, die letztere im Dezember von Hendrik Witbooi überfallen, wobei allerlei Greuel und Verwüstung verübt wurden. Witbooi hat zwar am 15. März d. J. durch die Herero eine empfindliche Niederlage erlitten, aber er selbst ist durch die Flucht entkommen und hält noch immer alles ringsum im Schrecken.

Ungeachtet dieser schwierigen Verhältnisse hat die Missionsarbeit im Namalande ihren gesegneten Fortgang genommen, besonders auf den 5 südlichen Stationen. Auf dem am Rande der Kalahari gelegenen Station Rietfontein konnte bei Gelegenheit der Jahreskonferenz die neue stattliche Kirche eingeweiht werden und in Keetmanshoop, das wahrscheinlich in Zukunft als Sitz des deutschen Beamten an Bedeutung gewinnen wird, konnten 100 Seelen getauft werden. Letztere Station mußte fast gänzlich neu errichtet werden, da sie durch eine Wasserflut zum großen Teil zerstört worden war.

Stand der Namamission: 9 Stationen, 5046 Christen (davon 1995 Kommunikanten), 908 Tag- und 240 Sonntagsschüler.

Noch trauriger als im Namaland sind die politischen Verhältnisse im Hererolande. Hier hat die Unthätigkeit der deutschen Regierung eine bedenkliche Mißstimmung und Spannung unter den Hereros hervorgerufen, die fast schutzlos den Raubzügen des Hendrik Witbooi preisgegeben sind. Letzterer hält die armen Leute beständig in der Unruhe. Besonders hat er es auf die Station Otyimbingue abgesehen, von der er die ansässigen Herero und Bergdamras durchaus verdrängen will. Nun gedenkt derselbe auch von jetzt ab die Transportwagen der Weißen auf dem Wege zur Walfischbai zu belästigen. Das Sicherheitsgefühl wird somit immer geringer. Zu diesen Mißständen kam noch im letzten Jahr, daß durch ein deutsches Schiff die Pocken ins Land eingeschleppt wurden und sich über den westlichen Teil desselben verbreiteten. Gegen diesen verheerenden Feind ergriffen die deutschen Behörden energische Maßregeln und verhüteten ein weiteres Umsichgreifen der Seuche. Auch durch anhaltende Trockenheit und Heuschreckenschwärme wurde das Land empfindlich heimgesucht. Auf den alten Stationen wurden durch die drohenden Ueberfälle, sowie durch die Aufgebote zu den nutzlosen Verteidigungszügen der Herero, die Leute vielfach zerstreut und fernegehalten. Alles das mußte die Missionsarbeit nach allen Seiten hin sehr beeinträchtigen. Trotz dieser ungünstigen Zeitlage hat die Mission nicht umsonst gearbeitet. Zwei ehemalige Stationen, Otyozondjupa und Okombahe, konnten wieder besetzt und eine dritte, Franzfontein, auf dem Wege ins Ovamboland neu angelegt werden. Erfreulich waren auch die reichlichen Beiträge, die der Stationsbezirk Otyimbingue zu Gunsten der Kirche, Schule und Wohlthätigkeitszwecken im Betrage von 2200 Mark aufbrachte. Auf mehreren Stationen meldete sich eine größere Anzahl von Taufbewerbern und in Omburo konnte außer 29 Personen auch eine Frau des Häuptlings Tjiharine, der der Weg zur Taufe lange versperrt gewesen war, die hl. Taufe empfangen.

Die Gesamtzahl der Hererochristen beträgt auf 8 Stationen 2499 (darunter 880 Kommunikanten). Schüler: 663.

Vom Hererolande ist man im letzten Jahr einen bedeutenden Schritt weiter nach Norden vorgedrungen, indem man die Arbeit im Ovambolande aufgenommen hat. Im Juli v. J. brachen die beiden dahin bestimmten rheinischen Missionare unter Führung eines älteren Missionars vom Hererolande auf und schon im September durften sich dieselben in Ondyiva unter dem Stamme der Ovakuanjama niederlassen und ihre Arbeit beginnen. Letztere ist, trotzdem damit ein ganz neues Gebiet in Angriff genommen wurde, nur ein Zweig der Hereromission, die zugleich auf den Schultern der seit 20 Jahren von den finnischen Missionaren im Ovambolande getriebenen Arbeit steht. Von den elf bis jetzt bekannten Ovambostämmen stehen nun drei derselben unter dem Einfluß der evangelischen Mission.

Die 10 rheinischen Missionsgemeinden in der Kapkolonie (mit 12,087 Seelen) kommen bei ihrer kirchlichen Selbständigkeit nicht mehr als eigentliche Missionsposten in Betracht. Immerhin giebt es für sie noch ein weites Feld der Missionsarbeit unter der farbigen Bevölkerung und es sind auch im letzten Jahr 192 Seelen aus den Heiden getauft worden. Zugleich ist ein netter Anfang gemacht worden, die kapischen Gemeinden zur Mitarbeit und zur Unterstützung für die Ovambomission heranzuziehen.

Für die Brüdermission im Kaplande ist das Jahr 1892 in zweifacher Hinsicht ein Jubeljahr. Am 31. März waren es 150 Jahre, daß der Herrnhuter Georg Schmidt als der erste evangelische Missionar im Kaplande den ersten Hottentotten taufte. Seine weitere Segensarbeit unter dem verachteten Völklein war nur von kurzer Dauer. Schon am 30. Oktbr. 1743 mußte er von seinen 47 Pfleglingen, die er als christliche Gemeinde um sich gesammelt hatte, Abschied nehmen, und im Januar 1744 entführte ihn das Schiff für immer seinem südafrikanischen Arbeitsfelde. Eine Rückkehr, so sehr er sie auch ersehnte, war ihm durch den Widerstand der Missionsgegner nicht mehr gestattet. Schmidts angefangenes Werk schien damit vernichtet, nur sein Andenken blieb ihm bei den dankbaren Hottentotten gewahrt. Die Mandel- und Aprikosenbäume, die er gepflanzt, blühten und trugen Früchte, und das holländische Neue Testament, das er zurückgelassen, ward wie ein Heiligtum verehrt. Erst im Jahre 1792 — also 50 Jahre später — war es der Brüdergemeine gestattet, wieder drei Sendboten nach dem Kaplande auszusenden. „Sie fanden Georg Schmidts Birnbaum, den er bei seiner Hütte gepflanzt, mächtig herangewachsen und hielten in seinem Schatten ihre ersten Predigten." Sie trafen auch noch Segensspuren

des treuen Zeugen, der mittlerweile 1785 in Niesky selig heimgegangen war. Ein altes Mütterlein, das 50 Jahre vorher von ihm getauft worden war, holte hocherfreut ein Buch hervor, in ein Schaffell sorgfältig eingewickelt. Es war Schmidts Neues Testament, das er den christlichen Hottentotten bei seinem Weggang hinterlassen hatte. Auf jener klassischen ersten Missionsniederlassung in der Nähe der Paviankluft ist später eine stattliche Gemeinde und die Station Gnadenthal erstanden, die mit der Gehilfenschule zugleich den Mittelpunkt der Missionsarbeit der Brüdergemeine in der westlichen Provinz bildet. Noch ragt ein mächtiger Birnbaum, ein Schößling des ersten von Schmidt gepflanzten Baumes, an der Stelle, wo er den Hottentotten das Evangelium verkündigte und noch bewahrt man als teure Reliquie sein Neues Testament, dessen Segen nun über das ganze Kapland gekommen ist. Heute, nach 100 Jahren der Wiederaufnahme jenes Werkes, erheben sich in diesem Teile des Kaplandes (der westlichen Missionsprovinz der Brüdergemeine) 11 blühende Stationen mit 22 Missionaren und etwa 9300 Pflegebefohlenen, eine Gehilfenschule und 19 Stationsschulen mit 2200 Schülern und Schülerinnen. Aus den Eingeborenen stehen 2 ordinierte Missionare, 2 Missionsgehilfen und etwa 150 Nationalhelfer in der Arbeit. Zur Erinnerung an das 100jährige Bestehen der Station Gnadenthal soll im nächsten Jahr die neue Gnadenthaler Jubiläumskirche, an der noch gebaut wird, eingeweiht werden.

In der östlichen Missionsprovinz, dem sogenannten Unterland, hat die Brüdergemeine 3 Stationen in der Kapkolonie und 4 in Kaffraria liegen, auf denen zur Zeit 10 Missionare und eine Reihe von Nationalgehilfen arbeiten. Die Zahl der Gemeindeglieder, denen ein ziemlich starker Selbständigkeitsdrang eigen zu sein scheint, beträgt hier über 4000 Seelen.

Die Berliner Mission hat, wie verschiedene andere Gesellschaften, mit allerlei Schwierigkeiten zu kämpfen, die zum Teil dem südafrikanischen Missionsfelde seit Jahren eigen sind und sich durch verschiedene Umstände in letzter Zeit noch gemehrt haben. Dazu gehören in erster Linie die erweiterten Aufdeckungen von Goldfeldern und die Auffindung neuer Diamantenlager. Der Einfluß, den die dadurch hervorgerufenen Verhältnisse auf Weiße und Farbige ausüben, ist begreiflicherweise äußerst ungünstig und für die stille Arbeit der Mission nichts weniger als förderlich. Nicht nur sind dadurch die Preise allenthalben in die Höhe gegangen, der Durst nach Gold weckt auch den weltlichen Sinn und die Genußsucht, gefährdet das innere Leben der Christen und verschiebt alle Verhältnisse aus den bisherigen Grenzen. Zu dieser Schwierigkeit kommt auf manchen Stationen noch

das sogenannte Plakkergesetz, nach welchem nur 5 Familien Farbiger auf einem Bauernplatz (= 10,000 Morgen) wohnen dürfen. So bietet das Bild, das der Bericht von dem ausgedehnten Arbeitsgebiet mit seinen 6 Synodalkreisen entwirft, recht wechselvolle Züge.

Am ruhigsten scheinen sich die Gemeinden in der Kapkolonie zu entwickeln, die äußerlich wachsen, schöne Schulen aufweisen und sich auch durch kirchliche Beiträge tüchtig zeigen. Von der Station Laingsburg aus wird an den Eisenbahnarbeitern und deren Angestellten wacker gearbeitet und auf einer Strecke von etwa 80 deutschen Meilen an 20 verschiedenen Plätzen gepredigt. Es ist dieser Zweig der Arbeit umso wichtiger, als es sich um die geistliche Bedienung vieler Arbeiter handelt, die als Angehörige der kapländischen Stationen hier Verdienst suchen und nur auf diese Weise unter der nötigen Pflege bleiben. Sehr erfreulich ist die Opferwilligkeit der Gemeinde selbst, sodaß der Missionar hoffen darf, sie werde sich mit der Zeit selbst erhalten.

In Britisch-Kafferland mußten drei nahe aneinander gelegene Stationen zu einer vereinigt werden, teils weil sie sich von jeher wenig fruchtbar erwiesen, teils um die Arbeiter für ergiebigere Gebiete zu verwenden. Günstiger lautet der Bericht über die alte Kafferstation Bethel, wo sich Kräfte des Lebens sichtbarlich regen. Nicht nur beweisen sich die dortigen Christen als treue Kirchgänger, sondern sie legen auch eine rührende Treue in der freudigen Entrichtung ihrer kirchlichen Abgaben an den Tag.

Im Oranje-Freistaat, in dessen Synodalkreis die großen Diamantengruben liegen, erschweren die eigenartigen Verhältnisse sehr die Missionsarbeit. So haben die Spekulationen eines reichen Diamantgrubenbesitzers, der die sämtlichen Gruben mehrerer Bezirke zusammenkaufte und dadurch der Nebenproduktion und dem Sinken der Verkaufswerte zu steuern suchte, eine erhebliche Minderung der farbigen Arbeiter und Lahmlegung der andern Geschäfte herbeigeführt. Dadurch ist viel Not und Elend entstanden, von dem auch die Mission nicht unberührt geblieben ist. Trotzdem hat die Arbeit einen gesegneten Fortgang nehmen dürfen und man hat den Eindruck, daß eine gewisse Rührigkeit die Gemeinden dieser Ephorie auszeichnet. So wird z. B. von der Station Kimberley berichtet: „Die Aeltesten, Kaffern, die den ganzen Tag über in den Diamantgruben anstrengende Arbeit verrichtet haben, halten noch von 10—12 Uhr nachts ihre Kirchenratssitzungen, um am andern Morgen in aller Frühe wieder in die Grube einzufahren. Andere Gemeindeglieder besuchen trotz aller leiblichen Anstrengungen von 8—½11 Uhr die Tagesschule, kommen schnell zu Mittag, schlafen von 12—4 Uhr und fahren dann zur

Nachtschicht wieder in die Grube hinunter, an 1000 Fuß tief. Viele kommen, ermüdet von der Arbeit, doch mit ihren Büchern und allerlei Fragen zum Missionar, um über göttliche Dinge Auskunft zu erhalten." In den Arbeitergehöften werden aus den um ein Feuer gelagerten Heiden circa 40 herausgeholt, die das behagliche Feuer verlassen, um an einem kalten Orte ihre Unterweisung zu erhalten. — Auf Wesselton bei Beaconsfield, wo eine neue Diamantgrube eröffnet wurde, waren viele Arbeiter von den südlichen und nördlichen Stationen, die ein großes Verlangen nach Gottes Wort bezeigten und bereit waren, sich auf eigene Kosten ein Kirchen- und Schulgebäude zu errichten, und einen Lehrer aus ihren eigenen Mitteln zu unterhalten. — Ein großer Verlust für die Station Adamshoop ist der Heimgang ihres Patrons Adam Oppermann, der am 25. Juni d. J. in einem Alter von 68 Jahren selig entschlief. „Sein Leben ist mit der Geschichte der Station Adamshoop, die auch nach ihm genannt ist, unzertrennlich verbunden; sie verdankt ihm ihre Entstehung, wie ihr äußeres Wachstum und Gedeihen. Mit Adam Oppermann ist ein reich gesegnetes Leben dahin, ein Leben, auf welches sich das Wort des Apostels anwenden läßt: Die Gottesfurcht ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. An ihm, der als armer Sklavenjunge in der Kapkolonie geboren wurde, hat das Evangelium so recht seine erneuernde Kraft bewiesen." Seit seiner Taufe, an Pfingsten 1845, ist er seinem Heiland in demütigem Glauben nachgefolgt bis an sein Ende. „Welch ein Segen war er für Haus und Gemeinde!" In ihm, so schreibt Miss. Meyer, ist ein Fürst und Großer in Israel gefallen, und seine Größe lag in seiner Bescheidenheit. Nur dreiviertel Jahr früher, am 3. Nov. v. J., war ihm sein hochbetagter Vater Salomo im Tode vorangegangen, nachdem er noch seinen 106. Geburtstag im Kreise der Seinigen gefeiert hatte. Salomo Oppermann, der als Heide Frederik hieß, hatte ein überaus bewegtes Leben hinter sich, bis er 1867 auf der Station Adamshoop in dem Kirchlein, das sein Sohn auf dem Platz erbaut hatte, die hl. Taufe empfing.*)

Höchst betrübend und zugleich unheilvoll für die friedliche Entwicklung der Gemeinden in Südtransvaal ist eine Bewegung unter den Bapedichristen, wonach sich im Jahr 1890 die sämtlichen Bapedigemeinden, die unter Kholokoe, dem Bruder und Nachfolger Sekukunis stehen, von der Berliner Mission losgesagt haben, um eine selbständige und selbstherrliche Bassuto-Nationalkirche zu errichten. Hochmut und

*) Wir machen bei dieser Gelegenheit auf das interessante Schriftchen aufmerksam: Frederik Oppermann. 15 Pf. Buchhandlung der Berliner evang. Miss. Berlin N.O. 43, Georgenkirchstr. 70.

geistliche Ueberhebung scheinen die Haupttriebfeder gewesen zu sein, die die Leiter dieser Bewegung, meist Nationalgehilfen, zu dem unüberlegten Schritt veranlaßt hat. Leider hat sich derselben auch der auf Taba Mossegu stationierte Missionar Winter, der schon längst die Leitung jener Gemeinden in die Hand zu bekommen trachtete, angeschlossen und zur Unterstützung der Sache fünf Nationalgehilfen von sich aus ordiniert. Alle Versuche, die Leute zur Ordnung zu weisen, schlugen fehl und die Abmachung zwischen den Aufständischen und dem Missions-Superintendent Grützner, wonach sich die ersteren in den Grenzen ihres kirchlichen Gebietes halten und von allen Wühlereien in den anderen Gemeinden abstehen sollten, haben sie nicht beachtet. Im Gegenteil, sie haben eine förmliche Gegenmission organisiert, fallen in die benachbarten Berliner Gemeinden ein und suchen deren Glieder und ihre Arbeiter auf ihre Seite herüberzuziehen. In welch unschöner und unehrenhafter Weise das geschieht, davon wissen die Berichte allerlei zu erzählen. Ihr besonderes Augenmerk haben die Separatisten auf die große Station Botschabelo gerichtet, wo flüchtige Bapedi und Bakopa im Jahr 1865 eine Zufluchtsstätte fanden und die durch allerlei Zuzug mit der Zeit zu einer ansehnlichen Gemeinde angewachsen ist. Leider ist die schönste Blüte derselben vorüber und es finden sich nun in ihr allerhand Elemente, bei denen der Same der Unzufriedenheit und Unbotmäßigkeit auf einen fruchtbaren Boden fällt. Dieser wird besonders durch eine lebhafte geheime Korrespondenz zwischen beiden Teilen ausgestreut, sodaß die Bokopa auf der Station verschiedene Versuche machten, sich von derselben loszulösen und eigene Plätze zu gewinnen. Auch hat der Wohlstand, zu dem die Leute auf der Station gekommen sind, dieselben übermütig gemacht und die Zeiten des früheren Drucks und der Verfolgung scheinen vergessen zu sein. Namentlich hält es schwer, unter dem jungen Volk Zucht und Ordnung aufrecht zu erhalten, ein Zeugnis davon, daß es mit der Kindererziehung doch noch recht schwach bestellt sein muß. Einen recht schlimmen Einfluß übten die Aufständischen auf das Seminar aus, in das sich kaum noch einige Zöglinge meldeten und das deshalb vorderhand geschlossen werden mußte, zumal die in demselben ausgebildeten jungen Leute gleich nach bestandenem Examen zu der Gegenpartei übergingen. Eine kräftige Unterstützung hat die letztere auch durch die Regierung dadurch erhalten, daß diese den aufständischen selbstordinierten Nationalhelfern ausdrücklich die Erlaubnis erteilte, durch das ganze Land hin missionieren zu dürfen, wovon sie denn auch durch Eindringen in die Berliner Stationen den ausgiebigsten Gebrauch machen, die Sakramente verwalten und Ausgeschlossene, sowie Unzufriedene in ihre Kirchengemeinschaft aufnehmen. So frißt das Gift

des Separatismus immer weiter um sich und richtet da und dort die größte Verwirrung an. Andererseits bezeugen die Treugebliebenen ihre Treue in ergreifender Weise und widerstehen standhaft den Lockungen der Gegner. Auch sonst giebt es allerlei Aergernisse, die man nur tief beklagen kann. So bekämpft auf einer Außenstation von Neu-Halle ein Irrlehrer die Berliner Mission, indem derselbe, zuerst von den Bischöflich-Hochkirchlichen als Nationalhelfer angestellt, eine Gegengemeinde aus Christen der Berliner gesammelt hat. Von den Engländern aber wegen sittlichen Vergehungen entlassen, ist er nun Baptist geworden und sucht jetzt seine Gemeinde zu einer baptistischen umzuwandeln.

Die Arbeit auf den drei Bavendastationen im nordöstlichen Teil von Transvaal ist durch beständige Kriegsunruhen sehr beeinträchtigt worden. Um der Unsicherheit willen sind viele Bewohner der Station Tschakoma aus dem Lande geflüchtet. Von hier aus ist seiner Zeit die Mission in Bonyai, nördlich von Limpopo, in Angriff genommen worden, die nun in den Händen von einigen Nationalhelfern liegt. — Von der Station Malakong aus, wo es dem Missionar bis jetzt gelang, den drohenden Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen den beiden Brüdern des Häuptlings Matsebe zu verhindern, hat man jenseits des Nylflusses ein neues Gebiet in Angriff genommen. Es ist dies ein hohes Gebirgsland, dessen Bewohner früher durch Matsebe unterworfen und vielfach ausgeplündert worden waren. Matsebe hatte deshalb eifersüchtig darüber gewacht, daß kein Missionar bis zu diesen Völkern vordringe. Erst jetzt ist infolge des Plakkergesetzes und der Vermessung des Gebietes jener Landstreifen von dieser Botmäßigkeit befreit worden, sodaß Missionar Schlömann mit einem Nationalgehilfen es wagen konnte, den Stamm zu besuchen. Er fand dort bereits merkliche Anfänge von christlichen Lebensvorgängen, sodaß er beschloß dem Völklein, das ihn mit großer Freude aufnahm, einen Nationalgehilfen zu senden. Zwar hat der eine Häuptling von Malakong dieses neue Missionsunternehmen unter den ehemaligen Unterthanen seines Vaters zu hintertreiben gesucht, aber bis jetzt ohne Erfolg.

In Natal nimmt die Regierung eine immer bestimmtere Stellung zu den Fragen der Eingeborenen ein und sucht durch besonnene Maßregeln die Civilisation der Kaffern anzubahnen. So sucht sie z. B. die Gewerbthätigkeit der Kaffern dadurch zu fördern, daß sie nur diejenigen Schulen mit Unterstützung versieht, in denen zugleich irgendwelcher Unterricht zu industrieller Ausbildung erteilt wird. Diejenigen Eingebornen, die europäisch eingerichtete und ausgestattete Häuser bewohnen, befreit sie von der Hüttentaxe; die Heiratsordnung der Kaffern

hat sie derart umgestaltet, sodaß die Vielweiberei und das Weiberkaufen erheblich beschränkt worden ist und nun bereitet sie auch Gesetze zum kräftigen Schutz wider die Trunksucht vor. Das alles sind civilisatorische Zwecke, die auch der Mission zugute kommen. Welchen Umschwung die Verhältnisse und besonders auch die Stimmung gegenüber der Mission in Natal während der letzten 25 Jahre erfahren haben, darüber stellt Missionar A. Prozesky einen interessanten Vergleich auf. Damals, als er das Land betrat, gab es in Natal zusammen 2000 Getaufte, jetzt sind es deren 8000 geworden. Damals gab es 150,000 farbige Einwohner, heute sind es 450,000. Das absprechende Urteil der weißen Bevölkerung über die Mission findet man nur noch bei wenigen rohen Persönlichkeiten. Die Stimmung der weißen Bewohner, namentlich der Farmer, hat einen völligen Umschwung erfahren. Früher verwies man den Missionar, wenn er kam, um seinen Mitmenschen das Wort Gottes zu predigen, in die Küche oder in den Stall; jetzt ruft der Buhr seine Leute in die Stube und wohnt wohl auch selbst dem Gottesdienst bei, zu dem er auch seine Nachbarn einladet. Ehemals mußte der Missionar, wenn er auf einen Heidenkraal kam, um das Wort Gottes zu verkündigen, heftige Schmähreden hören; man rief ihm nicht selten das Wort futsek, womit man Hunde zu verscheuchen pflegt, mit grimmigen Gebärden zu; jetzt findet er überall, auch bei den Heiden, freundliche Aufnahme und williges Gehör, ja man bleibt, wenn man ihn von ferne kommen sieht, stehen, um ihn ehrerbietig grüßen zu können. Viel mag zu diesem Umschwung die medizinische Hilfe beigetragen haben, die er in einem solchen Maße auf seinen Missionsreisen zu bringen pflegte, daß mancher Arzt daheim ihn um seine ausgedehnte Praxis beneiden dürfte. Allein die Thatsache selbst ist doch erfreulich und ein lautredendes Zeugnis von der sauerteigartig arbeitenden Kraft des Wortes Gottes in Natal. Andrerseits wird auch die Behandlung der Kaffern, je mehr sie in Berührung mit der vordringenden Civilisation kommen, immer schwieriger. Wohlstand und Luxus, an den sie sich gewöhnen, lassen sie oft gleichgültig gegen das Evangelium werden.

Die Gesamtzahl der Christen in den 6 Berliner Synodalkreisen beträgt 23,841 Getaufte, 1489 Katechumenen, 11,456 Kommunikanten. Getauft wurden im Jahr 1891 im ganzen 1931, darunter 612 Erwachsene. Die Zahl der Schüler beläuft sich auf 4179.

In der Arbeit stehen auf 47 Stationen 57 ordinierte und 4 nichtordinierte Missionare, 11 Kolonisten und eine Lehrerin.

In der Sulu-Mission der Hermannsburger ist im letzten Jahr die Arbeit ruhig aber rüstig vorwärts gegangen. Die wilden Sulu, früher der Schrecken für alle Nachbarvölker, fangen an, in

größerer Zahl als ehedem, sich als Taufbewerber zu melden und auf das Evangelium zu achten. Besonders ist dies im nördlichen Teil des Sululandes der Fall. Selbst ein Halbbruder des bekannten Ketschewayo, der Häuptling Umahamann, stellt sich regelmäßig zur Predigt ein. Aus dem Gemeindeleben giebts von allerlei Schatten und Licht zu berichten. Namentlich wird von allen Seiten darüber geklagt und geseufzt, daß von den Handelsstädten, von den Gold- und Diamantenfeldern aus sich ein neues Heidentum unter den südafrikanischen Völkern verbreitet, das schlimmer ist als das alte. Dort an den Stätten einer falschen Civilisation lernen die heidnischen wie die christlichen Eingeborenen einen bösen Geist des Hochmuts, der Selbstüberschätzung, des Unglaubens und des Widerspruchs, ein zuchtloses wildes Wesen, das schwer zu bändigen ist. Umso erfreulicher ist es, daß auch von Zügen berichtet werden kann, wonach in Fällen, wo der eindringenden Zuchtlosigkeit mit verschiedenen Mitteln entgegengearbeitet werden muß, die Gemeinde dem Missionar treu zur Seite steht und die Gefahr für das innere Leben ihrer Glieder erkennt. Auch darf im Ganzen gerühmt werden, daß sich die Getauften treulich zu Gottes Wort und Sakrament halten und die Gottesdienste fleißig besuchen. Wenn auch an ihrem Wandel noch manches auszusetzen ist, so haben sie doch guten Willen.

Die Hermannsburger Mission im Sululand hat nun auf 23 Stationen, die von 24 Missionaren bedient werden, 1814 Gemeindeglieder und 508 Schüler. Während des Jahres 1891 konnten 213 Taufen stattfinden.

In der reich gesegneten Betschuanenmission der Hermannsburger wurde im letzten Jahr der Bau von drei großen Kirchen in Angriff genommen, ein Zeugnis davon, daß sich hier die Gemeinden mehr und mehr vergrößern und auch soweit erstarken, daß sie die bedeutenden Kosten zu solchen Kirchenbauten aufzubringen imstande sind. Dem siegreichen Lauf des Evangeliums gegenüber regt sich aber auch das Heidentum mächtig, um sich gegen das Christentum behaupten zu können. So bietet man z. B. alles auf, um die Christenkinder mit Gewalt oder mit List in das heidnische Treiben, das mit der landesüblichen Beschneidung verbunden ist, hineinzuziehen. Allerlei Schwierigkeiten bereitet auch manchen Stationen die Nähe der Wesleyaner mit ihrem „eigenartigen Christentum".

Auf den 24 Betschuanenstationen wurden im letzten Jahr 1860 Seelen getauft, sodaß sich die Gesamtzahl ihrer Gemeindeglieder auf 15,288 beläuft. Diese stehen unter der Pflege von 25 Missionaren und einer Reihe von Nationalhelfern. Schülerzahl: 2500.

b) Neuestes und Vermischtes.

Vom 9. bis 13. Juli d. J. feierte die Norwegische Missionsgesellschaft in dem schön gelegenen Hafenorte Stavanger ihr 50jähriges Jubiläum. Zu dieser Feier waren zahlreiche Gäste aus allen Teilen Norwegens erschienen und selbst solche aus Finnland, Schweden, Dänemark, Amerika, England und Deutschland. Letzteres war durch D. R. Grundemann vertreten, der im Beiblatt der Septembernummer der Allgem. Missionszeitschrift einen interessanten Bericht über seinen Aufenthalt in Stavanger und die dortige Jubelfeier veröffentlicht hat. Unter den 900 Deputierten der norwegischen Missionsvereine befanden sich etwa 200 Geistliche; die übrigen waren Laien aus allen Volksschichten, meist schlichte Bauern, Fischer und sonstige Leute vom Lande, von denen einige noch mit zu den Stiftern der Gesellschaft zählten. Hier in Stavanger, wo noch heute der Sitz der Gesellschaft ist und sich das Missionshaus befindet, war es, daß sich im Jahr 1842 die Deputierten von 65 Missionsvereinen, die vorher nur verschiedene Missionsgesellschaften in Deutschland mit ihren Beiträgen unterstützt hatten und keine eigene Mission betrieben, den Beschluß faßten, sich zu selbständiger Missionsarbeit zusammenzuthun. Die neue Gesellschaft begann ihre Arbeit im Sululande (Südafrika) und sandte 1843 einen jungen thatkräftigen Mann, den nachmaligen Bischof Schreuder, dahin ab. Sululand erwies sich als ein sehr harter Boden, aber der geduldigen Arbeit der Norweger fehlte es trotzdem nicht an einigem Erfolg. Sie haben daselbst gegenwärtig (nach Vahl) 14 Missionare auf 11 Stationen und 727 Christen.

Im Jahr 1866 wandte sich die norwegische Missionsgesellschaft einem weit fruchtbareren Arbeitsfelde zu und zwar der großen Insel Madagaskar, wo sie nun die meisten ihrer Missionare stehen hat. Sie bearbeitet dort das Gebiet von Nord- und Süd-Betsileo, die Sakalavaküste und die Küstenstriche im äußersten Südwesten und Südosten der Insel. Das Werk, das die Norweger mit anerkannter Gründlichkeit treiben, hat reiche Segensfrüchte getragen und sich in außerordentlicher Weise entfaltet. Dasselbe weist heute 23 Stationen mit circa 32,000 Gemeindegliedern auf, die von 30 Missionaren bedient werden. Ueber 30,000 Schüler besuchen die Schulen.

Gemäß einem freundlichen Abkommen mit den Abgeordneten der norwegischen Kirche Nordamerikas will man den amerikanischen Brüdern, die bis jetzt die norwegische Mission unterstützt und auch zwei Missionare für Madagaskar geliefert haben, den einen Teil des südlichen Missionsgebietes auf der Insel abtreten. — Die Einnahmen der norwegischen Missionsgesellschaft beliefen sich im Jahr 1891 auf 505,000

Mark, eine Summe, die umso höher anzuschlagen ist, wenn man bedenkt, daß das kleine, zum Teil arme Norwegen nicht einmal 2 Mill. Einwohner zählt. (Nach dem Londoner Chronicle.)

Im Jahr 1837 fingen die amerikanischen Baptisten ihre Arbeit unter den Telugus in Indien an. Lange Jahre hindurch schien dieselbe erfolglos zu sein. Man dachte deswegen daran, die Missionsarbeiter von dort abzuberufen und sie auf andere Felder zu schicken. Unter ihnen befand sich auch Dr. Jewett und dessen Frau, dem man bei seiner Rückkehr nach Amerika den Entschluß der Gesellschaft mitteilte und ihn um seine Ansicht fragte. Der gute Mann antwortete, die Missionsgesellschaft solle nur thun, was sie für das beste halte, er aber gedenke wieder auf sein altes Arbeitsfeld zurückzukehren. Er sei zu alt, um eine neue Mission unter einem andern Volke zu beginnen und sei auch nicht gesonnen, all seine Zeit und Kraft und Gebet umsonst an die Telugu gerückt zu haben. Gut, hieß es, wenn Sie darauf bestehen, dahin zurückzukehren, so wollen wir Ihnen wenigstens einen jungen Mann mitgeben, damit er Ihnen doch nach Ihrem Tode ein christliches Begräbnis geben könne. Man schickte den Missionar Clough mit ihm nach Indien. Aber es war diesem hier eine andere und größere Aufgabe vorbehalten, als seinen alternden Mitarbeiter zum Grabe zu geleiten. Viele Tausende von Telugus durfte er taufen und selbst der alte Jewett erlebte noch diese Zeit der Freudenernte. Heute zählt die Mission der amerikanischen Baptisten im Teluguland circa 50,000 Christen, wovon allein etwa 19,000 im letzten Jahr getauft wurden. (Nach dem Free Church of Scotland Monthly.)

Berichtigung.

Auf Seite 454—456 ist der Name des Stifters des Taoismus nicht Laotsu, sondern Laotse zu lesen. Wir bitten unsere Leser, den Satzfehler, der bei der Korrektur übersehen wurde, freundlichst zu entschuldigen.

Missionshaus in Bonaberi (Kamerun).

Altes und Neues aus China.

(Schluß)

6. Vier Bilder aus dem Missionswerk.

1. Schritt für Schritt.

Es war vor 30 Jahren, an einem Frühlingstag in Mittelchina. Das große Marschland von Sanpo, nördlich von Ningpo, von der Sonne beschienen und vom sanften Wind befächelt, liegt im Frühlingsglanz vor uns. Die ausgebreiteten Bohnenfelder (Bohnen sind die hauptsächlichste Feldfrucht von Sanpo) blühen und duften, der Weizen ist in die Aehren geschossen und die grüne Saat der Reisfelder glänzt wie Smaragd. Der blühende Klee ist eben in den halbüberschwemmten Reisfeldern umgepflügt worden, um als Dünger zu dienen, und überall sieht man Arbeiter, die mit ihren schweren Hacken die Erdschollen zerkleinern. Plötzlich hört man einen lauten Ruf und die Hacken werden weggeworfen, denn die Kunde, es sei ein Fremder in diese abgelegene Gegend gekommen, geht von Mund zu Mund. Diese Leute sehen wahrscheinlich zum erstenmal mit ihren eigenen Augen einen Fremdling. Ein solcher wird mit Furcht, Abneigung und Argwohn betrachtet, aber doch oft wirklich höflich begrüßt. Er kann freilich nicht sicher auf einen höflichen Empfang rechnen. Einige Jahre früher scheiterte ein englisches Schiff an der gefährlichen Küste in der Nähe; die Frau des Kapitäns wurde nach Ningpo gebracht, wo man sie in einem Käfig öffentlich zeigte.

Die Leute scharen sich um die Fremden. Sind es weiße Dämonen, fremde Teufel? Sind es Gespenster oder haben sie Fleisch und Blut wie wir? Die europäischen Kleider und die bleichen Gesichter der Abendländer erregen die Neugierde der Leute. Einige betasten die Röcke und Regenschirme, andere fragen allerlei

durcheinander, wieder andere sperren in stummem Staunen Mund und Augen auf. Unter den Zuschauern ist ein Bauer, Namens Kjing-ming. „Ich brauchte meine Augen", sagte er, als er mir später die Scene beschrieb. Daß er die Europäer, von denen er so oft gehört hatte, nun leibhaftig vor sich sah, das überwältigte ihn so, daß er ganz Auge war und für ihre Predigt nur taube Ohren hatte.

Die Predigt ist zu Ende, das Evangelium ist verkündigt worden. Es werden noch Traktate verteilt, dann folgen Verbeugungen und höfliche Abschiedsworte auf beiden Seiten und die Missionare besteigen ihr Boot, das sie nach Ningpo bringen soll. Kjing-ming geht wieder an die Arbeit. Er nimmt seine Hacke und während er kräftig auf die Schollen losschlägt, um die verlorene Zeit wieder einzubringen, unterhält er sich mit seinen Genossen. Mit der lauten Stimme, die den Sanpo-Leuten an der Küste eigentümlich ist, macht er seinem Erstaunen Luft. Was bedeutet der Besuch? Sind das die Fremden, die das Opium nach China gebracht haben und die den Toten und Sterbenden die Augen ausreißen? Doch sie schienen freundlich gesinnt. Sie waren nicht übermütig oder gewaltthätig. Sie verlangten kein Geld und hatten keine Waren zum Verkauf. Sie haben ja sogar gute Bücher verschenkt. Es sind doch komische Käuze, diese abendländischen Barbaren.

Tag um Tag vergeht. Die Ernte ist größtenteils vorbei, der Weizen eingebracht, der frühe Reis geschnitten. Die freundlichen Oktobertage bringen kühle, erfrischende Winde, wenn auch die Sonne immer noch heiß brennt. Der wohlriechende Oelbaum erfüllt mit seinem Duft die Luft, die Baumwolle, nächst den Bohnen das wichtigste Gewächs von Sanpo, ist reif und die Felder sind voll von fleißigen Arbeitern. Wieder heißts: Die Fremden sind da. Wieder läuft Kjing-ming hin, um zu sehen, was ihn im Frühjahr so bezaubert hat. Diesmal aber braucht er nicht nur die Augen, sondern auch die Ohren. Der Fremde spricht, — ja wahrhaftig, er spricht: nicht europäisches Kauderwelsch, sondern die eigene Sprache der Zuhörer. Das ist unserem Kjing-ming so merkwürdig, daß er an nichts Andres denken kann, daß er von dem Text der Botschaft, der Beweisführung, der Einladung, der Warnung gar nichts hört. Er weiß nur, daß der Fremde chinesisch spricht und wundert sich darüber.

Die Predigt ist aus, der Missionar besteigt wieder sein Boot und Kjing-ming geht erstaunt und um nichts klüger wieder an die Arbeit. Ein Glück für ihn und die Missionare, daß sie sich nicht mit zwei Besuchen begnügten. In den schönen Tagen Anfang Dezember kamen sie wieder. Wenn alles abgeerntet, aber die strenge Kälte mit Schnee und Eis noch nicht eingetreten ist, ist das Reisen bedeutend erleichtert. Man kann querfeldein gehen und manche Biegung der Straße abschneiden. Kjing-ming ist wieder da. Diesmal hat er nicht nur Augen und Ohren offen, sondern sein Herz ist durch den Geist Gottes für die Wahrheit empfänglich gemacht; er hört nicht nur die Sprache, sondern er nimmt die Botschaft des Heils an und glaubt an den Herrn Jesus.

Viele Jahre später predigte ich selbst in derselben Gegend und Kjing-ming war mein Gehilfe. Wir erlebten an dem Tag wenig Erfreuliches; in manchen Häusern wurde uns die Thüre vor der Nase zugeschlagen. Die Zuhörer waren leichtfertig und unaufmerksam, man spottete über unsere Predigt und es schien nicht, als hätte sie irgendwo Boden gefunden. Gegen Abend machte ich, müde und traurig, mit meinem Gehilfen einen Gang auf den Berg, wo wir eine Aussicht auf das Meer und die Ebene hatten. Unterwegs sprach ich von dem Mißerfolg des Tages. „Sei guten Muts," sagte Kjing-ming, „ich kenne diese Ebene gut. Da unten wurde ich zu Gott geführt. Ich war früher ebenso taub und stumpf, wie diese Leute. Aber wir müssen immer wieder an denselben Ort gehen. Ich hätte den Heiland nie gefunden, wenn die Missionare aus Verzweiflung über unsere Stumpfheit bei ihrem ersten Besuch die Arbeit aufgegeben hätten. Meine Augen, meine Ohren, mein Herz wurden eins nach dem andern aufgethan, und heute bin ich da und helfe dir das Evangelium predigen. Wir wollens morgen wieder versuchen in der Kraft Gottes." Gedemütigt und gestärkt durch die Geschichte meines alten Freundes ging ich von dem Berg wieder ins Boot hinab.

2. Die Pilgerpredigt.

In der Gegend von Ningpo sind mehrere Wallfahrtsorte. Der berühmteste ist der Gipfel des Berges Lingfong. Dort lebte vor ungefähr 1500 Jahren ein berühmter Mann, Namens Keh.

Der Sage nach ist er nicht gestorben, sondern in die Klasse der Lohan oder Buddha Erwartenden versetzt worden. An seinem Geburtstag kommen Leute aus den entferntesten Teilen der Provinz und ersteigen den steilen Berg, um in dem Tempel oben anzubeten und Amulette zu kaufen. Diese Amulette sind charakteristisch für den buddhistischen Aberglauben. Sie sollen vor ungefähr 1000 Jahren in Ningpo erfunden worden sein. Unter der Song-Dynastie wurde Ningpo erstürmt und alle Einwohner niedergemacht, ausgenommen ein paar hundert, die, wie erzählt wird, von dem Oberpriester eines Tempels, der noch am südlichen Thor von Ningpo steht, gerettet wurden. Er rief die erschreckten Einwohner in seinen Hof, verkaufte ihnen Spruchkarten und hieß sie beten. Dann stellte er eine Schüssel voll Quellwasser auf das Tempeldach, und als die blutdürstigen Soldaten herankamen, brachte er es durch seine Zaubersprüche zustande, daß sie den Tempel nicht finden konnten. Die Flüchtlinge waren gerettet und seitdem erfreuen sich jene Spruchkarten eines hohen Ansehens. Man kann sie in jedem Tempel kaufen, aber die in Lingfong sind die wirksamsten. In schweren Krankheiten verbrennt man die Zettel als Zauber, während der Priester betet. Vor allem aber dienen die Karten dazu, den abgeschiedenen Geist mit Reisegeld und bei seiner Ankunft in der Wohnung der Seelen mit einem Taschengeld zu versehen. Die Zettel kosten 15 bis 20 Käsch (6—8 Pfennig), aber in den Banken der Geisterwelt sollen sie oft bis zu 1000 Dollar wert sein. Da man sich so gegen eine kleine Auslage eine hohe Summe verschaffen kann und da Kehs Geburtstag in die schöne Frühlingszeit fällt, die Leute auch gern einen Feiertag haben, lockt der Festtag immer eine Menge Menschen nach Lingfong. Ich habe den großen Tempel besucht, sowie einige Nebentempel, die denselben Namen tragen und dieselben Rechte in Anspruch nehmen. Vor einem jener kleinen Lingfong-Tempel predigte ich im Jahr 1865. Es war ein wundervoller Maitag; der Tau glänzte auf den Blüten und Blättern, rote Azalien bedeckten die Berghalde, auch die Rosen blühten und das Geißblatt zeigte Knospen; dazu sangen die Vögel, der Kuckuck und die Amsel erinnerten mich an die traute Heimat. Inmitten einer dichten Menge von Pilgern erstiegen wir den Berg, und von oben kam uns ein Strom von Pilgern entgegen. Es hieß, der Tempel werde an diesem Tage von ungefähr 10,000 Menschen

besucht. Alte Frauen keuchten und stöhnten von der Anstrengung, denn der Berg ist sehr steil. Manche sollen sogar den Strapazen des Weges erliegen. Oben angekommen sahen wir, daß es nutzlos und fast unmöglich war, in den Tempel einzudringen, deshalb predigten wir unter den schattigen Bäumen am Eingang. Nach einer Weile kam ein Priester und sah uns grimmig an. Wir hielten ihm vor, wie unrecht es sei, aus bloßer Gewinnsucht 10,000 Menschen zu betrügen. „Nicht 10,000, sagte er, nur 6000, und es ist nur einmal im Jahr.“ Einige von dem Volk hörten uns zu und ließen sich Traktate schenken. Ein Mann versprach, niemals wieder einer so unnützen Sache zulieb den Berg zu ersteigen. Wir predigten dann auch in einem Dorf am Fuße des Berges. Ein Mann, der eben von der Wallfahrt zurückkam, hörte aufmerksam zu und versprach, die Amulette, die er gekauft hatte, zu vernichten. Als er merkte, daß wir ihm nicht ganz trauten, zerriß er sie vor unsern Augen. Wenn Taufbewerber und besonders Taufbewerberinnen ihre Amulette und ihre buddhistischen Rosenkränze hergeben, so ist dies ein sicherer Beweis ihrer Aufrichtigkeit.

3. Zu spät.

Vor vielen Jahren machte ich mit einem eingeborenen Gehilfen eine Predigtreise in der großen Sanpo-Ebene. Wir hatten vom frühen Morgen an gepredigt und waren gegen Abend auf dem Rückweg zu unserm Boot begriffen. Wir kamen an einem Hof vorbei, an dessen Eingang ein alter Mann stand. Wir begrüßten ihn höflich nach Landesbrauch, indem wir die üblichen Fragen an ihn richteten: Was ist dein ehrenwerter Name? Hast du schon deinen Abendreis gegessen? Was ist dein ausgezeichnetes Alter? Wir erfuhren, daß der Mann 90 Jahre alt war und seine Frau 88. Wir boten ihm an, in den Hof zu kommen und ein Weilchen mit ihm zu sprechen. Er nahms freundlich an, ließ sogleich Stühle bringen, setzte sich und hörte zu. Sein ältester Sohn war gestorben, der zweite war ein Siebziger und sah älter aus als sein Vater. Die ganze, aus 4 Generationen bestehende Familie lebte in dem Hof, allerdings in getrennten Haushaltungen, aber doch als eine Familie. Die Töchter und Schwiegerenkelinnen sahen mich argwöhnisch an; sie meinten wohl, ich könnte dem be-

jahrten Familienhaupt etwas zuleide thun. Der Alte war aber sehr freundlich und hörte mit Aufmerksamkeit und Verständnis auf das, was wir ihm von unseres Herrn Geburt und Leben erzählten; seine Wunder besonders waren ihm merkwürdig. Als wir aber von seinem Leiden und schmachvollen Tod erzählten, da konnte der Alte seine Entrüstung nicht zurückhalten. „Das kann nicht wahr sein!“ rief er; „Schande über diese Gottlosen! Sie hätten für ihn sterben sollen, nicht er für sie!“ Wir suchten ihm die Notwendigkeit des stellvertretenden Leidens und Sterbens zu erklären; aber er rief immer wieder: Schande über sie! Schande über sie!

Trotz der finsteren Blicke und des Abwehrens der Frauen forderte er uns auf, ins Haus zu gehen. Da saß die 88jährige, fast noch schöne Greisin im Silberhaar, mit einem verständigen, friedlichen Ausdruck im Gesicht. Während sie emsig Baumwolle haspelte, leitete sie den Haushalt. Sie bestellte gleich Thee und die Schwiegertöchter gehorchten, wenn auch ungern. Ich wollte mit der freundlichen Alten sprechen. Sie schüttelte den Kopf und sagte: „Ich bin taub.“ Ich bat den Mann, ihr zu wiederholen, was wir ihm gesagt hatten; aber er versicherte uns, daß sie schon seit Jahren stocktaub sei und kein Wort verstehe. Auch der Katechist, der mit seiner mächtigen Stimme oft das Getöse eines chinesischen Markts überschrieen hatte, konnte sich der Alten nicht vernehmlich machen. Da saß die liebe alte Frau und wir waren mit unserer Botschaft zu spät gekommen. Sie konnte auch nicht lesen und war ja zu alt, es noch zu lernen. Wären wir doch zehn Jahre früher gekommen! Wir wandten uns noch einmal zu dem alten Mann, baten ihn, des Heilands Liebe anzunehmen und sein Möglichstes zu thun, um seine Frau und die ganze Familie zu unterweisen. Ich besuchte ihn noch oft; er wurde 99 Jahre alt und seine Frau lebte beinahe ebenso lange. Er ließ sich nicht taufen, aber er nahm christliche Bücher an und hatte in seinem Aermel immer ein einfaches Gebet zum Gebrauch bei sich. Ich hoffe, daß durch Gottes Gnade diese lieben Freunde in die obere Heimat aufgenommen worden sind, so wie sie Christi geringste Diener in ihrem Heim hier unten aufgenommen haben; aber ich möchte allen Predigern des Evangeliums die ernste Warnung zurufen: Hütet euch, daß ihr mit eurer Botschaft nicht zu spät kommet!

4. Um den Abend wird es Licht sein.

Wir gehen jetzt auf die Südseite des Ningpo-Gebirges. Dort ist das Land sehr stark bevölkert und die Ortschaften, unter denen größere Städte von gegen 30,000 Einwohnern sind, liegen so dicht beisammen, daß wir manchmal im Laufe des Tages von morgens 7 Uhr bis zum Dunkelwerden in 10 bis 12 Orten predigten und Schriften austeilten. Gegen das Ende eines solchen anstrengenden Tages wollte ich, um noch einmal zu predigen, in das nächste große Dorf eilen, als mein Katechist mich auf ein kleines Dörflein aufmerksam machte, das ich fast übersehen hätte. Wir betraten einen Hof, wo rauchende Männer und Baumwolle haspelnde Frauen beisammen saßen. Der Hof war voll von Strohhaufen, von quiekenden Schweinen und gackernden Hühnern. Die armen Leute grüßten uns und brachten Stühle; bald erschienen aus drei Ecken des viereckigen Hofes Präsentierteller und auf jedem 8 oder 10 Tassen kochend heißen Thees zu unserer Erquickung. Als ich anfing zu sprechen, setzte sich ein alter Mann vor mich hin, hielt die Hand ans Ohr, denn er hörte schlecht, und lauschte aufmerksam auf das, was ich und der Katechist von des Heilands Herrlichkeit und Sünderliebe sagten. Als dem Alten eins ums andre klar wurde, klatschte er vor Freude in die Hände. Er war schon seit mehreren Jahren besorgt um sein Seelenheil. Er war von Tempel zu Tempel gewandert, hatte Ruhe für seine Seele gesucht und nicht gefunden. Die Priester hatten ihn zurückgewiesen und fortgejagt, weil er so wenig Geld hatte. Kaum konnte er es glauben, daß er umsonst, durch die Erlösung, die durch Jesum Christum geschehen ist, gerechtfertigt werden könne, und wieder klatschte er vor Freude in die Hände. Da fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter und eine alte Frau sagte: „Sags ihm nur recht; schilt ihn tüchtig aus! Er ist mein Bruder und zwar ein recht böser. Seine Zunge ist nie still; immer Zanken und Schelten.“ Der Alte blinzelte uns zu, denn er merkte trotz seiner Taubheit, was die Frau sagte. Nach einem langen und ernsten Gespräch gingen wir. Der Mann begleitete uns eine Strecke Wegs, versicherte uns noch einmal seines Glaubens an die neue Lehre und versprach am nächsten Sonntag in die 4 bis 5 Meilen entfernte Kirche zu kommen. Er hielt sein Versprechen, besuchte die Kirche regelmäßig und wurde ein ernster, lernbegieriger Schüler. Als er nach einiger Zeit die Taufe begehrte,

nahm ich ihn wegen seiner bösen Zunge ins Verhör. „O," sagte er, „das ist ein unheilbares Uebel; es ist mit mir alt geworden; ich fürchte, ich kann mich nicht mehr ändern." „So," sagte ich, „dann kann ich dich nicht taufen. Die Taufe ist eine Vereinigung mit dem Herrn Jesus und seiner Kirche. Für die, die so mit dem Herrn vereinigt werden, ist durch die erneuernde Macht des heiligen Geistes das Alte vergangen. Vielleicht vergeht es nicht auf einmal, aber es vergeht sicher. Alte Gewohnheiten, alte Sünden, auch alte Temperamentsfehler müssen vergehen. Es muß alles neu werden." „Ich wills versuchen," sagte er. Er versuchte es wirklich, aber er hatte noch manchen Rückfall und die Schwester meinte, er sei noch nicht besser, er habe immer noch dieselbe böse Zunge. Endlich, nach mehreren Monaten, als ich wieder in die Gegend kam, fand ich meinen alten Freund, der mich bei der Kapelle erwartete. „Jetzt ists geschehen," sagte er, „jetzt wirst du mich gewiß taufen." Er erzählte mir nun, daß sein jüngerer Sohn, ein grober Mensch und nicht sehr gehorsam, kürzlich mit einer starken Abneigung gegen die Fremden von Schanghai nach Hause gekommen sei. Er war recht böse, daß sein alter Vater der Religion der Fremden anhing. Einmal trat der Vater aus Versehen in einen Korb mit Eiern und zerbrach mehrere. Der Sohn fuhr seinen Vater wegen dieser Nachlässigkeit an, fluchte und wetterte. „Und es gab eine Zeit," fuhr der Alte fort, „da hätte ich ihm seine Flüche und Scheltworte mit Zinsen zurückgegeben. Aber jetzt bewegte ich meine Zunge nicht. Ich wußte, daß ich fahrlässig gewesen war, obgleich ich es nicht absichtlich gethan hatte. Ich wußte, die Sache würde nur schlimmer werden, wenn ich meinem Sohn antwortete. So bat ich den heiligen Geist um Beistand, und glaub mirs, ich habe meine Zunge nicht bewegt." „Genug," sagte ich, „das ists, was ich hören wollte, jetzt können wir den Tauftag festsetzen." Und mit herzlichem Dank gegen Gott taufte ich ihn bald darauf. Er erhielt den Namen Simeon. Und sein Auge hat wirklich den Heiland gesehen, ehe er im Frieden von hinnen schied. Sein Christenleben dauerte nur noch 18 Monate, aber es war voll von freudiger Arbeit. Er fing gleich an, andere zu unterweisen und brachte seine Verwandten und Freunde in die Kirche. Er wirkte so anregend auf andre, daß ich in der Nähe seines Wohnorts eine Außenstation gründen mußte, weil die vielen Leute, die jetzt nach

dem Christentum fragten, nicht immer Sonntags 8 oder 10 Meilen weit gehen konnten.

Einmal sah der Katechist auf Simeons runzlichtem Handgelenk ein eingebranntes Kreuz und fragte ihn, was das bedeute. „O," antwortete er, „das war ganz mein eigener Einfall. Mein Gedächtnis ist schlecht und ich bin ein dummer alter Mann. Ich möchte zu jeder Zeit an meines Heilands Liebe denken, da habe ich mir das Kreuz auf den Arm gebrannt." Bald nachher starb er an einem Malariafieber. Er blieb bis zuletzt klar im Geist und fest im Glauben. Er ordnete an, daß bei seinem Begräbnis keine heidnischen und abergläubischen Ceremonien gemacht würden; „denn ich sterbe als Christ," sagte er. Zu seinem ältesten Sohne, der ihn pflegte, sprach er: „Sohn, wenn du deinen Vater wiedersehen willst, wirst du ihn im Himmel bei dem Heiland finden." Und so schied er im Frieden. Der Katechist, der mir die Nachricht brachte, brach in Thränen aus. „Simeon ist tot," sagte er, „was sollen wir jetzt thun? Sein Eifer, seine völlige Hingabe an Christum hat uns alle angeregt. Ach, daß er von uns geschieden ist!"

Dies geschah vor 17 Jahren. Der Sohn wurde ein Christ; er ist jetzt auch im Paradies bei seinem Vater. Das Gedächtnis des alten Simeon lebt noch im Segen fort. Gott sei Dank, daß wir solche Beweise für seine Macht und für die Wahrheit seines Wortes haben. Wollen die, die diese Geschichten lesen, nicht Gott bitten, daß er in Ningpo und in ganz China noch mehr solche Gehilfen erwecke, die in der Kraft des heiligen Geistes mächtig von der Gnade Gottes zeugen?

7. Unerwartete Gehilfen.

Manchmal braucht Gott zum Missionswerk nicht die berufenen Prediger und Lehrer, vielleicht um uns daran zu erinnern, daß in seiner, nicht in unserer Hand die Macht liegt. Ein paar Beispiele aus der neueren Missionsgeschichte mögen das Gesagte erläutern.

1) In Tschu-ki besteht eine Mission, die uns allerdings durch die Lauheit der dortigen Christen manche Enttäuschung bereitet hat. Doch, das Werk besteht und hat sich in den letzten Jahren weiter ausgebreitet; wir hoffen auch, daß von jenem herrlichen Gebirge noch viel Volk dem Herrn zugeführt werden wird.

Aber wie kam das Evangelium in jene verhältnismäßig abgelegenen Gegenden? Nicht durch den Reiseprediger oder den Bibelverkäufer, nicht durch Verteilung christlicher Schriften oder durch Gründung von Spitälern und Schulen. Die lieblichen Füße derer, die den Frieden predigen, waren nie da gesehen worden. Da kam plötzlich, unerwartet und fast wunderbar, die Zeit der Heimsuchung für Tschuki.

In einer der kleineren Vorstädte Hangtschau, vor dem Immergrünthor, hatten wir am Anfang des Jahres 1877 ein bescheidenes Zimmer eingerichtet, um den Vorübergehenden predigen und mit den Suchenden ruhig reden zu können. Das Zimmer war niedrig und dunkel, nur mit dem Allernotwendigsten ausgestattet. Ueber der Thüre, fast verdeckt von dem vorspringenden Dach, standen in schwarzen Buchstaben auf rotem Grunde die Worte: „Die heilige Religion Jesu.“ Das Zimmer war im Januar, Februar und März ein paarmal wöchentlich geöffnet, aber fast niemand kam, um die Predigt zu hören, und wir waren ziemlich enttäuscht. An einem Morgen, Anfang April, ging ein Mann, Namens Tschau-Paojong, der auf den Markt eilte, an dem Haus vorbei. Es war nichts da, um ihn aufmerksam zu machen, denn Thür und Läden waren geschlossen, da es gerade nicht der Predigttag war. Als er sich aber im Vorübergehen umsah, fiel ihm das rote Papier auf und er las das ihm fremde Wort Jesus. Er blieb stehen, las es noch einmal, trat dann zu unserer Hauswirtin, die vor der nächsten Thüre stand, grüßte sie höflich und fragte sie, ob sie ihm etwas über die Religion Jesu sagen könne. Sie antwortete: „Ich bin nur eine einfältige Frau und wenn ich auch etwas davon gehört habe, so kann ich dies doch nicht ordentlich sagen. Du solltest in die Stadt gehen und Herrn Tai, den chinesischen Prediger, oder Herrn Moule, den fremden Missionar, besuchen.“ Auf des Mannes Bitte zeigte ihm die Frau den Weg und um halb 11 Uhr kam er zu dem Katechisten Tai. Dieser merkte bald, was der Mann suchte. Ohne weitere Umschweife nahm er sein Neues Testament und las seinem Gast zwei Stunden lang vor über des Herrn Menschwerdung, Leben, Sterben und Auferstehung. Tschau schien die Wahrheit auf der Stelle aufzufassen. Um halb 1 Uhr kamen die beiden Männer zu mir. Tschau wartete kaum die üblichen Fragen nach Namen, Alter und Beruf ab und fing dann gleich an, mir die Hauptbe-

gebenheiten des Lebens Jesu zu erzählen. Sein Bericht war so klar, daß ich ihn fragte, wo er die Geschichte früher gehört habe. „Noch nie," antwortete er, „noch nie bis jetzt, da Herr Tai sie mir aus dem heiligen Buch vorgelesen hat."

Er blieb ein paar Wochen bei mir und studierte eifrig die Bibel. Dann ging er, mit Bibel, Gebetbuch und Gesangbuch ausgerüstet, zurück in seine ferne Heimat in dem Tschuki-Gebirge. Er hatte seinen Glauben an den Herrn Jesus bekannt, aber er fürchtete sich vor seinen ältern Brüdern. Er dachte, sie würden ihn schlagen und seinen Glauben schmähen. Bald aber wuchs ihm der Mut und er fühlte sich gedrungen, die Wahrheit zu bekennen. Und siehe da, die älteren Brüder schlugen ihn nicht, sondern sie kamen mit einigen Neffen und Nachbarn und saßen zu seinen Füßen, um das Evangelium zu hören. Jetzt kamen ihm auch Katechisten von Hangtschau zu Hilfe und nach einigen Monaten konnten 19 Männer, Frauen und Kinder getauft werden. Gott legte seinen Segen auf das treue Zeugnis einiger Christen und auf die Arbeit der eingeborenen Prediger. Auch die heftige Verfolgung, die an einigen Orten ausbrach, förderte das Werk. In den ersten zwei Jahren wurden mehr als 100 getauft.

Jetzt findet man Christen an vielen Orten der Tschuki-Gegend, auch in weiter Entfernung von dem ursprünglichen Mittelpunkt des Werkes, dem sogenannten großen Thal. An neun oder zehn Orten ist jeden Sonntag Gottesdienst.

2) Vor vielen Jahren kam ein elender Bettler manchmal in das Missionshaus von Sanpo. Er begehrte öfter die Taufe, wurde aber wegen seines offenkundig schlechten Lebens immer abgewiesen. Endlich gelang es ihm, ein chinesisches Neues Testament zu bekommen. Er nahm es mit auf seine Wanderungen. Wenn er in ein Dorf kam, las er den Leuten ein paar Verse vor, machte dann das Buch zu und fing an zu betteln.

Der Mann starb im Elend auf der Landstraße — ich fürchte, ohne Zeichen wahrer Reue. Wir hatten ihn längst vergessen, als wir in merkwürdiger Weise wieder an ihn erinnert wurden. Der Katechist auf einer unserer Stationen an dem Ostrand der Sanpo-Ebene predigte an einem Sommernachmittag vor seiner Kirchthür. Ein Hausierer mit seinem Pack auf dem Rücken ruhte ein Weilchen aus und hörte dem Prediger zu. Dann wanderte er weiter über

das Gebirge in die Ebene, wo die Stadt Ningpo liegt. Er kam in ein Dorf und während er den Frauen seinen Vorrat von Seide, Faden, Nadeln und Spiegeln zeigte, erzählte er ihnen von dem alten Mann, dem er vor der Kirchthür in Sanpo zugehört und der immer von einem gewissen Jesus gesprochen habe. „Jesus!“ rief eine der Frauen, „hat uns nicht der Bettler vor ein paar Jahren von Jesus erzählt?“ Das Zusammentreffen war ihr so merkwürdig, daß sie am folgenden Sonntag zu Fuß nach Sanpo ging, um mit eigenen Ohren zu hören, was der Katechist von Jesus zu sagen hatte. Ich war oft müde geworden, wenn ich den Weg einmal machte; aber sie ging hin und zurück und that dies mehrere Sonntage nacheinander, obgleich ihre verkrüppelten Füße ihr das Gehen sehr erschwerten. Sie zeigte ihre Aufrichtigkeit auch darin, daß sie andern die frohe Botschaft nahe zu bringen suchte. Sie wurde getauft und hat sich auch bewährt, als sie um ihres Glaubens willen leiden mußte.

3) Auch das in neuerer Zeit begonnene und sehr hoffnungsvolle Missionswerk in Dazih und andern Orten in dem Taitschau-Gebirge geht in seinen Anfängen auf unerwartete Gehilfen zurück. In das Dorf Dazih drang das Gerücht, daß in dem fernen Ningpo ein von Ausländern geleitetes Spital sei, in dem Opiumraucher von ihrem Laster geheilt werden könnten. Ein junger Mann, der sich ans Opiumrauchen gewöhnt hatte, beschloß, nach Ningpo zu gehen und zu versuchen, ob ihm geholfen werden könnte. Während er im Spital war, wohnte er den Hausandachten an, und als er hier einmal die große und wundervolle Lehre von der Erlösung lesen und erklären hörte, stand er auf und bekannte mit freudigem Staunen, daß er das Wort von der Seligkeit annehme. Er schrieb nun seinem Vater und bat ihn, nach Ningpo zu kommen, damit er die neue Lehre auch höre. Er kam, und als er ins Haus trat, hörte er aus dem offenen Fenster des Frauenwartzimmers, wie eine chinesische Bibelfrau den Wartenden das Evangelium vorlas. Da wachten längstvergessene Worte in seinem Herzen auf. Vor 20 Jahren war ihm das Evangelium nahe gekommen. Er hatte den Götzendienst als nichtig aufgegeben; er wußte auch, daß alle Menschen gesündigt haben und des Ruhms vor Gott ermangeln, und seit 20 Jahren drückten ihn seine Sünden. Aber die frohe Botschaft von der Vergebung und dem Frieden in Jesu Christo hatte

er vergessen. Jetzt traf sie wieder sein Ohr und er nahm Jesum als seinen Heiland an. Der Vater und der Sohn glaubten und gewannen die Wahrheit lieb. Bald nach der Taufe der Beiden ging der Sohn mit einigen Christen zu einer Konferenz nach Sanpo, während der Vater in sein Haus zurückkehrte. Gleich nach seiner Ankunft wurde er von einer ansteckenden Krankheit befallen und starb schnell. Als der Sohn nach einigen Tagen heim kam, fand er, daß die heidnischen Verwandten und Nachbarn sein Haus zerstört hatten, weil sie glaubten, der Fluch des Himmels sei auf den vom Glauben der Väter Abtrünnigen gekommen. Der junge Mann blieb stark in dieser Trübsal und bewährte seinen Glauben. Gott brauchte ihn und einige Evangelisten von Ningpo als Werkzeug, um eine Gemeinde zu sammeln; sie besteht aus 100 Getauften mit 60 Kommunikanten, hat Schule und Kirche und einen ordinierten Prediger, den die armen Christen teilweise selbst unterhalten.

8. China ist offen.

Die Beispiele von der Missionsarbeit, die ich im vorhergehenden Abschnitt gegeben habe, sind alle aus einem verhältnismäßig kleinen Winkel des großen chinesischen Missionsfeldes genommen, aber sie sind in hohem Grade vorbildlich für das Werk in andern Teilen des Landes. Sie zeigen, daß das Volk zugänglich ist; sie zeigen, daß das Evangelium Männern und Frauen nahe gebracht werden kann und daß sie bereit sind, es aufzunehmen.

Ich habe hauptsächlich in Tschekiang gewirkt und dieser Landstrich ist der Schauplatz meines Berichts. In derselben Gegend reiste vor 40 Jahren der energische, gewandte Botaniker Fortune. Er konnte aber damals nur als verkleideter Chinese ins Innere des Landes gelangen. Man hat mir noch die Stelle gezeigt, wo er erkannt wurde und zuhören mußte, wie die Leute berieten, was sie mit ihm thun wollten.

In Hangtschau, wo die Missionare seit 25 Jahren arbeiten und seit 20 Jahren amtlich anerkannt sind, durfte noch vor 30 Jahren kein Ausländer wohnen. Reisende wurden schnell an die Küste befördert. Jetzt ist alles anders. China ist offen. Man kann in jeder beliebigen Kleidung fast in allen Teilen des Landes reisen und forschen. Eine Verkleidung ist nicht mehr nötig, denn

der Ausländer und sein Glaube sind eine offenkundige und anerkannte Thatsache.

Es fehlt jetzt nicht mehr an den offenen Thüren, wohl aber an Männern und Frauen, die hineingehen. Von der Umwandlung, die in China stattgefunden hat, kann uns u. a. folgende Thatsache einen Begriff geben: Durch einen kaiserlichen Erlaß vom 14. Mai 1890 ist die 1500 (englische) Meilen von der Küste in der Provinz Stschuen gelegene große Handelsstadt Tschung-King dem europäischen Handel geöffnet worden. Die Missionare dürfen jetzt dort im Herzen Chinas ebenso gut wohnen und arbeiten wie in Ningpo und Schanghai. Die Anwesenheit und Wirksamkeit anderer Missionsgesellschaften darf eine Missionsgesellschaft nicht abhalten, auch ihrerseits die Arbeit anzufangen, wenn sie nur die geziemende christliche Rücksicht beobachtet und es anerkennt, wo Gott sich anderer Werkzeuge bedient. In den Provinzen Stschuen und Jünnan wirkt z. B. die China-Inland-Mission; das will ungefähr so viel heißen, als wenn man ganz Frankreich und Spanien durch 20 bis 30 Prediger evangelisieren wollte.

Wenn es einen besonderen Reiz hat zu sehen, wie das innere China sich vor uns enthüllt, so darf uns das doch nicht verleiten, die dichtbevölkerten Küstenstriche zu vernachlässigen. Man beobachte das Leben der großen Städte an der Küste. Da ist Tientsin, der wichtige Hafenplatz der Hauptstadt, der nördliche Endpunkt des großen Kanals (wie Hangtschau der südliche) und bestimmt, eine Stadt ersten Ranges zu werden, wenn es einmal die nördliche Endstation der ersten Haupteisenbahn Chinas sein wird; da ist Schanghai, ein Haupthandelsplatz für China und die großen östlichen Meere, mit 500,000 chinesischen Einwohnern in der Stadt und in der umliegenden Landschaft 15 Millionen, die fast denselben Dialekt reden; da ist Sutschau und Hangtschau, Chinas Erden-Paradies, die zusammen mindestens $1^1/_4$ Million Einwohner haben und in einer dichtbevölkerten Gegend liegen. Dann Ningpo mit 400,000 Einwohnern und das schöne angrenzende Gebirgsland mit nocheinmal so vielen, von denen 10,000 die Ningpo-Mundart sprechen; Schaou-hjing mit einer halben Million Einwohnern innerhalb seiner Mauern und einer Million in der herrlichen, wasserreichen Ebene, in der die Stadt liegt; Taitschau, Wentschau, Funing; Futschau, um und in dessen Häfen am Land und auf dem Wasser Millionen

leben — freilich scheint in dieser Stadt der Boden unfruchtbar, während im Land umher das Missionswerk blüht und gedeiht; Hongkong, noch vor Menschengedenken ein kleines Fischerdorf, jetzt eine Stadt mit 250,000 chinesischen Einwohnern und einer englischen Kolonie; Kanton, die große, lebhafte Hauptstadt des Südens; und so machen wir die Runde bis Pukhoi und den Zufahrten zu Kwangsi und dem westlichen Kanton. Sollen diese großen Länderstrecken jetzt, da man ins Innere Chinas dringen kann, verlassen werden, weil in den Städten das Missionswerk nur wenig Frucht getragen hat? Lieber wollen wir beten und arbeiten, bis auch für sie Gottes Zeit kommt.

Ja, das Land ist offen und das Feld ist weiß zur Ernte. Wir brauchen eine große Anzahl von Missionaren, Geistlichen und Laien — die das Evangelium landauf landab predigen, Kirchen gründen, eingeborene Prediger und Katechisten heranbilden, ohne deren Hilfe das Werk nicht gedeihen kann; die eine christliche Litteratur schaffen, umherreisen und Bücher verteilen, christliche Bildung fördern und durch die ärztliche Mission den Chinesen zeigen, daß das Christentum auch äußere Wohlthaten bringt. Wenn jetzt die Gelegenheit versäumt wird, so hat die evangelische Kirche vielleicht später wieder lange Zeit gegen Feindschaft und Stumpfheit zu kämpfen. Darum möge dieselbe jetzt die Gelegenheit ergreifen und alle Kräfte anstrengen, damit wir nicht mehr vorwärts schleichen, sondern laufen und rennen, bis wir den Gipfel erreicht haben und die Reiche der Welt des Herrn und seines Christus geworden sind.

Eine neue Form des Buddhismus in Japan.*)

Der Buddhismus ist eine Religion, die gegen 600 Jahre älter ist, als das Christentum. Er hat aber im Laufe der Jahrhunderte verschiedene Entwicklungsstadien durchgemacht, wodurch er sich den verschiedenen Kulturstufen und den jedesmaligen Verhältnissen eines Landes und Volkes, zu dem er vordrang, anzupassen suchte. Ebenso hat er es vermocht, eine tief-

*) Nach dem „Missionary Herald", August 1892.

sinnige Philosophie auszubilden, deren Studium und Verständnis nur für gebildete Priester berechnet ist. Auch besitzt derselbe unterschiedliche Lehrformen; einige für die Gebildeten, andere für die Unwissenden, solche für die Uneingeweihten und wieder andere für die Laien. Diese Lehrformen stehen aber unter sich in solchem Widerspruch, daß sie sich auf keine Weise vereinbaren lassen.

Im Abendland ist man gewöhnt, sich den Buddhismus als ein gemeinsames und gleichartiges Ganzes zu denken; in Wirklichkeit aber zerfällt derselbe in viele Sekten und Nebensekten, deren gegenseitiger Unterschied meist weitgehender ist als der, welcher zwischen den verschiedenen Konfessionen der christlichen Kirche besteht. In Japan stehen sich diese buddhistischen Sekten so schroff gegenüber, daß sie nicht nur nichts von einander wissen wollen, sondern sich auch gegenseitig anfeinden. Es giebt dort allein sieben Hauptsekten, die wiederum in 22 Nebensekten zerfallen.

Diese Zersplitterung hat nun dazu geführt, daß der dortige Buddhismus neuerdings eine Reformation herbeizuführen bestrebt ist, womit er aber nur eine weitere Sekte, die sich den Namen „Neu-Buddhismus" beilegt, hervorruft. Sie besteht hauptsächlich aus Elementen, die mehr oder weniger mit der ausländischen Philosophie, Religion und Geschichte vertraut ist. Einige ihrer Führer sind auch im Ausland gewesen und haben auf abendländischen Universitäten studiert. Unbefriedigt vom gegenwärtigen Stand des Buddhismus in Japan, wollen sie jedoch festhalten an den „großen Wahrheiten", die ihm innewohnen. Wie sich seiner Zeit unter Dr. Martin Luther eine Reformation innerhalb der christlichen Kirche vollziehen mußte, so glauben sie, sei es nun an der Zeit, daß auch der Buddhismus sowohl auf geistigem als sittlichem Gebiete eine große Reformation erleben müsse. Von diesem Gesichtspunkte aus versuchen seine Gründer den überlieferten Buddhismus den gegenwärtigen neuen Verhältnissen anzupassen, indem sie seine alten philosophischen Formeln in die Ausdrücke der modernen Gedankenwelt umsetzen. Nach ihnen soll die in Japan eingedrungene neue Civilisation und die neuen Wissenschaften des Westens ihren Platz im System des Buddhismus erhalten. Ließen sich aber diese geistigen Mächte demselben nicht einverleiben, so würden dieselben den Buddhismus ohne Zweifel vernichten. Der „neuere Buddhismus" ist somit ein Versuch, womit die jüngere Generation den

alten buddhistischen Glauben logisch rechtfertigen und ihm wieder zur allgemeinen Anerkennung verhelfen will. Dieser Versuch entspringt dem festen Glauben an den Wert und die Wahrheit des Buddhismus, obschon nach ihrer Meinung derselbe im Gewande der alten Zeit weder den geistigen noch den sittlichen Bedürfnissen der Gegenwart entspreche; denn der traditionelle Buddhismus habe seine geistige Fähigkeit eingebüßt, da er in sich selbst verdorben sei und weil die Masse seiner Priester keine Moralität besäßen. Deshalb müsse eine gänzliche Reformation eintreten; denn nach seiner jetzigen Beschaffenheit sei derselbe nicht im stande, das Volk von einer grobmaterialistischen Civilisation zu retten, die das sittliche Leben zerstöre, die nationale Kraft untergrabe und die ganze Existenz der Nation bedrohe.

Diesem Gedanken wird denn auch auf litterarischem Wege Ausdruck gegeben. So ist kürzlich von einem der Führer dieser Bewegung ein Buch veröffentlicht worden, das unverblümt und offen die Ziele und Wege derselben darlegt. Die Schrift hat ein gewisses Aufsehen erregt und viele Buddhisten fangen an, Stellung zu derselben zu nehmen; denn die neue Sekte wird bereits mit allem Nachdruck von den „orthodoxen" Sekten des Buddhismus angegriffen. „Neuere Theologie" und religiöse Reformatoren sind niemals „orthodoxen" Sekten willkommen gewesen, in welchem Lande es auch sein mochte. Hierin macht Japan keine Ausnahme. Aber auch alle diejenigen, die ein Interesse für das Werk der christlichen Missionen in Japan haben, können nicht gleichgültig den Ansichten und Bestrebungen dieser neuen Sekte gegenüberstehen, zumal sie bereits eine der vielen Elemente bildet, die zum Missionsproblem in Japan gehören. Eine ziemlich vollständige Darstellung, wie sie jenes Buch in seinen Hauptzügen enthält, giebt ein kürzlich erschienener Artikel der „Japan Mail", aus der wir nachfolgende Angaben über die neue buddhistische Bewegung anführen:

„Der Zweck des „neueren Buddhismus" heißt es dort, ist in der Hauptsache nicht der, eine neue Sekte zu bilden, sondern vielmehr die verschiedenen, unter sich getrennten zu vereinigen, die ursprünglichen Lehren der Weltreligion wieder herzustellen und zu entwickeln, statt ein besonderes Lehrsystem aufzustellen, die bestehenden kirchlichen Einrichtungen zu reformieren, statt eine neue Institution zu schaffen und so die alte buddhistische Religionsform in

allen ihren Theilen zu beleben und sie fähig zu machen, ihre hohe Bestimmung, die vor ihr liegt, zu erfüllen..... Vor allem aber scheint den buddhistischen Reformern am Herzen zu liegen, das Verständnis für den Buddhismus zu wecken, auf dessen Aufgabe für die Jetztzeit aufmerksam zu machen und seiner Lehre, wie sie heute vorliegt, eine weitere und tiefere Deutung für die gegenwärtigen Verhältnisse zu geben. Nur zu diesem Zweck scheint jenes Buch veröffentlicht worden zu sein."

Das erste Kapitel befaßt sich deshalb mit der Erklärung des „Ursprungs des neueren Buddhismus" und es wird dabei die Frage aufgeworfen: „Warum besitzt der Buddhismus heutzutage nicht mehr die Macht wie ehedem? Die Thatsache, daß dem so ist, wird allerseits zugegeben, nur in den Erklärungen hiefür gehen die Meinungen auseinander..... Besitzt aber der Buddhismus als Religion Lebenskraft, so sind seine Organisationsmängel und die offenbaren Defekte seiner einzelnen Anhänger nur vorübergehende Schäden und Hindernisse..... Ist dagegen die buddhistische Wahrheit nicht mehr zeitgemäß und sind ihre Fähigkeiten erschöpft, so kann nichts mehr den Buddhismus vor dem Verfall bewahren. Aber wir glauben von ganzer Seele, daß die buddhistische Wahrheit diese unbegrenzte Fähigkeit habe, die menschlichen Bedürfnisse zu befriedigen, und wir sind deshalb auch fest überzeugt, daß erstlich noch eine Glanzzeit des Buddhismus kommen werde und daß zweitens dieser Zeitpunkt nur dann eintreten könne, wenn wir jetzt, wo der Buddhismus sich in einer Art von Ruhe befindet, all die Formen und Ueberlieferungen abstreifen, die seinen Fortschritt hemmen."

Dann wird in dem Buche die schrittweise Entwicklung des Buddhismus von seinen roheren und einfacheren Wahrheiten, wie sie Buddha selbst gelehrt hat, bis zu den tieferen und reineren Lehren, wie sie erst später in China und besonders in Japan ausgebildet wurden, verfolgt und dargethan, daß in diesen reineren Lehren des Buddhismus „Wahrheiten enthalten seien, die sich für die Regeneration der heutigen Gesellschaft eignen." Solch eine Entwicklung, wie er sie durchlaufen habe, sei zwar naturgemäß und angemessen, aber nicht abgeschlossen; Buddha selbst habe das gelehrt. „Niemand erfindet die Wahrheit; man entdeckt sie vielmehr, indem man sie von oben empfängt." Verschiedene Leute sehen die

Wahrheit in einem verschiedenen Lichte. „Was wir jetzt verwirklichen müssen, ist, daß die Wahrheit nicht von einem Gesichtspunkt, sondern von vielen betrachtet werde.“ Der neuere Buddhismus unterscheidet sich auch darin vom alten, daß er nicht auf einer ausschließlichen Auslegung der Lehre besteht, sondern bereit ist, die Wahrheit, in welchem Gewande sie auch auftrete, zu erkennen. Im Buddhismus selbst ist aber alle und jegliche Wahrheit enthalten. Andere Religionen enthalten dieselbe nur teilweise und in unvollkommenem Grade. Der Buddhismus offenbart nicht nur die allgemeinen Wahrheiten der Religion: wie die Vergeltung für die Sünde, die Unsterblichkeit der Seele, die übernatürliche Macht — sondern auch die Resultate der Wissenschaft und Philosophie. Auch hegt er keinen Groll noch Widerwillen gegen andere Religionen oder gegen fremde Wissenschaft und Philosophie; denn sie sind nur teilweise Repräsentationen der einen Wahrheit, die allein der Buddhismus in ihrer ganzen Fülle besitzt.“

Der Verfasser erörtert dann auch „die unterscheidenden Punkte zwischen dem alten und neueren Buddhismus“. Um nur von Japan zu sprechen, heißt es da, möchten wir behaupten: 1) der neuere Buddhismus ist seinem Wesen nach demokratisch, der alte dagegen aristokratisch. Jener sucht den Bedürfnissen des Volkes ohne Klassenunterschied entgegenzukommen; letzterer hingegen ist hauptsächlich nur für die reichen und vornehmen Stände da....; 2) der neuere Buddhismus ist nach seiner Philosophie optimistisch, der alte dagegen pessimistisch, und es ist nur zu bedauern, daß der alte Buddhismus auf seinen pessimistischen Grundsätzen streng beharrt. 3) Der neuere Buddhismus ist praktischer Art, wogegen der alte nur die Theorie vertritt. Zwar bildet die Theorie die Grundlage jeder Praxis und auch die buddhistische Wahrheit beruht nicht bloß auf Erfahrung; aber heutzutage gilt es für jede Religion, sich durch ihre Werke zu legitimieren.... In allen unsern Sekten finden wir aber das Bestreben, die Werke beiseite zu setzen und das Heil nach Proben zu beurteilen, die nichts mit praktischen Resultaten zu thun haben. Hierin verlangt der neuere Buddhismus eine Reform. — Obiges sind die Hauptpunkte, aber es giebt noch eine Reihe anderer Momente, die sich für den neueren Buddhismus anführen ließen. Er ist eine notwendige und natürliche Erscheinung in der Entwickelung unserer Religion und macht den

Anspruch auf der ewigen Wahrheit zu beruhen. Sein Leben ist der Glaube und sein Ziel ist die Freiheit. Seine Sphäre ist die Seele und nicht der Körper. In seinen Reihen räumt er der jüngeren Generation und dem weiblichen Geschlecht einen Platz ein. Und endlich besitzt er in sich selbst die Macht, jede andere Religion und Philsophie zu überwinden und in sich aufzunehmen, sowie auch die materialistische Civilisation, die wir vom Westen angenommen haben, in eine edle und geistige umzugestalten."

„Die Aufgabe des neueren Buddhismus ist somit die praktische Erneuerung sowohl des Buddhismus als Religion, als auch der menschlichen Gesellschaft, und zwar nicht auf dem Wege von Erörterungen, sondern durch den Glauben. In einem ernstlichen Glauben an die Wahrheit ist das Heil des Buddhismus zu suchen. So hat auch Dr. M. Luther die Wiedergeburt des Christentums einfach durch die Macht seines unüberwindlichen Glaubens herbeigeführt. Wenn nun schon eine verhältnismäßig tiefer stehende Religion wie das Christentum auf diese Weise so gründlich reformiert und neu belebt werden konnte — was läßt sich nicht erst vom Buddhismus erwarten, so wir den rechten Glauben an den Tag legen!..... — Der neuere Buddhismus ist weitherzig, nicht eng. Er vertritt nicht die Ansicht, als ob die Buddhisten allein die Wahrheit entdeckt hätten. Er eignet sich vielmehr die Wahrheit von jeder Seite an, von welcher sie auch kommen möge. Um dies aber thun zu können, „müssen wir vorerst den Buddhismus nach seinem wahren Geist verstehen." Zu diesem Zweck müssen die buddhistischen Schriften sorgfältig und zwar kritisch, geschichtlich, etymologisch und nach den Originalquellen studiert werden. „Während der alte Buddhismus im Banne der Vergangenheit lebt, liegt es dem neueren an, jenen für die Bedürfnisse der Gegenwart und für die Verheißungen der Zukunft wieder zu beleben."

So sind dem neueren Buddhismus, sobald er für seine Aufgabe gegürtet ist, die wichtigsten Probleme zur Lösung gestellt. Die japanische Gesellschaft bildet heutzutage eine Masse voller Heuchelei, Extravaganz, Betrug und Schwäche. Das Volk ist aufgedunsen von der materialistischen Civilisation des Westens. Uns fällt deshalb die Aufgabe zu, die japanische Gesellschaft einer besseren Stellung zuzuführen, und sie aus dem materialistischen Leben heraus in ein geistiges einzuführen. Dies hat in erster

Linie durch eine entsprechende Bildung und Erziehung des Volkes zu geschehen. Wir sind heutzutage ohne alle Grundsätze; denn wir sind weder Schintoisten, noch Christen, weder Konfucianer noch Buddhisten. Auch unsre Politik ist nur Schein. Sowohl die Regierung als auch alle politischen Parteien bedienen sich der gleichen Schlagwörter: Freiheit, Nationalität, Fortschritt und Selbstverwaltung. Aber wenn man die Sache beim rechten Lichte besieht, so findet man nichts als Unlauterkeit und ungesunde Zustände. Von Tugend ist nichts zu sehen.... Bis nicht unsere Staatsmänner gerechter werden, wird unser Land in seinen alten Fesseln verharren. Fassen wir das Gesagte zusammen, so müssen wir uns an drei Dinge erinnern: erstlich, daß die Macht des Buddhismus nur in seinen Wahrheiten und nirgendswoanders zu finden ist; zweitens, daß das Studium dieser Wahrheiten und ein fester Glaube an dieselben die Pflicht des Reformers ist; drittens, daß die Verkündigung seiner Wahrheit unter dem Volk das einzige Erfordernis für das Emporkommen und die Wohlfahrt des Buddhismus ist."

„Soll sich nun, so fragen wir, der neuere Buddhismus auf Japan allein beschränken? Wir antworten mit einem nachdrücklichen Nein!..... Die buddhistische Wahrheit ist allumfassend. Die Welt allein kann dem Reich der allgemeinen Wahrheit Grenzen setzen.... Japan hat gefunden, daß die materialistische Civilisation des Westens seine geistigen Bedürfnisse nicht befriedigen kann. Das Abendland selbst hat ebenfalls diese Entdeckung gemacht und ist darauf aus, von der höheren Wahrheit des Buddhismus, die derselbe darbietet, zu lernen. Für die materialistische Civilsation des Westens bietet ihm nun der Osten eine vollkommene Religion an, und der Zeitpunkt ist gekommen, da dieser glückliche Austausch stattfinden kann..... Der neuere Buddhismus hat aber zwei Feinde, auf die er ein wachsames Auge haben muß; der eine ist der alte Buddhismus mit seinem Aberglauben, seinem Konservatismus, seiner Scheinheiligkeit und seinem Sektenwesen, dessen Reform wir mit aller Macht herbeizuführen haben. Der andere Gegner ist die fremde Religion, die mit der westlichen Civilisation in Japan eingedrungen ist und in deren Plan es liegt, uns zu verschlingen."

Das ist in kurzen Umrissen der Charakter jenes neu erschienenen Buches, das die buddhistische Welt Japans gegenwärtig erregt. Es ist ein beachtenswertes Buch, von welchem Gesichtspunkt man auch

dasselbe betrachten mag. Es enthüllt die Unzufriedenheit eines großen Teiles der Nation mit der Lehre und sittlichen Beschaffenheit des geschichtlichen Buddhismus. Es zeigt aber auch, wie ernste Männer über die politische Lage des Landes denken, indem sie so öffentlich die Fäulnis des Staates bis auf das innerste Mark darlegen. Besäße der Buddhismus wirklich jene Lebenskraft und Wahrheitselemente, eine Nation zu erneuern, der Häuslichkeit die Reinheit, dem Geschäft die Ehrlichkeit und dem politischen Körper Gerechtigkeit einzuimpfen, so würden wir ihm allen Erfolg wünschen. Aber gerade sein heutiger Zustand, und zwar nach einer fast unbestrittenen Herrschaft von Jahrhunderten, ist ein Zeugnis gegen den Buddhismus, und die Lage der Dinge würde es eher nahe legen, das Christentum einzuführen, das sich bis jetzt einzig und allein als die Religion erwiesen hat, die imstande ist, geistiges Leben zu geben und zu erhalten. Das Buch zeigt zugleich den ernsten Charakter jener Männer, die die Leiter dieser neuen Bewegung sind, sowie deren Tüchtigkeit und Vertrautheit mit der westlichen Gedankenwelt und ihrer Geschichte. Und nicht minder geht daraus hervor, wieviel der neuere Buddhismus dem Christentum schuldet, von dem es einen nicht unbedeutenden Teil seiner Ideen und Lehren entlehnt hat. Ja ein großer Teil der neu-buddhistischen Anschauungen und manches von dem, was der alte Buddhismus neuerdings lehrt, könnte ebensowohl in einer christlichen Kirche gepredigt werden, vorausgesetzt, daß die spezifisch buddhistischen Namen in christliche umgesetzt würden. Es ist deshalb eine häufige Bemerkung der japanischen Christen, daß der neuere Buddhismus die christliche Lehre in der buddhistischen Sprache vortrage. Auch hiefür ist das Buch ein bemerkenswerter Beleg.

Es läßt sich denken, daß jenes Buch auf viele denkende Männer im Lande einen tiefen Eindruck gemacht hat. Als gute Patrioten, die von der Wahrheitsliebe beseelt sind und die Gerechtigkeit als Lebensnotwendigkeit für die Wohlfahrt der Nation erkennen, sehen sie mit Betrübnis, wie mit der abendländischen Civilisation eine furchtbare Verschlechterung der Sitten unter der jüngeren Generation hereingebrochen ist. Sie sehen mit klarem Blick den Verfall alles dessen, was früher als Sittlichkeit galt; sie sehen, wie das väterliche Regiment, das bis vor 30 Jahren zu Recht bestand, einem nationalen, ja fast demokratischen Regiment hat weichen müssen,

und sie erkennen auch, wie die Freiheit von den Massen nur als Inbegriff der Schrankenlosigkeit aufgefaßt wird. Diesen Patrioten muß notwendig die Civilisation des Westens eher als ein Fluch denn als ein Segen erscheinen und man muß zugeben, daß nicht wenige von den Missionaren mit denselben sympathisieren. Und es ist in der That so: eine Civilisation ohne wahres Christentum ist weit eher ein Fluch als ein Segen. Jene Vaterlandsfreunde wissen nur wenig vom Christentum, außer was sie von demselben durch Hörensagen kennen gelernt haben. Was sie aber davon hören, das bringen sie mit dem Kampf zwischen den amerikanischen Nord- und Südstaaten in Verbindung und mit jenen christlichen Kirchen, die seiner Zeit die Sklaverei verteidigten; ferner denken sie dabei an die Sittlichkeitsskandale Europas und Amerikas, die in der ganzen Welt herumtelegraphiert und begierig von der öffentlichen Presse Japans verbreitet werden. Man blickt auf die politische Korruption in den Vereinigten Staaten, von der die ganze Welt hört und die niemand zu widerlegen sich bemüht. Solchen Leuten, die nur auf diesem Wege etwas über die chistlichen Länder und deren Verhältnisse zu hören bekommen, erscheint das Christentum begreiflicher Weise in einem so schlechten Lichte und dazu ebenso machtlos, wie der verrottete Buddhismus Japans. Die wahre Gestalt des Christentums aber als eine Macht zum Guten, wie sie sich auch in den Vereinigten Staaten vorfindet, ist angesichts der erschrecklichen Mißstände, die dort selbst unter dem Schatten der christlichen Kirche bestehen und besonders, weil letztere dazu schweigt, — die wahre Gestalt des Christentums ist unter diesen Verhältnissen schwer zu demonstrieren. Wenn daher ein Missionar darthun will, Japan solle das Christentum annehmen, weil es die Macht besitze, die Politik zu klären und eine Nation zur Gerechtigkeit zu führen, so bewegt er sich auf unsicherem Grunde. Er mag damit die Unwissenden für seine Ansicht gewinnen; aber jeder gebildete Mann, der den verdorbenen Zustand der amerikanischen Politik kennt, wird es schwer finden, im Christentum einen Beweis seiner Macht auf dem politischen Gebiete zu ersehen*) und er ist

*) Wir meinen, darum handelt es sich auch gar nicht bei der Einführung des Christentums unter einem heidnischen Volk. Daß das Christentum aber geordnetere Zustände im Leben der Völker herbeiführt, sollte den Japanern, wenn sie wirklich Geschichte studieren, nicht unbekannt sein. D. H.

geneigt, dem Missionar wenig oder keinen Glauben zu schenken. So liegt es auf der Hand, daß die Christianisierung Japans nicht zu den raschen Dingen gehört, als welche sie einige Missionsträumer seiner Zeit den heimatlichen kirchlichen Kreisen dargestellt haben. Japan wird weder während der Dauer der gegenwärtigen, noch in der nächsten Generation eine „christliche Nation“ werden. Der Kampf zwischen dem Christentum und Buddhismus einerseits und zwischen dem Christentum und dem Unglauben andererseits hat in Japan erst begonnen. Ein Jahrhundert des Widerstandes und — möglicherweise auch einer Bluttaufe — sind fast die unerläßlichen Bedingungen für den endlichen Triumph der christlichen Wahrheit in diesem Lande. Der Missionar wird natürlich bei diesen Kämpfen und Mühen auch sein Teil haben, aber seine Mitleidenschaft wird nach und nach immer geringer werden. Wann aber der Zeitpunkt da sein werde, an welchem keine Missionare mehr nach Japan gesandt zu werden brauchen, ist schwer zu sagen. Heute ist der Tag noch nicht gekommen. Noch ferner aber ist der Tag, an welchem die Missionare in Japan nichts mehr zu thun finden werden.

Erläuterung zu dem Bild:

Missionshaus in Bonaberi (Kamerun).

Ein Missionshaus im Heidenlande ist eine wichtige Stätte, da dieselbe in den meisten Fällen nicht nur den Mittelpunkt für die Missionsthätigkeit in der näheren Umgebung, sondern auch den Ausgangspunkt für die Arbeit in den weiterliegenden Gebieten bildet. Hier ist sozusagen das ständige Kriegslager, von dem aus der Missionar und seine Gehilfen gegen die Burgen des Heidentums zu Felde ziehen. Hier sammelt er sich immer wieder zu neuen Vorstößen, erkundet die feindliche Stellung und entwirft seine Feldzugspläne.

Das Missionshaus bildet aber auch andererseits den Mittelpunkt der Stationsanlage, um den sich Kapelle, Schule und wenn immer

möglich auch die Niederlassungen der Christen gruppieren, die man aus ihrer heidnischen Umgebung herausgezogen und hier angesiedelt hat, damit sie als christliches Gemeinwesen in ungleich gesünderer Luft leben, als unter ihren heidnischen Stammesgenossen. Nur so, wenn die in der nächsten Umgebung befindlichen vereinzelten Heidenchristen auch örtlich zu einem christlichen Volkswesen vereinigt werden, kann sich das Gemeindeleben fröhlich und gedeihlich entfalten. Das christliche Familienleben kann besser gepflegt, das Gemeindebewußtsein eher geweckt werden. Christliche Ordnung und Zucht läßt sich genauer durchführen und die wichtige Seelsorge sorgfältiger pflegen. Wohl hat man diesem Missionsgrundsatz schon die andere Ansicht entgegengestellt, daß es missionsmäßiger gedacht sei, die einzelnen Christen in ihrer Zerstreuung unter ihren heidnischen Volksgenossen zu belassen, damit sie als Lichter in der heidnischen Finsternis leuchten. Aber das ist — abgesehen von gelegentlichen Ausnahmen — wohl nur ein schöner Gedanke, an dem sich erfahrungsgemäß nicht festhalten läßt. Denn wie die einzelne glimmende Kohle in der Zugluft leicht erlischt und erstirbt, so ist auch das innere Leben des Heidenchristen, wenn er sich allein der heidnischen Luft ausgesetzt sieht und den Versuchungen einer übermächtigen heidnischen Welt Trotz bieten soll, leicht in der Gefahr, nicht nur Schaden zu nehmen, sondern auch zu ersterben. Sein Licht, das er leuchten lassen soll, wird in vielen Fällen, wenn auch vielleicht nicht erlöschen, so doch in der Stickluft der heidnischen Umgebung düster brennen und wenig Wärme ausstrahlen. Nicht umsonst ward deshalb auch Israel zur Absonderung von den heidnischen Kanaanitern ermahnt, denn sie wurden demselben „zum Strick und ihre Götter zum Netz".

Dazu kommt, daß in der christlichen Gemeinschaft eine Kraft der Bewahrung, der Befestigung und Belebung liegt, deren der Heidenchrist bei den obwaltenden Verhältnissen — man denke nur an das kaum erst überwundene Heidentum von innen und außen — noch dringender bedarf, als der Christ in der heimatlichen Christenheit. Also nicht die vereinzelte Kohle, sondern die zum Häuflein auf dem Feuerherd zusammengeschürten Kohlen erhalten sich gegenseitig im Brand und strahlen Licht und Wärme aus.

Eine solche Bedeutung hat auch die Station Bonaberi in Kamerun, deren Missionshaus unser Titelbild zeigt. Sie ist der Mittelpunkt einer kleinen Christengemeinde am Ort und zugleich die Operationsbasis für die Missionsarbeit im ganzen Stromgebiet des Wuri und Mongo. — Die Negerstadt Bonaberi selber liegt am rechten Ufer der hier sehr breiten Wurimündung, schräg gegenüber von den Dualastädten, die sich auf dem linken hohen Ufer entlang

ziehen. Ihre schmucken Hüttenreihen sind von dichten Bananenhainen umgeben, aus denen das Geräusch des Volkslebens und die Töne der Trommeln bis auf den breiten Strom herüberschallen. Dunkle Mangrove- oder Sumpfwaldungen, die dem Landschaftsbilde einen melancholischen Charakter verleihen, umschließen die Stadt von mehreren Seiten. An ihrer höchsten Stelle aber, wo sich das Ufer steil und frei aus dem Strom erhebt, steht das Missionshaus, die Kapelle, das Lehrerhäuschen und was sonst noch von Gebäulichkeiten zur Station Bonaberi gehört. Von der hohen Uferplatte aus schweift der Blick weithin über die von Norden her fließenden Gewässer Kameruns mit ihren vielverzweigten Nebenarmen und zahlreichen Inselbildungen. Mit Wohlgefallen ruht das Auge auf diesen grünen Eilanden, die im Gewande der üppigsten Vegetation prangen und deren hochwipflige Palmen ihre langen Wedel niederwärts senken und ihre Spitzen in den Strom tauchen. Fischerkähne und kleine Handelsfahrzeuge beleben die Gewässer, da sich das Leben und Treiben der Kameruner vielfach auf diesem Elemente bewegt. Am fernen Horizont tauchen die gewaltigen Umrisse eines Berglandes im Innern auf, während die massige Gestalt des Kamerunberges mit seinem über 13,000' hohen Gipfel die Welt im Westen abzuschließen scheint.

Das Missionshaus von Bonaberi hat seit seiner ersten Erbauung schon mancherlei Schicksale erlebt. Bis zum Jahre 1884 war dasselbe vom farbigen Baptistenmissionar Fuller bewohnt, der hier eine kleine Gemeinde aus den Eingeborenen gesammelt hatte. Ende jenes Jahres wurde der Platz von den Deutschen beschossen und gestürmt. Bei dieser Gelegenheit wurde auch das Missionshaus und die nahe Kapelle beschädigt. Als die Basler Mission in die Arbeit der englischen Baptisten eintrat und sich in Kamerun niederließ, errichtete man zuerst wieder ein kleines Gotteshaus und baute 1889 das Missionshaus zum großen Teil um, damit fortan ein europäischer Missionar darin wohnen und von hier aus die Missionsarbeit im Wuri- und Mongogebiet betreiben könne. Dies geschieht nun seitdem und die Station Bonaberi ist jetzt ein wichtiger Ausgangspunkt, von wo die frohe Botschaft den Mongostrom hinauf bis weit ins Hinterland und auf die Inselplätze der Flußarme hinausgetragen wird. Von ihr aus werden 20 Filialgemeinden und Außenposten mit dem Evangelium bedient und die Schar der Christen, die zu diesem Stationsgebiete gehört, betrug am 1. August d. J. 232 Seelen. In der Arbeit stehen außer dem europäischen Missionar A. Scholten etwa 10 Nationalgehilfen, die von da aus geleitet werden. Frisch und fröhlich hat sich das Werk von dieser Stätte aus entfaltet und nach allen Seiten hin findet das Evangelium Eingang unter den Bewoh-

nern der Flußgelände und Inseln. Es trifft auch hier zu, was der selige Dr. Barth schon vor Zeiten gesungen hat:

Immer tiefer, immer weiter
In das feindliche Gebiet
Dringt das Häuflein deiner Streiter,
Dem voran dein Banner zieht.
Wo wir's kaum gewagt zu hoffen,
Stehn nun weit die Thüren offen,
Mühsam folgt der schwache Tritt
Deinem raschen Siegesschritt.

Missions-Zeitung.

Neuestes und Vermischtes.

Wie der Sklavenhandel Inner-Afrikas, besonders in den Gebieten um den Tanganika- und Nyasasee, noch immer recht in Blüte steht, ja da und dort durch das vereinte Vorgehen der Araber aufzuleben scheint, davon liegen uns verschiedene Berichte vor. So schreibt Dr. Croß, der seine Station im Songwethal wegen ihrer ungesunden Lage weiter nach Süden, etwa 15 engl. Meilen von Karonga (am Nyasa) verlegt hat, unter dem 6. Juni d. J.: Die Araberfrage im Nyasaland nimmt immer größere Dimensionen an. Die arabischen Sklavenhändler beherrschen das ganze Gebiet und spielen eine bedeutende Rolle auf beiden Seiten des Sees. Ihre Macht erstreckt sich selbst bis in den Süden desselben, besonders aber besitzen sie große Dörfer zwischen Bandawe und Karonga (am westlichen Ufer). In den weiten Ländergebieten rings um den Tanganika-, Bangweolo- und Moerosee sind sie faktisch die Herren. Auch in der deutschen Interessensphäre machen sie sich breit und in den Ländern, die noch nicht von ihnen selbst besetzt sind, haben sie verschiedene mächtige Volksstämme als Bundesgenossen gewonnen, die sich fast ausschließlich auf den Menschenraub legen und dann ihre Sklavenbeute an die arabischen Händler verkaufen. Zu diesen Helfershelfern gehören die Magwangara, die Wahehe und die Awawemba. Ueber den seit den letzten Jahren zunehmenden europäischen Einfluß sind die arabischen Händler natürlich sehr aufgebracht, denn der Araber kann in Afrika nicht bestehen ohne den Elfenbeinhandel, und dieser wiederum beruht auf dem Besitz von Sklaven. Wie die Europäer aber in diesem Punkt denken und wie sie die Menschenjagd und den

Sklavenhandel zu unterdrücken bemüht ſind, das erfüllt den Araber mit Ingrimm und er hat deshalb dem Weißen den Tod geſchworen. Die drohende Gefahr der Unterdrückung des Sklavenhandels hat auch alle Araber zur Bekämpfung des gemeinſamen Gegners geeinigt und die verſchiedenen Niederlagen europäiſcher Expeditionen haben nicht wenig dazu beigetragen, in letzter Zeit ihren Mut zu beleben und ſie zu erhöhter Thätigkeit anzufeuern. Selbſt die Magwangara treten ſeitdem viel kühner auf und fordern die Eingeborenen am Nyaſa zum Kampf gegen die Weiſen auf. Auch waren nie zuvor ſo viele Feuerwaffen und Pulver unter den Eingeborenen im Nyaſagebiet verbreitet, wie eben jetzt, und ganze Stämme, die früher nur mit Speeren bewehrt waren, ſind heute mit Flinten bewaffnet. Seit Monaten kreuzen beſtändig Fahrzeuge den Nyaſa, die bedeutende Vorräte von Flinten und Munition führen. Damit liefert man den eingeborenen Horden die überlegenen Waffen in die Hände, um dem Menſchenraub nachzugehen und ganze Stämme vom Erdboden zu vertilgen. Die Awawemba, die Bundesgenoſſen der Araber, ſind bereits durchweg mit Feuerwaffen verſehen, während ſie bis vor kurzem nur mit dem Speer der Sklavenjagd oblagen. So deutet alles darauf hin, daß die Sippſchaft der Araber in den inner-afrikaniſchen Gebieten ſich in einer gewiſſen unheimlichen Bewegung befindet, die darauf ausgeht, ihr altes böſes Gewerbe zu ſichern und dem europäiſchen Einfluß Widerſtand entgegenzuſetzen. Beſonders lebhaft und in der Zunahme begriffen iſt auch der briefliche Verkehr zwiſchen denſelben. Ja es ſoll ſogar eine Botſchaft von Mekka die Anhänger des Propheten zum Kampf gegen die Europäer aufgefordert haben; denn es wird den Bekennern des Islams allgemach klar, daß ſich eine Kriſe in ihrer geſchichtlichen Stellung in Afrika anbahnt, und ihr Tag gekommen ſein dürfte. (Nach dem Free Church of Scotland Monthly.)

Weitere Nachrichten über dieſen Gegenſtand giebt der Kapitän Jaques von der belgiſchen Anti-Sklaverei-Expedition, der ſich auf dem Weſtufer des Tanganika niedergelaſſen hat. Auch er berichtet, daß ſich das ganze Gebiet am See entlang in den Händen der arabiſchen Sklavenhändler befinde. Da ihnen der Boden in Sanſibar zu heiß geworden iſt, haben ſie ſich zum großen Teil an das weſtliche Ufergebiet des Tanganika zurückgezogen und ſich hier in 15 großen Dörfern niedergelaſſen, von wo aus ſie ihre Raubzüge unternehmen. Wohin ich auch komme, fügt Kapitän Jaques hinzu, ſtoße ich auf Krieg und Hungersnot. Das Jahr 1891 war in dieſer Beziehung eine ſchreckliche Zeit. Die armen Leute konnten ihre Felder nicht beſtellen und Tauſende erlagen infolge deſſen dem Hunger. Und dieſelbe Not ſteht auch für dieſes Jahr in Ausſicht, wenn es

mir nicht gelingt, einigermaßen Ordnung und Sicherheit im Lande herzustellen. — Unter dem 21. April berichtet er, daß eine Horde von Manyema das unter seinem Schutze stehende Volk angegriffen und viele erschlagen habe. Glücklicherweise gelang es Kapitän Jaques über 1000 Gefangene zu befreien und den Angreifern eine tüchtige Schlappe beizubringen, so daß sie wieder abzogen. In Kibanga hörte er dann, daß in etwa vier Monaten über 10,000 Wabembes über den See hinüber nach Udschidschi geschleppt worden seien, um dort verkauft zu werden. Das ganze Land sei in eine Wüste verwandelt, Tausende von Leichen verpesteten die Luft. Die Wabembes seien so gut wie ausgerottet und der Name der Völkerschaft könne auf den Karten gestrichen werden. Da man in nicht zu langer Zeit den Major v. Wißmann mit größeren Streitkräften am See erwarten dürfe, so zögen sich die Araber nach und nach von Udschidschi hinweg nach der westlichen Seite des Sees hinüber in das Gebiet des Kongofreistaates. (Chronicle of the London Miss. Soc.)

Dieses Bestreben der Sklavenhändler, sich stetig nach Westen hin auszudehnen und in den weiten Gebieten des Kongobeckens ihr Jagdrevier aufzuschlagen, bedroht bereits die hier am weitesten vorgeschobenen Missionsposten und erfüllt die Missionsarbeiter mit nicht geringer Sorge. So ist die Station Bongandango im Balololande von der Vorhut der Araber bedroht, da sie bereits bis auf eine halbe Tagereise herangerückt ist. Flüchtende Eingeborene aus dem Osten suchen hier Zuflucht vor ihren arabischen Drängern, fallen aber damit zugleich in die Hände der barbarischen Einheimischen, unter denen nicht bloß die Sklaverei, sondern auch der Kannibalismus im Schwange ist. Beamte des Freistaates fingen z. B. einige Baumbote auf, die mit lauter Sklaven besetzt waren; auf andern fanden sie Kochtöpfe, deren Inhalt sich als Menschenfleisch auswies.

Besonders stark scheint der Sklavenhandel auch in Marokko zu blühen. Nach einem Bericht brach am 28. Mai d. J. eine große Sklavenkarawane von Timbuktu auf (der Bericht spricht von 10,000 Kamelen, was uns eine ungenaue Angabe zu sein scheint). Unterwegs teilte sie sich in drei Kolonnen und marschierte in drei verschiedenen Richtungen weiter. Die eine, die ihren Weg nach Marokko einschlug, führte allein 4000 Sklaven für die dortigen Märkte mit sich. (The Miss. Record of the Un. Presbyt. Church.)

Selbst von der ostafrikanischen Küste, wo doch die deutsche Regierung den Sklavenhändlern scharf auf die Finger sieht, kommen immer noch Fälle dieses Handels vor. So berichtet die Sansibar-Gazette von der Wegnahme einer Dhau, die mit Sklaven befrachtet war und sich auf dem Wege von Pangani nach Pemba befand. Das

Fahrzeug enthielt 33 Sklaven, die der arabiſche Kapitän längs der Küſte aufgekauft hatte. Die befreiten Schwarzen wurden (bis auf einen) der franzöſiſchen Miſſion übergeben, während der Kapitän mit der Bemannung in Sanſibar vor das Gericht geſtellt wurde. (Central Africa.)

Ein recht bezeichnendes Urteil, das an die ehemalige Praxis der Spanier und Portugieſen erinnert, hat ein Signor Martini jüngſt gefällt, nachdem er von einem zweimonatlichen Ausflug nach Abeſſynien zurückgekehrt iſt. Nach ihm habe Italiens Miſſion am roten Meer nur darin zu beſtehen, die dortigen Eingeborenen vom Erdboden verſchwinden zu laſſen gleich den Rothäuten Amerikas, denn ſie ſeien nur ein Hindernis für das Werk der Civiliſation. Wir müſſen ſuchen, ſagt dieſer Vertreter einer chriſtlichen Macht, ſie auf die beſte Manier aus dem Wege zu räumen und zwar „durch gelegentliches Erſchießen und täglichen Branntwein.“ — Glücklicherweiſe leben wir nun in einer Zeit, in der man gegen ſolch civiliſiertes Heidentum Proteſt erhebt; denn das hieße mit des Teufels Kulturmitteln civiliſieren, womit leider nur ſchon zu viel unter den Eingeborenen aufgeräumt und geſündigt worden iſt.

Für den erledigten Poſten eines Biſchofs der Nigerdiöceſe iſt der engliſche Geiſtliche J. Sidney Hill, der früher in der Miſſion von Neu-Seeland thätig war, in Ausſicht genommen. Derſelbe ſoll ſich aber vorerſt im Auftrag des Erzbiſchofs von Canterbury an Ort und Stelle begeben und die Verhältniſſe ſeines künftigen Bistums kennen lernen. Er iſt am 10. September in Begleitung mehrerer Miſſionsarbeiter nach dem Niger abgegangen. (Church Int. Oct.)

Nach dem Church Miss. Intelligencer arbeitet die von dem bekannten Hudſon Taylor geleitete China-Inland-Miſſion in 14 Provinzen des großen chineſiſchen Reiches und weiſt in ihrem Arbeitsgebiet nicht weniger als 104 Stationen auf. Die Zahl ihrer Miſſionsarbeiter — die Frauen eingerechnet — beläuft ſich auf 526 Perſonen. Von dieſen ſtammen 365 von England, 35 von Nordamerika, 32 aus den auſtraliſchen Kolonien und die übrigen aus verſchiedenen ſchwediſchen, norwegiſchen, finniſchen und deutſchen Hilfsvereinen. 133 traten erſt im letzten Jahr in die Arbeit. Sie verfügen außerdem über 289 Nationalgehilfen. Der Cenſus führt 3158 Kommunikanten, 415 Schüler (NB. eine unverhältnismäßig niedrige Zahl), 7 Hoſpitäler, 13 Dispenſarien und 34 Aſyle für Opiumraucher auf. Ihre Einnahmen im letzten Jahr betrugen in England £ 26,905 (Mk. 538 100) und in China und von anderwärts her £ 7,700 (Mk. 154 000), alſo eine Geſamtſumme von Mk. 692 100.

Das fruchtbarste Missionsgebiet in Indien ist gegenwärtig nach dem Leipziger Missionsblatt (Nr. 18) der Distrikt Rohilkhand, eine fruchtbare Ebene zwischen dem Himalaya im Norden, dem Ganges und dem Reich Audh im Süden. Dort ist unter den niedrigsten Volksklassen, der Lederarbeiter und Ausfeger, eine jener Bewegungen entstanden, die der christlichen Mission Massen von Heiden zugeführt haben. Die amerikanischen (bischöflichen) Methodisten haben dort im Jahr 1891 über 8700 solcher Heiden getauft. In andern benachbarten Distrikten derselben Mission sind noch beinahe 7000 Heidentaufen verzeichnet.

Alle neueren Nachrichten aus Uganda bestätigen die Thatsache, daß die Gegensätze zwischen den dortigen Protestanten und Katholiken, die schließlich zum Kampfe führten und mit der Niederlage der Katholiken endigten, nicht in einer Verschiedenheit der religiösen Anschauungen zu suchen seien. Der Krieg in Unganda, schreibt Bischof Tucker aus Mombas, war lediglich ein Kampf zwischen zwei politischen Parteien um den Besitz der Oberhoheit. Es handelte sich im Januar einfach um die Frage: Soll Uganda von England, d. h. von der britischen Kompagnie, oder von den französischen Priestern, bezw. von Muanga regiert werden? Nun fragt es sich, ob England dort sein Interesse aufrecht erhalten oder aber aufgeben werde. Bischof Tucker und Kapitän Lugard, der mittlerweile nach England zurückgekehrt ist, protestieren beide gegen letzteres und weisen mit Recht darauf hin, wie von dem Augenblick an, wo England Uganda aufgiebt, der Sklavenhandel wieder aufleben werde und das Leben der Missionare — sowohl der englischen wie der französischen — in Gefahr stehe; denn nach dem Abzug der britischen ostafrikanischen Kompagnie könne nichts mehr die Araber in Schranken halten. Die Tagesblätter haben bereits berichtet, daß man deshalb von seiten der kirchlichen Missionsgesellschaft dem Minister des Auswärtigen Vorstellungen gemacht habe; aber die Regierung hat sich bis jetzt nur soweit herbeigelassen, zu erklären, sie wolle die Kompagnie unterstützen, sodaß sie Uganda bis zum März besetzt halten könne. Man scheint sich damit nur einen Ausweg offen gelassen zu haben, und da weite Kreise und die Presse in England für das Verbleiben der Kompagnie in Uganda ist, so ist wohl zu hoffen, daß die Angelegenheit auch im Blick auf die Mission einen günstigen Ausgang nehmen werde. — In Uganda selbst herrscht nach den letzten Briefen (vom 26. April und 10. Mai) wieder Ordnung und Ruhe, sodaß die Missionsarbeit ihren ungestörten Fortgang nehmen kann. König Muanga ist dem Namen nach Protestant geworden, aber seinem Herzen nach ist er der alte. Doch

erlaubt er den christlichen Unterricht in seiner nächsten Umgebung, dem sich auch seine zahlreichen Weiber, Pagen und Anhänger unterziehen. Die Katholiken verhalten sich bis jetzt ruhig in Budu. Inzwischen hat Muanga seine Residenz von Mengo nach einem Hügel, etwa 3 engl. Meilen davon entfernt, verlegt, wohin auch die Missionare gefolgt zu sein scheinen.

Von Kamerun wird berichtet, daß die Bakoko am Kwakwa eine Faktorei geplündert haben, was die deutsche Regierung zu kriegerischem Einschreiten veranlaßt hat. Die neue Basler Bakoko-Station Ndokomanye (Lobethal) ist ebenfalls gefährdet, obschon der dortige Häuptling versprochen hat, die Station zu schützen. Die beiden Missionare derselben haben sich nach der Hauptstation Bethel (Akwastadt) zurückgezogen.

Todesfall. Am 4. Sept. d. J. entschlief im Berliner Missionshause Miss. Fr. Hubrig im Alter von 52 Jahren. Derselbe wurde 1866 nach China ausgesandt und stand zuerst im Dienst des chinesischen Hauptvereins zu Berlin, später in dem der Rheinischen Mission, an die die Arbeit des Vereins 1872 überging. Als dann dieses Arbeitsfeld 1882 an die Berliner Missionsgesellschaft abgetreten wurde, trat Hubrig mit zu dieser Gesellschaft über. In ihrem Dienst hat er dann an verschiedenen Orten, zuletzt in Kanton gewirkt, bis ihn im Jahre 1891 sein Gesundheitsstand nötigte, Erholung in der Heimat zu suchen. Er hinterläßt eine Witwe mit elf Kindern.

Bücheranzeige.

Nachfolgende Schriftchen, die wir wegen Mangel an Raum nicht weiter besprechen können, möchten wir mit der Anzeige zugleich bestens empfehlen.

Warneck, D. G. Welchen Gewinn bringt die Arbeit für die Mission, Pastoren und Gemeinden? 23 S. Barmen 1892. Verlag des Missionshauses. 20 Pf.

Plath, K. H. Chr., Prof. Lic. theol. Was bedeutet die Entdeckung Amerikas für die christliche Kirche? 57 S. Friedenau-Berlin 1892. Buchhandlung der Goßner'schen Mission. 50 Pfg.

Thomas, Miss. J. W. Von Nias nach Kaiser-Wilhelms-Land und über Australien zurück nach Deutschland. Mit 10 Abbildungen. 140 S. Gütersloh 1892. C. Bertelsmann. 1 Mk. 20 Pf.

Kleine Traktate aus der Brüdermission.

Nr. 1. **Nach dem fernen Norden.** Reise der ersten Brüdermissionare nach Alaska. 16 S. 5 Pf.

Nr. 4. **Christfest in Hebron.** Zwei Weihnachtsreisen in Labrador. 15 S. 5 Pf.

Nr. 6. **Aus der Geschichte von Ebenezer** (Australien). 15 S. Niesky in der Oberlausitz. Missionsschule der Brüdergemeine, 1892. 5 Pf.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Register.

Abeokuta 310 ff.
Abetifi, Stat. 38.
Aden 332 f.
Afala 311 f.
Afrikanische Seengesellschaft 8.
Agotime-Stamm 345.
Akassa, Stat. 363.
Akem-Mission 294 f.
Alaska, Rundschau 39 ff.
Albert, Prinz 314 f.
Aleppy 33.
Alt-Kalabar 254. 348 ff.
Ambasbucht 342.
Amedschovhe, Stat. 326 ff. 347.
Angola 429.
Arapahoe-Indianer 143 ff.
Asanu, S. 291.
Austin D. Bischof 90.

Badagry, Stadt 310 f.
Baikie, Dr. 360 f.
Balolomission 176. 426 f.
Baptistenmissionsgesellsch., Gründ. 133.
Bathurst 290.
Baxter, Frl. 149. Fluß 152. 187.
Beale, Miss. 361.
Benares 112 ff.
Benguela 430.
Bentinck, Lord 249.
Bernsmann, Miss. 94.
Betschuanen-Mission 478.
Beynon, Miss. 274.
Bildungswert der Mission 16 ff.
Blantyre, Stat. 1 ff. 71 ff.
Blomfield, D. Bischof 307.
Bombay 273 f.
Bonaberi, Stat. 504 ff.
Bonny, Stat. 403 f.
Bowie, Dr. 72 ff.
Braß, Stat. 402.
Broholm, Miss. 176.
Brooke, Miss. 222.
Buchanan 118.
Buddhismus 451 ff. in Japan 495 ff.
Buddhistenmönche 57 ff.
Burlingame, A. 267.

Calvert, Miss. 382.
Carey, Dr. 130 ff. 177 ff. 240 ff.
— Felix 242.
Ceylon 25 ff.
Chalmers, Miss. 156 ff. 194.
Cheyenne-Indianer 145 ff.
China, Fremdenhaß 224.
— Geschichte 435 ff.
— Land 433 ff.
— Missionsfeld 493 ff.
— Reisen 378 f.
— Religion 449 ff.
— Ueberschwemmungen 446 ff.
— Unruhen 351 f.
Cleland, Miss. 72 f.
Clive, Lord 139.
Clough, Miss. 480.
Cockburn, Miss. 122 ff.
Comber, Miss. P. 424.
Cordes, Miss. 222.
Corrie, Bischof 118.
Crosset, Miss. 264.
Crowther, C. D. Archidiakonus 405.
Crowther, S. Bischof 126 f. 283 ff. 305 ff. 359 ff. 400 ff.

Dämonendienst in Indien 280 f.
Darnley, Insel 99 ff.
Davey, Miss. 291.
Day, Miss. 217 ff.
Dayspring 361 f.
Dazih-Mission 492 f.
Dermott, Miss. 383.
Dinner-Insel 158.
Domasi, Stat. 9.
Du Bose, Miss. 264.
Dromaux, Miss. 173.
Drummond, H. 37 f.

Ellengowan, Missionsschiff 149 f.
Erdmann, Miss. 47.

Fell, Konsul 368.
Feruzi, R. 239.
Feuerland, 91 f.
Fischer, Dr. 254. 349.
Flyfluß 152 ff. 199 f.
Fourah-Bai 291. 305.
Frey, Miss. 361.
Friend of India 243.
Fry, Dr. 420.
Fuller 136.

Gardener, A. 55.
Ghebe, Stat. 361 ff.
Gerichtspflege, koloniale 330 f.
Gesundheitsstationen 325.
Gilmour, Miss. 264.
Goldküste, Basler Mission 292 ff.
Gollmer, Miss. 361.
Gordon, General 438.
Granville, Minister 241.
Greiner, Miss. 94.
Grundemann, D. 479.
Guiana, brit. 89 f.
Guledgudd, Stat. 250 f.

Hakkabevölkerung 211.
Hamberg, Miss. 210.
Hand, D. 174.
Hangtschau 434. 442 ff.
Hastings v., Marquis 242 f.
Hebich, Miss. 161 f.
Heilsarmee in Ceylon 27 f.
Henderson, H. 72 ff.
Hereromission 470.
Hetherwick, Miss. 5.
Hewlett, Miss. 382.
Ho, Stat. 326. 345.
Hohenfriedeberg, Stat. 94.
Holst, Miss. 94.
Holtzmann, Prof. H. 16.
Honesty, E. 350.
Hongkong 209 ff.
Hubrig, Miss. 512.
Hungtschin 440.

Ibda, Stadt 361.
Ibschaje, Stadt 286.
Indianermission 141 ff.
Indien, Bevölkerungsziffern 223;
— religiöse Verhältnisse 394 ff.
— unter britischer Herrschaft 388 ff;
Indische Reformer 340 ff. 369. 464 f.
Indische Schulgesellschaft 242.
Islam in Ostafrika 226.
Islington 291.
Itschang 122 ff.

Japan, Bevölkerungsziffer 223.
— Buddhismus 495 ff.
— Erdbeben 128.
— Neu-Buddhismus 496 ff.
Jewett, Miss. 480.
Johnson, Archidiakonus H. 405.
Jones-Batemann 230.
Jones, Dr. 47.
Juden Indiens 33 ff.

Kalika, indische Gottheit 270.
Kalikut, Stat. 416 ff.
Kamerun-Mission 298 ff. 512.
Kandi 31.
Kannanur, Stat. 161 f.
Kapland-Mission 471 ff.
Katau 106 ff.
Kerr-Croß, Dr. Miss. 253. 381.
Keta, Stat. 321. 343 f.
Kettering 133.
Khasi-Mission 248.
King, Frau 265.
Kiungani, Stat. 230 ff.
Kiwai, Stat. 199 f.
Klenhenn, Miss. 404.
Knüsli, Miss. 345.
Kodakal, Stat. 48.
Kolonialaufgaben 319 ff.
Konfucianismus 450 f.
Kongo 93 f. 421 ff.
Kotschin 33 f.

Labrador, Rundschau 43 f. 381.
Längle, Miss. 345.
Lagos, Stadt 286. 289. 316 f.
Laird, Macgregor 359 ff.
Laotse 454 ff.
Lawes, Miss. 150 ff. 194.
Lechler, Miss. 210.
Leeke, Sir H. 317.
Lokodscha 364.
Leupolt, Miss. 118 ff.
Li, Lady 265.
Liberia, Rundschau 212 ff.
Liebendörfer, Dr. 417 ff.
Lifu, Insel 78 ff.
Lingfong, Wallfahrtsort 483 ff.
Lobethal, Stat. 48. 512.
Lodholz, Miss. 39.
Lucius, Prof. 20.
Luff, Miss. 176.

Macfarlane, Miss. 78 ff.
Mackittrick, Miss. 176.

Maclaren, Miss. 174.
Makapalile 47 f.
Malabar 353.
Mandala, Handelsstat. 8 f.
Mann, Miss. 167.
Mapillas 35.
Marco Polo 434.
Marshmann 178 ff. 242 ff.
Martin, Miss. 127.
Martyn, Miss. H. 118.
Marutitempel 276 ff.
Mbweni, Stat. 235 ff.
Meisenholl, Miss. 94.
Merensky, Miss. Sup. 173.
Meyer, Miss. 48.
Mills, Frl. 227 f.
Minto, Lord 183.
Misahöhe 328.
Mission, ärztliche 417 ff. Anerkennung derselben 159 f.
— Beurteilung derselben 175 f.
Missionen:
amerikanische: baptistische 425 ff. 480; — Board 430; — lutherische 216 ff.; — methodistisch-bischöfliche 221. 428. 511; — method. freie 221; — Presbyterianer 40.
— deutsche: Basler 48. 252. 292 ff. 379 f. 417 ff.; — Berlin I. 173. 380. 472 ff.; — Berlin II. 351; — Berlin III. 252; — Brüdergemeine 41 f. 82 ff. 380 f. 471 f.; — Hermannsburger 477 f.; — Leipziger 222. 351.; — norddeutsche 320 ff. 329. 343 ff.; — rheinische 351. 381. 469 ff.
— englische: Ausbreitungsgesellschaft 43. 90. 174; — baptistische 133. 423 ff.; — China Inlandmission 510; — kirchliche 43. 117 ff. 382 f.; — Londoner 177. 382; — Universitätenmission 203 ff.
— französische (Pariser) 163 ff. 429.
— norwegische 479 f.
— schottische staatskirchl. 9. 178. — presbyt. unierte 223. 348 ff.
— schwedische 428.
Mkunazini, Stat. 227 ff.
Mohammedanertaufe 304.
Moir, J. u. Fr. 8.
Morrison, Miss. 435.
Moskitoküste, Rundschau 82 ff. 381.
Munzinger, Miss. 16.
Murray, Miss. 80. — Insel 187 ff.
Myrmidon 287 f.

Nachtigal, Dr. 319.
Nair, Miss. 122 ff.
Namamission 470.
Nanking 437.
Natal-Mission 476 f.
Nepal 433.
Neu-Guinea 78 ff. 97 ff. 149 ff. 174 ff.
Nigererpedition 305 f. 359 f.
Nigermission 170 ff. 361 ff. 400 ff. 510.
Ningpo 483 ff.
Nordamerika, brit. Rundschau 42 f.
Nyasamission 47. 173. 253 f. 380 f.

Okwawu-Mission 296.
Olupun, Nestorianer 434.
O'Neill, Miss. 288.
Onitscha, Stat. 361 ff. 403.
Oranje-Freistaat, Mission 473 f.
Oschogun, Stadt 284 f.
Ostafrika, soc.-demokr. Problem 224.
Ostindische Kompagnie 139 f.
Ovambomission 94. 471.

Padmandschi, B. 268 ff. 332 ff. 368 ff.
Palmerston, Lord 315.
Papua-Seminar 186 ff.
Paraguai 91.
Pauli Missionsmethode 457 ff.
Pearse, Miss. 195.
Pekimission 345 f.
Perry, Miss. 31 f.
Petter, Miss. 141 ff.
Pirie, Dr. 122 ff.
Porteous, Miss. 223.
Port-Moresby, Stat. 111 f. 151. 191 ff.
Puna 304.

Raba, Stadt 362 f.
Rae, Dr. 254. 349.
Ragunatha, Rao 464.
Rammohan Roy 243.
Ramseyer, Miss. 468.
Rehm, Miss. 419.
Reisepredigt in Westafrika 466 ff.
Religion der afrik. Naturvölker 203.
Religiosität der Hindu 354 ff.
Religiöse Verhältnisse im römischen Weltreich 398 f.
Richard, Miss. 48.
Rigg, Dr. 352.
Roberts, Miss. 437.
Rochefort, v. 17.
Romig, Missionsdirektor 159.
Rumohr, Lady 246.
Russel, Bischof 440.

Sabai, Insel 200.
Sagbua, Häuptling 311. 315.
Sage, afrik. 206 ff.
Sansibar 225 f.
Savage, Miss. 195.
Schankaratscharia 277.
Scheschadri, N. 334. 337 f.
Schinz, Dr. 175.
Schirehochland 1. 77.
Schleiermacher 21.
Schneider, Dr. W. 203.
Schodeke, Häuptling 310 f.
Scholefield, Prof. 307.
Scholten, Miss. 506.
Schön, Miss. 172. 306.
Schreuder, Bischof 479.
Scott, Dr. 72 ff.
Scott, Miss. 2. 4.
Sebbe, deutsches Kommissariat 321.
Senegambien, Rundschau 163 ff.
Sharpe, Miss. 195.
Sierra Leone, Kolonie 288. 308 f.
Singalesen 28 ff.
Sirampur 139 ff. 179 ff.
Sklavenhandel, afr. 93. 173. 288 f. 507 ff.
Sklavenküste, Mission 343 ff.
Smith, Lieut. 287 f.
Smythies, Bischof 230.
Sokoto, Stadt 361.
Sowerby, Miss. 122 ff.
Spener, Ph. J. 56.
Sprachstudium 324.
Stacey-Insel 157. 194.
Statistisches 174. 201 292 f. 350 f. 380. 479.
Stavanger 479.
Steere, Bischof 225.
Stevenson, J. 8.
Sulumission 477 f.
Suriname, Rundschau 86 ff.

Taiping-Revolution 436 ff.
Taoismus 454 ff.
Tauan-Insel 104 f.
Taylor, Bischof 221.
Taylor, Miss. 274. 409 ff.
Tegenika-Sund 254.
Telugu-Mission 480.
Thomas, Miss. 138. 177.
Tibet 433.
Togogebiet 320 ff.
Townsend, Miss. 311 f. 314.
Tozer, Bischof 231.
Transvaal-Mission 474 f.
Trotter, Admiral 306.
Tschirasulo, Stat. 9.
Tschuki-Mission 489 ff.
Tucker, Bischof 127.

Uganda 127. 253. 288. 301 ff. 352. 430 ff. 511 f.

Venn, H. Missionsdampfer 367.
Verkehrsmittel, afrikanische 322 f.
Verkehrswege, afr. 321 f.
Vidal, Bischof 316. 359.
Viktoria, Stadt 209 f.
— Stat. 342.
Voltamission 296 ff.

Walter, Miss. 418.
Wangemannshöh, Stat. 173.
Ward 179. 244 ff.
Weeks, Miss. 290 f. 305. 361.
Weihnachtsfest in Centralafrika 13.
Welleslen, Lord 179 ff.
Wellur-Aufstand 183.
Werner, E. Miss. 39.
Wesley, J. 288.
Wilberforce 138. 241. 289.
Wilson, Dr. Miss. 339 ff.
Winkelmann, P. 252.
Witwenverbrennung, Verbot 248.
Wulfhorst, Miss. 94.

York, Kap 150 ff.
Yorubamission, Rundschau 167 ff.
Yule-Insel 196 ff.

Zenanamission 121.

Berichtigungen:

S. 212, Anmerkung unten lies: 1891 statt 1890. — S. 359, Z. 22 von unten ist die Ueberschrift zu ergänzen: 5. Am Niger. — S. 454. 455 und 456 lies: Laotse statt Laotsu.

L. Reinhardt, Buchdruckerei, Basel.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Inhalt.

Nr. 4. 1892.

Göttliches Licht im mohammedanischen Dunkel. — Eine russische Nihilistin. — Laß dein Brot über das Wasser fahren. — Bücheranzeige.

Göttliches Licht im mohammedanischen Dunkel.

1. Unter den Kurden.

Wie uns aus der Bibel und aus der Geschichte wohlbekannt ist, haben wir in Vorderasien die Wiege der Menschheit zu suchen und zwar in jenem Ländergebiet, wo der schneebedeckte Gipfel des Ararat gleich einer Weltmarke sich erhebt und das Quellenland der Ströme Euphrat und Tigris sich ausbreitet. Hier hat vor alters das menschliche Geschlecht seinen Ausgangspunkt genommen und dorthin deuten auch all die schwachen Reste ursprünglicher Gotteserkenntnis zurück, die sich unter den Völkern der Erde erhalten haben. Es sind weite Gebiete, die in späterer Zeit mehr oder weniger in den Bereich der göttlichen Offenbarung eintraten, ja teilweise durch den unmittelbaren Dienst der Apostel das Evangelium erhielten und nun zum zweiten Male Missionsboden geworden sind. Denn eine lange Nacht hat sich durch den Islam über sie gelagert und bedeckt sie teilweise noch; neben dem trüben Schimmer des Halbmondes beginnen nun aber aufs neue Strahlen des tröstenden Lichtes von oben in jene verödeten Länder zu fallen.

Wenden wir unsere Blicke einem dieser Gebiete zu, dem Gebirgslande von Kurdistan, dessen himmelanstrebenden kahlen Berge sich südlich von Armenien auftürmen und durch die sich die Zwillingsströme Euphrat und Tigris in schauerlich schönen, gefahrvollen Felsschluchten mit einer Menge Stromschnellen Bahn brechen. Seine Bewohner, die Nachkommen der Chaldäer, teilen sich in die friedlichen, ackerbautreibenden Guran, und die in viele Stämme zerspaltenen Kriegernomaden, die im Sommer ihre Schaf- und Ziegenherden in die Gebirge hinauf und während des Winters an den Euphrat und Tigris hinabtreiben, unter der Anführung ihrer auf Geierhorsten thronenden Beys sich aber plötzlich zu Pferd setzen, wo es eine Beute zu machen giebt, sodaß sie weithin der Schrecken der Karawanen und Dorfbewohner sind. Nicht treffender können noch heute diese Räuberhorden geschildert werden, als mit den Worten, mit denen der Prophet Habakuk ihre Vorfahren zeichnete: „Ihre Rosse sind schneller denn die Parden, so sind sie auch bissiger, denn die Wölfe des Abends. Ihre Reiter ziehen mit großen Haufen von ferne daher, als flögen sie; wie die Adler eilen sie zum Aas. Sie kommen allesamt, daß sie Schaden thun: wo sie hinwollen, reißen sie hindurch wie ein Ostwind." Die Zahl der Kurden wird auf nahezu zwei Millionen geschätzt. Sie bekennen sich zum Islam, sind aber keine strengen Moslemen. Ehrsüchtig und schlau, und wo sie ihr Wort nicht verpfändet, auch treulos, haben sie doch Familienliebe, Achtung vor den Frauen und Ehrerbietung gegen die Aeltesten.

Diesem wilden Volk sucht die evangelische Mission vom persischen Orumia und vom türkischen Mosul (am Tigris) aus mit dem Evangelium nahe zu kommen. Besonders bildet Mosul das Eingangsthor zu dem rauhen Gebirgsland von Kurdistan, wo von den amerikanischen Presbyterianern den Kurden in ihren Bergthälern und auf den schwerzugänglichen Höhen das Wort des Lebens gebracht wird. Und so hart auch der Boden ist, die Arbeit ist bis jetzt nicht ohne einigen Erfolg gewesen. Freilich sind noch manche kurdische Dörfer den Glaubensboten verschlossen, aber da und dort erhebt sich doch schon ein christliches Bethaus und findet man ein Häuflein christlicher Bekenner. Diese sind jedoch angesichts großer Gefahren gesammelt worden, wie dies nicht anders sein kann in einem Lande, wo der Fanatismus des Islams die empfindlichsten,

ja blutigsten Strafen über jeden verhängt, der es wagt, den Namen Christi zu bekennen.

Die hauptsächlichste Missionsthätigkeit besteht deshalb in der Gründung von Schulen für Jung und Alt, in denen die heilige Schrift eine hervorragende Stelle als Unterrichtsgegenstand und Lesebuch einnimmt. Dadurch wird in aller Stille der Same des göttlichen Wortes unter der mohammedanischen Bevölkerung ausgestreut bis auf die Zeit, wo der Aussaat eine fröhliche Ernte folgen wird..

An der Missionsarbeit auf persischem Gebiet — und zwar zunächst unter den zerstreuten Kindern des alten Bundesvolkes, den Juden — wollen sich demnächst auch deutsche Missionsfreunde beteiligen. Ein Pastor W. Faber scheint zu diesem Zweck nach Kleinasien und Persien gereist zu sein und sich dort über die Verhältnisse unterrichtet zu haben. In der Leipziger Evangelisch-lutherischen Kirchenzeitung giebt derselbe einen interessanten Bericht über seinen dortigen Aufenthalt unter den Juden und Kurden Persiens, der zugleich erkennen läßt, wie auch unter den wilden Bergsöhnen Kurdistans da und dort das Licht des göttlichen Wortes die Finsternis des Mohammedanismus durchbricht. Wir lassen jenen Bericht im nachstehenden folgen:

Mit Gottes Hilfe bin ich von meiner viermonatlichen Reise nach Persien zurückgekehrt; ich habe den Ararat, den hehren Zeugen der großen Thaten Gottes, in seiner stillen Majestät gesehen, an der ihm wohl kein Berg auf der Erde gleichkommt. Ich habe Nacht um Nacht aufgeschaut zu dem strahlenden Sternenhimmel, den Abraham schaute, und bin in den Ländern gewandert, wo seine Herden weideten. Die kümmerlichen Reste des Volkes, das einst an den Wasserflüssen Babylons saß und weinte und seine Harfen an die Weiden hing, habe ich aufgesucht; es ist dort noch heute so gedrückt, wie in den Tagen der babylonischen Gefangenschaft. Gerade durch den Druck aber und durch den täglichen Schimpf, den es von den Bekennern des Islams ertragen muß, ist sein Herz ein wenig empfänglicher, als in andern Ländern. In Miandab saßen in stiller Nachtstunde auf dem Dache dicht gedrängt die Häupter der jüdischen Familien um mich und klagten mir ihr Leid. In Sakkas hatte gerade die Wut des Pöbels eine Synagoge bis auf das Fundament zerstört. Durch die amerikanische Bibelgesellschaft ist von Orumia

aus Delitzsch's hebräisches Neues Testament schon vielfach unter den Juden verbreitet. Den Ort Souch-Bulag, die Hauptstadt Kurdistans, habe ich als Station für die beiden Missionsarbeiter ausgesucht, die, so Gott will, im Frühjahr nächsten Jahres von Deutschland aus nach Persien ziehen sollen. Während die Perser, welche als Schiiten jeden Christen für unrein halten, mir wie jedem Europäer unsympathisch waren, hatte das tapfere und von Natur trotz aller Neigung zum Raub nicht unedle Volk der Kurden von Anfang an viel Anziehendes für mich. Die Kurden sind reine Indogermanen; ihre Sprache ist weniger mit arabischen und türkischen Worten durchsetzt als das Persische, und sie erinnern nicht nur in ihrem Aussehen, sondern auch in manchen Charakterzügen, z. B. dem der unverbrüchlichen Treue der Diener gegen ihre Herren, an das deutsche Volk. Sie sind wie die Türken sunnitische Mohammedaner und halten die Christen nicht für unrein. Einen Monat lebte ich in dem Kurdendorf Sarab und lernte, von meinem Begleiter gedolmetscht, das mohammedanische Leben so schnell unter den Kurden kennen, wie es wohl wenigen Europäern beschieden gewesen ist.

Wir besuchten einen der berühmtesten Kurdenscheichs auf dem Wege vom Innern Kurdestans nach Souch-Bulag. Die Scheichs sind die religiösen und politischen Führer der mohammedanischen Welt. Im Orient ist ja nicht nur die Natur, sondern auch das Volksleben in seinen Grundzügen wie aus Steinen gehauen; Jahrtausende sind darüber hingegangen, ohne wesentliche Veränderung herbeizuführen. Die Scheichs leben in Mesopotamien wie einst Abraham, Laban und die anderen Häupter der Patriarchenfamilien. Wir wurden bei dem Scheich nicht nur mit der im Orient selbstverständlichen Gastfreundschaft, sondern mit großer Herzlichkeit aufgenommen. Der Scheich ging uns sogar, wie einst Abraham seinen Gästen, mit seinem Hofstaat von Derwischen einige Schritte vor die Thür seines Hauses entgegen. Er hieß ein Schaf schlachten und bewirtete uns in seinem schönsten Hause aufs beste. Ehe wir zu essen begannen, sagte er zu meinem großen Erstaunen: „Ehe wir diese Speise genießen, wollen wir gedenken an Ihren Jesus, von dem ich gelesen habe, daß er immer, ehe er das Brot brach, Gott dankte.“ Die Mohammedaner verachten ja Christus nicht, wie es

die östlichen Juden thun, sondern halten ihn für einen großen Propheten, ja sie nennen ihn Issa ruchan d'Allah, d. i. Jesus die Seele Gottes. Mit einem aus Nordindien herzugewanderten Derwisch sprach mein Begleiter, während der Scheich zum Beten gegangen war, ausführlich über die Person Christi. Der Derwisch hatte höchst wunderliche und seltsame Anschauungen; aus allem aber sprach hohe Achtung gegen Christus. Ich erklärte mir also die Aeußerung des Scheichs als aus der allgemeinen mohammedanischen Anschauungsweise über die Person Jesu stammend. Wie aber wuchs mein Erstaunen, als nach Beendigung des Mahles, das wir natürlich auf der Erde sitzend mit den Händen eingenommen hatten, der Scheich, ein schöner und höchst begabter Mann von etwa 38 Jahren, sein seidenes Obergewand auseinanderschlug und aus seiner Tasche ein zerlesenes persisches Neues Testament holte. Schon sein Vater hatte es von dem verstorbenen Vater meines Begleiters Greenfield erhalten. Im Verlauf des Gesprächs merkte ich bald, daß der Scheich das Neue Testament ganz genau und vielleicht besser als mancher Christ kannte. Wir sprachen davon, daß es noch keine brauchbare Uebersetzung des Neuen Testamentes im Kurdischen gebe. Die von der Britischen Bibelgesellschaft vor einigen Jahren hergestellte Uebersetzung ist wegen der dabei angewandten armenischen Schrift, die die Kurden gar nicht kennen, ganz unbrauchbar. Der Scheich selbst sagte, er würde gerne eine gute Uebersetzung in das Kurdische anfertigen, und lud uns dringend ein, nicht nur selbst wiederzukommen, sondern ihm unsere Missionare, von denen ich ihm erzählte, als Gäste in sein Haus zu senden. Der Scheich selbst bemüht sich im geheimen, die Lehre des Evangeliums unter seinen Anhängern auszubreiten. Das war der erste Sonnenstrahl christlicher Erkenntnis, der mir unter den in einer mehr als tausendjährigen geistlichen Finsternis schmachtenden Mohammedanern entgegenleuchtete.

Nach einem höchst anstrengenden Ritt von 6—8 Stunden kamen wir abends in ein Dorf, in welchem wir, weil seine Bewohner schiitische Perser waren, schwer ein Nachtquartier finden konnten. Endlich hörten wir, daß in einem Hause des Dorfes eine gebannte Familie wohne. Wir ritten dorthin und wurden aufs freundlichste aufgenommen. Sobald unsre Diener das Zimmer verlassen hatten, gab uns unser Gastwirt noch einmal die Hand, machte ein Kreuz

und sagte: Ich bin mehr ein Christ als ein Mohammedaner. Er erzählte, daß in diesem und dem nächstliegenden Dorfe zusammen 60 Familien seien, die im Winter Abend für Abend unter Leitung eines Mullah, d. h. eines Priesters, der aber im geheimen Christ sei, im Neuen Testament forschten. Diese Leute gehörten, wie auch jener Scheich, zur Sekte der Babis. Im Jahre 1840 trat in dem berühmten Orte Schiras, der Heimat der herrlichen Rosen, ein Jüngling, Namens Mohammed Ali, als Reformator auf. Seine feurige Beredsamkeit und die herzbezwingende Freundlichkeit seines Wesens öffneten ihm Tausende und Abertausende von Herzen. Zweifellos hat er das Neue Testament gekannt; denn einer seiner Hauptsätze war, man solle Freundschaft und engen Verkehr mit den Christen suchen. Er nannte sich „Bab", d. h. Pforte, weil durch ihn höhere Erkenntnis Gottes zu erlangen sei. Zu seinem Nachfolger als Bab setzte er den Priester Hussein in Chorasan ein. Mit erstaunlicher Schnelligkeit verbreitete sich der Babismus über die ganze mohammedanische Welt. Wo man des Neuen Testamentes habhaft werden konnte, las man es unter den Babis mit größtem Eifer. Die mohammedanischen Regierungen verfolgten die neue Sekte blutig. 1848 wurden in dem persischen Orte Scheich Tebers an einem Tage 214 Babis hingerichtet. In gelehrten Kreisen weiß man längst vom Babismus, sogar in die Konversationslexika ist die Kunde gedrungen; die Kirche aber hat erstaunlicherweise die Bewegung nicht beachtet. Es ist Zeit, diese Versäumnis wieder gut zu machen.

Ich bin entschlossen, durch die beiden Sendboten, die ich mit Hülfe von Freunden des Reiches Gottes zunächst nur zu den Juden Persiens schicken wollte, zugleich auch unter den Mohammedanern wirken zu lassen. Die Bewegung der Babis, die immer mehr um sich greift, zeigt uns ein zur Reife neigendes Erntefeld. Schon hat sich mir ein dritter junger, sehr tüchtiger Theologe für den Fall, daß es not ist, für Persien zur Verfügung gestellt; denn es gilt zu wirken, so lange es Tag ist. Christus hat verheißen, daß von jedem, der an ihn glaubt, Ströme lebendigen Wassers fließen sollen. Die Bekenner des Islams gehen in der Wüste irre und verschmachten. Lasset uns anfangen, ernstlich darum zu beten und mit aller Kraft zu werben, daß Gott Ismaels Söhnen die Augen aufthue, zu sehen den Brunnen des Heils.

2. Zwischen den Gefängnismauern.

Mit welchen Gefahren und Nöten der Uebertritt eines Mohammedaners zum Christentum verknüpft ist, zumal in Ländern, wo der Islam als Staatsreligion herrscht, davon liefern die Missionsberichte manche ergreifende Beispiele. Einen solchen Fall aus neuerer Zeit erzählt uns ein amerikanisches Missionsblatt der Presbyterianer.

Es sind ungefähr drei Jahre her, daß ein Mohammedaner, der durch das Evangelium von Jesu Christo zur Erkenntnis der Wahrheit kam, von Missionar Mechlin in Salmas (etwas nördlich von Orumia) die heilige Taufe empfing. Ein öffentliches Bekenntnis des christlichen Glaubens ist aber dort fast gleichbedeutend mit der Unterzeichnung des Todesurteils. Trotzdem wollte Mirza Ibrahim nichts von einer geheimgehaltenen Taufe, zu der man ihm riet, wissen, sondern bekannte frei und offen seine Bekehrung und ließ sich öffentlich in der Missionskapelle in den Tod Christi taufen. Gegen alle Erwartung ließ man ihn eine Zeitlang unbelästigt. Bald aber erwachte der Haß und die Wut seiner mohammedanischen Landsleute. Man entriß ihm seine Frau und alles was er besaß. Er selbst sah sich zu schleuniger Flucht genötigt. Bei den Missionaren in Orumia fand er vorerst eine Zufluchtsstätte und wurde von denselben als Schreiber und Evangelist beschäftigt. Doch schon nach wenigen Monaten, in denen er Christum furchtlos und mit Kraft verkündigte, erhob sich eine noch heftigere Verfolgung gegen den mutigen Bekenner. Aufgestachelt von den mohammedanischen Priestern, ergriffen ihn die Behörden und setzten ihn fest. Als er hinweggeführt wurde, steckte er sein Neues Testament zu sich und trat furchtlos den Weg zu seinem Verhör an, dem eine wütende Menge von Priestern und andern Moslemin anwohnte. „Warum unterstehst du dich, als Muselman die Lehre der Christen zu predigen?“ war die erste Frage, die man an ihn richtete. Mirza Ibrahim zog sein Testament hervor und stellte die Gegenfrage: „Ist das nicht ein heiliges Buch?“ Als das zugegeben wurde, fuhr er fort: „Bin ich somit nicht berechtigt, dasselbe zu lesen und zu lehren?“ „Aber was denkst du über Mohammed?“ hieß es weiter. „Das überlasse ich euch, was von ihm zu halten ist. Mein Glaube beruht auf Christo und seinem Wort, denn er ist mein Erlöser.“ Jetzt kom-

mandirte man: Schlagt ihn! Dem Christen, in dessen Haus Ibrahim ergriffen worden war, erfuhr das gleiche Schicksal. Er war ebenfalls festgenommen worden und beide wurden nun von den Gerichtsdienern und dem Pöbel geschlagen. Besonders Ibrahim wurde schrecklich zugerichtet. Manche unter dem Volk forderten sogar sein Blut. Dann schleppte man ihn vor den Gouverneur der Stadt. Aber auch hier bekannte er vor den angesehensten Leuten seinen Glauben an Jesum Christum als seinen Heiland. Einige reiche Beamte boten ihm Geld an, aber es war ihm nicht um Geld und Gut zu thun. Andere erklärten ihn für wahnwitzig, während manche der einsichtigen Militärpersonen, die durch ihre Bekanntschaft mit den Christen eine günstigere Meinung von denselben haben, überzeugt waren, daß der Mann ein aufrichtiger Bekenner des Christentums sei und waren von seinem Glaubensmut tief bewegt.

Schließlich warf man ihn gefesselt ins Gefängnis und legte seine Füße in den Stock. Aber keine Gewalt noch Grausamkeit vermochte ihn einzuschüchtern. Obschon die ganze Stadt darüber in Aufruhr geriet und der wütende Pöbel die Pforten des Gefängnisses belagerte, blieb er doch vollkommen ruhig und entgegnete seinen Feinden auf ihre Drohungen: „Ihr möget mich vor die Mündung einer Kanone stellen und erschießen, aber den Glauben an Christum könnet ihr mir nicht rauben." Die Aufregung der Bevölkerung war so groß, daß man befürchten mußte, der Pöbel würde sich seiner gewaltsam bemächtigen, ihn umbringen und dann über das Christenquartier herfallen. Die Behörden schickten ihn deshalb auf besondere Verwendung seiner Freunde von Orumia nach Tabris, damit er dort vorderhand sicher wäre und vor ein höheres Tribunal gestellt würde. Hätten sich nicht Freunde seiner angenommen, er hätte mit Ketten belastet die weite Reise nach Tabris zu Fuß zwischen seinen berittenen Wächtern machen müssen.

Ein junger Mann, Namens Absalom, der seit einigen Jahren von sich aus für den Herrn arbeitet und mit Ibrahim befreundet ist, begab sich am Tage seiner Wegführung ins Gefängnis, um noch von ihm Abschied zu nehmen. Er fand ihn eben daran, wie er seine Kleider in ein Bündel zusammenband und sich zum Abmarsch fertig machte. Einige Lebensmittel, mit denen ihn seine christlichen Freunde für die Reise versehen hatten, ließ er für seine armen Mit-

gefangenen zurück in der getrosten Zuversicht, daß ihn der Herr unterwegs mit dem nötigsten versorgen werde. Dann wandte er sich zu seinen Mitgefangenen und rief ihnen zu: „Ich habe lange genug mit euch über Mohammed gesprochen, daß euch derselbe nicht selig machen kann, sondern allein unser Heiland Jesus Christus. Ihr wisset genug von der Wahrheit, um durch sie, so ihr sie annehmet, den Weg zur Seligkeit zu finden." Einmütig erhoben sich alle Gefangenen mit ihren schweren Ketten am Hals und wünschten ihm ein friedlich Geleit und daß Gott und der Heiland, dem er vertraue und diene, ihn schützen wolle. Acht Soldaten verbrachten ihn dann in das Haus des Militärobersten.

Sein Freund Absalom war ihm hierher gefolgt und fand im Gehöft des Obersten über 200 Muselmänner versammelt, die aus Neugierde herbeigekommen waren, um den Mann zu sehen, der es gewagt hatte, den Priestern Trotz zu bieten und die Autorität des Propheten zu leugnen. Ein Offizier, der eben aus dem Haus kam, konnte nicht umhin, die Aeußerung zu thun: „Das ist ein merkwürdiger Mann. Er ist kühn wie ein Löwe. Ein Mullah (Priester) ist eben bei ihm gewesen, um ihn seines Irrtums zu überführen, aber er weiß ihm auf alles zu antworten, sodaß der Mullah mit niedergeschlagenem Gesicht wieder abgezogen ist."

Absalom erhielt nun Erlaubnis den Gefangenen noch einmal zu sehen. Er ging zu ihm hinein und ungestört konnten beide miteinander sich eine kurze Zeit lang unterhalten. Unter anderem fragte ihn Absalom, ob denn auch sein Glaube stark genug sei, um alle weiteren Proben auszuhalten. Ibrahim konnte ihn versichern, daß sein Glaube mit jedem Tage mehr erstarke und daß er selbst den Tod nicht fürchte. Schließlich machte ihn sein Freund noch darauf aufmerksam, daß es keine menschliche, sondern eine göttliche Fügung sei, die ihn nach Tabris kommen lasse, damit er auch dort vor hoch und niedrig Zeugnis ablegen könne. Ehe sie sich verabschiedeten, knieten sie vereint nieder und beteten miteinander, während die Draußenstehenden durch die großen Fenster hereinblickten. Es war wie eine Erhörung, daß der Oberst bei ihrem Heraustreten den Wächtern zurief: „Nehmt euch in acht, daß ihr den Gefangenen nicht mißhandelt, noch irgend etwas gegen seine Religion äußert!" Ibrahim trat darauf seinen Marsch nach Tabris an.

Hier angekommen, lieferten ihn seine Wächter im Gefängnis ab, waren aber freundlich genug, der Mission in Tabris davon Mitteilung zu machen und die wenigen Habseligkeiten des Gefangenen hier abzugeben. Unseren Mirza Ibrahim erwartete dagegen ein schweres Los. Er wurde nicht nur mit Ketten belastet in das allerschlimmste Gefängnis der Stadt geworfen, sondern auch mit einer Abteilung von Mördern zusammengekettet. Solche Verbrecher werden in Persien gewöhnlich abteilungsweise zu zehn oder zwölf zusammengeschlossen, wobei der einzelne einen eisernen Ring oder Kragen um den Hals trägt, während eine durchlaufende Kette sie mit einander verbindet. Manche von ihnen tragen auch noch schwere Eisen an den Füßen. In solcher Gesellschaft sah sich nun Ibrahim, der nichts weiter verbrochen hatte, als daß er sich zum Namen Jesu bekannt hatte. Die Gefängniszelle starrte so von Schmutz und Ungeziefer, daß er sich genötigt sah, die Missionare um eine Matte zu bitten, auf der er sein Nachtlager aufschlagen könne. Seine christlichen Brüder waren zwar bereit alles zu thun, was in ihren Kräften stand, um seine Lage zu erleichtern; aber sie wie er wußten nur zu gut, daß damit seine Lage nur verschlimmert wurde, wenn sie sich zu ihm als teilnehmende und helfende Freunde bekennen würden. Man konnte ihm deshalb nur unter der Hand und durch vorsichtige Vermittelung anderer einige Lebensmittel zukommen lassen. Auf solche Hilfeleistung sind aber die Gefangenen in Persien, wenn sie nicht verhungern sollen, angewiesen, da man grausam genug ist, denselben keinerlei Nahrung zu verabreichen. Sie sind deshalb, wenn ihnen nicht eigene Mittel oder Freunde zu Gebote stehen, in der beklagenswertesten Lage. So war auch Ibrahim genötigt, seinen Mantel zu versetzen, um sich Brot zu kaufen.

Seine größte und schwerste Anfechtung war ihm aber der Umstand, daß er mit der schlimmsten Sorte von Verbrechern zusammengekettet war, und es war sowohl sein als seiner christlichen Brüder inständiges Gebet, daß er aus dieser Gemeinschaft erlöst würde. Es sollte auch nicht unerhört bleiben. Sei es sein geduldiges Benehmen, sei es, daß er sein tägliches Brot mit seinen Mitgefangenen teilte — kurz, eines Tages wurde er von der gemeinsamen Kette befreit. Er durfte sein Neues Testament bei sich tragen und treulich predigte er das Wort des Lebens seinen Mitgefangenen. Eine merkwürdige

Erscheinung! Um des Evangeliums willen ins Gefängnis geworfen und von einem Kerker in den andern geführt, muß der Aufenthalt daselbst dazu dienen, zwischen den düstern Mauern der Gefängnisse den Gebundenen den Namen Jesu zu verkündigen. Wer denkt da nicht an den Apostel Paulus, dessen Bande ihn nicht hindern durften, den zu predigen, in welchem allein das Heil ist und dessen Ueberführung nach Rom dazu dienen mußte, daß er auch in der Weltstadt und in des Kaisers Haus Zeugnis ablegen konnte. Auch unser Ibrahim fand offene Herzen unter seiner Umgebung. Viele der Gefangenen wurden tief bewegt durch sein Zeugnis, und einer derselben, ein Mörder, wurde so reumütig, daß er ein unumwundenes Bekenntnis seiner Sünden ablegte.

Noch schmachtet Ibrahim, soweit unsere Nachrichten reichen, im Gefängnis und niemand weiß, was sein Los sein wird. Zwar darf man hoffen, daß man seines Lebens schonen werde, da die Civilbehörden zur Zeit ziemlich tolerant gesinnt sind und einige hochstehende Persönlichkeiten ein gewisses Mitgefühl für den armen Gefangenen zeigen; aber es läßt sich nicht voraussagen, ob dieselben dem Drängen der mohammedanischen Priester und dem Gesetz des Korans zu trotzen imstande sein werden und nicht doch dem Mann, der so offen mit dem Islam gebrochen hat, das Todesurteil sprechen werden. Ueberdies ist der Fall so in die Oeffentlichkeit gedrungen und der religiöse Fanatismus so vorherrschend, daß man das Schlimmste befürchten muß. Es bleibt uns nur das eine zu thun übrig, schreibt Dr. Shedd in Orumia, für Ibrahim zu beten, daß er treu bleiben möge bis in den Tod.

---

3. Vom Koran zur Bibel.

Vor einiger Zeit, schreibt der englische Missionar Dr. Clarke aus Indien, lernte ich einen jungen Mohammedaner, den Sohn eines angesehenen mohammedanischen Heiligen und Gelehrten, kennen, der um das Heil seiner Seele sehr bekümmert war. Eifrig durchforschte er den Koran, sein Religionsbuch, ob er darin Frieden für seine Seele finden möchte. Aber vergeblich war sein Suchen und Forschen. Der Koran gab ihm kein Licht. Und doch ward ihm ein Wink durch denselben, der ihn endlich finden ließ, was sein Herz ersehnte. Er wurde nämlich durch verschiedene Stellen im

Koran auf das Alte und Neue Testament aufmerksam, die sich darauf beziehen und in denen der Koran alt- und neutestamentliche Namen und Begebenheiten in verzerrter Form erwähnt.*) Da kam dem jungen Mohammedaner der Gedanke: vielleicht kann mir die Bibel der Christen Licht in meiner Dunkelheit geben. Durch zwei englische Damen, die sich gerade in jener Gegend aufhielten, wurde ihm sein Wunsch gewährt. Er erhielt von ihnen eine Bibel. Eifrig machte er sich über dieselbe her und fing mit dem Evangelium Johannis an. Als er an das dritte Kapitel desselben kam, das die herrliche Stelle enthält: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben" — da ging ihm das Licht von oben auf; er wußte nun, an wen er zu glauben hatte und in wem ihm das Heil angeboten sei. Von Stund an stand ihm fest, daß er Jesu nachfolgen und sich vom Islam lossagen müsse. Ohne zu zögern wagte er den unter Mohammedanern kühnen Schritt. Als sein Vater von seinem Uebertritt zum Christentum hörte, setzte er für jeden, der ihm seinen Sohn umbringen würde, eine Belohnung von 500 Rupien (etwa 1000 Franken) aus und versprach 200 Rupien dem, der ihm die frohe Kunde von seinem Tode überbringen würde.

Zwei Jahre hatte ich ängstlich über den jungen Mann zu wachen, daß er verborgen blieb. Endlich fand ihn sein Vater und es kostete viele Mühe, den Gesuchten in Sicherheit zu bringen. Schließlich begab sich der alte Mann wieder hinweg und zwar konnten wir ihm ein Neues Testament mit auf den Weg geben. Ein Jahr später kam derselbe wieder und berichtete: er habe noch andere Mullahs (mohammedanische Religionslehrer) um sich versammelt und mit ihnen das Neue Testament gelesen. Daraus hätten sie ersehen, daß es auch ein Altes Testament geben müsse, und so sei er denn in ihrem Auftrage erschienen, um auch dieses zu erhalten. Mit Freuden gab ich ihm ein solches. Einige Zeit darauf erschien Vater und Sohn und staunend hörte ich jenen sagen: „Der Gott meines Sohnes ist nun auch m e i n Gott; taufe auch mich auf den Namen Jesu Christi, an den ich glaube!"

*) So wird z. B. des Abrahams, Lots, Josephs, Mosis und selbst Jesu Erwähnung gethan.

Eine russische Nihilistin.

Eines Tages meldete man dem bekannten evangelischen Oberst Paschkoff, daß ein junges Mädchen ihn zu sprechen wünsche. Sie wurde vorgelassen. Ein paar Worte genügten, ihn aufzuklären, daß sie eine Nihilistin sei. Sie kam mit einer Bitte, von deren Erfüllung ihr Lebensglück abhänge. Sie liebte einen Nihilisten, der gefangen und verurteilt war. Die beiden hatten beschlossen, ihr Leben für ihre Sache einzusetzen; aber eines Tages war der unglückliche junge Mann in die Hände der Polizei gefallen.

Jetzt stand ihm eine lebenslängliche Verbannung nach Sibirien bevor, und das arme Mädchen, das ihn liebte, verzweifelte; allein sie gab noch nicht jede Hoffnung auf; konnte sie nur die Erlaubnis erhalten, seine Strafe zu teilen, dann war noch nicht alles verloren. Die russische Regierung erlaubt es den weiblichen Angehörigen der Gefangenen, diesen in die Verbannung zu folgen, wenn sie sich völlig dem gleichen Schicksal unterwerfen wollen. Sie wünschte daher mit dem Verurteilten noch getraut zu werden, damit sie ihm nach Sibirien folgen könne. Ihre Bitte bestand nun darin, der Oberst möchte ihr zur Ordnung dieser Sache behilflich sein.

Paschkoff hörte ihre Erzählung mit großer Teilnahme an und versprach ihr seinen Beistand. Ihre Bitte wurde erfüllt, und sie kam dann noch einmal, um ihm ihre aufrichtige Dankbarkeit auszusprechen. Er benützte die Gelegenheit und schenkte ihr ein Neues Testament und einige Schriften, die sie mit sich nach Sibirien nahm.

Fünf Jahre waren verstrichen. Eines Tages besuchte die Gräfin Schuwaloff ein Frauenhospital in Moskau. Sie ging von einer Kranken zur andern, trat an jedes einzelne Bett und teilte an die Frauen christliche Schriften aus. Sie wurden bereitwillig angenommen, und die teilnehmenden Worte der Gräfin gewannen ihr aller Herzen. Nun stand sie am Lager eines armen kranken Weibes, welches schmerzlich stöhnte. Ihre Krankheit war in hohem Grade peinigend; aber als die Gräfin ihr das heilige Buch zeigte, in dem sie Trost für ihre Seele und Linderung ihrer Leiden finden könne, da schien die Kranke ihre Schmerzen zu vergessen. Ein freundliches Lächeln belebte ihr bleiches Angesicht.

„O, ich kenne diese Bücher!“ sagte sie und zog unter ihrem Kopfkissen einige abgegriffene Schriften hervor, sowie ein kleines, sehr abgenütztes Testament. Diese Schriften hatte sie treu bewahrt während der fünf Jahre, die sie in Sibirien verlebt hatte. Obschon Nihilistin, hatte sie doch dieselben gelesen zur Erinnerung an den Mann, dem sie es zu verdanken hatte, daß sie ihren Gatten nach Sibirien begleiten durfte. Sie hatte nur wenig davon verstanden, aber die göttlichen Worte hatten ihr Herz mitten unter den Leiden und Entbehrungen der Verbannung getröstet. Entfernt von ärztlicher Hilfe, hatte sie während ihrer Krankheit die nötigste Pflege entbehren müssen. Ihr Zustand verschlimmerte sich infolge davon, und endlich zwangen sie die Leiden, ihren Mann zu verlassen und nach Moskau zu reisen, um dort Heilung zu suchen; aber es wurde nur schlimmer mit ihr, und jetzt wußte sie, daß ihr der Tod bevorstand. Wenn sie doch vor ihrem Sterben noch einmal Paschkoff hätte sehen können.

Als der Oberst von ihrem Wunsch hörte, besuchte er sie gelegentlich seiner Anwesenheit in Moskau im Hospital. Man kann sich die Freude des armen Weibes vorstellen; aber nur mit Mühe erkannte er in ihr das lebhafte Mädchen von ehedem wieder. Kurze Zeit nachher wurde sie in ein anderes Hospital gebracht, wo sie Besuche von christlichen Freunden erhielt. Ihr Herz war für Gottes Wort vorbereitet. Die Wahrheit drang in ihre Seele, und sie übergab sich dem Herrn; voll von Frieden und durchdrungen von Freude hatte sie jetzt nur den einen Gedanken: ihren Erlöser zu verherrlichen und seine Liebe zu verkünden. Dies behagte aber der Leitung des Spitals nicht, und unter irgend einem Vorwande wurde sie aus dem Spital gewiesen. Prinzessin X. ließ sie in ihr eigenes, reich ausgestattetes Spital in Joula bringen. Hier genoß die Kranke alle die Pflege, die ihr Leib und ihre Seele bedurften; alle Krankenpflegerinnen des Hauses waren von Gottes Liebe durchdrungen. Einige Monate später wurde das junge Weib nach dem Marienhospital in Petersburg gebracht, weil sie gebeten hatte, man möchte sie in die Nähe von Oberst Paschkoff bringen, dem sie ewige Dankbarkeit schulde. Hier starb sie im Glauben an ihren Heiland und mit der innigsten Bitte zu Gott, daß er sich auch ihrem Manne offenbaren möge.

Dies war im Jahre 1883, während noch der Kaiser Alexander II. lebte. Als sein Sohn den Thron bestieg, bekam der Präsident der griechisch-katholischen geistlichen Synode, Pobedonoszeff, einen besondern Einfluß. Paschkoff mußte nun Rußland verlassen. Jener Pobedonoszeff ist der gleiche, der die Verfolgung gegen die Lutheraner in den Ostseeprovinzen einleitete. Andere Männer wurden in gleicher Weise bedroht wie Oberst Paschkoff; aber die Frauen, gegen die man Nachsicht übte, blieben auf ihrem Posten und setzten in der Stille ihre Arbeit allen Hindernissen zum Trotz fort.

(Luth. Kirchenblatt.)

Laß dein Brot über das Wasser fahren.

Ein liebliches Zeugnis von der im Verborgenen wirkenden Kraft des Wortes Gottes entnehmen wir dem »Feuille réligieuse«. Ein kleines Mädchen in England äußerte eines Tages gegen seine Eltern den Wunsch, daß sie ihm doch zwei Neue Testamente schenken möchten. Auf die erstaunte Frage der Eltern, warum es gerade zwei Exemplare sein sollten, erwiderte die Kleine: das eine wolle sie für sich und das andere möchte sie der Mission schenken. Man gab ihr die beiden Testamente, und in das für die Mission bestimmte schrieb das Kind: Ein kleines Mädchen, das den Herrn Jesum lieb hat, wünscht von ganzem Herzen, daß der das liest, ihn auch lieben und an ihn glauben lerne. Dieses Neue Testament kam nach Indien und fand seinen Weg auf eine Missionsstation im Innern des Landes. Hier bekam es eine Frau, die zwar lesen, aber nicht schreiben konnte. Da es aber ihr sehnlicher Wunsch war, noch schreiben zu lernen, so war ihre Aufmerksamkeit sofort von der Inschrift auf der ersten Seite des Testamentes gefesselt. Die großen und deutlichen Schriftzüge der Kinderhand hatten es ihr angethan, und immer und immer wieder versuchte sie dieselben nachzuschreiben. Nach und nach wurde ihr aber auch der Sinn der Worte eindrücklich und die Frage tauchte in ihr auf: Wie, sollten etwa diese Worte gar für mich geschrieben sein? Sie fing nun ernstlich an, das Neue Testament zu lesen, die Augen wurden ihr aufgethan und sie lernte ihren Heiland kennen und lieben.

Jahre vergiengen. Das kleine Mädchen war inzwischen herangewachsen und dachte wohl nicht mehr an jenes Testament, das sie seiner Zeit der Mission geschenkt hatte. Aber die Liebe für die Mission war mit ihr großgeworden und es war der sehnlichste Wunsch ihres Herzen, dem Herrn unter den Heiden zu dienen. Sie wurde auch von einer Missionsgesellschaft angenommen und nach einer ziemlich entlegenen Station Indiens ausgesandt. Hier trat sie eines Tages in das Haus einer frommen Hinduchristin. Im Laufe der Unterhaltung zeigte ihr diese ein Buch, ein Neues Testament, und erzählte ihr, wie sie durch dasselbe zu Jesu, ihrem Heiland, geführt worden sei. Man denke sich aber das freudige Erstaunen der jungen Missionarin, als sie in dem Testament dasselbe wiedererkannte, in das sie vor vielen Jahren als kleines Mädchen jene Worte geschrieben hatte und die nun wirklich dazu gedient hatten, der armen Hindufrau den Weg zu Jesu zu weisen. Vereint knieten Beide nieder und priesen Gottes Wunderwege und dankten dem, der sie Beide zu sich gezogen hatte.

Bücheranzeige.

Im Verlag von Adolf Geering in Basel sind neu erschienen:

Biblisches Spruch-Register. Ein Handbuch für Bibelleser zum leichten Auffinden der wichtigsten Bibelsprüche. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. 228 S. Fr. 2.

Ein treffliches und bequemes Nachschlagebuch, das ursprünglich als Basler Spruch-Register im Jahre 1764 erschien und später im Jahr 1836 von Pfr. Eduard Bernoulli neu herausgegeben wurde. In seiner jetzigen überarbeiteten und verbesserten Gestalt wird es gewiß vielen Bibellesern, wie schon früher, eine erwünschte Gabe und ein Wegweiser in der heiligen Schrift sein.

Das Hohe Lied im Neuen Testament. 1Kor. 13. Von Carl Rahm. 35 S. 60 Cts.

Das Schriftchen besingt in dichterischer Form das 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes, wobei alle einzelnen Grundgedanken dieses neutestamentlichen Hohen Liedes in inniger, aber nüchterner und gedankenreicher Weise zum Ausdruck kommen.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

L. Reinhardt, Buchdruckerei, Basel.

Stanford University Libraries
3 6105 012 818 048

BV
2000
E8
1892

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.